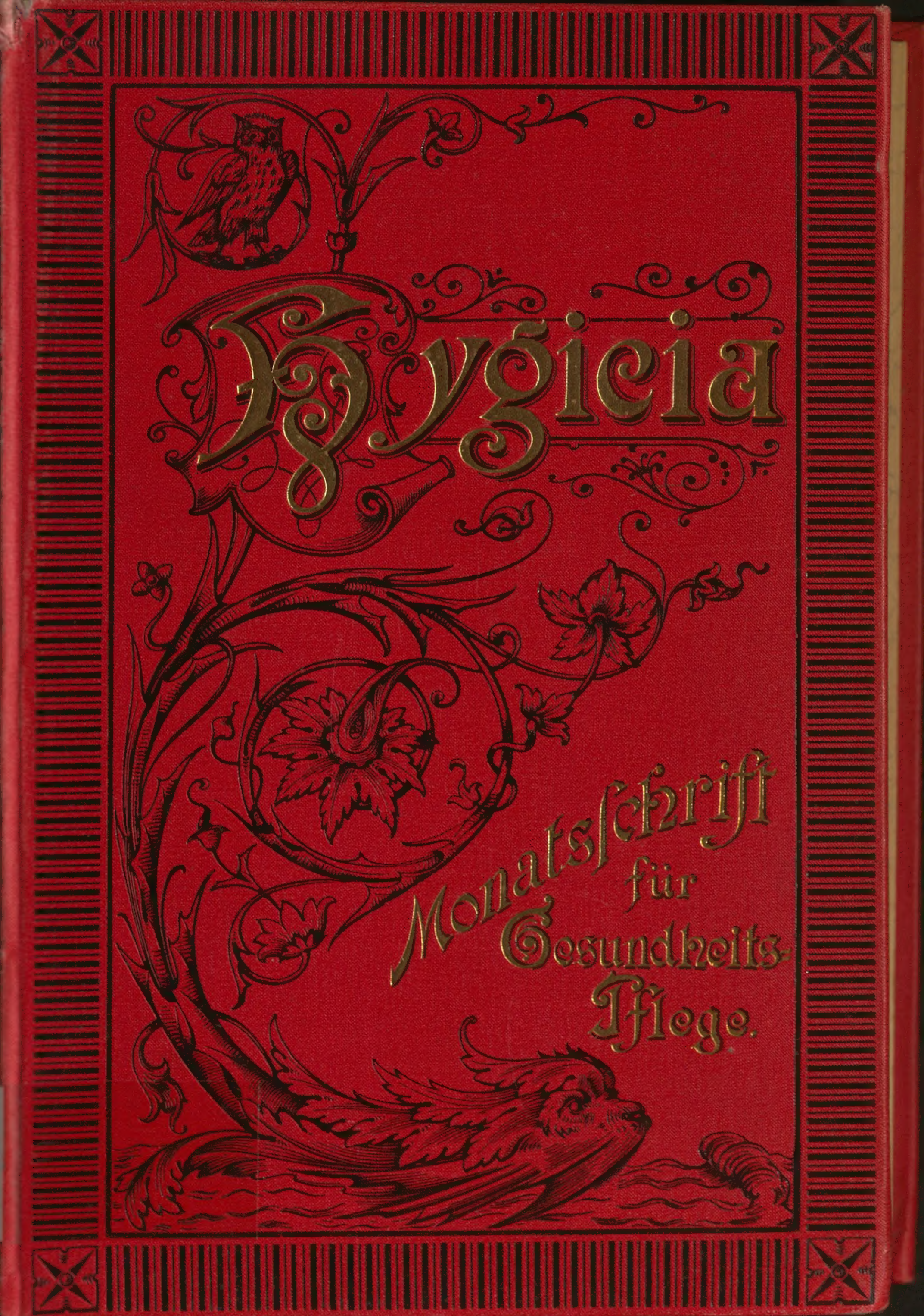
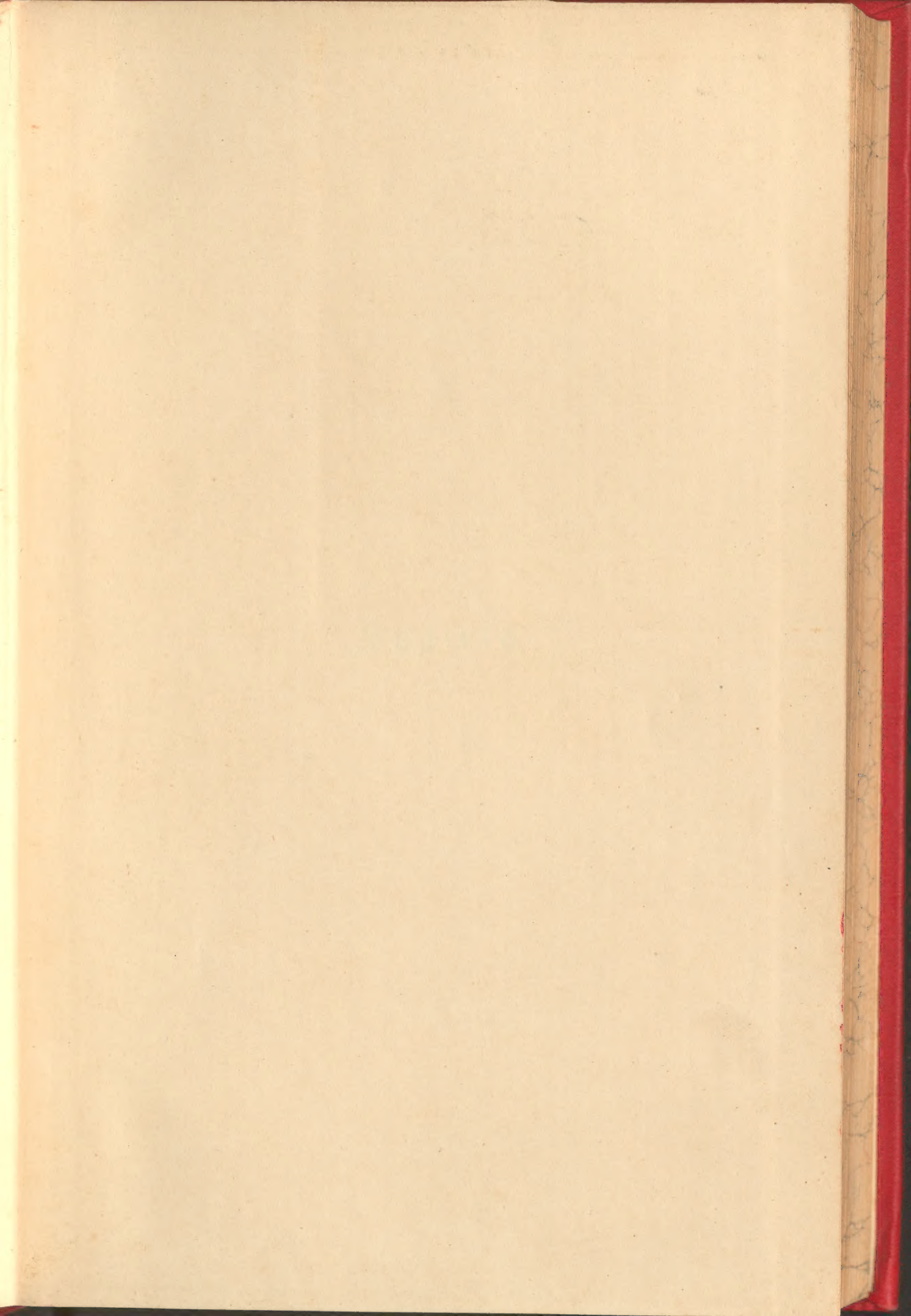
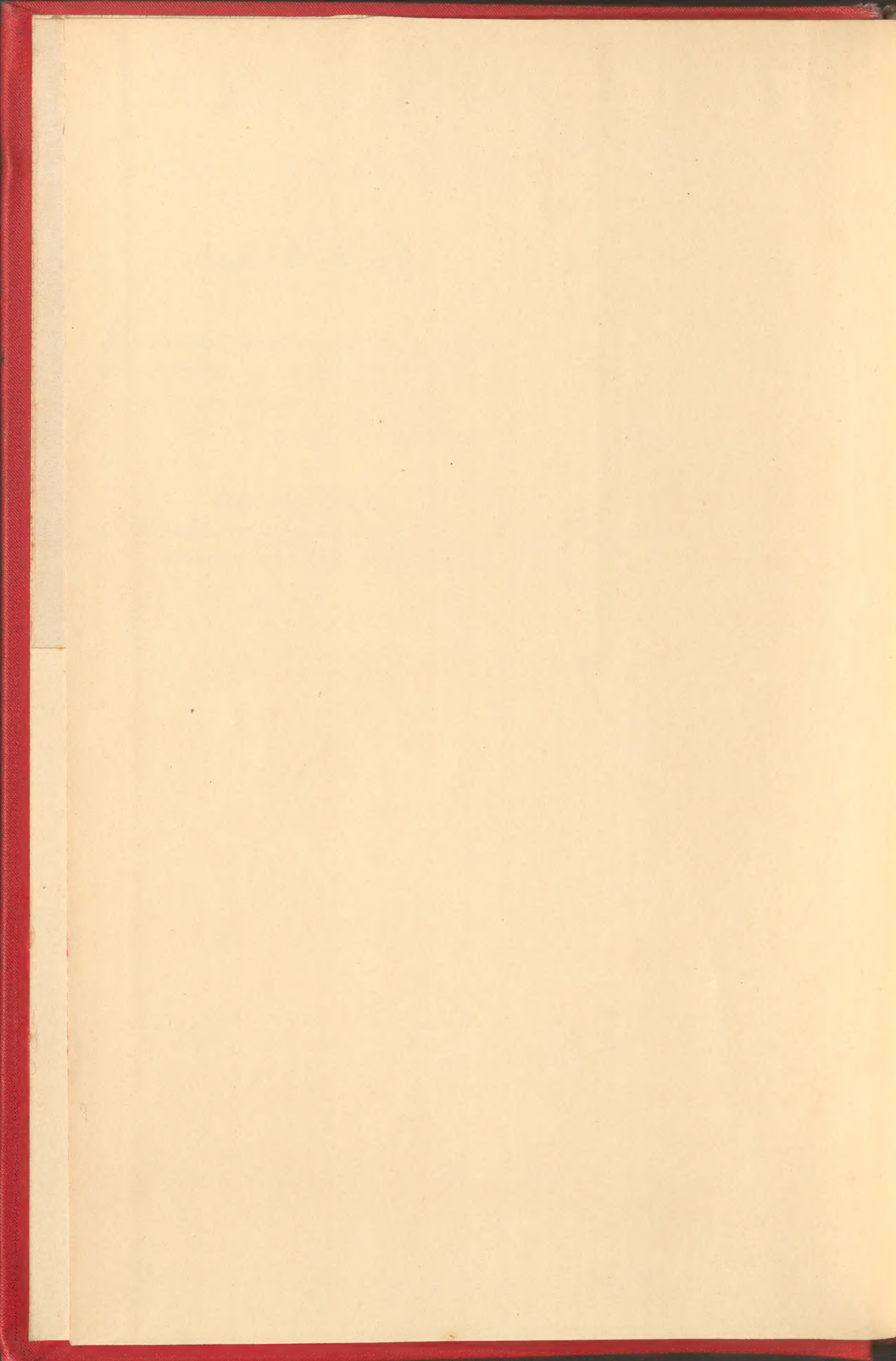
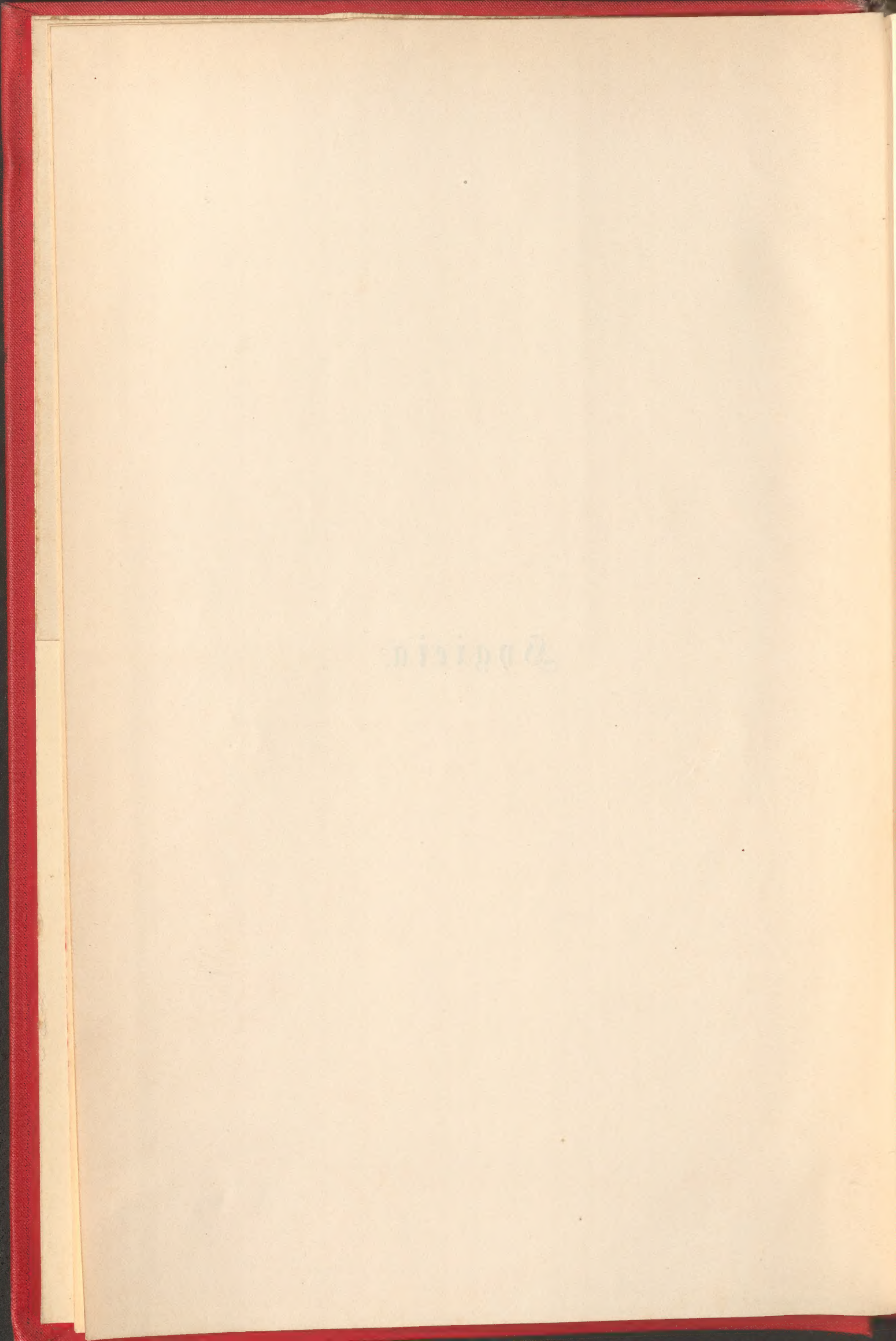

Hygieia
Monatsschrift für Gesundheits-Pflege.





Hygieia.



Hygieia.

Monatsschrift

für

hygieinische Aufklärung und Reform

herausgegeben von

Sanitätsrat Dr. Carl Gerster,
Kurarzt in Braunfels, Kreis Wetzlar (Rheinpreußen).

Elfter Jahrgang.
1897/1898.

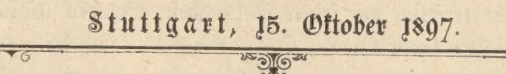
A. Zimmer's Verlag (Ernst Mohrmann) Stuttgart.



Druck von Beisbarth & Woelffel (W. Fortagne) Stuttgart.



Stuttgart, 15. Oktober 1897.



Ueber die Notwendigkeit der Verbreitung volkstümlicher Gesundheitspflege durch die Aerzte.

Nach einem Vortrag von Dr. **Hinz**, Neusalz a. O.

Als Thema unseres Abends habe ich die Besprechung der Frage gewählt: Wie werden wir gesund? Wer sind diese Wir? Wird nicht mancher diese Ankündigung gelesen haben, ohne sich gemeint zu glauben? Und doch wie viele Menschen sind denn gesund!? Wie wenig von uns sind denn noch niemals krank gewesen, bezw. stets im Besitze voller Gesundheits- und Arbeitsfähigkeit gewesen? Und wenn es wirklich schon Einige unter uns giebt — wie viele haben denn die Gewähr, niemals in Zukunft krank zu werden? Ich glaube niemand.

Das arbeitsvolle Leben stürmt täglich, ja stündlich gegen unsere Gesundheit an, wie die Wellen des ruhelosen Meeres an des Festlands Strand. Trachten wir darnach in diesem Lebenskampf nicht einen Strand zu haben von losem Sand, sondern von sturm- und wogensicheren Felsen! Fragen wir nun noch einmal, an wen konnte die Ankündigung unseres Themas gerichtet sein: Wie werden wir gesund? An Jedermann, an alle Menschen! denn wir alle können stündlich in die Lage kommen, an mangelnder Gesundheit zu leiden, oder thatsächlich mehr oder weniger schwer zu erkranken.

Daß aber so viele Menschen schon krank sind, wo sie es nicht wissen oder kaum ahnen, daß sie nur jene schwere Gesundheitsschädigung erst für Krankheit halten, die den Menschen für längere Zeit auf's Kranken-Lager niederwirft, dieser traurige Übelstand hat seinen Grund in der Unkenntnis des Wesens und des Empfindens vollkommener Gesundheit bei den meisten Menschen. Wie wenige besitzen doch das Göttergeschenk vollkommener und dauerhafter Gesundheit. Ja, der erfahrene Arzt wird mit Recht die Behauptung aufstellen können: Nur der Glückliche ist gesund — und nur der Gesunde allein kann ganz glücklich sein!

Diese beiden Begriffe decken sich; denn man denke sich einen Menschen mit allen sogenannten irdischen Gütern gesegnet, den heftiges Zahnweh oder Kopfweh plagt — er ist ein bemitleidenswertes Geschöpf — oder umgekehrt: es erscheint uns heute Jemand als das Urbild wahrer Gesundheit —, morgen aber trifft ihn schon ein Todesfall in der Familie, oder ein wirtschaftlicher Verlust, oder eine Ehrenkränkung, oder gar ein Liebesgram: wird der Bedauernswerte nicht ernstlich an seiner Gesundheit Schaden leiden, sobald die Ursachen längere Zeit fortwirken? Ganz gewiß — und jeder Arzt kennt nur zu gut diese psychischen Gesundheitsschädigungen, die man oft lange mit sich herumträgt und dadurch nur noch mehr verschlimmert. Zumeist bekommt der Arzt die Krankheiten erst in einem weit vorgeschrittenem Stadium zur Untersuchung und Behandlung. Dementsprechend sind denn auch häufig die Heilerfolge mangelhaft und unbefriedigend.

Die Gründe dafür, daß wir Ärzte die Krankheiten so vielfach spät, oft zu spät in Behandlung bekommen, sind mehrfacher Art:

1. Zunächst unterschätzen die meisten Menschen den Beginn einer Krankheit oder vertrauen zu lange auf ihre gute Natur, welche die Störung so nebenbei in der Berufsarbeit bezw. in der Erholungszeit ausgleichen wird. Sehr viele wissen auch nicht, wo Gesundheit aufgehört hat und bereits Krankheit vorhanden ist.

2. Aus reiner Nachlässigkeit und Gleichgültigkeit verschieben oder unterlassen manche Menschen, Arzt und Behandlung aufzusuchen, was auch bei denen sogar vorkommt, die Arzt und Medikamente frei haben.

3. Sodann ist es eine schwer zu ergründende Scheu mancher Leute, selbst Männer, sich vom Arzte untersuchen zu lassen, ein Grund, der nicht selten Patienten zum Ziehmann bezw. Kurpfuscher treibt, weil diese Leute so klug seien bezw. so viel Wunderkraft besitzen sollen, daß sie den Kranken auch ohne genaue Körperuntersuchung gesund machen können.

4. Daß Frauen aus Scheu vor dem Arzt und Besorgnis vor Untersuchung fern bleiben und lieber lange Zeit die größten Schmerzen ertragen, weiß jeder Arzt und viele Frauen jedenfalls noch besser. Teilweise ist diese Scheu durch falsche Erziehung künstlich groß gezüchtet.

5. Die große Furcht, welche bei vielen kleinen Kindern vor dem Arzt besteht, ist fast stets eine Folge falscher Erziehung der Eltern und Angehörigen.

Man benützt den Arzt sehr häufig als Schreckmittel, indem man dem Kinde mit dem Arzte droht, oft auch darauf hinweist, daß er schneiden wird! So geringfügig diese Unart, diese falsche Erziehungsmethode auch manchen Eltern erscheinen mag, nichtsdestoweniger weiß jeder erfahrene Arzt, wie nachteilig sie sich bei Behandlung solcher Kinder erweisen kann, ja daß indirekt diese Thorheit der Eltern auch wohl mit dem Tode des geliebten Kindes bezahlt werden muß. Die Mutter sollte ganz im Gegenteil den Arzt ihrem Kinde nur als wohlwollend und freundlich schildern.

6. Außer den bisher angeführten Gründen für das zu späte Eintreten in ärztliche Behandlung ist vornehmlich bei der großen Mehrzahl der Bevölkerung der Geldpunkt maßgebend.

Und wie kann das auch anders sein?

Die meisten Menschen leben von der Hand in den Mund, Arbeitslosigkeit bedeutet schon große Not bei ihnen, Krankheiten aber die allergrößte!

Diese angeführten Behinderungsgründe fortzuschaffen, dürfte nicht ganz leicht sein.

Und doch wird es von Jahr zu Jahr notwendiger, daß hier Wandel geschaffen wird, denn der Krankheiten werden nicht weniger, sondern im Gegenteil mehr. Und dies trotz der Fortschritte auf fast allen Gebieten der Medizin, trotz der jährlich in erhöhtem Maße und vergrößerten Anzahl praktisch wirkenden Ärzte. Der Gesundheitszustand der Menschen geht zurück, unser Volk wird in einem großen Prozentsatz schwächlich — die Schwindsucht mordet jährlich ärger als der Krieg — das Soldaten-Kontingent verschlechtert sich zusehends, besonders in den Städten.

Viele einsichtige Männer erkennen diese Gefahr, ohne die Gesamtheit der Gründe, für das Bergabgehen unserer Volkskraft genügend zu kennen, geschweige denn zu würdigen oder gar beseitigen zu können.

Beruf und Lebensweise fordern in unserem in Arbeit sowohl wie in Genuß sich überstürzenden Zeitalter von den meisten Menschen täglich mehr Körperkräfte, als man wieder bei der Erholung und meist bei der zu kurzen Nachtruhe sammeln kann; so ist dann nach Wochen oder Monaten der Reservefond an Körper- und Geisteskräften verbraucht, dessen guter Bestand notwendig zum Wesen vollkommener Gesundheit gehört. Sind aber erst die Reservekräfte, diese Schutz- und Trutzmittel des Körpers dahin, dann steht unsere Gesundheit auf matten Füßen und schon ganz geringe Schädigungen, besonders wenn sie längere Zeit oder ununterbrochen wirken, machen den Körper krank und siech.

Es ist mit den Kräften unserer Gesundheit wie mit denen unseres Geldbeutels. Wer nur aus der Hand in den Mund lebt, keine Reservegroschen für Zeiten der Not und Arbeitslosigkeit zurücklegen kann, der ist übel daran und lebt in fortwährender Besorgnis um sein tägliches Durchkommen. Dieser ununterbrochene Sorgenzustand schädigt allein schon fortwährend die Ruhe unseres Gemütes, unser Nervensystem und macht uns

gegen Krankheiten weniger widerstandsfähig. Wie man also dem Arbeiter und Jedermann im wirtschaftlichen Leben zurufen muß: „Spare für die Zeit der Not" so muß man jedem, der gesund bleiben will, den ernstlichen Rat geben, „versieh dich mit Reservekräften täglich, damit die überall lauernden und uns umgebenden Krankheiten dir nichts anhaben können!"

Dieser Mahnruf aber: Wache und arbeite, schlafe und ruhe aus für deine Gesundheit, im richtigen Maße und in harmonischem Wechsel, wie oft und ernstlich er auch schon erhoben sein mag — er ist schwer, sehr schwer zu erfüllen! Und Sie fragen warum? Je komplizierter das Leben — je höher die Kultur und je größer die Lebensansprüche der Einzelnen und Aller werden, desto mehr steigern im allgemeinen sich diejenigen Schädlichkeiten, aus denen für den Menschen Krankheiten erwachsen können. Sie zu beseitigen oder abzuschwächen hat man bisher nicht hinreichend betrieben. Die Möglichkeit krank zu werden ist für jedermann mit der Höhe der Kultur gestiegen. So lange ein Volk in seiner Mehrheit mit Ackerbau und Fischfang beschäftigt ist — so lange ist um einen befriedigenden Gesundheitszustand wenig not; wenigstens sind fast alle Übelstände, die zumeist in mangelhafter Wohnung, Kleidung und Nahrung bestehen, hier noch leicht zu übersehen und zu beseitigen, wenn nur der gute Wille da ist. Anders aber liegen die Verhältnisse, sobald eine Bevölkerung sich der Industrie- und der Fabrikarbeit widmet und ein städtisches Leben führt. Eine schier unendliche Reihe von Schädlichkeiten tritt bald an den Arbeiter heran, deren Gesamtheit und besonders deren beständiges Fortbestehen und Einwirkung die schwersten Schädigungen der Gesundheit im Gefolge haben können! Hier reicht der gute Wille der Einzelnen, gesund zu bleiben, nicht mehr aus, wie auf der früheren und einfacheren Kulturstufe, denn mit der neuen Arbeit und Lebensweise lernt der Arbeiter und jeder eines Berufes Beflissene deren Gefahren für die Gesundheit nicht in gleichem Maße verstehen, wie dieselben an ihn herantreten und wachsen, geschweige denn zu würdigen und zu beseitigen.

Das Verstehen und Würdigen der Gefahren, kurz die Selbsterkenntnis ist vor allen Dingen notwendig und zwar bei allen Bevölkerungsklassen; nur auf diese Weise wird eine wirkliche und dauernde Besserung der gesundheitlichen Verhältnisse des ganzen Volkes anzubahnen sein. Es bedeutet diese Aufgabe aber ein großes Stück Kulturarbeit.

Wie und mit welchen Mitteln wird es nun möglich sein, dieselbe zu leisten?

Es werden die Publizisten sagen: „Für Aufklärung wird in umfangreicher Weise durch die Tagesblätter und die Litteratur gesorgt! Da kann sich jeder genügend Belehrung holen. — Die Medizin ist heute so weit popularisiert, daß auch der einfachste Mann sich Belehrung und Hilfe schaffen kann (?!) Viele Ärzte und Nichtärzte sind durch Wort und Schrift thätig, das Wesen der Krankheiten aufzudecken, um dieselben zu heilen oder vermeiden zu lehren." Ich gebe zu, Manches, ja Vieles geschieht heutzutage bereits, um Elend und Krankheit zu lindern.

Große Mittel werden aufgewandt, sowohl vom Staate wie von Privaten.

Aber, so wollen wir weiter fragen, in welchem Verhältnis dazu stehen denn die Erfolge? sind dieselben entsprechend groß und gut? O, nein! bei weitem nicht! Statt uns dem ersehnten Ziel einer allgemeinen Volksgesundheit zu nähern, rückt es uns immer weiter abwärts und in die Ferne. Darum behaupte ich, wir haben nicht genug gethan, oder nicht verständnisvoll gehandelt, um unser Volk gesund und kräftig zu erhalten! Und doch ist man berechtigt zu behaupten, wir könnten mehr, viel mehr erreichen — und sogar mit weniger Mitteln, wir müssen dieselben nur richtig und am rechten Platze anzuwenden lernen.

Aber mit der rechten Praxis hapert es ja leider in so vielen Berufsarten.

Wie steht es heute in unserem Staate? Wer sorgt für unser Recht und unsere Rechtsprechung, wir sagen: die Gesetze und die Richter! Und doch ist es soweit gekommen, daß viele Staatsbürger auf ihr natürliches Recht lieber verzichten, als eine kostspielige Rechtsnachsuchung und einen Richterspruch von zweifelhaftem Ausgang nachzusuchen!

Wer sorgt für unsere Gesundheit, wer befreit uns von Krankheiten? Man sagt und wünscht es von den Ärzten. Und doch fürchten die meisten Menschen deren Rat und Hilfe zu holen! Welche Ähnlichkeit der Leistungen beider in das Volksleben so tief eingreifenden Berufsarten!

Wir führten früher schon fünf Gründe hiefür an. Um diese Gründe fortzuschaffen müssen wir reformieren, gründlich reformieren, denn das gesamte Gesundheitswesen ist reformbedürftig.

Sie werden antworten: Es wird ja bei den Ärzten bezw. in der ärztlichen Kunst und den Behandlungsarten fortwährend reformiert; allerdings, eine Behandlungsmethode löst die andere ab, sollte das nicht Veränderung genug sein? O, ja, da stimme ich Ihnen sogar bei und noch mehr, ich behaupte hier wird viel zu viel gemacht, hier könnte sogar nach dem Einfacheren hin reformiert werden, also gewissermaßen rückwärts reformiert werden.

Reformbedürftig ist dagegen am meisten das Besoldungssystem der Ärzte und zweitens die Art, wie die Ärztewelt die Sorge und Arbeit für einen guten Gesundheitszustand der ganzen Bevölkerung zu übernehmen und zu üben hat.

Die Honorierung der Ärzte ein wunder Punkt! Sie stellen, meine Herren, wirtschaftlich die Ärzte so, daß sie von Krankheit und Elend der Mitmenschen und zwar fast nur hiervon sich ernähren müssen!

Stellen Sie die bezahlten Feuerwehrleute etwa so an, daß sie nur für die Stunden eines Feuers honoriert werden? oder wollen Sie die Schutzleute so besolden, daß sie nur für jede einzelne Verhaftung honoriert werden, im übrigen hungern oder betteln gehen können? Die Verhaftungen würden dann gewiß statt weniger zu werden, sich sehr bedeutend steigern.

Können Sie von dem praktischen Arzte, dem Stadtarzte, dem Land=

arzte, dessen Praxis sich nur erstreckt auf einen kleinen Bezirk, dessen Größe bei zunehmendem Ärzte-Andrang sich noch an vielen Orten von Jahr zu Jahr verkleinert, können Sie von diesem verlangen, daß er täglich Gott bitten möge, Krankheiten zu verhindern? Darf er die Menschen über das Wesen, die Entstehung und Verhütung von Krankheiten unterweisen, mehr als erheuchelte Teilnahme und der sogenannte gute Ton es verlangen? O ja, er darf es wohl und wenn er „dummerweise“ aufopfernd genug war, es längere Zeit zu thun — wird er zu seiner Überraschung erfahren müssen, daß seine Klientel sich verkleinert; die Leute werden nicht krank oder versuchen, sich nach den Angaben ihres „guten Doktors“ zunächst selbst zu kurieren, was auch vielfach gelingt, selbst wenn auch einmal einige Todesfälle mit unterlaufen! Das ist dann Gottes Fügung! „Da hätte der Arzt ganz entschieden auch nicht helfen können!“ Zu ihrem Arzte aber sagen diese Leutchen nachher, wenn die Sache günstig verlaufen ist: „Wissen's lieber Doktor, ich war schwerkrank, ich wollte Sie schon alle Tage holen lassen“ oder „ich wollte Sie beinahe schon holen, aber ich dachte, Sie würden zu viel zu thun haben, da wollte ich Sie nicht erst belästigen und da hab' ich mich halt selbst kuriert! Was Sie uns einmal am Biertisch geraten haben, das hat famos geholfen“.

In diesen paar Worten liegt ein ganzes Programm verborgen!

Zunächst suchen die meisten Menschen die ärztliche Hilfe möglichst zu umgehen, nur in der größten Not, wenn die eigenen und aller Nachbarn und Muhmen Künste zu Ende sind, ruft man ihn, vielfach ohne ihn zu bezahlen. Um das Wohl und Wehe des Arztes und seiner Familie kümmert sich natürlich kein Mensch. Wie viel wohl mögen in Sorgen leben? Aber wird nicht jeder Arzt, selbst wenn er von Natur der größte Menschenfreund ist, schließlich der reine Egoist werden, gleich wie seine Klientel und alle gewöhnlichen Sterblichen es zumeist sind? Es wäre ein Wunder, wenn er es nicht würde!

Und in der That tritt uns diese Erscheinung alltäglich vor Augen, man muß nur durch die äußere Form in's innere Wesen, durch den Schein der Höflichkeit, Teilnahme, Heuchelei und Kunst dem Wesen in's Auge sehen.

Aber das muß doch zur Ehre unseres Standes gesagt werden, die meisten von uns Ärzten arbeiten und mühen sich ab, um ihre Schuldigkeit an jedem einzelnen in Behandlung kommenden Fall zu thun; daß wir vielfach zu lang verschleppte Krankheiten sehen und kurieren müssen, das ist nicht unsere Schuld, daß wir aber jedem Einzelnen Belehrung über Verhütung von Kranlheiten geben sollten und daß jeder Arzt öffentlich über Verhütung von Krankheiten „Vorträge“ halten müßte, das von uns Ärzten allgemein zu verlangen, hat das Publikum kein Recht, weil es andererseits die entsprechenden Pflichten nicht erfüllt. *Unsere Zwitterstellung, in der uns Wissenschaft und Humanität Belehrung und Verhütung von Krankheiten zur Pflicht machen — unser Erwerbstrieb*

und die wirtschaftliche Not dagegen diese Art der Bethätigung in unserem Berufe uns verbieten — diese elende Zwitterstellung ist eines hoch kultivierten Volkes unwürdig!

Die große Frage tritt nunmehr an uns heran: Ist es ratsam, hier Wandel zu schaffen, ist es möglich, bessere Zustände herbeizuführen und welches sind die einfachsten und am meisten befriedigenden Mittel dazu?

Ist es ratsam? Nun für wen denn nicht? Gewiß werden manche Ärzte sich heute pekuniär so vortrefflich stehen, daß sie keine Veränderungen wünschen. Und doch würden sie ihnen wohlthuend sein! Denn betrachtet man die Arbeitslast und den ganzen Lebenslauf dieser sogenannten „Glücklichen" näher, so werden Eingeweihte unschwer erkennen, daß diese „Großen" eine wirkliche innere Befriedigung und wahres Menschenglück nicht finden können, es sei denn, man erachtet das ewige Abrackern nach Geld und bloßen Gelderwerb für das höchste Menschenglück. Die Berufsthätigkeit und meist auch die mehr oder weniger ungern übernommene Beteiligung an aller Art gesellschaftlicher Vergnügungen ist bei vielen gesuchten Ärzten meistens so groß, daß bald Körper und Gemüt, daß Familienleben und Freundschaften bedenklich darunter leiden!

Wenn diese Scheinglücklichen und Pseudogrößen es sich nur recht überlegen wollten, so würden sie finden, daß Reformen möglich sind, die auch für sie heilsam sein könnten.

Ist es ratsam für Publikum und Staat, daß Reformen im Medizinalwesen eingeführt werden? Oder hat letzterer an dem jetzigen Zwittersystem ein berechtigtes Interesse? Ich denke, es wird alles auf die Art der Reformen ankommen.

Versuchen wir zunächst hiervon einen Grundriß zu geben.

Unser ganzes Reformwerk, wie es uns vor Augen schwebt, muß folgender Grundgedanke durchziehen: Das Bestreben der gesamten Ärztewelt muß dahin gehen, daß die Menschen alle, in allen Bevölkerungsklassen, einen möglichst hohen Grad von körperlicher und geistiger Gesundheit erreichen und erhalten, die sittliche Gesundung wird, das behaupte ich, sich dann leichter einstellen.

Sollen aber die Ärzte dieses Bestreben ernstlich auffassen und andauernd durchführen, dann muß ein anderer Bezahlungsmodus gefunden werden, dann müssen wir Ärzte so gestellt und honoriert werden, daß wir nicht mehr ein pekuniäres Interesse an einem schlechten Gesundheitszustande haben müssen; ja wir müssen dahin kommen, daß Ihr Unglück, verehrte Anwesende, daß der Patienten Unglück auch zugleich das unsrige wird, und daß Ihr guter Gesundheitszustand zugleich zu unserm eigenen Vorteil sich verwandelt.

Wie ist nun diese totale Umwälzung zu ermöglichen? Man hat gesagt, das einfachste Mittel ist, die Ärzte zu verstaatlichen. Ob es das einfachste ist, will ich dahingestellt sein lassen: das beste ist es jedenfalls nicht. Gewiß, die Ärzte würden kein pekuniäres Interesse mehr daran haben, daß

es recht viele und recht lange andauernde Krankheiten giebt — ganz wie die Richter kein pekuniäres Interesse daran haben können, daß es recht viele Prozesse giebt, was ja der Fall sein müßte, wenn sie nur für die einzelnen Prozesse honoriert würden, sonst aber kein Gehalt bezögen! Trotzdem nun ein so trauriges Besoldungssystem bei den Richtern glücklicherweise nicht herrscht, werden dennoch viele Menschen behaupten, daß sie nicht zu ihrem Recht kommen können, weil sie den Rechtsweg fürchten und das Recht zu wenig kennen bez. verstehen. Darum hat ja auch die Rechtspflege sich bereits zu einer Art Hygieine und Verhütung von Prozessen verstanden. Sie versucht durch die Schiedsrichter Streite zu schlichten und sucht durch den Einfluß der Schöffen und Geschworenen dem Bedürfnis des Volkes nachzukommen. Die hohe Kunst der Rechtspflege ist bereits ein gutes Stück weit unter das Volk gegangen; hat die Kunst der Gesundheitspflege nötig, den gleichen Gang zu fürchten? Keineswegs, aber sie muß der Eigenartigkeit ihrer Natur entsprechend auch die Mittel dazu eigenartig wählen. Es hat den Anschein, als könnten die Einrichtungen und Bestrebungen in der Rechtspflege den Ärzten zum ausschließlichen Vorbild dienen und doch glaube ich, würde ein derartiger Versuch fehl schlagen. Derartige Einrichtungen würden wahrscheinlich das Publikum am wenigsten befriedigen. Denn das Beamtentum wird mehr oder weniger Bureaukratismus im Gefolge haben, eine Lebensluft, in welcher die ärztliche Kunst und der ärztliche Erfolg nicht gut gedeihen. Denken wir uns den Arzt als reinen Staatsbeamten — wer soll denselben kontrolieren? Eine Kontrole ist einfach unmöglich. Beamtentum ohne Kontrole und Aufsicht aber dürfte schwerlich lange Bestand halten!

Und doch muß ein System, ein Besoldungs-Modus, eine so geregelte Thätigkeit der Ärzte und eine so gehandhabte Gesundheitspflege gefunden werden, daß nicht blos die Ärzte, sondern auch das Publikum und der Staat zu ihrem Rechte kommen.

Der Staat will gesunde, arbeitskräftige Bürger und tüchtige Soldaten haben, das Publikum will vor Krankheiten bewahrt bleiben, in die Lebensvorgänge der Gesunden Einsicht haben, will billig und gut behandelt sein, die Ärzte wollen ein gutes und gesichertes Einkommen haben, ohne Tag und Nacht überbürdet zu sein.

Es ist nicht leicht, Reformen und eine Organisation zu finden, in der alle diese Forderungen erfüllbar sind. Es sind mannigfache Pläne aufgetaucht, auf die ich hier nicht eingehe, weil ich glaube, daß sie die gesteckten Ziele nicht ermöglichen. Ich habe mich nun der Arbeit unterzogen, Reformen auszuarbeiten, deren Durchführbarkeit ich nicht für schwierig halte. Ich habe die Überzeugung, daß die vorher aufgestellten Anforderungen durch sie zu verwirklichen sind. (Diese Arbeit, im Verlage von J. Pröbster in Neusalz i. Schl., ist durch jede Buchhandlung zu erhalten. Sie ist betitelt: Soziale Reformen im Gesundheitswesen.) Da die Lektüre des Buches, in dem eine totale Neugestaltung unseres Gesundheitswesens erörtert ist, doch eine längere

Zeit in Anspruch nehmen würde, so will ich hier nur kurz auf einige Hauptforderungen zurückkommen. Es heißt darin: „Reformiert die soziale Stellung der Ärzte und deren Besoldungsmodus! Verbessert das Apothekenwesen, Hebammen-, Pflegerinnen- und Schwesterntum, stellt Ärztinnen an! Beseitigt oder reformiert das Kurpfuschertum! Macht die Ärzte zu Volkslehrern und zu freien Kommunalbeamten oder garantiert die Honorierung ihrer Thätigkeit! Gewährt jedermann ärztliche Behandlung und genügende Pflege! Zahle jeder für Behandlung nach seiner Steuerkraft! Laßt Kommune und Staat eine große, Alle umfassende Krankenkasse bilden! Und die Folge dieser Neuerungen wird sein: Dann heben wir alle Volksklassen, körperlich, geistig und sittlich, dann werden wir das erste Kulturvolk der Erde sein und die Führerschaft unter den Völkern übernehmen!“ Ich sagte: Man garantiere den Ärzten die Bezahlung ihrer Thätigkeit. Präziser ausgedrückt muß die Forderung heißen: Man garantiere jedem Arzte, dem man die selbständige Praxis gestattet, bezw. den man zum Kassenarzt oder halbbeamteten Arzt wählt, ein genügendes Einkommen; ein Zuwenig ist stets vom Übel, ein Zuviel an Einkommen und besonders an Arbeitslast kann es aber ebensogut werden und soll möglichst auch vermieden werden. Es folgt aus diesem Grundsatz, daß das freie Niederlassungsrecht und die Anhäufung von Ärzten entschieden nach der Bedürfnisgröße geregelt werden muß! Wenn es mit der Gesundung unseres Volkes nicht blos frommer Wunsch bleiben, sondern dieselbe ernstlich gefördert werden soll — und das muß jeder humane Mensch, jeder Patriot dringend fordern — dann ist es höchste Zeit, daß die Ausübung der ärztlichen Kunst nicht zum Kaufmanns-Geschäft degradiert bleibt, wie sie es leider und traurigerweise lange Zeit gewesen ist bis auf den heutigen Tag. Mögen die Erfolge der ärztlichen Wissenschaft noch so große werden, mag die ärztliche Kunst das Höchste leisten, damit diese schönen und kostspieligen Künste aber alle genügend an Ihnen, geehrte Zuhörer, an dem Publikum, an den Patienten ausprobiert, bewiesen und wirksam gemacht werden können, dazu müssen Sie ja doch zuvor ihre kranken Leiber auf das Siechenbett oder auf die Operations- und Schlachtbank legen. Wäre es nicht viel besser, es könnte so viel Unheil, Krankheit und Elend verringert bez. teilweise im Keime erstickt werden? Und daß das möglich ist, davon werden viele erfahrenen Ärzte überzeugt sein. Notwendig dazu aber ist, daß die Hygieine, die Lehre von der Pflege der Gesundheit und Vermeidung von Krankheiten Allgemeingut unseres Volkes wird! Was kann wohl dem Menschen so notwendig sein, zu wissen, als das Wesen seines Körpers und seiner Gesundheit, dem Fundament seines ganzen Daseins? Handelt unsere Erziehung nicht vielfach so thöricht, wie ein Mann, der ein Haus aufbaut auf elendem Grund und schwachem Fundament; jährlich baut er einer umgekehrten Pyramide gleich ein höheres und breiteres Stockwerk auf, bis der blinde, „arme Teufel“ mit Schrecken wahrnimmt, daß es anfängt, einzustürzen.

In der Volksschule, in Fortbildungsschulen, in Vereinen und Versammlungen müssen Ärzte, die ein ausgesprochenes Talent zur Belehrung besitzen, Vorträge halten und Unterricht geben! Sache erfahrener Ärzte ist diese Arbeit, von Laien wird diese schwierige Aufgabe nur selten erfolgreich gelöst werden können.

Vor allen Dingen müssen die Frauen und Mütter, die ja zumeist in der Familie die erste Hilfe bringen und die Entstehung von Krankheiten beobachten, weit mehr in das Wesen der Hygieine eingeweiht werden! Das bedeutet aber zugleich eine höhere körperliche, geistige und kulturelle Entwicklung der Frau. Was es aber für die Kinder und die ganze Familie bedeutet, wenn eine kluge, gebildete und vielseitig erfahrene Mutter im Hause waltet, im Gegensatz zu einer lüderlichen Wirtschaft, das werden Sie Alle wissen, der Arzt aber hat täglich Gelegenheit, diesen Unterschied zu beobachten!

Wirkliche soziale Reformen im Gesundheitswesen schaffen, heißt also eine große Kulturarbeit übernehmen, die ohne energische und allseitige Mitwirkung der Ärzte nicht möglich ist, erfolgreich zu verrichten!

Das Verständnis für diese Notwendigkeit muß vor allen Dingen erst in alle Volksklassen eindringen, dann werden Sie schon von selbst die Forderung erheben: „Gebt uns Ärzte, die unsere Lehrer sind, uns über das Wesen unserer Gesundheit aufklären, uns vor Krankheiten bewahren und Unglück schneller und allgemeiner vermeiden helfen!

In kurzen Worten:

„Macht die Lebens- und Gesundheitslehre populär und die Ärzte zu Volkslehrern!“

Ueber einige Beziehungen krankhafter Geisteszustände im sozialen Leben.

Es ist eine höchst eigentümliche Erscheinung, daß bei der auf vielen Gebieten so weit geschehenen Entwicklung der Kultur und bei allen auf die Hebung der Humanität gerichteten Bestrebungen doch Jahrtausende in der Geschichte der Menschheit dahingegangen sind, ehe die beklagenswertesten der Kranken, die Geisteskranken, eine richtige Würdigung erfuhren und demgemäß behandelt wurden. So oft auch seit den ältesten Zeiten der Medizin einzelne Ärzte darauf hingewiesen haben, daß die Geistesstörungen als Krankheiten zu betrachten wären, so haben ihre Meinungen doch zu keiner Zeit auch nur im Kreise der Fachgenossen weitere Verbreitung gefunden. Am besten waren die Irren eigentlich, soweit wir das zu beurteilen vermögen, im Altertum daran, wo man die Krankheitsäußerungen für Zeichen göttlicher Einwirkung hielt und die Betreffenden deshalb mit einer Art von scheuer Verehrung behandelte. Ähnliches ist noch heute bei manchen unkultivierten Stämmen und in einzelnen Teilen des Orients der Fall. Schlimmer stand es im Mittelalter, wo man mehr geneigt war, in der Verstandesstörung eine göttliche Strafe oder eine Einwirkung des Teufels und anderer bösen Mächte zu sehen. Die als geisteskrank Erkannten wurden, soweit sie die Aufmerksamkeit der Welt auf sich zogen, zunächst im Anschlusse an die Gefängnisse untergebracht, und wenn sie den Ärzten in die Hände fielen, waren sie kaum besser daran. Kräftige Aderlässe, gewaltsame Brech- und Abführmittel, Douchen, Drehstühle und Prügel wurden nicht gespaart, um die Äußerung ihrer Krankheit zu unterdrücken und sie durch Einschüchterung zu heilen. Wenn sie dann aus Angst vor solchen Mißhandlungen ihre Wahnvorstellungen verheimlichten oder widerriefen, sprach man triumphierend von Heilung. Betrübenderweise ziehen sich derartige Verirrungen bis in den Anfang unseres Jahrhunderts hinein. Mitten aus den Schrecknissen der französischen Revolution fällt ein heller Lichtstrahl in dieses Dunkel. Pinel, der erleuchtete Arzt der französischen Irrenanstalten, nahm seinen Kranken die Ketten ab, womit sie an die Wände geschmiedet waren und versuchte, durch Güte und Sorgfalt zu erreichen, was Grausamkeit und Gewalt nicht zuwege gebracht hatten. Seine glücklichen Erfolge sicherten seinem segensreichen Vorgehen die Nachahmung. Die beste Entwicklung erfuhr das neue System zunächst in England, dann auch in Deutschland, wo zum Beginne des zweiten Viertels unseres Jahrhunderts zahlreiche Irrenanstalten auf humaner Grundlage eingerichtet wurden. Bleibt es auch immer noch das größte Unglück, durch Krankheit des Edelsten, was der Mensch besitzt, beraubt zu werden, so geschieht doch alles mit den verfügbaren Mitteln Erreichbare, um dem vorvorhandenen Leiden lindernd und tröstend zu begegnen.

Die großen Aufwendungen, die mit der Zeit dazu nötig geworden sind, haben vielfach den Glauben erweckt, daß die Zahl der Geisteskranken in schnellem Zunehmen begriffen wäre. Bei dem Fehlen zuverlässiger Zählungen aus vergangener Zeit läßt sich weder für noch wider diese Meinung

etwas sicheres sagen. Die Beobachtungen in England, wo der Irrenzählung seit längerer Zeit große Sorgfalt gewidmet wird, sprechen nicht dafür, daß die Zunahme der Geisteskranken das Wachstum der Gesamtbevölkerung wesentlich übertreffe. Nur das Bedürfnis nach Anstalten ist außerordentlich gewachsen, seit die Steigerung des Verkehrs die alten ruhig-patriachalischen Verhältnisse durch ein beständiges Wallen und Wechseln ersetzt hat. Der Kranke, der früher in der Bevölkerung seines Dorfes oder Städtchens Jedem bekannt war und in seinen Eigentümlichkeiten so hingenommen wurde, erregt im Zeitalter der Eisenbahnen, wo es kaum noch einen weltfremden Ort giebt, nur zu bald Anstoß und man entschließt sich um so leichter dazu, ihn in eine Anstalt zu geben, als die Vorurteile gegen diese einer gerechten Würdigung ihrer offen vor den Augen der Angehörigen liegenden guten Seiten gewichen sind. So weit die Zählungen reichen, hat man in den Kulturländern das Verhältnis von drei Geisteskranken auf tausend Einwohner gefunden; es genügt dem dringenden Bedürfnisse, wenn von den Irren für jeden Dritten ein Anstaltsplatz vorhanden ist; im Interesse der Kranken würde es aber liegen, wenn etwa die Hälfte aller Geisteskranken in den Anstalten Platz fände. In großen Städten und in Ländern mit reichem Verkehrs- und Industrieleben ist man notgedrungen noch viel weiter gegangen. In England erstreckt sich die öffentliche Fürsorge auf mehr als 90 % aller Irren. Für unsere Verhältnisse erscheint es zunächst zu erstreben, daß die Anstalten von je tausend Landesbewohnern Einem Platz bieten.

Bei Betrachtung der Ursachen des Irreseins kommt man zu Thatsachen, die sich von der Phantasie naheliegenden Annahmen und von den Schilderungen der Dichter weit entfernen. Gewiß haben wir in der klassischen Litteratur zahlreiche, wohlbeschriebene Fälle von Geistesstörungen — der rasende Roland, Don Quixote, König Lear, Ophelia, Hamlet — aber immer sind es nur die psychischen Erschütterungen und geistigen Einflüsse, worauf die Störung bezogen wird. Die modernen Naturalisten haben in dieser Beziehung etwas mehr von der Wirklichkeit erlauscht, aber sie verfallen in den entgegengesetzten Fehler, wie Zola in der Schilderung der Familie Rougon-Macquart, die in großer Fruchtbarkeit fast nur krankhafte und namentlich zu allen Immoralitäten aufgelegte Sprossen hervorgebracht zu haben scheint

In den allermeisten Fällen erben die Nachkommen von Geistes- und Nervenkranken, Trinkern, Verbrechern 2c. eine verminderte, geistige Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse und diese führt dann, wenn sie in schwierige und geistig oder körperlich sehr angreifende Verhältnisse kommen, die Erkrankung herbei. Schicksalsschläge, die an rüstigen Gehirnen erfolglos vorübergehen, sind bei den durch Vererbung schwächeren von den größten Wirkungen. Diese schwächeren Nervensysteme sind es auch, die durch den schärferen Kampf um's Dasein in unserer Zeit, durch den Mißbrauch von Genuß- und Arzneimitteln u. s. w. so schwer angegriffen werden. Auch hier ist eine besondere Zunahme mit der höheren Kultur nicht erwiesen.

Eine geeignete Erziehung vermag auch schwere Anlagen zum Krankhaften noch in gesunde Bahnen einzulenken. Die Erkenntnis dieser krankhaften Schwächen und Anlagen gehört daher zu den wichtigsten Aufgaben der Jugenderziehung. Einen gewissen Hinweis, aber auch nicht mehr als das, geben einige körperliche Merkmale, die von den Anthropologen unter der Bezeichnung Degenerationszeichen zusammengefaßt werden. Dazu gehören vorzugsweise Formfehler des Schädels, insbesondere stärkere Asymmetrie, sehr niedrige oder schmale Stirn oder eine sehr stark zurückweichende, sogenannte

fliehende Stirn; ferner ein stark hervorspringender Oberkiefer und endlich Mängel in der Ausbildung der Ohrmuscheln, Fehlen ihres Randes, Fehlen der Läppchen und dergleichen Schönheitsfehler mehr. Bei allen diesen sogenannten Degenerationszeichen muß man immer eingedenk sein, daß sie großenteils auch ein zufälliges Spiel der Natur oder vielmehr das einzige Zeichen einer unvollkommenen Bildung sein können. Man trifft nicht selten Menschen mit einer tadellosen Geistesbeschaffenheit und reich an körperlichen Vorzügen, aber mit einzelnen Degenerationszeichen behaftet. Bekannt ist die fliehende Stirn Friedrichs des Großen, dem niemand eine mangelhafte Geistesbildung vorwerfen wird. Wenn die Zeichen trotzdem als wertvoll hingestellt werden, so geschieht dies, weil sie bei erblich Belasteten unendlich viel häufiger sind als bei anderen und unter der Voraussetzung, daß man sie nur als Hinweis für eine geistige Beobachtung benutzt. Nur der Nachweis bestimmter geistiger Eigentümlichkeiten berechtigt zu der Annahme der Belastung, der angeerbten Nervosität. In dieser Richtung sind besonders beachtenswert: übergroße Lebhaftigkeit im frühen Kindesalter, unruhiger Schlaf, Neigung zu Krämpfen und Fieberphantasien bei geringen Anlässen. Im Schulalter sind solche Kinder schwer zur Ruhe und zum Festhalten an einen Gedanken zu bewegen, zerstreut oder teilnamlos, in der Phantasie dafür doppelt erregbar; sie nehmen alles sehr schwer, anderemale wieder recht leicht, wie überhaupt eine große Ungleichmäßigkeit ihren Charakter kennzeichnet. Dabei sind sie egoistisch, dem harmlosen Spiel mit den Altersgenossen abgeneigt. Häufig spricht sich in ihrem Verhalten eine deutliche Verschiedenheit zu wechselnden Zeiten aus, sie sind vielleicht monatelang heiter und zu allem aufgelegt und dann wieder längere Zeit ohne äußerlichen Anlaß wie ausgetauscht.

Es ist für den Erzieher außerordentlich wichtig, eine Kenntnis dieser Zustände und Anlagen zu haben, denn sie können durch die Einwirkung des Pädagogen sehr ungünstig beeinflußt, aber auch sehr gebessert werden. In vielen so Beschaffenen steckt ein gut Teil Genie, das bei richtiger Behandlung zu ganz Besonderem gebracht werden kann. Die oft bespöttelte Beziehung von Genie und Wahnsinn findet in diesen Thatsachen eine wichtige Illustration. Das Verkennen solcher Charaktere hat schon manches Unglück herbeigeführt.

Für die Behandlung aller abnorm Veranlagten, Schwächeren oder Belasteten hat die Pädagogik, wenn man sich an die Herbart'sche Teilung der erziehenden Einwirkung halten will, weit mehr auf die Zucht als die Regierung zu verwerten; es ist diesen Zöglingen gegenüber weit mehr Wert auf die positive Einwirkung durch Heranziehen zum Guten und Edlen, durch Anregen fruchtbarer Gedankenkreise und durch gutes Beispiel zu legen, als auf die Regierung, die negative, wehrende und strafende Erziehung. Die Eigenheiten der Zöglinge und in vielen Fällen die Eltern treiben leider sehr oft zum Gegenteil, so daß viel verdorben wird, was bei genügender Einsicht erhalten und nutzbar gemacht werden könnte. (Nach Dr. O. Dornblüth im Feuilleton der „Z. P.“)

Acht Liter Bier im Tag und doch kein Trinker!

Welches Quantum Bier darf ein altbayrischer Bräumeister trinken, ohne eines „ausschweifenden Lebenswandels" geziehen werden zu können? Mit dieser Frage hatte sich jüngst das Landgericht München I und das bayrische Oberlandesgericht in einem Prozesse zu befassen, der sich um die Auszahlung einer Lebensversicherungssumme drehte. Der Fall hat mit Recht ein gewisses Aufsehen erregt und ist in München lebhaft besprochen worden wegen der Streiflichter, die er auf Münchener Trinksitten und Trinkanschauungen warf, vor allem aber wegen der absonderlichen Ansichten, die bei dieser Gelegenheit ein berühmter Gelehrter als medizinischer Sachverständiger in einem Gutachten entwickelte.

Wir legen unserem Bericht das Referat der „Augsburger Abendzeitung" zu Grunde und lassen alles bloß Juristische, soweit es für uns ohne Interesse ist, weg.

Der Bräumeister Simon Schleindl in Waging hatte bei der Lebens- und Pensionsversicherungsgesellschaft „Janus" in Hamburg unterm 26. Oktober 1886 sein Leben mit 5000 M., zahlbar nach Erreichung des 50. Lebensjahres eventuell bei früherem Tod an den Inhaber der Police, versichert und zwar gegen eine Jahresprämie von 190 M. Diese Prämie wurde stets richtig bezahlt. Am 2. Juli 1894 starb Schleindl im Alter von 40 Jahren. Nach § 26,2a der Statuten fallen alle und jede Ansprüche eines Versicherten oder einer dritten Person aus einer Police an die Gesellschaft weg, wenn der Versicherte durch „ausschweifenden Lebenswandel, mutwillige oder gefahrvolle Handlungen den Tod herbeiführt oder beschleunigt." Unter Beziehung auf diesen Paragraphen verweigerte die Gesellschaft „Janus" den hinterlassenen Geschwistern des Schleindl als Inhabern der Police jede Zahlungspflicht, bot ihnen aber einen Rückkaufspreis von 965 M. in bar an, wenn die Erben auf alle ferneren Ansprüche aus der Police an die Gesellschaft verzichten; diese 965 M. seien die Reserve für diese Versicherung. Diese Offerte wurde abgelehnt und es kam zum Prozeß. Die Gesellschaft machte durch ihren Vertreter Rechtsanwalt Hütter geltend, Schleindl habe durch ausschweifenden Lebenswandel, nämlich durch Trunksucht, seinen Tod herbeigeführt und zum Mindesten beschleunigt. Dr. Herb in Waging, von dem Schleindl die letzten drei Jahre behandelt wurde, habe chronischen Alkoholmißbrauch mit Erscheinungen des delirium tremens als direkte Todesursache festgestellt. Schleindl sei ein stiller Säufer gewesen, der jeden Tag seinen Rausch gehabt und noch zum Trinken während der Nacht eine 5—6 Liter haltige Bitsche an sein Bett zu stellen pflegte, die er auch während der Nacht austrank; allen Ermahnungen zur Mäßigkeit habe er die Worte entgegengesetzt: „Ihr gönnt's mir nicht, daß ich so gut's Bier gemacht habe; Ihr wollt's selbst saufen und ich soll keins davon haben. Hin muß ich doch einmal werden." — Der klägerische Vertreter, Rechtsanwalt Dr. Siegel II., bestritt, daß Schleindl sich dem Trunk hingegeben; derselbe habe vielmehr während seiner 15jährigen Dienstzeit als Bräumeister beim Brauereibesitzer

Lebmann in Waging stets zur vollsten Zufriedenheit den Dienst versehen, in seinen gesunden Tagen Vor- und Nachmittag höchstens 4 Liter Bier getrunken und sei an Herzverfettung gestorben, nicht an Delirium. Die angegebenen Äußerungen habe Schleindl nie gemacht; derselbe habe nach Abschluß des Versicherungsvertrages lediglich seine frühere, dem Berufe eines Bräumeisters entsprechende Lebensweise fortgesetzt.

Hiergegen machte der beklagtische Vertreter geltend, Schleindl habe täglich etliche 20 Maß getrunken und dann auch in der Nacht, und er habe wohl selbst fühlen müssen, daß das sogar für einen Bräumeister zu viel sei und ihn über kurz oder lang zu Grunde richten müsse.

Es wurde nun über die Todesursache und den Lebenswandel des Schl. eine umfangreiche Zeugenvernehmung gepflogen. Prakt. Arzt Dr. Herb gab dabei an, Schl., den er wiederholt an Atmungsbeschwerden und Wassersucht behandelte, habe an hochgradiger Fettsucht und bedeutender Herzvergrößerung gelitten; er gab sein Körpergewicht selbst auf 150 kg an. Am Schlusse der Krankheit seien Erscheinungen des Deliriums aufgetreten mit den Symptonen des Verfolgungswahnes. Während seiner letzten Krankheit habe Schl. zu ihm (Dr. Herb) scherzweise geäußert, er trinke täglich etwa 20 Maßln und wenn es ihn nachts dürste, lange er einfach vom Bett hinüber und trinke weiter. Einen Rausch hat Dr. Herb niemals an Schl. beobachtet, wohl aber hat er bereits seit 1891, seitdem er in Waging seine Praxis ausübt, den Schl. wiederholt an denjenigen organischen Erkrankungen behandelt, denen derselbe schließlich erlag. Dr. Herb ist der Überzeugung, daß Schl. ein stiller Trinker war und seine Erkrankungen auf übermäßigen Biergenuß zurückzuführen seien. Seine Lebensweise sei geeignet gewesen, den Tod herbeizuführen oder zu beschleunigen. — Eine Anzahl weiterer Zeugen aus Waging bekundete gleichfalls, an Schl. niemals oder nur höchst selten bei besonderen Gelegenheiten Trunkenheit wahrgenommen zu haben. Die Kellnerin des Bräuhauses sagt, Schl. sei regelmäßig nach dem Abendessen um halb 7 Uhr auf sein Zimmer gegangen, habe noch ein Maß Bier und die Zeitung mitgenommen und sei dann droben geblieben. Morgens zwischen 1 und 2 Uhr sei er zu den Arbeiten im Bräuhaus aufgestanden, habe die Bräuburschen geweckt und sei pünktlich und tüchtig seinem Dienst nachgegangen. Der Bräuerssohn Lebmann schätzt den Schl. auf 4—6—8 Liter täglich, mitunter 14—16 Liter; die Bemerkung von den „20 Maßln“ sei offenbar ein Jux gewesen, wie Schl. überhaupt ein Spaßvogel war. Daß Schl. nachts aus einer Bitsche Bier trank, hat Zeuge nie wahrgenommen; auf dem Zimmer war nur ein Maßkrug, aus dem Schl. übrigens später auch Wasser trank. 2—3 Monate vor seinem Tod habe Schl. überhaupt nur mehr Most und Wein getrunken, weil ihm das Bier nicht mehr gut that. Seinen Dienst habe er stets pünktlich und tüchtig versehen; nur hie und da, als er sich noch gesund fühlte, war er angeheitert. — Auch andere Zeugen sagen, daß Schl. nur hie und da „angestochen“ war, aber von niemand als Trunkenbold bezeichnet wurde. Ein Pfannenknecht schätzt ihn auf regelmäßig 6—8 Liter; wenn er 9 Liter trank, sei es schon viel gewesen. —

Als Sachverständiger wurde zunächst Obermedizinalrat Prof. Dr. Bollinger vernommen, welcher erklärte, er erachte es als unbestritten, daß Schl. sehr viel Bier getrunken habe, wahrscheinlich mehr, als seiner Gesundheit zuträglich war, und es sei kaum zu bezweifeln, daß die Ursache seiner Erkrankung und seines Todes in übermäßigem Biergenuß zu suchen sei. Die Trinkgewohnheit derjenigen, mit deren Gewerbe ein großer Bierkonsum ge-

wissermaßen zusammenhängt und die zufolge ihrer schweren Arbeit ein großes Quantum, wenn sie es in größeren Zwischenpausen trinken, ohne Beeinträchtigung ihrer Gesundheit und Leistungsfähigkeit vertragen, sei eine gewisse Gefahr, daß das — individuell sehr verschiedene — Maß überschritten werde. Es sei indessen die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß eine schwere Nierenentzündung, die nicht ausschließlich auf Alkoholmißbrauch zurückgeführt werden müsse, an den Krankheitssymptomen und an dem tötlichen Ausgang beteiligt war. Dr. Bollinger verwies auch auf die meist auf einer gewissen erblichen Anlage beruhende und in ihrer Entwicklung durch starken Biergenuß begünstigte enorme Korpulenz und Fettsucht des Schl. Derartige Menschen seien fast regelmäßig mit Fettherz behaftet, und solches führe meist über kurz oder lang zu ähnlichen Störungen wie hier. Es sei mit Dr. Herb anzunehmen, daß schließlich Delirium auftrat, obwohl dies bei Biertrinkern relativ selten sei. Der Krankheitsfall sei ein komplizierter, die tötliche Herzerkrankung sei in ihrer Entstehung und Entwicklung von zwei, vielleicht auch drei Momenten beeinflußt gewesen, nämlich übermäßigem Biergenuß, allgemeiner Fettsucht und eventuell Nierenentzündung. Dr. Bollinger flocht seinem Gutachten noch die Bemerkung ein, daß nach zuverlässigen Erhebungen die mittlere Lebensdauer der Münchener Bräumeister und Bräuknechte auf 42,3 Jahre sich belaufe, während die Gesamtbevölkerung Münchens von über 20 Jahren ein durchschnittliches Lebensalter von 53,5 Jahren erreicht.

In einen erheblichen Gegensatz zu diesem Gutachten trat Geh. Rat Professor v. Ziemssen, welcher ausführte: Nach dem Bericht des Dr. Herb besteht kein Zweifel, daß Schleindl an Herz- und Nierenerkrankung mit Wassersucht im Gefolge litt und an dieser Krankheit gestorben ist. Dieser Komplex von Störungen, wie ihn Schleidl darbot, ist ein ganz gewöhnliches Krankheitsbild in unserer biertrinkenden Bevölkerung, insbesondere bei dem Personal der Bierbrauereien. Es ist nicht nötig, daß jemand übermäßig viel Bier trinkt, um diese Krankheit zu bekommen. Wir sehen dieselbe nicht selten sogar bei Personen, welche überhaupt kein Bier trinken u. s. w.; es genügt, daß sie sehr fett sind und wenig Bewegung haben. Die individuelle Anlage zur Fettanbildung spielt eine große Rolle bei der Entwicklung von Herzverfettung. Je fetter und schwerfälliger diese Leute werden, um so härter kommt ihnen das Gehen an. Der Mangel an Bewegung befördert andererseits wieder die Fettbildung nicht blos äußerlich, sondern auch in den inneren Organen, besonders an Herz und Nieren. Daß vieles Biertrinken ein schädliches Moment darstellt, ist keine Frage, es befördert die Fettablagerung und schwächt Herz und Nieren, und diese Schädlichkeit steigert sich selbstverständlich mit der Zunahme der Quantität. Allein viele Bewohner Münchens und des ganzen Landes erkranken an Herz- und Nierenleiden, ohne mehr als 2—3 Maß am Tag zu trinken. Leute, welche 2—3 Liter Bier trinken, sonst aber keine alkoholischen Getränke zu sich nehmen, kann man unmöglich als Trinker oder Trunkenbolde bezeichnen. Daß in den Bierbrauereien im Allgemeinen mehr getrunken wird als 2—3 Liter am Tage, ist eine Thatsache, und diese Thatsache erklärt sich daraus, daß die Arbeit eine sehr anstrengende ist und bei der hohen Temperatur sehr lebhaften Durst macht. Der Brauereiberuf ist im Allgemeinen kein gesunder; schwere Arbeit, besonders auch nachts, die großen Differenzen zwischen der hohen Temperatur der Maischräume und der niederen Temperatur der Keller, welche schwere rheumatische Affektionen mit sich bringen, lebhafte Transpiration, welche wieder lebhaftes Trinken mit sich bringt. Die Leute vom Brauereiberuf erreichen daher selten ein hohes

Alter, sterben meistens in den 40er und 50er Jahren und zwar vorwiegend an Herz- und Nierenerkrankung. Solche Opfer eines ungesunden Berufes sehen wir in unseren Münchener Krankenhäusern tagtäglich; man kann deshalb aber doch nicht alle Angehörige dieser Berufsklasse als Trunkenbolde bezeichnen, ebensowenig wie man am Rhein die Leute, die 1—2 Liter Wein trinken, als Trunkenbolde charakterisiert. Daß diese Leute aus den Bierbrauereien beim Befragen, wie viel sie täglich trinken, immer eine ungewöhnliche hohe Maßziffer angeben, beruht meist auf purer Renommage, wie wir nach unseren Beobachtungen in den Krankenhäusern so häufig konstatieren konnten. Die Bezeichnung eines Menschen als Trinker oder Trunkenbold, der seine Gesundheit durch übermäßiges Trinken schädigt und durch dasselbe seinen Tod herbeiführt, erscheint nur gerechtfertigt, wenn ihm entweder ein ungewöhnlich hoher täglicher Konsum von geistigen Getränken nachgewiesen werden kann oder wenn er häufig betrunken gesehen wird, sein Geschäft vernachlässigt und in seinen geistigen und moralischen Eigenschaften ebenso heruntergekommen ist, wie in seinem Äußern, in Haltung und Kleidung. Nach dieser Definition und doch auch nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch kann man Simon Schleindl nicht als einen Trinker bezeichnen. Ein übermäßiger Bierkonsum ist ihm nicht nachgewiesen, berauscht hat ihn keiner der Zeugen gesehen, höchstens etwas angeheitert. Seine Pflichten als Bräumeister hat er pünktlich und ohne Unterbrechung erfüllt. Seine Lebensweise qualifiziert ihn nicht als einen Trinker, und wenn er den Schädlichkeiten seines Berufes erlegen ist, so darf man doch wahrlich nicht sagen, daß Schleindl sich, wie man sagt, totgesoffen hätte. Die Auffassung des Dr. Herb geht viel zu weit. Insbesondere können auch die Delirien in den letzten Tagen des Lebens des Schleindl nicht als delirium tremens bezeichnet werden. Solche Delirien mit Verfolgungsideen, Halluzinationen, Zittern können Schwerkranke aller Art darbieten, wenn sie aufgeregt und schlaflos sind. Es ist auch aller ernstlichen Erfahrung widersprechend, daß bei einem an Herz- und Nierenleiden totkrank darniederliegenden Menschen schließlich noch delirium tremens auftritt.

Sachverständiger Prof. Dr. v. Strümpell-Erlangen führte den Tod des Schl. auf ein Herz- und Nierenleiden zurück. Derselbe war offenbar ein starker Biertrinker, denn ein Körpergewicht von 150 kg bei einem 40-jährigen Manne sei nur durch Jahre lang andauernden, sehr reichlichen Biergenuß zu erklären. Dem Umstande, daß Schl. nie betrunken gesehen wurde, vielmehr stets ein tüchtiger Arbeiter war, möchte Strümpell keine besondere Bedeutung zumessen, da bei starken Biertrinkern eine solche Gewöhnung an den reichlichen Biergenuß eintritt, daß diese fast niemals das Symptom der akuten Trunkenheit hervorruft. Solche Leute werden nach der herrschenden Anschauung keineswegs als Säufer oder Trunkenbolde bezeichnet, sie wissen gewöhnlich selbst nicht, wie schädlich ihnen das viele Biertrinken ist, indem erst die ärztliche Wissenschaft der letzten Jahrzehnte erkannte, wie zahlreiche Erkrankungen durch anhaltenden zu reichlichen Biergenuß hervorgerufen werden können. Daß Schl. zuletzt an delirium tremens gelitten habe, hält Strümpell für höchst unwahrscheinlich. —

Nach diesen Erhebungen verurteilte das Landgericht München I die Gesellschaft zur Zahlung der vollen Versicherungssumme. Es ging davon aus, daß der Begriff „ausschweifender Lebenswandel“ keinen hygieinischen, sondern einen moralischen Sinn habe. Ein Bierkonsum von 6—8 Litern täglich könne bei einem Bräumeister inmitten einer biertrinkenden, schwere Arbeit verrichtenden Bevölkerung nicht als „Ausschweifung“ betrachtet werden.

Die herrschende Anschauung sei maßgebend für den Begriff des ausschweifenden Lebenswandels und diese bezeichne in Münchener und in Brauerkreisen Leute wie den Schl. nicht als Trinker. Wollte die Gesellschaft den Begriff der Ausschweifung enger fassen, so müsse sie die Angehörigen gewisser Berufsklassen, deren durchschnittlicher Lebenswandel gegenüber dem allgemeinen Durchschnitt als ausschweifend erscheint, ausschließen und dürfte nicht mit einem Brauer ohne besondere Kautelen einen Vertrag schließen; der allgemein bekannte größere Bierkonsum der Bräumeister konnte ihr nicht unbekannt sein.

Gegen dieses Urteil erhob die Gesellschaft Berufung zum Oberlandesgericht. Die Berufung wurde aber verworfen, indem die zweite Instanz sich vollständig den Gründen des landgerichtlichen Urteils anschloß. —

Was uns am Verlauf des Prozesses zumeist interessiert, ist das Gutachten des Geh. Rates von Ziemssen. Wir haben es da mit einer sehr befremdlichen Erscheinung zu thun, welche in hohem Grade geeignet ist, die Begriffe zu verwirren und den wohlthätigen Einfluß der Wissenschaft auf die Trinksitten des Volkes zu stören.*)

Der Bräumeister Schl., der nach den Ergebnissen des Zeugenverhörs täglich 6—8 Liter Bier, zuweilen wohl auch etwas mehr, zu trinken pflegte, ist an einer Krankheit gestorben, die u. a. für Biertrinker typisch ist. Hat der starke Biergenuß zur Entstehung der Krankheit und zum tötlichen Ausgang mitgewirkt? War der Mann — medizinisch gesprochen — ein Trinker?

Herr v. Ziemssen anerkennt ausdrücklich, daß vieles Biertrinken ein ätiologisches Moment ist für die Entstehung und Entwicklung der Herz- und Nierenleiden, an denen Schl. gestorben ist. Er konstatiert sogar, daß das Krankheitsbild des Schl. „in unserer biertrinkenden Bevölkerung" ganz gewöhnlich ist, daß nicht nur anhaltender exzessiver Biergenuß, sondern schon der landesübliche (2—3 Liter im Tag) solche Störungen hervorrufen kann. Aber, wendet er ein, diese Krankheitserscheinungen können auch auftreten bei Leuten, die wenig oder gar kein Bier trinken. Gewiß! Allein mit diesem Hinweis ist uns hier wenig gedient, wo wir es mit gerichtlich konstatiertem sehr starkem Biergenuß zu thun haben. Hier handelt es sich um die Frage: ist anzunehmen, daß zu einer Krankheit, die erwiesenermaßen oft durch starken Biergenuß hervorgerufen und gefördert wird, der thatsächlich vorhandene exzessive Biergenuß nicht mitgewirkt hat und also auch am tötlichen Ausgang nicht mitbeteiligt war? Das scheint uns die entscheidende Frage zu sein, die nach dem heutigen Stande unseres Wissens klipp und klar zu beantworten war. Wir sehen aber von einer solchen Beantwortung in unserem Gutachten nichts.

Herr v. Ziemssen sagt: Auch Leute, die bloß 2—3 Liter Bier im Tag konsumieren, können diese Krankheiten bekommen. Und solche kann „man" doch nicht Trinker nennen! Ja, warum denn nicht? Die öffentliche Meinung in Bayern nennt sie freilich nicht Trinker. Aber wenn man schon einmal wissen wollte, was die öffentliche Meinung unter einem Trinker versteht, so brauchte man dazu wahrlich nicht das Gutachten eines berühmten Klinikers einzuholen.

Herr v. Ziemssen sagt: wer täglich bloß 2—3 Liter Bier konsumiert, ist noch kein Trinker. Nun trinken die Brauer zwar beträchtlich mehr, aber

*) Um jedes Mißverständnis auszuschließen, bemerken wir, daß wir uns jeder Kritik der beiden gerichtlichen Urteilssprüche enthalten. Die für die Entscheidung des Prozesses maßgebenden Erwägungen fallen unseres Erachtens nicht zusammen mit den Fragen, welche die medizinischen Gutachten zu entscheiden hatten, ja bewegen sich auf einem ganz anderen Gebiet.

diese Thatsache läßt sich aus ihrem Beruf, aus ihren schweren Arbeitsbedingungen erklären. Sicherlich läßt sie sich erklären! Aber hier handelt es sich um die Wirkungen dieses starken Trinkens, nicht um seine Ursachen. Erklären, d. h. auf seine Ursachen zurückführen läßt sich natürlich jedes Trinken. Aber es mag noch so erklärlich sein, dadurch wird es noch nicht harmlos und unschädlich. Und ob es unschädlich sei, das wollen wir eben wissen.

Herr v. Ziemssen behauptet, einem Mann, der erwiesenermaßen 6—8 Liter Bier, d. h. etwa 3/4 Liter Schnaps im Tag vertilgt, sei kein „übermäßiger Konsum geistiger Getränke" nachgewiesen. Er nennt also ein Quantum, das die weitherzigsten als harmlos bezeichneten Maximaldosen um das drei- bis vierfache übertrifft, das neunzig von hundert Frauen bis zur Bewußtlosigkeit betrunken, die Mehrzahl kräftiger und erwachsener Männer schwer angetrunken macht, das also die ausgesprochensten Vergiftungserscheinungen hervorruft, tötliche Leiden und Krankheiten erzeugt, „nicht übermäßig". Da muß man denn doch wirklich fragen, wozu eigentlich der Gerichtshof das Gutachten des berühmten Klinikers eingeholt hat? Diese Weisheit, dünkt uns, konnte man in München an jeder Straßenecke billiger beziehen.

Herr v. Ziemssen sagt: Damit jemand als Trinker bezeichnet werden kann, muß ihm entweder ein ungewöhnlich hoher täglicher Konsum von geistigen Getränken (wir wissen, was das bedeutet!) nachgewiesen werden oder er muß oft betrunken gesehen werden, moralisch und geistig verlumpt sein und seine Pflichten vernachlässigen. Eine ganz erstaunliche Behauptung im Munde eines Vertreters der inneren Medizin! Da ist ein Bierwirt, der den ganzen Tag in seiner Kneipe sitzt, seine Gäste bedient und ihnen Gesellschaft leistet. Er trinkt täglich seine 6—7 Liter Bier und erkrankt allmählich an irgend einem alkoholischen Magen-, Nieren-, Leber- oder Herzleiden. Ist der Mann ein Trinker oder nicht? Er ist geistig und moralisch so wenig verlumpt wie in seiner Haltung und Kleidung, sein Geschäft leitet er zur vollsten Zufriedenheit seiner Gäste, betrunken sieht man ihn fast nie, ein „übermäßiger" Bierkonsum im Sinne v. Ziemssens kann ihm nicht vorgeworfen werden. Er stirbt zwar an den Folgen seines gewohnheitsmäßigen Biergenusses. Aber nach Ziemssen ist er kein Trinker: keines von den objektiven Merkmalen der Ziemssenschen Definition ist an ihm wahrzunehmen. Herr v. Ziemssen macht mit anderen Worten die Bezeichnung eines Menschen als „Trinker und Trunkenbold, der seine Gesundheit durch übermäßiges Trinken schädigt", nicht davon abhängig, ob wirklich infolge des Alkoholgenusses Gesundheitsschädigungen aufgetreten sind, sondern davon, ob das Quantum des Patienten nach der öffentlichen Meinung und den Standessitten des Patienten als übermäßig bezeichnet wird. Ist dies nicht der Fall, so mag der Patient immerhin am Bier zu Grunde gehen: er kann sicher sein, Herr v. Zimssen wird ihn nicht als einen Trinker bezeichnen, „der seine Gesundheit durch übermäßiges Trinken schädigt."

Wie kommt aber eigentlich Herr v. Ziemssen zu so unerhörten Resultaten? Sehr einfach: er greift mit souveräner Willkür aus den mannigfachen Symptomen und Wirkungen exzessiven Alkoholgenusses einige, namentlich für Schnapssäufer charakteristische heraus (häufige Betrunkenheit, Verkommenheit, Unfähigkeit, seinen Beruf zu erfüllen), erklärt sie unter Ignorierung aller anderen Formen alkoholischer Krankheiten als die einzig sicheren Merkmale der Trunksucht und verlangt in allen übrigen Fallen den Nachweis eines Tageskonsums von Alkohol, der auch nach den Ansichten der altbayrischen Bräumeister über das erlaubte Maß hinausgeht. Es thut uns sehr leid,

es sagen zu müssen: aber das ist ganz genau der Standpunkt jedes beliebigen Laien, der sich mit der wissenschaftlichen Alkoholfrage niemals befaßt hat. Es ist gerade das Charakteristikum des Laien, daß er nur Den einen Trinker nennt, der entweder oft betrunken gesehen wird und heruntergekommen ist oder nach landesüblichen Begriffen übermäßige Quantitäten vertilgt. Von Lebercirrhose, Herzverfettung, chronischer Nierenentzündung, Bier-Diabetes u. dergl. weiß er nichts. Und er ist sicherlich nicht verpflichtet, etwas davon zu wissen. Aber Herr von Ziemssen, der berühmte Lehrer auf dem Gebiete der inneren Medizin? Während eine ganze Reihe von Forschern in den letzten Jahren auf die schweren Gesundheitsschädigungen, die das Bier hervorruft, mit Nachdruck hingewiesen und die öffentliche Meinung darüber aufzuklären begonnen haben, macht sich Herr v. Zimssen plötzlich unbekümmert darum zum Organ nicht etwa einfach der alten irrtümlichen Anschauungen, nein der Anschauungen, wie sie nur bei den altbayrischen Bräumeistern zu Hause sind. Sollte er sich wirklich der schweren Verantwortung nicht bewußt sein, die er damit auf sich nimmt?

„Internationale Monatsschrift zur Bekämpfung der Trinksitten", Leipzig, Verlag von Chr. Tienken, 1897, Heft 8.

Zu spät!

Auf den Gräbern haben sie gekniet am Allerseelentage und Tausende und aber Tausende haben wieder die Stätten der Heimgegangenen geschmückt und Thränen der schmerzlichen Trauer geweint um liebe Dahingeschiedene.

Ach ja, gar Manchem wird am Allerseelentag ein Kranz aufs Grab gelegt von den trauernden Hinterbliebenen, dem von den Angehörigen zu Lebzeiten das Dasein sauer gemacht wurde. Diese Liebe kommt zu spät.

Zu früh hat der Winter seine Vorposten ins Land geschickt; noch bevor die Feldfrüchte eingeheimst waren, ist er mit Frost und Schnee aufgezogen und hat den Wert des Ertrages der Früchte beeinträchtigt. Und jetzt, nachdem Reif und Schnee ihr böses Werk gethan, kommt hintendrein der warme Föhn, der vom Landmann sonst so sehr Ersehnte. Aber der Liebe Müh' ist umsonst — es ist zu spät! Wohl bläst er mit seinem heißen Atem über die Fruchtbäume und Weinberge dahin, aber die Bäume sind entblättert und die Reben entlaubt — es gibt keine Früchte mehr zu reifen, das Versäumte kann nicht wieder gut gemacht werden.

Da sündigen sie auf die Gesundheit hin. Er lebt, als hätte er hundert Leben zu vergeuden und ihr ist kein Unsinn zu groß, den sie sich nicht erlaubte, wenn es gilt, ihre Eitelkeit und Genußsucht zu befriedigen. Eine Weile wohl geht's, dann stellen sich die Folgen ein und durch die Not gezwungen, mühen sie sich, die Ausschreitungen zu unterlassen; sie nehmen Vernunft an, aber zu spät — die Verheerungen sind geschehen, aus einem Scherben wird kein Topf mehr!

In allerlei schlimmen Gewohnheiten läßt man die Kinder groß werden, die kleinen Unarten werden so lange als reizend belächelt, bis sie dem Vater

und der Mutter selber ins Gesicht schlagen. Nun plötzlich wollen sie erziehen und von heute auf morgen sollen die Zöglinge sich ändern, sollen eingefleischte Fehler verschwinden. Doch, die Einsicht kommt zu spät die Ruthe ist hart geworden, sie läßt sich nicht mehr biegen, eher bricht sie.

Da wird im Kleinen oder im Großen der Unredlichkeit gefröhnt und das mahnende Gewissen beschwichtigt mit dem schlechten Troste: Nur noch so lange..., nur noch so weit..., nur noch so viel..., dann soll's ein Ende nehmen, dann will ich das Unrecht lassen. Doch der Entschluß kommt zu spät, die Verhältnisse gestatten kein Aufhören mehr — das Unrecht wird entdeckt, das Vertrauen ist verscherzt, der gute Name für immer gebrandmarkt.

Dieses traurige „zu spät!". Wie Mancher jagt sein Leben lang in nimmermüder, wilder Jagd dem Glücke nach; er meint beständig es winken zu sehen in weiter Ferne. Voraus, dorthin, nach dem künftigen Glück sind seine unzufriedenen, sehnsuchtsvollen Blicke gerichtet. Für das, was ihm nahe liegt, was er mit Herz und Hand erfassen kann, hat er kein Auge mehr. Und in der rastlosen Jagd nach dem Glücke bricht er zusammen. Er kann nicht mehr drängen und hasten, er muß sich zum Ruhigsein bequemen und in dieser gezwungenen Ruhe umfaßt sein Blick das Nahe, Zunächstliegende. Und da sieht er, was er zuerst nicht fassen kann; daß das so leidenschaftlich gesuchte Glück in seinem Hause wohnt, schon längst da gewohnt hat, und daß er nur hätte die Hand auszustrecken brauchen, um es zu fassen und für sich festzuhalten. In wahnsinniger Eile ist er dem Glücke entgegengelaufen und es ist wie sein Schatten immer mit ihm gegangen, ohne daß er es gewußt. Hatte er sich ja doch nie die Zeit genommen, still zu stehen und dem Getreuen ins Gesicht zu sehen. Wie gerne möchte er nun jetzt das Versäumte nachholen, aber — es ist zu spät! Das Glück ist es müde geworden, so manches Jahr unbeachtet neben ihm herlaufen zu müssen — es wendet sich ab und geht andere Pfade.

„Zu spät!" sagt auch mit trübem Lächeln der im schweren Lebenskampfe alt und schwach Gewordene. Er hat sich durch harte Arbeit, Mühe, Sorgen, Entbehrungen und Verzweiflung durchgerungen, bis sein Haar sich bleichte und nie war das Glück bei ihm eingekehrt und nun, da seine Tage gezählt sind, da er sein Ende nahe sieht, setzt es sich vertraulich an seine Seite und breitet Schätze vor ihm aus, die er nicht einmal im Traume zu begehren gewagt. „Du kommst zu spät!" lächelt er schmerzlich, „ich habe lange auf dich gewartet, saumseliges Glück, ich bedarf deiner nun nicht mehr. Ich gehe nun zur Ruhe und das ist auch ein Glück. Laß mich, daß ich da nicht auch klagen muß: „Zu spät!"

„Schweizer Frauenzeitung" XIV, 45.

Kritik.

Löwenfeld, Dr. L., Spezialarzt für Nervenkrankheiten in München, **Lehrbuch der gesammten Psychotherapie** mit einer einleitenden Darstellung der Hauptthatsachen der medizinischen Psychologie. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1897. 8°. 264 Seiten, Preis Mk. 6.40.

Außer den Werken von A. M. Bering „Psychische Heilkunde", Leipzig 1817, und Dr. Bräunlich „Psychische Heilmittellehre für Ärzte und Psychologen", Meißen bei Friedr. Wilh. Goedsche, 1839, ist in diesem Jahrhundert keine Psychotherapie für Ärzte geschrieben worden. Die von Spezialisten der hypnotischen Therapie geschriebenen Werke handeln nur einseitig von dieser Therapie und nicht der allgemeinen Psychotherapie und die psychiatrischen Werke handeln nur von der kranken „Seele". Es ist daher mit hoher Freude zu begrüßen, daß ein berufener ausgezeichneter Kenner dieses Gebietes und gediegener Schriftsteller sich an's Werk gemacht hat, von dem mehr wie für irgend ein anderes zutrifft, daß es eine bestehende Lücke in der Litteratur ausfüllt und somit einem dringenden Bedürfnis entspricht. Schon Bräunlich klagt (l. c.), daß die Lehre von den psychischen Heilmitteln am stiefmütterlichsten von den Ärzten behandelt worden ist, und daß im Ganzen genommen, bei Weitem zu wenig Wert auf die psychischen Heilmittel gelegt wird. Wie sehr das noch für die neueste Zeit und Wissenschaft gilt, die sich mit mehr Eitelkeit als Selbsterkenntnis die „exakte" nennt, beweist die Thatsache, daß man an sämmtlichen deutschen Hochschulen, den „Zentren" der Wissenschaft, sich über den „Schwindler" Hansen lustig machte, der der Schulweisheit die uralten und niemals in ihrer Bedeutung begriffenen und gewürdigten Erscheinungen des Hypnotismus vorführte, bis man endlich an der Breslauer Universität den Mut hatte, die Echtheit dieser Erscheinungen zu prüfen und zu bestätigen.

Der erste Abschnitt des Löwenfeld'schen Werkes behandelt Geschichtliches und den gegenwärtigen Stand der Psychotherapie. Es berührt wohlthuend, in dem kurzen geschichtlichen Abriß des vielgeschmähten Mesmer's Verdienst erwähnt zu sehen, daß seine Lehre den Anstoß zur Entwickelung der heute als Hypnotismus bezeichneten Sparte der Psychologie gab. Den betrübenden Umstand, daß das Verständnis für die Wichtigkeit der Psychotherapie noch keineswegs in das Bewußtsein der Masse der ärztlichen Praktiker gedrungen und dieser Masse nicht klar sei, auf welchen Wegen die in der menschlichen Psyche liegenden Kräfte bei Krankheiten nutzbar gemacht werden können, legt Löwenfeld mit Recht der Art der heutigen Vorbildung der Mediziner an unseren Universitäten zur Last. Da die Psychotherapie weder theoretisch noch praktisch betrieben wird, halten sie die meisten jungen Mediziner für unwichtig oder eine Art scheinwissenschaftlichen Firlefanzes ähnlich der Alchemie, wozu noch die wenig freundliche Stellung der Kliniker der Hypnotherapie gegenüber (weil sie selbst meist nichts davon verstehen! D. Red.) wesentlich beiträgt.

Im 2. Abschnitt werden die Hauptthatsachen der medizinischen Psychologie dargelegt. Mit Dessoir nimmt Autor ein Ober- und Unterbewußtsein an und erblickt im hypnotischen Somnambulismus eine

auf künstlichem Wege herbeigeführte geistige Sonderexistenz. Von den Kapiteln dieses Abschnittes sind für Ärzte besonders wichtig die über krank- und gesundmachende Wirkungen der intellektuellen Thätigkeit der Gemütsbewegungen und des Willens. Bezüglich des Willens als Gesunderhalters sagt Löwenfeld sehr richtig, daß dieser zwar nicht das Eindringen von Infektionskeimen zu verhindern, aber durch Einwirkung auf Befolgung hygieinischer Lebensweise viel vermöge, was zur Verhinderung des Wirksamwerdens der in den Körper eingedrungenen Keime beitrage und Angstanwandlungen mit ihren nachteiligen Folgen hintanhalte.

Der 3. Abschnitt handelt von der Psyche des Kranken. Eine Reihe von (für jeden Arzt wichtigen!) Fragen werden vortrefflich erörtert; wir führen nur an: psychische Eigentümlichkeit der Lebensalter und Geschlechter, Suggestivwirkung der Arzneimittel und des ärztlichen Honorars, Einfluß chronischer Krankheiten auf die Psyche, u. s. w. Zu dem Satze: „Suggestibilität, Emotivität und Willensschwäche sind die geistigen Stigmata der Hysterie, die allerdings in den einzelnen Fällen in sehr verschiedenem Maße ausgeprägt sind", möchten wir bemerken, daß man auch Personen mit großer Launenhaftigkeit, Emotivität und (kaum oder gar nicht zu beugender!) Stärke des Willens, die in der Kraft krankhafter Autosuggestibilität ihre Wurzel hat, als hysterisch zu bezeichnen pflegt. Während die ersteren leicht zu leiten und mit Suggestion (und Hypnose) zu behandeln sind, verhalten sich letztere gegen Suggestion und Hypnose mehr weniger refraktär. Es schien daher angezeigt und gerechtfertigt, daß Gerster (Schmidkunz, Psychologie der Suggestion, Stuttgart, Enke's Verlag, 1891, S. 157) Hysterie I und II unterschied, die natürlich keine festen Grenzen haben, sondern allmählig ineinander übergehen. Löwenfeld nimmt selbst (S. 189) zwei solcher entgegengesetzter Charaktertypen an.

Im 4. Abschnitt erörtert Löwenfeld die allgemeine Psychotherapie im weiteren Sinne und das besondere psychotherapeutische Verfahren. Wenn jeder Arzt all das wüßte und beachtete, was hier gesagt ist von der Persönlichkeit des Arztes, Verkehr mit dem Kranken, Krankenuntersuchung, Aufklärung des Kranken über seinen Zustand, Ratschläge für Neulinge in der Praxis, Stützung des ärztlichen Ausspruches durch Anordnungen, Gesunderklärung, geistige Direktive des Kranken, Regulierung der Lebensweise, Beschäftigung des Kranken, Zerstreuungen, Milieu u. s. w., — so brauchte man nicht zu jammern über die Konkurrenz der Pfuscher und der ärztliche Stand wäre ungleich höher geachtet als dies heutzutage der Fall ist. Die Kapitel über psychische Gymnastik, Suggestivbehandlung und Behandlung durch Erregung von Effekten sind meisterhaft geschrieben und sollten gleichfalls jedem Arzte bekannt werden.

Der 5. Abschnitt — spezielle Psychotherapie behandelt die Krankheiten des Nervensystems und der übrigen Systeme des Körpers, sowie die Chirurgie und Geburtshilfe und erörtert eingehend die in jedem Einzelfall nützlichen und zweckmäßigen psychotherapeutischen Maßnahmen.

Ein sorgfältiges Register bildet den Schluß des Buches.

Es wäre verfehlt, anzunehmen, daß jeder Arzt, der dieses Buch studiert und die in ihm enthaltenen Regeln und Ratschläge sich zu eigen macht, zum Psychotherapeuten wird. Wir glauben aber, daß der ärztliche Künstler, der die angeborene Gabe der psychischen Individualisierung besitzt, viele wertvolle Winke entnehmen und auch der Nichtkünstler viel, sehr viel daraus lernen kann, weil eine Fülle reifster Lebenserfahrung und -weisheit in dem Buche

steckt, die sich der Arzt oft mit schweren Opfern und mit Einbuße von materiellen und immateriellen Gütern mühsam verschaffen muß. Ob die oder jene Anschauung des Verfassers haltbar ist, kommt gegenüber dem hohen Wert des ganzen Werkes nicht in Betracht. Wir wünschen dem trefflichen Autor und dem Verleger, sowie allen Ärzten von Herzen, daß das erste Lehrbuch der gesamten Psychotherapie in keiner ärztlichen Bibliothek fehlen möge! Gerster.

Rosenbach, Prof. O. in Berlin, **Energetik und Medizin**. (Eine naturphilosophische Betrachtung.) Wien und Leipzig. Urban & Schwarzenberg. 1897. 8°, 48 Seiten.

„Vor Allem muß ein Naturforscher daran festhalten, daß die jeweiligen Ergebnisse nicht zu Dogmen erstarren dürfen, daß die elementaren Sätze immer und immer wieder auf ihren wahren Wert und ihre Bedeutung gegenüber alten und neuer Bedenken geprüft werden müssen.“ Dieser Satz Rosenbach's kennzeichnet die Stellung, die dieser Forscher selbst in der Wissenschaft einnimmt. Nimmt man eines seiner größeren Werke oder ein kleines Essay in die Hand, in allen seinen Schriften findet man die Umwertung alter Begriffe bis zu einem Grade durchgeführt, daß mancher Leser ungehalten ist über die hohen Anforderungen, die der Autor an ihn stellt. Für diesen hinwiederum ist es schwierig, von dem Jargon abzugehen, den man „Sprache der Wissenschaft“ nennt und sehr häufig als wichtigstes Charakteristikum der Wissenschaft betrachtet; wer wie Rosenbach Schlagworte verachtet und jeden elementaren Begriff erst auf seinen Wert prüft, hat unendliche Mühe, sich dem großen Haufen verständlich zu machen. Daß ein mit solch kritischer Schärfe und mit universellem Geiste begabter Forscher im Lager der wissenschaftlichen Tagesgrößen geradezu verfehmt ist, finden wir selbstverständlich.

Im vorliegenden Essay vertheidigt sich Rosenbach gegen die Kritik eines Dr. Max Herz. Dieser perhorresziert die Forschung nach einem „Warum“, er fürchtet, man käme dann folgerichtig zur Annahme und schließlich sogar zu einer Religion (wie schrecklich! d. R.). Rosenbach findet die Angst und Furcht des Materialismus vor dieser Konkurrenz überflüssig und unvereinbar mit dem Streben nach Kenntnissen und Erkenntnis und thut (unseres Erachtens ohne triftigen Grund!) Herrn Herz große Ehre an, indem er dessen nicht weniger als „exakten“, teilweise sogar in schauderhaftes Deutsch gekleideten Angriffe eingehend widerlegt. Wer von „modernen Schwingungsformen des Äthers“ spricht und den Satz aufstellt, daß „alle uns bekannten Schwingungsformen des Äthers einmal entdeckt wurden“, der ist kein ernst zu nehmender Gegner.

Wir empfehlen allen unsern ärztlichen Lesern Rosenbachs Essay zu studieren. Es bringt, wie jede seiner Arbeiten, dem Leser eine Fülle von Anregungen und neuen Gedanken und weiht ihn in eine Anschauungsweise ein, deren Wert und Bedeutung wohl erst von späteren Generationen vollauf gewürdigt werden wird. Wer in dem Duell Rosenbach-Herz Sieger und wer der Besiegte ist, ist Jedem klar, der beider Gegner Ausführungen aufmerksam liest. Gerster.

13. Jahresbericht der Kommission zur **Fürsorge für Erholungsbedürftige**. 1. Mai 1896 bis 30. April 1897. Basel, Druckerei der Allg. Schweizer Zeitung 1897. 8°, 24 Seiten. (Nicht im Buchhandel).

Die schwächsten und kränklichsten Baseler Stadtkinder, die für Schule und Haus zu einer beständigen Verlegenheit und Sorge geworden und auf der abschüssigen Bahn des allmähligen Welkens und Verkommens begriffen

sind, werden in der Kinderheilstätte in Langenbruck wieder auf ein gedeihliches Gesundheitsniveau gehoben, so daß sie nicht nur in der Schule wieder mit Erfolg weiter kommen, sondern auch einen Vorrat von Widerstandskraft zur Durchhilfe im ferneren Leben mit sich nehmen können. Wir wünschen der Anstalt, an deren Spitze ein edler Menschenfreund und ausgezeichneter Arzt (Dr. A. Hägler-Gutzwiller) steht, von Herzen die besten Erfolge!

G.

Gröningen Dr. G. H., Oberstabsarzt in Straßburg i. E., **Wie wird man tuberkulös?** Bekenntnisse des Menschenfeindes T. B. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1886. 8°, 132 Seiten, Preis Mk. 2.—

„Die Tuberkulose ist eine ansteckende Krankheit, die nur durch Übertragung von Tuberkelbazillen entsteht und das Wesen der Schwindsucht bildet." Diesen Satz — das bekannte modernwissenschaftliche Dogma — sucht Verfasser durch populär gehaltene Schilderung der Tuberkelbazillenverbreitung Jedermann verständlich und mundgerecht zu machen. Zwar enthalten die Geschichten, die er uns erzählt, gute Gedanken, zwar giebt er zu, daß das Haften des Tuberkelbazillus von Gelegenheitsursachen und verschiedenen Bedingungen abhängig ist, zwar räumt er die Heilbarkeit der Tuberkulose durch hygieinische Lebensweise ein, aber — auf Hypochonder wird das Lesen seines Buches den allerschlimmsten Eindruck machen, seine Darstellung ist zu schwarz und enthält für den hygieinisch Denkenden nur allzu viele Lücken. Es gehört in der That ein rührender Glaube an die Allmacht der Bazillenjägerei dazu, anzunehmen, der Menschheit werde es je gelingen, die Tuberkulose durch Abfangen aller Tuberkelbazillen aus der Welt zu schaffen. C.

Oberdörffer, Dr. med., Godesberg a. Rh., **Hygieinische Krankenbehandlung.** Godesberg, G. Schlosser's Verlag. 8°, 23 S. Preis 50 Pfg.

Ein Arzt von edlem Streben nach dem Besten tritt uns aus diesem Schriftchen entgegen, das jeder junge Arzt lesen sollte. Gar mancher, der sich nach absolvierter Hochschule sehr klug und exakt dünkt, wird hier belehrt, daß nicht Alles Gold ist, was glänzt und daß man mit der „Exaktheit" allein noch kein Helfer der Kranken werden und sein kann. Verfasser plaidirt für bessere therapeutische Ausbildung auf der Universität durch größere Berücksichtigung der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren, findet jedoch sehr richtig den Kernpunkt der kunstgerechten individuellen Behandlung in der Beherrschung sämtlicher Heilfaktoren. G.

Kurnig, Das Sexualleben und der Pessimismus. Leipzig. Verlag von Max Spohr. 8°, 46 Seiten

Verfasser bekennt sich als Atheist, steht auf dem Standpunkt des Pessimismus, betrachtet das menschliche Leben als etwas in seiner Gesamtheit Unschönes, als ein Unglück, und findet den einzig-möglichen Fortschritt des Ganzen in der Einstellung der Kindererzeugung, also in einer „sanften" Entvölkerung der Erde. Es muß auch solche Käuze geben. C.

Rack, Dr. L., **Wandersport. Praktisches und hygieinisches Vademecum für Wanderer und Radfahrer.** Berlin. Verlag von Boas & Hesse, Luisenstr. 42. 8°, 66 Seiten, Preis Mk. 1. —

War je ein Büchlein ein Bedürfnis, so ist es dieses. Klar und zutreffend sind seine Ratschläge für Wanderlustige; mag man auch Das oder Jenes besser wissen oder anderes erprobt haben wollen, so wird man doch im Allgemeinen den praktisch sehr erfahrenen und hygieinisch denkenden Verfasser als einen zuverlässigen Führer auf Fußtouren willkommen heißen. Wir empfehlen das vorzügliche Büchlein allen unsern Lesern. Gerster.

Kleiner Lesetisch.

Oertel und Schweninger. Im Juli starb der Münchener Professor Oertel, der ein bekanntes Buch über die allgemeine Therapie der Kreislaufstörungen geschrieben, eine angeblich neue Behandlung der Fettleibigkeit erfunden und für sogenannte Terrainkuren Propaganda gemacht hat. Der Körper des zweiundsechzigjährigen Mannes war noch kaum erkaltet, da las man schon in den Zeitungen, der arme Oertel sei schmählich um seinen Ruhm geprellt, was er erdacht habe, sei von Schweninger ihm geraubt und fruktifiziert worden, kurz, — Alles, was man heute „Schweningers Methode" nennt, stamme von Oertel und Bismarcks Arzt habe sich, „wie von ihm nicht anders zu erwarten war", eines unwürdigen Plagiates schuldig gemacht. Das Märchen ist alt; wie unsinnig es ist, braucht man denen nicht erst zu sagen, die Ernst Schweninger kennen: dieser in jedem Wesenszuge geniale Arzt hat ja gar keine „Methode", er behandelt nicht Krankheiten, sondern kranke Menschen, also auch nicht „die Fettleibigkeit", sondern fettleibige Individuen, er will von keiner „Kur", keiner schablonenhaften Behandlung etwas wissen, hat sich gegen den groben Unfug, der mit einer angeblichen Schweninger-Kur getrieben wird, oft verwahrt, steht auf dem Standpunkt strengster Individualisierung und kann schon deshalb einem anderen nicht irgend eine „Kur" oder Behandlungsart gestohlen haben, wie seine Feinde jetzt wieder so lieblich anzudeuten geruhten. Ein Arzt, der seinen Beruf so ganz als Kunst betreibt, so alle erreichbaren Hilfsmittel der Psychologie und dessen, was die Theologie mit mildem Wort Seelsorge nennt, dieser Kunst nutzbar zu machen weiß und seine Hauptwirkung durch die eigene starke, der unglaublichsten Suggestionen fähige Persönlichkeit erzielt, kann auch von der äußersten Bosheit nicht zum Plagiator umgefälscht werden. Da der alte Kohl aber wieder einmal aufgewärmt worden ist, mag das Verhältnis der beiden Männer hier kurz angedeutet werden. Schweninger, der, ehe er in die Praxis eintrat, zehn Jahre lang streng wissenschaftlich als pathologischer Anatom gearbeitet hatte, war nie Oertels Schüler, hatte zu ihm auch nie private Beziehungen. Er hat in seinen „Studien über Diphtherie und Croup" Teile einer Arbeit Oertels über Diphtherie bekämpft, sonst aber sich nie mit dem Manne und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit beschäftigt, — wenigstens öffentlich, denn privatim hat er nie verhehlt, daß Oertels therapeutische Leistungen ihm sehr geringwertig erscheinen. Für Oertel handelte es sich bei der Bekämpfung der Fettleibigkeit in erster Reihe um eine nach dem Schema zu beantwortende Frage der Ernährung, Bewegung, Zuführung und Entziehung von Flüssigkeit, während Schweninger, immer von seinem Grundsatz sorgsamster Individualisirung aus, hauptsächlich den mechanischen Ursachen der Fettansammlung zu Leibe ging und stets den Blick auf den ganzen Organismus gerichtet hielt, in dem die durch Fettanhäufung und Verfettung entstandenen Beschwerden doch nur ein Symptom ungesunder Lebensverhältnisse sind. Diese Verhältnisse je nach der besonderen Sachlage und den individuellen Bedürfnissen des Leidenden zu ändern, nicht, das Symptom möglichst still zu beseitigen, war

und ist Schwenigers ärztliche Sorge. Es war nie ein „Spezialist“ für die Behandlung von Fettsucht und hatte auch nicht die Aufgabe, den Fürsten Bismarck von lästigem Fett zu befreien. Darüber und über manche Grundanschauung, auf der seine Kunst beruht, hat er sich in dem seinen „Gesammelten Arbeiten“ vorgedruckten Widmungsbrief an den Grafen Wilhelm Bismarck so klar ausgesprochen, daß es sich empfiehlt, ein paar Sätze aus diesem Brief hier anzuführen: „Gerade bei dem Fürsten konnte damals durchaus von keiner Beseitigung der Körperfülle die Rede sein — der Fürst war ja abgemagert und heruntergekommen in der bedenklichsten Art —, sondern alles kam darauf an, den Körper zu ernähren, die Kräfte zu heben, die zerrütteten Nerven wieder zu beleben. Ich habe mit Gleichmut ertragen, was über mich als Entfetter, Wasserentzieher, Milchkurdoktor, Herzmuskelstärker u. s. w. gefabelt wurde und mir an der Freude genügen lassen, daß es gelungen ist, wie Sie von der Gicht, so den Fürsten von der allgemeinen Ernährungsstörung mit ihren schlimmen Begleitern zu befreien. Ein ganzes System, eine ganze Kurmethode hat man mir nachgesagt und mich schließlich zum Spezialisten für Fettleibige gestempelt. Wo diese Aufgabe an mich herangetreten ist, habe ich sie mit der Energie und Thatkraft des stets individualisierenden Arztes erfüllt. Aber ich bin nie in eine Schablone verfallen, an der alle Regime bis dahin krankten und wohl auch zu Grunde gingen, sondern ich habe, unbekümmert um die Lehren der heutigen Therapie, meine Wege mir selbst gebahnt, auf Grund der individuell gewonnenen Anschauungen und im Zusammenhalt mit den wirklich brauchbaren Etappen einer streng wissenschaftlichen Forschung . . . So habe ich die Freude gehabt, eine Reihe von allgemeinen Ernährungsstörungen und schlimmen Symptomen, wie verschiedene Formen von Blutarmut, Herzfehlern, Abmagerungen, Hämorrhoidal-Beschwerden, Leberanschwellungen, Magenerweiterungen, Asthma, Migränen, Darmträgheiten, Verstopfungen u. s. w. radikal zu hemmen und selbst zu beseitigen. So bin ich auch zur Bekämpfung und Beseitigung der Fettleibigkeit gekommen, die, wie ein nüchterner Blick zeigt, unter den mannigfachsten Verhältnissen und Lebensweisen zu Stande kommt und eben so auch beseitigt werden kann. Mit Bier und Brot, mit Zucker und Fetten, mit viel und wenig Essen und Trinken kann man eben so gut dick wie dünn werden, Hämorrhoiden und Magenerweiterungen bekommen oder nicht, Leberanschwellungen und Herzerkrankungen veranlassen und verhindern, — es fragt sich nur: wie und wann“. Diese 1886 geschriebenen Sätze, nach denen Schweninger vorher und nachher stets gehandelt hat, beweisen allein schon, wie thöricht der Versuch ist, ihn zu einem Kopisten Oertels machen zu wollen. Oertel selbst, der leider öffentlich der Legende nie entgegentrat, hat persönlich doch dem jüngeren Kollegen sein Bedauern darüber ausgesprochen; als Bismarck 1892 mit seinem Arzt in München war, kam Örtel zu Schweninger, um ihm zu seinen Erfolgen zu gratulieren und ihm zu sagen, wie ärgerlich ihm das dumme Gerede in den Zeitungen sei. Und die Hauptsache: Örtel war, wie er erzählte, selbst sein wichtigster Patient, — er starb in der eigenen Behandlung; Schweningers Hauptpatient, der zwanzig Jahre älter ist und den der Arzt einst unter den ungünstigsten Verhältnissen übernahm, lebt, allen Deutschen zur Freude, und der Arzt, der ihn uns erhielt, hat Anspruch auf unseren Dank und sollte mit blödsinnigen Märchen wirklich verschont werden. „Die Zukunft“, V., Nr. 45.

Schutzpockenimpfung und Tuberkulose. Die wissenschaftliche Komission für das Medizinalwesen in Preußen hat die Frage, ob und unter

welchen Voraussetzungen die Schutzpockenimpfung imstande sei, eine Begünstigung (Disposition) für die Erkrankung an Tuberkulose bezw. der Skrofulose zu schaffen, dahin beantwortet, daß durch fehlerhafte Impfung und bei bereits vorhandenen Tuberkelbazillen in Einzelfällen eine raschere Vermehrung oder Verbreitung dieser Bazillen ermöglicht oder begünstigt werden könne. Auf Leute, die da wähnen, daß jede Kindergeneration und jedes Kind ausnahmslos für Blattern empfänglich sei und daß daher jedes Kind **zwangsweise** geeimpft werden müsse, macht dieses Zugeständnis natürlich keinen Eindruck. Sie werden sagen, daß bei dem großen „Segen", den die Zwangsimpfung der Allgemeinheit bringe, so ein paar Opfer, die an Tuberkulose infolge Impfung sterben, nicht in Betracht kommen können. Andere Leute aber — und sie sind leider in der Minorität, — die den Impfwahn nicht teilen, werden sich fragen: Welche Garantie haben die Eltern, die ihr (eventuell einziges!) Kind der Impflanzette überantworten müssen, daß nicht hiedurch „im Einzelfall" Skrofulose oder Tuberkulose geweckt oder gefördert wird und Siechtum oder Tod folgt? Welche Garantie bietet der Staat, der alle Eltern ohne Ausnahme polizeilich zur Impfung ihrer Kinder zwingt, daß diese nicht „fehlerhaft" gemacht wird? Gerster.

Falsche Samariterhilfe. Tempora mutantur nos et mutamur in illis (Die Zeiten ändern sich und wir ändern uns mit ihnen) ist man auszurufen versucht, wenn man den Unterschied von Einst und Jetzt im Urteil über die chirurgische Anwendung der Karbolsäure bedenkt. Einst, d. h. zur Zeit der Lister'schen Wundbehandlung (1874—84) war die Karbolsäure das Alpha und das Omega aller „Antisepsis", ganz Deutschland stank von Karbolsäure zum Himmel und jeder Arzt oder „Laie", der bei ihrer Anwendung Hautausschläge und Vergiftungszustände beobachtete und sie deshalb nicht lobte, wurde von Generalpächtern der Wissenschaft „unwissenschaftlich" erklärt. Heute ist man so weit, daß die „Schweizer Blätter f. Gesundheitspflege" (Nr. 16) vor der Anwendung der Karbolsäure zu feuchten Umschlägen, auch in ganz schwacher Lösung, unter der Spitzmarke „Falsche Samariterhilfe" dringend **warnen** und den Satz aufstellen: „Am besten ist es, die Karbolsäure gänzlich von der feuchten Wundbehandlung in der Samariterhilfe auszuschließen! So wird's auch mit manchem anderen Mittel, vielleicht sogar mit Tuberkulin und Serum zugehen: heute: „Exakte Wissenschaft", morgen: „Falsche Samariterhilfe." G.

Leib und Seele. Was wir jetzt wieder als neueste Weisheit entdeckt zu haben glauben und anpreisen, nämlich die Wichtigkeit, resp. Unerläßlichkeit der seelischen Behandlung in Verbindung mit der körperlichen, das war schon in grauer Vorzeit bekannt. So schreibt Platon in „Charmides oder über die Besonnenheit":

„Dieser Thracier (aus der Schule des Jamolxis, der man nachsagte, sie könne sogar unsterblich machen) sagte nun: Unser Oberhaupt Jamolxis, ein wahrer Gott, behauptet, daß, wie man es nicht versuchen dürfe, die Augen ohne den Kopf, den Kopf ohne den Leib heilen zu wollen, ebenso es auch

unthunlich sei, den Leib ohne die Seele in Behandlung zu nehmen. Eben das sei schuld, daß bei den griechischen Ärzten so viele Krankheiten sich der Behandlung und Heilung entziehen, weil sie das Ganze mißkennen, auf welches man sein Augenmerk richten müsse. Es sei unmöglich, daß der Teil sich gut befinde, wenn dieses Ganze leidend sei. Denn Alles, fuhr er fort, gehe von der Seele aus, sowohl das Schlimme als das Gute für den Körper und den ganzen Menschen und fließe von dort aus zu, wie von dem Kopfe auf die Augen. Deshalb müsse man die Seele zuerst und hauptsächlich pflegen, wenn der Kopf und der übrige Leib sich wohl befinden sollen. Gepflegt aber werde die Seele, sagte er, durch gewisse Zaubersprüche; diese aber bestehen in guten Lehren, durch die der Seele Besonnenheit eingepflanzt werde. Sei aber diese ihr eingepflanzt und stets bei der Hand, so sei es leicht, dem Kopf sowohl als dem übrigen Körper Gesundheit zu geben. Nachdem er (Jamolxis) mich nun das Zaubermittel und die Sprüche gelehrt hatte, schärfte er mir noch ein, ich solle mich ja von Niemandem überreden lassen, mit diesem Mittel den Kopf in Behandlung zu nehmen, ehe der Patient vor Allem seine Seele habe von mir behandeln lassen. Denn gegenwärtig, fuhr er fort, herrscht der Unfug bei der Behandlung der Menschen, daß Manche Ärzte sein wollen, ohne beide Teile zusammen zu nehmen."

Platon lebte von 429—347 vor Christus. Sollte heute, nach über 2000 Jahren, dieser damalige „Unfug" noch immer fortbestehen??

G.

Über **Verstopfung** hat Geh.-Rat Prof. Dr. Ernst Schweninger in Band III der „Bibliothek medizin. Wissenschaften" einen Aufsatz veröffentlicht. Es giebt keine „Verstopfung", sondern nur verstopfte Menschen; ihr Leiden wird nicht durch eine bestimmbare Ursache, sondern durch die gesamten Lebensverhältnisse hervorgerufen. Das wichtigste Moment ist die Nahrungsaufnahme im weitesten Sinne; der Darminhalt kann direkt und indirekt eine verstopfende Wirkung haben, durch seine Masse, Bildung von Gasen &c., hauptsächlich durch mechanische Einwirkungen auf Darm- und Bauchwand, weiterhin aber auch auf den gesamten Organismus, zu Kreislauf- und Ernährungsstörungen führen, die sich wieder in mangelhafter Thätigkeit der Nerven und Muskeln im Bauche äußern. Weiterhin sind Kleidung und Bedeckung des Körpers (Korset, Rock- und Hosenbänder, Uniformen, Bruchbänder, Leibbinden u. s. w.) und in dritter Linie ein nicht genügender Wechsel von Ruhe und Bewegung verstopfende Ursachen. Ein vierter Faktor ist der psychische Einfluß, die Prüderie der Frauen und Anderes. Zwischen Diarrhoe und Verstopfung bestehen nur Gradunterschiede und keine Gegensätze. Der Zustand der Verstopfung wird verschlimmert durch Behandlung mit Abführmitteln und Klystieren; verstopfte Menschen müssen so umgewandelt werden, daß sie ohne alle künstlichen Hilfsmittel regelmäßige und ausgiebige Entleerung haben. Es müssen in jedem Einzelfall die auf Darmthätigkeit und Entleerung einwirkenden Punkte herausgefunden und auf sie eingewirkt werden. An Stelle seltener großer Mahlzeiten müssen häufigere, kleine treten, die Mischung der Kost ist zu regeln, wobei stuhltreibende Nahrungsmittel den Vorzug verdienen. Heiße lokale Bäder, Anordnung geeigneten Wechsels von Ruhe und Bewegung &c. sind nützlich, aber stets ist das Individualisieren die Hauptsache. —r.

Die **Bewegung gegen den Alkoholgenuß** hat in der letzten Zeit auch in Deutschland namhafte Fortschritte gemacht, und zwar sind es gerade solche

Vereine, welche ihren Mitgliedern strengste Enthaltsamkeit aller geistigen Getränke zur Pflicht machen, bei denen ein verhältnismäßig großer Zuwachs an neuen Mitgliedern festgestellt wurde. Die deutsche Großloge II des internationalen Guttempler-Ordens, welche am 17. Juli in Tönning (Schleswig-Holstein) ihre Jahresversammlung abhielt, hatte im letzten Berichtsjahre eine Zunahme von 929 Mitgliedern zu verzeichnen, indem deren Zahl von 1286 auf 2215 stieg; dies bedeutet einen Zuwachs von 72⁰/₀. Die Zahl der Logen stieg ebenfalls ganz erheblich, nämlich um 24 und betrug dieselbe am 1. Mai ds. J. 64.

In Hamburg allein wurden 6 neue Logen gestiftet; fast ebensoviel in der Umgebung; ferner je eine in Bremen, Bochum i. W., München u. s. f. Als Großtempler wurde Ingenieur G. Asmussen in Hamburg (Emilienstraße 25) wiedergewählt. R. Br.

Das **Radfahren nach ärztlichen Gesichtspunkten** lautete das Thema eines Referates, welches Dr. Mendelsohn im Verein für innere Medizin zu Berlin in den Sitzungen vom 16. Dezember 1895 und 13. Januar 1896 erstattete. Dasselbe ist weiter in den Nr. 18 ff. 1896 der „Deutschen med. Wochenschrift“ erschienen und in einem Auszug im neuesten Hefte des „Zentralblattes für allgemeine Gesundheitspflege“ (XVI. Jahrgang. 7. Heft. Bonn. Emil Strauß) wiedergegeben, dem wir folgendes entnehmen: „Die Vorteile des Radfahrens, wenn es in verständiger, mäßiger Weise betrieben wird, können unschätzbare sein, zumal da dasselbe als gymnastische Übung dient, als Erholung von geistiger Arbeit, und als ideales, weil unabhängiges und wohlfeiles Beförderungsmittel. Die Gefahren, welche aus diesem Sport entstehen können, sind zweierlei Art, nämlich einmal solche, welche hauptsächlich durch das Mechanische der Übung hervorgerufen werden und sodann solche, welche aus der Überanstregung sich herleiten. Die ersteren sind, abgesehen von den Verletzungen aus Unfällen, Entzündungen des Kniegelenks, bedingt durch die starke Inanspruchnahme desselben und Entzündungen des Genitalapparates bei Männern sowohl als auch bei Frauen, bedingt durch den Druck des Sattels und unzweckmäßige Kleidung bei Frauen (Korsett). Viel wichtiger sind die Schädigungen, welche den Gesamtorganismus durch ein Übermaß beim Radfahren treffen können. Es kann nämlich der gesteigerte Stoffumsatz zu allgemeiner Entkräftung des Individuums führen und es kann eine besondere Empfänglichkeit für Infektionskrankheiten sich ausbilden. Ferner kommt es bei Radfahrern häufiger zu Erkältungskrankheiten. Die gefährlichsten Folgen erwachsen aber aus übermäßiger Anstrengung für das Herz, da dieses — wie schon gesagt — ja bei weitem am meisten arbeiten muß und allmählich krankhaft vergrößert wird. Es ist auch schon eine große Zahl von plötzlichen Todesfällen bekannt geworden, die auf die übermäßige Anstrengung des Herzens zurückzuführen sind, besonders wenn bei unzweckmäßiger Atmung Wegsteigungen in forcierter Weise überwunden werden. Aus dem soeben Gesagten ergiebt sich naturgemäß, daß Personen mit schon bestehenden Herzfehlern, mit Verkalkungen der Blutgefäße das Radfahren unterlassen sollen. Ebenso ist es allen Personen zu verbieten, welche Eiweiß im Urin aufweisen, und schließlich Greisen und Kindern. Einen günstigen Einfluß übt nach den bisherigen Erfahrungen das Radfahren bei Personen aus, welche an Ansammlungen von Harnsäure, speziell an Gichtanfällen leiden. Auch bei gewissen milderen Formen von chronischer Störung der Beckenorgane ist eine maßvolle Handhabung des Radfahrens angezeigt, da ein günstiger Einfluß desselben auf derartige Leiden konstatiert ist. Es wirkt hier ähnlich

wie Gymnastik und Massage nach der Thure Brandtschen Methode. Selbst leichte Störungen im Respirationsapparat — natürlich mit absoluter Ausnahme der Lungenerweiterung — sollen zuweilen durch Radfahren günstig beeinflußt werden. Jedenfalls ist immer festzuhalten, daß auch beim Radfahren, wie in vielen anderen Dingen, ein Übermaß schadet, während ein maßvolles Ausüben unschädlich, ja oft sogar direkt nützlich sein kann. Zu verbieten ist das Radfahren nur in einzelnen, ganz bestimmten und vorher erwähnten Fällen." „Volkswohl" XXI, 33.

Bücherleihen. Die Leselust ist wohl bei keinem Volke so allgemein wie beim deutschen, und doch ist es eine oft gehörte und wohlberechtigte Klage, daß der Deutsche für alles andere eher Geld übrig hat und ausgiebt, als für ein Buch. Nirgendwo ist die Unsitte des Bücherleihens von Freunden und Bekannten so verbreitet wie bei uns. Nur die falsche Auffassung vom geistigen Eigentum erhält bei uns die große Zahl der Leihbibliotheken und die unendlich vielen Lesezirkel.

Vergeblich ist bisher von den Ärzten gegen die unsauberen, zerlesenen, durch kranke und gesunde Hände gehenden Zeitschriften und Romanbände dieser Institute geeifert worden, sie wandern unaufhaltsam weiter aus den Dachstübchen und Kellerwohnungen in die Salons unserer vornehmen Gesellschaft, aus den arbeitsgewohnten Händen der Köchin in die zarten Finger ihrer Gnädigen. Sie wollen nicht mit einander aus einer Schüssel essen, die Vornehmen und Geringen, die Herrschaft und die Dienenden, nicht einmal neben einander am gleichen Tische sitzen, aber ist es denn was anderes, wenn sie ihre geistige Nahrung aus dem gleichen Buche holen? Das Entleihen von Büchern hat aber auch noch eine andere soziale Seite. Für die meisten Schriftsteller ist der Absatz ihrer Werke eine Lebensfrage. Noble Gesinnung der Leser sollte das, von dem man einen Genuß erhofft, auch zahlen und nicht umsonst verlangen. Man hat lange behauptet, die Bücher seien zu teuer. Der Einwand kann nicht mehr gelten.

(Aus einem Auffsatz von Julius Maßmann.)

Die Schädlichkeit des Frühaufstehens für kleine Schulkinder hat nach der „Magdeburgischen Zeitung" ein Lehrer durch einen orginellen Versuch nachgewiesen. Derselbe — ein erfahrener und gewissenhafter Mann — konnte sich lange den Umstand nicht erklären, warum seine im Alter von 6 Jahren stehenden Kleinen an der ersten Unterrichtsstunde nur selten mit völlig befriedigendem Erfolge teilnahmen. Eines Tages kam er nun auf den orginellen Einfall, zu folgendem Experimente zu greifen. Eine Viertelstunde nach dem Beginn des Unterrichts sagte er zu der kleinen Schar: „Kinder, ihr braucht jetzt nicht aufpassen, machts euch so bequem wie möglich, und schlaft auch, wenn ihr wollt!" Eine lautlose Stille trat ein. Und siehe da! Als er nach etwa einer Viertelstunde den Unterricht fortsetzen wollte, stellte es sich heraus, daß von 48 Kindern 36, also drei Viertel der Klasse, schliefen. Nun wurde es ihm klar, weshalb die Kleinen dem Unterricht nicht so folgten, wie er es gewünscht; sie hatten nicht ausgeschlafen! In England beginnt der Schulunterricht in den letzten Klassen erst um 8 Uhr. Wie wäre es, wenn die Leiter der Schulanstalten diese Sitte auch bei uns einführten! Sie würden sicherlich auf Dank von seiten vieler Mütter und Kleinen zu rechnen haben! „Volkswohl", XXI, 36.

Zur Errichtung von Schulgärten in Deutschland. Welchen hohen Wert die erziehende Gartenarbeit der ländlichen Jugend einerseits für die

Schule, insbesondere für einen lebensvollen, auf die Erfahrung sich gründenten Unterricht in der Heimats- und Naturkunde, dann aber durch die Verbreitung der Obstbaumpflege und der Landgärtnerei in volkswirtschaftlicher Beziehung hat, wird allgemein anerkannt. Die Pflege des sogenannten Schulgartens ist deshalb in glücklicher Weise bereits in Österreich, Schweden und der Schweiz durchgeführt. Der deutsche Verein für Knabenhandarbeit in Dresden hat nun auch seine Thätigkeit auf die Einführung von Schulgärten in Deutschland ausgedehnt und zu diesem Zwecke für Landlehrer zwei fünfwöchige Unterrichtskurse eingerichtet, den einen im Frühjahr, vom 22. April bis 26. Mai, den anderen im Spätsommer, vom 2. August bis 4. September. Das Honorar beträgt für jede Unterrichtswoche, einschließlich der Werkzeugbenutzung und des Arbeitsmaterials, 15 M., eine Summe, die lediglich die Selbstkosten des Deutschen Vereins für Knabenhandarbeiten deckt. Während die theoretischen Unterweisungen thunlichst im Freien, in einer dazu erbauten Laube des größeren Gartens erteilt werden sollen, ist für ungünstige Witterungsverhältnisse im Gebäude selbst eine Gartenwerkstatt eingerichtet worden, in welcher bei regnerischem Wetter das Eintopfen der Pflanzen, das Auslesen der Pflanzensamen, die Übungen im Veredeln der Bäume an trockenem Reis ꝛc. vorgenommen werden können. Es finden aber das Handfertigkeitsseminar besuchende Landlehrer auch Gelegenheit, sich neben dem Obst- und Gartenbau auch in anderen, dem ländlichen Hausfleiß dienenden Arbeitsfächern auszubilden, insbesondere in der Holzarbeit mit dem Messer und auf der Schnitzebank, sowie in der ländlichen Metallarbeit ohne Feuer. Für beide Arbeitsfächer sind in der neuen Lehrerbildungsanstalt wohleingerichtete Werkstätten vorhanden, die unter der Leitung tüchtiger Fachmänner stehen. „Volkswohl“, XXI, 36.

Heilstätten. In einem Sammelwerke, welches demnächst erscheinen wird, sollen u a. auch die Genesungshäuser und die Trinkerheilstätten eine Bearbeitung erfahren. Da das vorhandene Material über diese Fragen noch recht wenig gesammelt und gesichtet ist, bitten die Bearbeiter hierdurch alle Kollegen, ihnen alle Adressen von derartigen Einrichtungen ihrer Gegend mitteilen oder die Uebersendung von Satzungen ꝛc. an Dr. med. Flade, Dresden-N., Bautzenerstraße 64 veranlassen zu wollen.

„Villa Prof. Schweninger“ in Braunfels ist in den Besitz des Kurarztes Dr. Gerster übergegangen und wird von diesem als Kurpension wie bisher geleitet. Sie bietet Sommer und Winter für eine kleine Anzahl (16—18) von Kurgästen Unterkommen, die in ruhigem Landaufenthalt und unter ständiger ärztlicher Aufsicht und Kontrolle die für sie individuell geeignete Lebensweise nach jeder Richtung hin kennen lernen, ihre Gesundheit unter entsprechender hygieinischer Schulung festigen und sich gegen krankmachende Umstände abhärten wollen. Für eigentliche Krankenpflege ist die Pension nicht eingerichtet und nimmt daher nur Erholungs- und Kräftigungsbedürftige, nicht aber bettlägerige oder Geisteskranke, an entstellenden Hautkrankheiten, Epilepsie, Schwindsucht ꝛc. Leidende als Gäste auf. Mit Rücksicht auf ruhebedürftige Gäste werden auch Kinder nicht aufgenommen.

Berichtigung.

In Heft 12, 1897, Seite 364, Zeile 10 von oben lies: Züchtungsherd.



Stuttgart, 15. November 1897.

Sozialhygieinisches.

Von

Dr. med. **Georg Liebe,** St. Andreasberg (Harz).

6.

Haut- und Körperpflege.

Zuerst ist es die äußere Schale unseres — wenigstens in jedes einzelnen Augen — so wertvollen Kernes, die Haut, die eine ganz energische Pflege erheischt, und es wird Aufgabe des Volksfreundes sein, über die Notwendigkeit sorgsamen Waschens und Badens, wie über die Art, es zu thun, allenthalben Belehrung zu verbreiten. Man sollte meinen, wer jemals die Geschichte von dem armen Knaben gehört hat, den man bei einem Papstjubiläum als Engel auftreten ließ und dem man darum über und über die Haut vergoldete, der aber diese Ehre wegen vollkommener Verhinderung der Hautatmung mit dem Tode büßte, — wer, sage ich, solche und ähnliche Geschichten gehört hat, der müßte seinen lieben Leib nach allen Regeln der Kunst schwemmen und waschen.

Wie eindringlich spricht die Kulturgeschichte früherer Zeiten zu uns. Schon Zoroaster, der dreitausend Jahre vor Christus in Iran und Persien gelebt haben soll, schrieb religiöse Bäder vor, und den sagenhaften Helden der Odyssee wurde gleich bei der Begrüßung ein warmes Bad bereitet.

Kaltes Bad vor der Abendmahlzeit war Ordensregel der Pythagoräer und Alexandria in Ägypten hatte in alten Zeiten 4000 Badestuben. Moses hat über Hygieine und somit auch über das Baden ganze Bibelkapitel geschrieben und in das Schiff Hierons II., des Herrschers von Syrakus 300 Jahre vor Christus, mußte Archimedes eine Badekajüte bauen. Unter Justinian gab es in Byzanz um 550 nach Christus 815 Bäder und 1352 große Bassins, welche durch 14 Aquadukte gespeist wurden. Und was waren das für Prachtbauten! Numidischer Marmor der Stein, Silber das Metall der Hähne. Die römischen Bäder, wie man sie in Pompeji gefunden hat, wie auch in Badenweiler im Schwarzwald eins gut erhalten ist, bestanden nicht nur aus Auskleideräumen, kalten Bädern, Wannen- und warmen Bädern mit Abreibezimmern, heißen Bädern, getrennt für Männer und Frauen, sondern der Badende fand da, wie heute noch in den englischen Klubbädern, Parks, Promenaden, Säulenhallen, Räume für Gymnastik, Vorlesungen, szenische Darstellungen, eine Bibliothek u. a. m. In den Bädern des Kaisers Caracalla konnten 2300 Personen zu gleicher Zeit baden; diejenigen des Kaisers Diocletian hatten einen Schwimmteich für 3000 Personen. Konsul Agrippa hat in einem Jahre 170 Badestuben zu unentgeltlicher Benutzung gebaut. Auch unsere Vorfahren haben eifrig gebadet; freilich that's bei ihnen das frische Flußwasser ohne Marmor, aber Seife bildete bald einen Haupteinfuhrartikel nach Deutschland. Im Mittelalter gab es in allen Städten viele Badestuben, z. B. hatte Ulm 1489 deren 168 und das Einkommen daraus war es wert, von Fürsten als einträgliche Regalien benutzt zu werden.

Aber so war es einmal. Bald nahm dieser Reinlichkeitstrieb ab, die Badestuben wurden die Stätten der Unsittlichkeit und die Herde mittelalterlicher Epidemien; man mied sie und lebte sich so allmählich in jene gesegnete Wasserscheu hinein, die noch heute dem Hauptteile unserer lieben Mitmenschen eigen ist. Waschbecken aus jener Zeit sind nicht größer als Suppenteller. Herzog Johann Friedrich von Württemberg notierte in seinen Aufzeichnungen mitten unter wichtige Staatsereignisse als besonders bemerkenswert: „Hab mir heut' den Kopf waschen lassen, hat mir recht wohl gethan." Ja die heilige Agnes versagte sich aus Frömmigkeit jedes Bad. Und es laufen heutzutage viele solche Agnesse umher.

Das muß anders werden, in geeigneter Weise, bei dem Kinde beginnend, muß das Volk über die Notwendigkeit der Hautpflege zum Wohlbefinden aufgeklärt werden, muß belehrt werden, wie wichtig die Hautein- und -ausatmung ist, wie man sich baden, sich waschen soll, daß bekleidete Körperteile, besonders die in Lederstiefeln steckenden Füße, ebenso wert sind, gepflegt und gewaschen zu werden. Die Erkältungsfurcht, welche von Urgroßmüttern und Kindermuhmen her in uns steckt, muß hinausgejagt werden, damit zugleich der Aberglaube, daß alles irgendwie am Körper Entzündete ein „Frost" sei und was dergleichen mehr Vorurteile sind. Mehr baden und waschen, weniger in das als Allheilmittel geltende, dabei wegen seiner

eingreifenden Wirkung nicht ungefährliche Dampfbad rennen: das würde gut thun.

Aber auch die Reinlichkeit soll durch die Hautpflege gefördert werden, sie, die Grundlage aller Gesundheitspflege. Ich bin nicht nur Einmal bei ganz guten Leuten auf Widerstand gestoßen, wenn ich plötzlich die Lungen untersuchen wollte. Der Grund ergab sich dann sehr wohl, das letzte Bad hatte zu Olims Zeiten stattgefunden. Liebig stellte den Satz auf, daß man nach dem Verbrauch von Seife den Kulturzustand eines Volkes beurteilen könne. Daß wir nur da nicht recht schlecht wegkämen!

Wir müssen uns wirklich vor anderen Völkern schämen. Dr. Lassar schreibt in seinem Buche „Die Kulturaufgabe der Volksbäder" (Berlin 1889): „In Rußland würde der ärmste Bauer sein Feiertagsgewand nicht anlegen, ohne vorher auf den Dampffliesen seines Dorfbades den Staub der Werkelwoche zurückzulassen. Das ganze japanische Kaiserreich ist mit heißen Bädern für alle Volksklassen reichlich versehen. Der keuchende Lastträger, der zerrissenste Derwisch findet in jedem arabischen Wohnorte sein Bad." Der Afrikaner Jean Heß sagt über diesen Punkt: „Im Innern Afrika's widmet auch der verkommenste Wilde seinem Körper eine Sorge, die in Europa noch vielfach unbekannt ist. Die erste Sorge unserer Träger, wenn sie am Ruheplatz ankamen, war immer, Wasser zu einer gründlichen Reinigung zu bekommen. In den Hütten wird Morgens und Abends von Männern, Weibern und Kindern gewaschen, geseift und gebürstet. Das ist manchmal ein drolliger Anblick. Die Seife ist sehr primitiv: Asche und Öl: ebenso primitiv ist der Schwamm: eine Hand voll feiner Wurzeln und das Waschbecken: ein hohler Kürbis. Aber so dürftig auch das Material, so ist doch die Operation gründlich, wie in dem feinsten und modernsten Badekabinets Europas. Wenn die Neger trotzdem so scharf riechen, so ist das eine subjektive Nasenfrage: denn die Neger behaupten, daß auch wir Weißen für sie einen scharfen, unangenehmen Geruch haben, selbst wenn wir alle Gebote der Reinlichkeit sorgsam erfüllen. Der Umstand, daß die Neger riechen, spricht also nicht gegen ihren Reinlichkeitssinn. Ich kenne auf der ganzen Welt nur ein einziges Volk, das in dieser Beziehung über ihnen steht; das sind die Chinesen. Ich erinnere mich noch, mit welchem Staunen ich einmal an einem chinesischen Flusse die Kulis bei ihrer Toilette beobachtet habe. Es handelte sich dabei um Leute der niedersten Klassen, meist Lastträger, die mit schwerer Arbeit sich ihr Brot verdienen. Zuerst wurde ein allgemeines Flußbad genommen und das Waschen im Großen verrichtet. Dann kam die Arbeit im Einzelnen. Jeder Mann hatte einen kleinen Schwamm für die Ohren, einen für die Nase, einen für den Mund und mit einer feinen, im Bogen gespannten Bambusklinge wurde sogar die Zunge geschabt. Nichts wurde übersehen. Das dauerte eine ganze Stunde nach der Tagesarbeit, und dann erst ging es zum Essen. Bei allen Naturmenschen, mit denen ich lebte, habe ich eine ähnliche Sorgfalt für die körperliche Sauberkeit beobachtet. Der Sinn dafür

ist instinktiv, kein Luxus, nichts Anerzogenes; die Reinlichkeit ist bei den Naturmenschen keine Eigenschaft, sondern ein Bedürfnis."

Mit der Belehrung allein, und wenn sie noch so eifrig durchgeführt wird, ist's aber nicht abgethan. Man muß den Leuten natürlich Gelegenheit bieten, die gewonnenen Lehren zu bethätigen, also für gute Badeanstalten sorgen.

Das Idealbad fürs Volk und besonders für den staubig und müde von der Arbeit kommenden Arbeiter ist das Brausebad (Abbildungen bei Lassar „Über Volksbäder", Berlin 1889. Seite 19, 25—27, 36, 37, 40, 43, 44). Es wird eine Aufgabe der Fabrikgesetzgebung sein, dafür zu sorgen, daß jeder Arbeitsherr seinen Leuten derartige Gelegenheit zum Baden bietet. Es ist eine Lust, z. B. die Leipziger Volksbrausebäder anzusehen; man bekommt für 10 Pfennige Seife, Handtuch und eine anfangs warme, dann kalte Brause in eigener Zelle; in wenigen Minuten ist die Reinigung vollzogen, sodaß nun, namentlich auch der Arbeiter geradezu im Vorbeigehen seinem Körper diese Wohlthat bieten kann. Besonders wichtig ist die Anlage solcher Bäder in den Schulen, damit die Kinder schon an Reinlichkeit und Hautpflege gewöhnt werden. Die Kinder baden wöchentlich zweimal, die kleineren in der Freizeit, die großen während des Zeichnens, Schreibens, Handarbeitens.

In Dülken (Deutsche Gemeindezeitung. Nr. 16, 1895) dauert das Baden einer Gruppe 8 Minuten. Der Einfluß dieser Schulbäder ist nicht nur ein großer auf Reinlichkeitsliebe, Sauberkeit und Ordnungssinn der Kinder — keines kommt mehr in zerrissenem Hemd und ungestopften Strümpfen — sondern auch ein segensreicher auf die körperliche Gesundheit und geistige Frische. In Dülken sind die Versäumnisse von 4—6% seit der Errichtung des Bades auf $^3/_4$—$1^1/_4$% zurückgegangen. Wenn man in der Schule, im Kellerraume ein solches Bad einrichtete und dasselbe außerhalb der Schulzeit dem Publikum zugänglich machte, würde man einen bedeutenden Schritt vorwärts thun. Das mehrfach erwähnte Dülkener Bad kostet nur 1500 Mark einzurichten, das einzelne Bad eines Kindes 1 Pfg. In London zählt man jetzt über 70 solcher Schulbäder, und auch in Deutschland bürgern sie sich mehr und mehr ein. Wie gut wäre es dann, wenn die Gesellen wieder, wie bei den Zunftmeistern alter Zeit, Sonnabends ins Bad geschickt würden, wenn wir unsere Dienstmädchen, welche uns das Essen bereiten oder auftischen, unsere Kindermädchen, denen wir unsere Kinder Tag für Tag anvertrauen, und, Hand aufs Herz, wir selber uns wenigstens wöchentlich einmal badeten! (Vergl. Buschan, Über Volksbadeanstalten. Hygieia VIII., S. 81 und Ziegelroth, ebenda S. 378).

Große Städte natürlich leisten sich Schwimmbäder, so hat Leipzig allein 8 offene Fluß- und Bassinbäder und 5 Winterschwimmbassins, dessen größtes, das Marienbad, 600 cbm. Wasser faßt. Das Hedwigbad in Chemnitz, jedenfalls mit unter die besuchenswerten Sehenswürdigkeiten zu zählen, hat 2 Bassins mit 270 und 135 cbm. Inhalt. Daß aber auch

mit wenig Mitteln etwas Gutes geschaffen werden kann, zeigt das in einem ausgedienten Gasometer eingerichtete Schwimmbad in Freiberg i. S. (S. Hygieia VI., S. 440).

Doch wir würden uns zu lange bei der Reinlichkeit aufhalten, wollten wir noch weiteres anführen. Nicht übergangen möge indessen werden, daß wir an die Barbierstuben, wo oft noch einige wenige Bürsten und Kämme jeden Schopf bearbeiten, von der Allerweltswalze gar nicht zu reden, strengere gesundheitliche Forderungen stellen, und daß wir uns in Gasthöfen die schon einmal gebrauchten Servietten, Betttücher, saucebefleckten Tischtücher, mangelhaften Klosets u. s. w. nicht mehr gefallen lassen sollten. Auch hier Aufgaben für den Gesundheitsausschuß.

Der Hautpflege schließt sich weiterhin die eigentliche Körperpflege an, und auch hier ist es zuerst die Belehrung und das Erwecken von Interesse an den vorhandenen Einrichtungen, welche mitarbeiten müssen. Die Turnvereine und die Eltern der Schulkinder sollten nicht ruhen, bis Turnen in irgend einer Art in allen Schulklassen eingeführt, bis eine Schulturnhalle in jeder Stadt gebaut ist. Wenn dieselbe dann an die Vereine mit vermietet würde, kämen ihre Kosten gar nicht so hoch. Hier kann die öffentliche Meinung viel thun. Die Turnvereine müssen sich aller Orten rühren, jeden Mann und Jüngling, aber ebenso das weibliche Geschlecht in ihre Reihen aufzunehmen! (J. Barber, Mädchenturnen. Hygieia VIII, S. 181).

Mehr noch als das eigentliche Turnen werden die Spiele, Jugend- und Volksspiele, berufen sein, unserem Volke in naher oder fernerer Zukunft die Glieder zu stählen. „Ohne Turnspiele kann das Turnwesen nicht gedeihen, ohne Spielplatz ist ein Turnplatz gar nicht zu denken“ sagte der Turnvater Jahn selbst. Gesunder Geist in gesundem Körper, das ist das Ziel der Spiele. In einem früheren Aufsatze (Leipziger Zeitung Nr. 23) 1894 sagte ich: „Nach vielem Sitzen in der Schule oder in der oft recht mangelhaften Wohnstubenluft, in dem Staube der Werkstatt, dem Dunste der Schreibstuben, den Gerüchen des Ladens heißt es: Hinaus in's Freie zu den Spielen. Da wird der ganze Körper durchgearbeitet und all' die schädlichen Einflüsse des Lernens und Strebens, der Arbeit und des Berufes verduften in der frischen Luft. Da wird's nicht mehr, wie leider jetzt noch bei den meisten Kindern, ein krummes Rückgrat geben, da werden sich die Augen am Blicke in's Grüne und in die Weite wieder kräftigen, so daß die Klemmerleute immer seltener werden. Da wird die Lunge vom Luftschlamme leer und voll reiner Himmelsluft gepumpt, wenn die Brust sich voll und frei heben und senken muß; da laufen alle Tuberkel- und sonstigen Bazillen zum Teufel und es ist nicht zu viel gesagt, wenn Heineken (Die beliebtesten Rasenspiele. Stuttgart 1893. S. Hygieia VII, S. 156) behauptet: „Der richtige Höhenluftkurort liegt nicht in Davos, sondern auf den Spielplätzen der Jugend“. Da draußen läuft das Blut frischer durch die Adern und all' die Stockungen, welche unsere Jugend nervös und bleichsüchtig machen, werden in ihren Winkeln

aufgerührt und aufgejagt. Wie schmeckt darnach das Essen; der Appetit, der vorher nur nach Leckerei und Reizmitteln vorhanden war, stellt sich auch nach dem Butterbrote wieder ein, und selbst der Verzogene denkt nicht mehr daran, daß er ja dies und jenes vorher nicht ertragen konnte. Führen wir nur erst die Jugendspiele überall ein, dann werden wir rötere Backen, kräftigere Muskeln, leuchtende Augen sehen. So der Körper. Aber auch einen gesunden Geist schaffen sie. Nach den toten Zahlen, den Deklinationen und ähnlichen Schülerfreuden, nach zahllosen Federstrichen, Nadelstichen, Hammerschlägen u. s. w. soll in Gottes schöner Natur Heiterkeit und Lust dem jungen Herzen geboten, seine Freude an derselben genährt und gepflegt werden. Da wird denn auch die Spannkraft geübt und die Geistesgegenwart, die Kameradschaftlichkeit und Verträglichkeit gefördert und der Stolz und die Überhebung gebrochen. Aber auch der freiwillige Gehorsam, die verlangte Ausdauer und Geduld, ja das stille Ertragen selbst manches schmerzenden Puffes trägt zur Bildung und Stärkung von Charakteren wesentlich bei. Und noch eins: die Gigerls, die Ritter von der traurigen Gestalt müssen hier ihre Maske ablegen; sackartige Beinkleider, dicke Knüppel, Augengläser, folterähnliche Halskragen, feine Glacés, mit denen man von oben herab Fingerspitzen berührend grüßt, Schnabelschuhe, pomadisiertes Haar: was soll das beim kräftigen Spiel? Ist aber erst dieser Firlefanz herunter und die Brust offen und heißt es: Aufpassen oder sich blamieren, dann kommt der gute Kern, den diese faule Schale zum Glück noch meist birgt, zur Geltung, und unsere Spiele werden, wie Beispiele beweisen, auch im Kampfe gegen die Unnatur Erhebliches leisten. Und thäten sie weiter nichts Gutes, als unsern Mädchen und höhern Töchtern, süßen Backfischen und feinen Fräuleins ihren für sich und ihre Nachkommenschaft mörderischen Schnür- und Stahlpanzer verhaßt zu machen, so wären sie schon deshalb wert, eingeführt zu werden. Hohe Hacken und Stahlstäbe, sie sind dahin beim ersten Spiele, und was alles Reden und Schreiben noch nicht erreicht, das Jugendspiel thuts schon mannigfach: das Korset wurde durch weiche, praktische Leibchen ersetzt.

Wir haben die Sonntagsruhe. Daß sie aber gerade von der Jugend, die auf sich selbst angewiesen ist, mehr zum Kneipen, Skatspielen, Tabakrauchen, zum Aufenthalt in einer schaurigen Luft, zu geisttötender Beschäftigung benutzt wird, ist bekannt. Die Dämchen aber eilen, nachdem sie ihre freie Zeit mit Häkeln, Sticken, Marlittlesen, Kränzchen verbracht, zur weiteren Erholung wohlgepanzert auf den Ballsaal.

Dem Durstigen einen frischen Trunk, dem Fröhlichen auch einmal eins über den Durst, der Jugend lustigen Tanz wird jeder gönnen, der nicht Griesgram von Beruf ist, aber so maßlos und mit solcher Nicht- und Mißachtung der Bewegung in frischer Luft, wie jetzt oft, soll und darf es nicht getrieben werden. Seid fröhlich im Kreise zechender Brüder, fliegt dahin am Arme flotter Tänzer: aber auch hinaus ins Freie zu den Spielen! Da muß ja schlechterdings der Mensch ein anderer werden, als wenn er

nur immer die Karte hinter dem Bierkrug schwingt. Da lernt er auch alle Stände kennen und lernt sie achten und schätzen; denn wie die Badenden und Schwimmenden alle einander gleich sind, — Orden und Schmuck und schöne Kleider bleiben ja im Auskleideraum zurück — so giebts im Ballspiele keinen Vorteil für den Sohn des Millionärs vor dem des Arbeiters, sondern der Geschickte siegt über den Tölpel! Sollte das nicht ein recht brauchbarer Beitrag zur Lösung der sozialen Frage sein?

Jede Stadt sollte von sich aus oder durch ihre Turnvereine einen Mann in den jetzt in vielen Städten Deutschlands stattfindenden unentgeltlichen Kursen für Volksspiele ausbilden lassen. Derselbe könnte dann in der Schule sowohl als auch für Erwachsene die Spiele lehren und würde einer der besten Gesundheitsapostel für die Stadt werden. Irgendwo, auf einem Exerzierplatz, einer Reitbahn z. B., fände sich gewiß ein Spielplatz, und wenn dann die Feste kommen — man denke ans Schießen, Schulfest, Kinderfeste in den Vereinen —, würden wir an den Spielen von Jung und Alt noch mehr Freude haben, als jetzt schon an dem Schauturnen. Man lese nur die erquickenden Berichte in den Jahrbüchern für Jugend- und Volksspiele (Hannover-Linden 1892—1897). Welch eine dankbare Aufgabe für die Lehrer. Haben diese doch von jeher der Gesundheitspflege ihr Augenmerk zugewendet, oft sogar über's Ziel hinausschießend zur Laien-„Naturheilkunde". Hier finden sie Arbeit in ihren Grenzen genug! Folgt dem an Euch auch ergehenden Ruf, ihr frischen deutschen Studenten (Beerwald, über gymnastische Spiele im Freien. Hygieia VI. S. 487), es wird euch mehr nützen, als der „Doppelkopp" hinter dem Bierkruge. (Vergl. auch Ziegelroth, Hygieia VIII., S. 376. „Frisch hinaus", Hygieia IX., S. 30).

Zuletzt noch einen Blick auf die sonstigen, im Allgemeinen mit dem Namen Sport bezeichneten Körperübungen. Für den Sommer kommt in Betracht das Radfahren, welches von Vereinen gepflegt und, wenn es nicht übertrieben wird, die Sympathien weitester Kreise verdient. Bringt es doch den Fahrer fortgesetzt an die frische Luft, erzieht ihn, Sturm und Wetter zu ertragen und hat, neben hoher erzieherischer Bedeutung großen Einfluß auf die Körperkräftigung. Das Rudern gehört zu den gesündesten Körperübungen (begünstigt deshalb von Sr. Majestät Kaiser Wilhelm II.) und sollte dort, wo Flüsse oder Teiche sich befinden, zur Sommerszeit nicht vernachlässigt werden.

Wenn sich der Gichtling die Mütze über die Ohren zieht und das Katzenfell hervorsucht, beginnen die Winterfreuden, die Schneeschlacht mit ihren milden Geschossen, das Schlittenfahren, notabene hier ohne Pferde gemeint, das Schneeschuhlaufen, das sich gewiß mehr und mehr einbürgern wird, und das Schlittschuhlaufen. Klopstock ladet in seiner Ode „Der Eislauf" dazu ein:

> O Jüngling, der den Wasserkothurn
> Zu beseelen weiß und flüchtiger tanzt,
> Laß der Stadt ihren Kamin, komm mit mir,
> Wo des Krystalls Ebne dir winkt!

Übungen, welche früher in den Geruch der Demagogie brachten, werden heute, freilich noch viel zu wenig, von Alt und Jung, Jüngling und Jungfrau gepflegt, und manche bleichsüchtige Wange rötet sich in der frischen Brise des Wintertages. Für gute, glatte Bahn zu sorgen, jüngste und ältere Jugend im richtigen Sinne „aufs Eis zu locken,“ ärmere mit Schlittschuhen zu versorgen, die übrigens wie gute Weihnachtsgeschenke, so auch Schülerprämien bilden könnten, wäre eine dankbare Aufgabe des Volksfreundes.

Der zunächst liegende Sport dieser Art, das Laufen, kann mit Hinweis auf Hygieia IX., Seite 372 (Liebe, Über das Wandern) hier füglich übergangen werden.

Der „Neovitalismus“ und die physiatrische Therapie.

Von

Carl Schneider, München.

Es war bis vor wenigen Jahren ein ausgemachtes Dogma unserer Naturwissenschaftler — und die große Mehrzahl derselben, namentlich der Mediziner, steht wohl noch heute auf diesem Standpunkt — daß es spezifische, in den Kräften der anorganischen Natur nicht erklärbare „Lebenserscheinungen“, wie sie die frühere Naturwissenschaft angenommen und in einer freilich etwas naiven Weise durch den Begriff der „Lebenskraft“ zu erklären gesucht hatte, nicht gebe, daß vielmehr diese sogenannten Lebenserscheinungen nichts weiter darstellen als besondere, allerdings außerordentlich verwickelte Komplikationen derselben Prozesse, die uns in den physikalischen und chemischen Prozessen der unbelebten Natur gegenüber treten. Wie es bei der Uhr, so lautete eines der beliebtesten Argumente jener Naturanschauung, ungereimt wäre, das merkwürdige Ineinandergreifen und zweckmäßige Zusammenarbeiten der Räder aus einer besonderen „Uhrkraft“ zu erklären, wie vielmehr hier Alles aus bestimmten mechanischen Gesetzmäßigkeiten bezw. deren spezieller Anordnung sich ergebe, so sei auch bei dem Lebensprozeß im Großen wie im Kleinen alles aus einem eigenartigen Ineinandergreifen chemischer und physikalischer Gesetzmäßigkeiten abzuleiten. Die früher behaupteten besonderen Gesetzmäßigkeiten der belebten im Gegensatz zur un-

belebten Natur wurden somit geleugnet, ja namentlich von den eigentlichen Vertretern des naturwissenschaftlichen Materialismus, den Ludwig Büchner, Carl Vogt u. s. f., mit geradezu fanatischem Haß verfolgt. Zwar mußte man sich zugestehen, daß man noch sehr weit von einer allgemeinen Erklärung des organischen Lebens durch die Gesetze der anorganischen Natur entfernt sei; man konnte auch nicht leugnen, daß es faktisch in der organischen Natur eine ganze Reihe „zweckmäßiger" Vorgänge gab, während man doch gerade den Begriff der Zweckmäßigkeit als Erklärungsprinzip der organischen Vorgänge so bitter bekämpfte. Aber man hatte für alle diese Schwierigkeiten, vorläufig wenigstens, Rat. Wenn man nicht alle — böse Zungen sagten damals schon: gar keine — Erscheinungen sogenannter spezifisch organischer Art durch die Kausalgesetze der unorganischen Natur erklären konnte, wenn vor Allem die Frage nach der ersten Entstehung des Lebens und des Bewußtseins jeder solchen „Erklärung" spotteten, so lag das natürlich nicht an einem prinzipiellen Gegensatz dieser beiden Arten von Naturvorgängen, sondern nur an dem augenblicklichen, noch nicht weit genug vorgeschrittenen Zustande der Wissenschaft; und wenn in den organischen Vorgängen, allen Tiraden des Materialismus zum Trotz, sich Erscheinungen von unzweifelhaft zweckmäßigem Charakter zeigten, so war man auch hier bestrebt, die thatsächlich vorhandene, unbestreitbare Zweckmäßigkeit darzustellen als das Endglied einer Reihe von Vorgängen, deren jeder einzelne diesen Charakter der Zweckmäßigkeit angeblich nicht tragen sollte. Die Darwinsche Theorie von der mittelbaren Auslese des Zweckmäßigen (survival of the fittest) und das schöne Schlagwort „Anpassung" waren solche Versuche, das Zweckvolle in den Vorgängen der organischen Natur aus an sich zwecklosen Erscheinungen hervorgehen zu lassen; und wer die Schriften namentlich der Popularisatoren dieser Naturanschauung auch nur einigermaßen kennt, der weiß, mit welcher Kühnheit sie ihre Auffassung als die allein wissenschaftliche ausgaben und jeden Gegner derselben — unter diesen befinden sich freilich Männer wie Schopenhauer oder der hochverdiente Naturforscher Carl Ernst von Bär — für einen veralteten, grillenhaften Reaktionär erklären.

Wenn man heutzutage in diesem Lager etwas weniger zuversichtlich geworden und im Vertreter einer „vitalistischen" Naturanschauung nicht mehr schlechtweg einen bloßen Ignoranten zu erblicken so gnädig ist, so hat dies seinen Grund einmal in der Unfruchtbarkeit, die den Versuchen, das Organische aus dem anorganischen, das Zweckvolle aus dem Zwecklosen zu erklären, bisher thatsächlich angehaftet hat; sodann aber in dem Widerspruch, den in jüngster Zeit die Möglichkeit dieser Zurückführung überhaupt gerade von Seiten einiger hervorragender Vertreter der exakten Naturwissenschaften gefunden hat. Auf die Philosophen, wie etwa Schopenhauer legte man auf jener Seite stets nur wenig Gewicht; man zitierte sie ganz gerne zu Dekorationszwecken, wenn man sich gerade mit ihnen in Übereinstimmung befand, ignorierte sie aber mit grenzenloser Verachtung, sobald sich ein Widerspruch

mit den von ihnen vertretenen Anschauungen herausstellte. So hat sich bekanntlich der Würzburger Anatom Rindfleisch vor kurzem in einer viel besprochenen Rede zu vitalistischen Anschauungen bekannt; so werden ferner aus den Reihen der immer zahlreicher werdenden Gegner der Darwinschen Lehre — worunter bekanntlich nicht die Abstammungslehre als solche, sondern nur die spezielle Gestalt zu verstehen ist, welche diese lange zuvor durch Lamarcke und Goethe aufgestellte Lehre durch Darwin erfahren hat —, mehr und mehr Stimmen laut, welche als Erklärungsprinzip der Umbildung der Organismen direkt zweckthätige, also spezifisch andere als kausal-mechanische Kräfte in den Organismen als unabweisbar postulieren; und endlich ein Forscher, dessen „exakte" Schulung und Thätigkeit von Niemanden im Ernst bezweifelt werden kann, der auch als Alkoholgegner und -Bekämpfer rühmlichst bekannte Baseler Professor Bunge, hat sich direkt in einer eigenen Schrift: („Vitalismus und Mechanismus". Leipzig, F. C. Vogel) für die „neovitalistische" Auffassung der Lebenserscheinungen ausgesprochen — nicht aus einem metaphysischen Bedürfnis heraus oder in allgemeinen philosophischen Spekulationen, sondern gerade weil ihm seine Kenntnis der biologischen Thatsachen über das Unzulängliche der mechanischen Auffassung des Lebens keinen Zweifel lies. Gehen wir daher zunächst auf das reiche Thatsachenmaterial, das Bunge bringt, etwas ein. Ganz vermögen wir freilich seinen Standpunkt nicht zu teilen. So wenn Bunge beispielsweise sagt: „Je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zur Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt hatten physikalisch und chemisch erklären zu können, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten", — sind wir der Überzeugung, daß diese Möglichkeit nicht nur „vorläufig" nicht vorhanden ist, sondern niemals da sein wird, weil wir eben ein besonderes Prinzip des organischen Geschehens — eben jenes teleologische — anerkennen, das von jeder „Ursache" toto caelo verschieden ist.

Einige Beispiele mögen den Stand der Dinge zeigen. Man hat lange die Erscheinungen der Nahrungsaufnahme durch den Darm, (Resorption) erklären zu können geglaubt durch den Hinweis auf die bekannten physikalischen Vorgänge der Diffusion und Endosmose (das Eindringen von Flüssigkeiten durch eine poröse Wand). Heute ist indessen unwiderleglich festgestellt, daß die Darmwand sich bei der Resorption völlig verschieden verhält von irgend welcher toten Membran, durch welche eine Flüssigkeit dringt. Wir wissen, daß die Darmwand mit Epithelzellen bekleidet ist und daß die Aufnahme der Nahrung in den Darm sich vollzieht durch aktive Kontraktionen dieser Zellen, ähnlich wie wir es bei den freilebenden einzelligen Tieren — Amöben, Rhizopoden — beobachten. Aus dieser Thatsache der aktiven Funktion erklärt sich auch die mit dem Gedanken der Endosmose vollkommen unvereinbare Thatsache, daß zwar die Fetttröpfchen durch die Darmwand hindurch in die Chylusräume gelangen, nicht aber äußerst feinkörnige Pigmente, die man

in den Darm brachte. Den Zellen kommt also die Fähigkeit zu, eine Auswahl zu treffen hinsichtlich dessen, was sie dem Magen zuführen; das zur Nahrung Verwertbare führen sie dem Organismus zu, das Wertlose oder gar Schädliche — also Unzweckmäßige — weisen sie zurück. Also nichts von physikalischer Endosmose, wohl aber zweckmäßiges Verhalten des Organismus. Ja, noch mehr: wir wissen, daß die Epithelzellen des Darms eine ganze Reihe von Giften niemals hindurchlassen, obwohl dieselben im Magen- und Darmsaft ganz leicht löslich sind. Wir wissen sogar, daß wenn wir diese Gifte ins Blut direkt injizieren, sie umgekehrt durch die Darmwand ausgeschieden und so für den Organismus unschädlich gemacht werden. Also auch hier eine analoge, zweckmäßige Reaktion, kein Chemismus.

Man hat ferner das Auge oft für einen — noch dazu sehr unvollkommenen, physikalischen Apparat erklärt, für eine Art im Organismus befindliche Camera obscura. Und in der That ist ja die Pupille ein Schichtenkomplex lichtbrechender Medien, und das Netzhautbild kommt im Augenhintergrund zu Stande nach denselben Gesetzen der Refraktion wie das Bild auf der photographischen Platte. Allein — dies Zustandekommen des Netzhautbildes ist ja gar keine Lebenserscheinung. Es kommt auch zu Stande am toten, am ausgeschnittenen Auge. Eine Lebenserscheinung am Auge ist zunächst das Sehen selbst — ein Vorgang, für den uns wie für alle psychologischen Vorgänge die mechanistische Erklärung völlig im Stiche läßt; denn das physikalische Netzhautbild, weit entfernt das Sehen zu erklären, ist ja selbst nur für ein sehendes Auge da und zwar unter Umständen auch noch bei einem durch zentrale Störungen Erblindeten, ohne daß es hier den psychischen Vorgang des Sehens bewirken könnte. Lebensvorgänge am Auge sind ferner die Akkomodations- und Konvergenzbewegungen in ihrer wundervollen Zweckmäßigkeit für das möglichst deutliche Sehen, ist das Ausstoßen kleinerer Fremdkörper aus dem durch sie in seiner Funktion als Sehorgan gehemmten Auge; diese Erscheinungen hat aber noch nie Jemand physikalisch zu erklären vermocht.

Ähnlich glaubte man die Erscheinungen der Blutzirkulation zurückführen zu können auf die Gesetze der Hydrostatik und Hydrodynamik. Und gewiß folgt das Blut denselben in seiner Bewegung; aber — das ist ja gar nicht der spezifische Lebensvorgang bei der Blutzirkulation! Dieser liegt vielmehr in den aktiven Funktionen des Herzens und der Gefäßmuskeln; denn das Blut ist ja dabei — nicht in jeder Hinsicht, aber soweit es durch die Pumpenthätigkeit dieser Organe bewegt wird — absolut passiv. Für diese aktiven Funktionen des Herzens und der Gefäßmuskeln steht aber die physikalische Erklärung noch aus.

„Ich behaupte" — sagt Bunge —: „alle Vorgänge in unserm Organismus, die sich mechanistisch erklären lassen, sind ebensowenig Lebenserscheinungen wie die Bewegung der Blätter und Zweige am Baum, der vom

Sturm gerüttelt wird, oder wie die Bewegung des Blütenstaubes, den der Wind hinüberweht von der männlichen Pappel zur weiblichen. Hier haben wir einen Bewegungsvorgang, der für den Lebensprozeß (Fortpflanzung, Anm. d. Ref.) unentbehrlich ist. Und dennoch wird Niemand ihn für eine Lebenserscheinung halten einfach aus dem Grunde, weil der Blüthenstaub bei der Bewegung sich passiv verhält." Mit andern Worten: Aktivität und Leben sind für Bunge nur zwei Worte für dieselbe Sache. Die Vorgänge im und am Organismus sind physikalisch oder chemisch erklärbar, soweit sie passiv sind; sie sind es nicht und müssen daher als eine besondere Gruppe, als Vorgänge eben spezifisch biologischer Natur aufgefaßt werden, soweit sie als aktive Funktionen des Organismus sich zu erkennen geben.

Die mechanistische Naturanschauung glaubt bekanntlich das wunderbare Gefüge des entwickelten Organismus, die wunderbare Übereinstimmung zwischen Organ und Funktion, die wir dort vorfinden, durch den Hinweis auf die Zelle und deren Thätigkeit erledigen zu können; der Organismus biete nur das sozusagen im Großen und dem bloßen Augen sichtbar, was ja die mikroskopische Zelle im kleinen auch schon thue. Das „Rätsel des Organismus" ist ihr kein tieferes als das Rätsel der Zelle. Ganz richtig! Aber auch die Zelle, ihre Struktur und ihre Funktionen sind ja, wie wir oben sahen, physikalisch nicht erklärbar. Auch das einzellige Tier zeigt bereits, wie Engelmann an den Arcellen beobachtet hat, zweckmäßige Reaktionen auf bestimmte Veränderungen seiner Lage, analog denen eines höheren Tieres, das wir auf den Rücken gelegt haben und das nun durch zweckvolle Bewegungen sich wieder in die ihm angemessene Lage bringt; es geht ferner wie Cienskowski an der Vampyrella Spirogyrae zu beobachten Gelegenheit hatte, bei seiner Nahrungsaufnahme mit bestimmter Auswahl vor: die Vampyrella, eine mikroskopisch kleine, ganz strukturlos erscheinende Zelle, sucht sich unter allen Wasserpflanzen eine bestimmte Algenart, eben die Spirogyrae, aus und verschmäht jede andere Nahrung. „Das Verhalten dieser Monaden" — sagt Cienkowski — bei Auffsuchen und Aufnahme der Nahrung ist so merkwürdig, daß man Handlungen bewußter Wesen vor sich zu sehen glaubt." Also auch hier nichts von einem Mechanismuns!

Mit dem Hinweis auf die Zellen ist also die Frage nach dem Dasein besonderer Lebenserscheinungen, die Frage nach dem Warum der zweckmäßigen organischen Vorgänge nicht beantwortet, sondern nur zurückgeschoben. Die kleinste Zelle zeigt in Bau und Funktion das Wesen des organischen Körpers und Funktionszentrums bereits genau so deutlich wie der komplizierte Zellenstaat, höherer Organismus genannt; und der Verweis auf die Thätigkeit der Zelle läßt daher diese Fragen schlechterdings unbeantwortet. Im Gegensatz zur mechanistischen Naturerklärung zeigt aber, wie die angeführten Beispiele darthun, schon die einfache Zelle eben jene zweckmäßigen Thätigkeiten und Reaktionen, die jene Naturauffassung eben mit dem Hinweis auf sie zu Gunsten einer rein physikalischen und chemischen Erklärung der Lebenserschei-

nungen aus der Naturwissenschaft entfernen zu können glaubt, und die für uns den Grund zur Anerkennung besonderer zweckvoller Vorgänge als das Merkmal des organischen Geschehens bilden.

Eine hauptsächliche, ja wohl die bedeutendste Stütze ihrer Anschauungen fanden ferner bekanntlich bisher die Vertreter der mechanistischen Naturauffassung in der berühmten Darwinschen Theorie. Diese ist nicht, wie immer noch vielfach angenommen wird, identisch mit der Deszendenztheorie, d. h. der Lehre von der allmählichen Veränderung und „Entwicklung" der Tierarten von den niederen Formen der früheren Perioden der Erdgeschichte zu den hochorganisierten unserer Epoche, als deren Schlußglied der Mensch erscheint; sie ist vielmehr eine Theorie, die zu dieser — noch keineswegs „exakt bewiesenen" — Hypothese der Deszendenz der Tiergattungen aus niederen Urformen das Erklärungsprinzip zu liefern versuchtt. Und zwar liegt die Besonderheit des im Darwinismus gegebenen Erklärungsprinzips für die Deszendenz und insbesondere die zweckmäßigen Veränderungen der Tiergattungen darin, daß es die, im Endresultat unzweifelhaft zu Tage tretende, Zweckmäßigkeit der morphologischen Veränderungen mechanisch zu erklären versucht durch das berühmte Prinzip der „Zuchtwahl" oder der „natürlichen Auslese". Da dieses Prinzip bekanntlich von den popularisierenden Ausbeutern der Darwinschen Lehre seit mehr als 30 Jahren fortgesetzt als die Summe aller biologischen Erkenntnis hingestellt und dabei stets der Anschein zu erwecken gesucht wird, als handle es sich in ihm nicht um eine des Beweises erst noch bedürftige Hypothese, sondern um eine von keinem Fachmanne mehr im Ernst bestrittene Thatsache, und da ferner, betäubt durch das laute Geschrei, die Mehrzahl auch unserer Gebildeten den Darwinismus als eine gesicherte Wahrheit anzusehen pflegt, die nur ein reaktionärer Mystizismus noch bekämpfen könne, so wollen wir hiermit in Kürze den thatsächlichen Stand der darwinischen Lehre an sich und in der heutigen Biologie noch etwas beleuchten. Dieser Stand ist von dem einer anerkannten Wahrheit himmelweit verschieden.

Das Wesen der durch diese Theorie vorausgesetzten „natürlichen Auslese" und die Art, wie daraus die thatsächliche Zweckmäßigkeit erklärt werden soll, sind bekannt. Nach Darwin zeigen alle Nachkommen eines Tieres bestimmte Abweichungen vom erzeugenden Individuum; eine unzweifelhaft richtige Behauptung. Diese Abweichungen sollen an sich keinerlei bestimmte Richtung nach irgend einer Seite, weder in zweckmäßigem noch in unzweckmäßigem Sinne, tragen; wohl aber komme die Zweckmäßigkeit dadurch zu Stande, daß die unzweckmäßig abgewichenen Individuen allmählich untergiengen, die zweckmäßigen dagegen übrig blieben und durch weitere Zeugung die zweckmäßigen Merkmale konstant erhielten. Das ist in Kürze die berühmte Lehre von der „indirekten Auslese des Zweckmäßigen", nach den Vertretern des Materialismus und Mechanismus die Summe aller biologischen Weisheit, der Schlüssel zum Verständnis aller biologisch-zweckmäßigen Vorgänge.

Leider entsprechen dieser Theorie aber die Thatsachen in keiner Weise. Wenn aus irgend einem Grunde sich der morphologische Bau eines Lebewesens in einer den neuen Bedürfnissen „angepaßten" Weise verändert, so ist der regelmäßige und wunderbar konstante Gang dieser Veränderung nicht der, daß sich zuerst alle möglichen unzweckmäßigen Variationen bildeten und nun durch Untergang dieser unzweckmäßigen Abweichungen und der Vererbung, allmählich zweckmäßig organisierte Wesen übrig blieben; sondern die Thatsachen zeigen allemal, daß die morphologischen Veränderungen einen bestimmten Charakter, eine bestimmte Tendenz nach dieser oder jener Richtung zeigen, mit andern Worten so beschaffen sind, als liege ihnen eine Zweckvorstellung zu Grunde, die ihr Werden regelt. Nur der Umstand, daß die Anhänger des Darwinismus wie hypnotisiert waren von ihrem Schlagwort und die Natur mit Gewalt unter ihre Schablone zu zwängen versuchten, konnte sie verhindern, diese offen zu Tage liegenden Thatsachen zu sehen. Es ist z. B. bekannt, daß sich die Farbe der Schollen und vieler anderer Fische ändert nach dem Grunde, von dem sie sich abheben. Der Zweck dieser Veränderung ist klar, er dient dem Schutze dieser Tiere vor den Augen ihrer Feinde; die Ursache reicht aber zur Erklärung des Phänomens nicht aus; denn die gleiche Thatsache der Veränderung zeigt sich bei ganz gleichen chemischen und physikalischen Verhältnissen, sobald sich nur die Farbe des Grundes ändert. Oder man denke an die Veränderungen, die der Körper einer Schwangeren erfährt, und die doch unverkennbar sich ausweisen als zweckvolle Vorgänge — „zielstrebige" wie der geistvolle Carl Ernst von Bär an Stelle dieses verfehmten Wortes gesagt hat — im Hinblick auf den zu ernährenden Neugeborenen. Man muß in der That, wie allerdings die Mehrzahl unserer heutigen Zoologen, schon ganz der vorurteilsfreien Betrachtung der Thatsachen entwöhnt sein, um den zweckmäßigen Charakter dieser morphologischen Veränderungen — Milchbildung u. s. f. — zu verkennen. Wenn die Fischotter den Fluß verläßt und zum Meeresbewohner wird, so bildet sie sich bekanntlich dem neuen Milieu entsprechend um: „die Schwimmhaut wird größer, die Haut bekommt ein Fettpolster als Wärmereservoir bezw. Wärmehalter u. s. f. Aber nirgends zeigt sich ein regelloses Varieren, ein Untergang der unzweckmäßig und ein Übrigbleiben der zweckmäßig variierenden Individuen; die Variation zeigt vielmehr von vornherein bestimmte Richtung, sie zeigt sich bei allen ihren Wohnort in der angegebenen Weise ändernden Individuen und zwar schon in der ersten Generation. Oder man denke an die neuerdings mit so viel Aufmerksamkeit studierten Erscheinungen der „Mimicry": Pflanzen und Tiere verändern ihre Farbe je nach der Umgebung, so daß es dem Auge schwer fällt sie zu entdecken; Insekten, Raupen zeigen Farbe und Aussehen von Blättern, auf denen sie sich vorzugsweise aufhalten, und entziehen sich so ihren Verfolgern; umgekehrt ahmen manche Blätter täuschend die Schmetterlingsform nach: lauter zweckmäßige Einrichtungen, denen gegenüber die darwinistisch-mechanistische Schablone vollständig versagt.

Man hat dafür freilich das schöne Schlagwort „Anpassung der Lebewesen an die Umgebung“ eingeführt und glaubte so den angeblich mechanischen Charakter dieser Vorgänge gerettet zu haben. Aber gerade dieser Begriff durchbricht thatsächlich, in seiner wahren Bedeutung verstanden, das Darwinsche System. Entweder ist nämlich diese Anpassung eine zweckmäßige — nun, dann haben wir was wir wollen und von einem Mechanismus ist keine Rede mehr; oder sie ist es nicht, dann hat die Einführung dieses Begriffes, der dann absolut nichts Neues besagt, keinen Wert. Thatsächlich aber ist die „Anpassung“ ein Begriff, durch den die Zweckmäßigkeit offiziell nur verleugnet wird, um durch eine Hinterthür wieder hereingeschmuggelt zu werden. Denn wirklich entbehren kann ihn keinerlei biologische Forschung; ist er doch in Wahrheit das einzige Merkmal, das den organischen Vorgang vom anorganischen, die belebte von der unbelebten Welt scheidet — und der somit dem Begriff „Biologie“ selbst zu Grunde liegt.

Den sich für diese, im Mittelpunkt unserer heutigen Zoologie stehenden Fragen näher interessierenden Leser verweisen wir auf die trefflichen Kritiken der Darwinschen Theorie, die der jetzige Privatdozent in Würzburg, Gustav Wolff, im „Biologischen Centralblatt“, Bd. 10, 11 und 14, gegeben hat; ebenso auf dessen — Würzburg, 1896, Verlag von Engelmann, Leipzig — erschienene Broschüre: „Der gegenwärtige Stand des Darwinismus.“ Auch die bezüglichen Schriften von Driesch, insbesondere die „Biologie als Wissenschaft“ (Leipzig, Engelmann, 1893), enthalten viel Wertvolles.*) Man wird sich daraus überzeugen können, wie wenig der Darwinismus eine herrschende Stellung in der heutigen Wissenschaft einnimmt, wie er im Gegenteil, von Position zu Position verdrängt, nur noch von wenigen, sich täglich mindernden Anhängern durch stete Ausflüchte und Winkelzüge zu halten gesucht wird. Eine nahe Zukunft wird auch hier den völligen Sieg der vitalistisch-teleologischen über die mechanische Auffassung der Lebensvorgänge bringen.

Die Bedeutung dieser Entwicklung für die Physiatrie (Naturheilkunde im edlen Wortsinn) und deren theoretische Begründung liegt auf der Hand. Die Physiatrie beruht theoretisch auf dem Prinzip, daß der erkrankte Körper unter allen Umständen das Bestreben zeigt, die Krankheit durch spontane Eigenthätigkeit zu heilen, sofern nur die pathologischen Veränderungen nicht zu groß sind. Insbesondere sind manche krankhafte Erscheinungen — Fieber, Husten u. s. f. — dem Naturarzt (im edlen Wortsinn) nichts anderes als zweckmäßige Reaktionen des Körpers auf vorhandene gesundheitsstörende Reize, deren Zweck es ist, das durch diese Reize gestörte gesundheitliche Gleichgewicht wieder herzustellen; nichts anderes sind ihm die Vorgänge bei der Selbstheilung von Wunden u. s. w. Dieses Selbstheilbestreben des Körpers, in dem wir einen der wichtigsten der spezifisch den Organismen

---

*) Zugleich verweisen wir auf ein noch ungedrucktes, aber wohl in Kürze erscheinendes Werk von Paul Coßmann: Elemente der empirischen Teleologie.

zukommenden Vorzüge erkennen, zu unterstützen, und wo es nicht vorhanden sein sollte, durch geeignete Maßregeln zu wecken, wird der Naturarzt gemäß dem vielmißbrauchten Spruche: „natura sanat, medicus curat“ als seine eigentliche, ja einzige Aufgabe betrachten. Seine wissenschaftliche Rechtfertigung aber findet dieser Standpunkt in der Anerkennung besonderer, zweckthätiger Vorgänge im Organismus, die die bisherige Wissenschaft immer noch nicht genügend beachtet hat. Gibt es nur mechanische Vorgänge im Körper, gehen die Lebensvorgänge ohne Rest in physikalischen und chemischen Prozessen auf, dann ist die Pharmakologie im Rechte, wenn sie mit chemischen Mitteln aus der Apotheke dem Körper Heilung zu verschaffen bestrebt ist; giebt es besondere und zweckmäßige organische Kräfte, so ist die Physiatrie im Rechte, deren Grundsatz es ist, die „Naturheilkraft“ — durch Vorbeugung — so lang wie möglich intakt zu erhalten, wo sie aber bereits geschädigt ist, neu zu wecken und zu beleben. Die prophylaktische und therapeutische Hygieine werden, so hoffen wir, im nächsten Jahrhundert die praktische Seite der „vitalistischen“ Auffassung der Lebensvorgänge ebenso darstellen, wie früher die einseitige pharmakologische Therapie logisch und natürlich die praktische Anwendung des Glaubens an einen bloßen Mechanismus in den körperlichen Vorgängen war.

Die Hauptversammlung des deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

Originalbericht

von

Dr. E. Flade, Dresden.

Die diesjährige Hauptversammlung fand am 28. und 29. September in Bielefeld statt. Vorstandssitzungen wie öffentliche Versammlungen erfreuten sich ausgezeichneten Besuches, namentlich hatten sich zu ersteren Vertreter aus verschiedensten Gegenden Deutschlands eingefunden, während sich an letzteren vor allem die Bewohner von Bielefeld und Umgebung zahlreich beteiligten. Die auf Referate des Amtsrichters Dr. Esche-Dresden und des Oberverwaltungsgerichtsrats, Geh. Reg.-Rats von Strauß und Torney-Berlin sich gründenden Beschlüsse der Kommission für gesetzliche Regelung der Schankstättenpolizei wurden in der Vorstandssitzung lebhafter Besprechung unterzogen und nochmals der Kommission rücksichtlich der überaus schwierigen Klarstellung der einzelnen Punkte zu erneuter Berichterstattung im kom-

menden Jahre überwiesen. An den weiteren Beratungen über Anstellung von Wanderrednern, erhöhte Verbreitung geeigneter Alkohollitteratur insbesondere auch in Volks- und Arbeiterbibliotheken, über Aufklärung des Volkes durch passende Wandbilder und Abbildungen der durch übermäßigen Alkoholgenuß verursachten Schädigungen von Volkswohl und Volksgesundheit, sowie pathologischer Veränderungen der Organe des einzelnen Individuums, wie sie u. a. der hervorragende Psychiater Prof. Kraepelin-Heidelberg empfohlen hat und wie sie in England und Holland vielfach angewandt werden, beteiligten sich die den verschiedensten Ständen angehörenden Vertreter des Vereins wie seiner 33 Bezirksvereine; von den bekannteren Kämpfern gegen den Alkoholismus waren anwesend Oberbürgermeister Struckmann und Dr. W. Bode-Hildesheim, Justizrat Hennecke-Soest, als Abgeordneter des westfälischen Städtetages, ehem. Botschafter am Quirinal, Wirkl. Geh. Rat. Exc. von Keudell-Berlin, Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr. Böhmert-Dresden, Dr. med. Brendel-München, Prof. Osius-Kassel, P. von Bodelschwingh-Bethel b. Bielefeld. Der Minister Frh. von Hammerstein-Loxten, Direktor im Reichsversicherungsamt Gaebel u. A. m. hatten ihre Grüße gesandt. Mit besonderer Freude nahm man zur Kenntnis, daß der Verein hinsichtlich der nach dem neuen bürgerlichen Gesetzbuche zulässigen Entmündigung und zwangsmäßigen Internierung wegen Trunksucht einen Preis von 500 Mark ausgesetzt hat für die beste Lösung der Aufgabe: „Welche Anforderungen sind an die künftige Einrichtung und Verwaltung von Trinkerheilanstalten und Trinkerasylen zu stellen und welcher weiteren Maßnahmen auf dem Gebiete der Gesetzgebung, Verwaltung und Vereinsthätigkeit bedarf es zur wirksamen Durchführung der Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches über die Entmündigung wegen Trunksucht“. Von privater und gemeinnütziger Seite wurden 300 Mark für Entwürfe von öffentlichen Trinkbrunnen und 150 Mark für solche von oben bezeichneten Wandbildern gestiftet.

Die öffentliche Versammlung am Abend des 28. September brachte eine reiche Zahl interessanter Ausführungen der einzelnen Vorstandsherren, namentlich auch geistlicher Herren beider Konfessionen, über alte und neue Erfahrungen und Erfolge auf dem weiten Gebiete des Mäßigkeitskampfes. Auch die neu erstandene Bewegung auf katholischer Seite ist in beständigem Wachsen. In Westfalen und den Rheinlanden wird sie vorzugsweise durch den vom Vikar Neumann-Rellinghausen herausgegebenen „Volksfreund zur Beförderung der Mäßigkeitsbestrebungen“ gefördert, der allein in den Kreisen der Bergarbeiter 12000 Abonnenten zählt und dessen Reinertrag für Errichtung katholischer Trinkerheilstätten bestimmt ist.

„Praktische Einrichtungen gegen den Alkoholmißbrauch auf Arbeitsplätzen“ war der Hauptgegenstand der Versammlung am 29. September vormittags. Das hierbei gesprochene oder gedruckt vorliegende Material bot eine Fülle beherzigenswerter Mitteilungen und Ratschläge aus den Kreisen von Arbeitgebern und Arbeitern aller möglichen Berufszweige.

Insbesondere erregten die Berichte von Fabrik- und Gewerbeinspektoren oder Aufsichtsräten über den Mangel am guten Trinkwasser und geeigneten Kochvorrichtungen, sowie über den Schnapsverkauf seitens der Werkmeister unter den Ziegelarbeitern an der untern Elbe allgemeine Aufmerksamkeit. Im Gegensatze zu den Arbeitern vieler anderer Berufsarten sind jene immerhin gut ernährt und können das Monopol an Nahrungsmitteln nicht als Grund für den Branntweingenuß anführen. Die freilich sehr kostspielige Anlage von Filtern, Wasserleitungen u. s. w. ist erforderlich, um den Leuten zu trinkbarem Wasser zu verhelfen. Nächst dem Trinkwasser wird allgemein der Kaffee als bestes Ersatzgetränk empfohlen, namentlich auch für die Bergwerksbetriebe. Viele Fabriken liefern ihn ihren Arbeitern früh und während der Arbeit zu sehr billigem Preise oder umsonst. Die viel Staub und schlechte Luft erzeugenden Betriebe müssen in erster Linie für durstlöschende alkoholfreie Getränke sorgen. (Ventilation, Waschräume für die Arbeiter.) — Alle im Freien arbeitenden Leute, wie die Bau- und Feldarbeiter, sowie Saisonarbeiter in verschiedenen Branchen, bedürfen in Sonderheit auch für nasses und kaltes Wetter vor allem weitgehender Hilfe durch Anlage von Schutzhütten, Arbeiterhallen, wie sie die Städte Breslau, Straßburg u. a. m. besitzen, durch unter gemeinnütziger oder eigener Verwaltung der Arbeiter oder behördlicher Kontrolle stehenden Kantinen u. s. w., wo kein Schnaps, sondern Thee, Kaffee, Milch, billige Mineralwässer oder ganz leichte Biere, verschänkt werden. Die Gelegenheit, welche sich für die Gewerbeinspektoren, die Aufsichtsräte von Fabriken und die verwandten Beamten bietet, segensreich zu wirken, wird wiederholt betont, daneben aber auch die Schwierigkeit für sie, sich genauen Einblick in die Verhältnisse zu verschaffen und erfolgreich zu arbeiten überall da, wo sie nicht von mäßigen oder enthaltsamen Werkmeistern, Vorarbeitern u. s. w. unterstützt werden. — Die von einem Architekten vorgeführten Grundrisse transportabler Schutzzelte und leicht errichtbarer Schutzhütten erfreuten sich besonderen Beifalls.

Im allgemeinen erkennt man nach wie vor die Hauptgefahren für den Arbeiter nicht innerhalb des Betriebes, sondern in den sich außerhalb desselben bietenden bequemen Trinkgelegenheiten, zu welchen die nahen, oft massenhaften Kneipen und Schnapsbüdchen locken. Die Konzessionen zu solchen werden noch immer, zuweilen trotz dringenden Einspruchs der Fabrik- und Betriebsleitungen, zahlreich erteilt. — Die traurigen Verhältnisse unter den Hafenarbeitern (Heuersystem) und die infolge dessen überaus schwierige Arbeit der Seemannsmission (Seemannsheime) konnten nur flüchtig behandelt werden, ebenso die ungünstige Lage der niederen Eisenbahnbeamten und Bahnarbeiter, für welche hinsichtlich Bewahrung vor dem Alkohol nur von wenigen Eisenbahndirektionen (Minden) bisher etwas geschehen ist. Ebenso mußte auf näheres Eingehen der Berichte über „Verbot des Branntweins bei sonntäglichen Festen und Lustbarkeiten“ und auf Diskussion über den Vortrag „Der Wanderer und der Trunk“ bei der

Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit verzichtet werden. — Im nächsten Jahre wird u. a. „Der Trunk in den bemittelten und gebildeten Ständen" besprochen werden.

Nach Besuch der von Bodelschwinghschen Anstalten, Bethel u. s. w., der Arbeiterkolonie Wilhelmsdorf, der Trinkerheilstätte Friedrichshütte und der Arbeiterheime bei Bielefeld, trennten sich die Teilnehmer an dem überaus gelungenen Jahresfeste. Wer es hat mit feiern dürfen, nahm auch von Bielefeld das frohe Bewußtsein mit fort, daß die Arbeit des beständig wachsenden Vereins keine vergebliche gewesen ist, auf der anderen Seite das Gefühl, daß sie noch ungeheuere Aufgaben zu bewältigen hat, zur Erreichung ihres hohen Zieles, das deutsche Volk dem Alkoholismus zu entreißen. Aber von der Stätte, wo ein Bodelschwingh mit nie versagendem Gottvertrauen und unvergleichlicher Thatkraft sich ein Denkmal aere perennius errichtet hat, durfte man auch die Hoffnung davon tragen, daß der Kampf gegen den alten deutschen Feind im Inneren, der in den Händen ausgezeichneter Männer ruht und den mehr als zehntausend Mitarbeiter fördern, allmählich den Sieg erringen wird zum Heile unseres teueren Vaterlandes.

Noch einmal über medizinische Aufklärung.

Dr. Otto de la Garre schreibt in Nr. 38 des „Ärztl. Zentralanzeigers" Folgendes:

„In der Erörterung ärztlicher Standesangelegenheiten kehren immer wieder die Klagen über das außerordentliche Anwachsen der Zahl der Ärzte in Deutschland und die sich daraus ergebende Konkurrenz. Mehr noch wird aber geklagt über das „Kurpfuschertum", über die mehr und mehr überhand nehmende Volksmedizin und ähnliche Erscheinungen, welche so vielen um eine Existenz ringenden Ärzten hindernd in den Weg treten. Auch mir scheint hierin eine große Gefahr für den ärztlichen Stand zu liegen; aber gerade hier sind meines Erachtens die geführten Klagen unberechtigt, weil an dem Aufblühen dieser Schmarotzerpflanzen eine große Zahl von Ärzten sicher Schuld ist. Ich meine die Kollegen, welche es sich angelegen sein lassen, belehrend auf das Laienpublikum zu wirken. Wie gewaltig ist die Zahl der „populär-wissenschaftlichen" Schriften angewachsen! Wie viele Ärzte fühlen sich berufen, nach dem Vorbild des weiland Prof. Bock ein Buch über den gesunden und kranken Menschen zu schreiben. Nicht genug damit, daß man Bücher zusammenschrieb, welche alle Krankheiten in alphabetischer Reihenfolge aufführen und die Heilmittel gegen dieselben angeben — jetzt bekommen wir schon von den Spezialärzten populär gehaltene Monographien zu sehen. Das neueste auf diesem Gebiete ist wohl die populäre Schrift des leitenden Arztes einer thüringischen Wasserheilanstalt über Nervenkrankheiten. Also auch dieser Zweig der Pathologie, der im konkreten Falle selbst den Ärzten in seiner

Beurteilung oft die größten Schwierigkeiten macht, wird jetzt Gemeingut der Laien! Doch nicht nur durch schriftliche Darstellung geben die Herren die Schätze ihres Wissens der großen Menge preis, sondern auch durch mündliche Belehrung suchen sie diese aufzuklären. Wie oft lesen und hören wir von populär-wissenschaftlichen Vorträgen, die der Herr Dr. NN. in Vereinen, höheren Schulen und sofort gehalten hat. Oft sind es dieselben Autoren, die sich quasi als wissenschaftliche Wanderlehrer bemerklich machen.

Was ist nun eigentlich der Zweck dieser Lehrer und Schriftsteller? Glauben sie in der That mit der Herausgabe eines Schriftchens eine wissenschaftliche Leistung vollbracht zu haben? Oder ist es der Erwerbstrieb, welcher zu solcher Autorschaft veranlaßt? Das Letztere möchte ich am ehesten annehmen, da doch sicher von jedem verkauften Exemplare ein Anteil in die Kasse des Herrn Verfassers fließt. Dies trifft aber bei der Kategorie der „Wanderlehrer" nicht zu und haben wir für diese Erscheinung wohl nur die eine Erklärung, daß es der Eitelkeit des Vortragenden schmeichelt, sich vor der Menge mit dem Nimbus großer Gelehrtheit umgeben zu können. Daneben wird wohl auch die weitere Annahme, daß es sich nebenbei — vielleicht sogar in erster Linie — um Reklame handelt, nicht fehl gehen: Der Vortragende, dessen „gediegene Auseinandersetzungen" hinterher im Tageblatte besprochen werden, hofft, so rasch in aller Munde zu sein, um auf diesem Wege bald zur Klasse der gesuchtesten Ärzte zu gehören. Und endlich gar die kleinen „Aufsätze" in der „Modenwelt", im „Daheim" und wie die illustrierten und nicht illustrierten Blätter alle heißen! Bald werden wir keines mehr in die Hand nehmen können, ohne in deren Spalten, neben der Beschreibung von Schnittmustern und Spitzenhüten, eine oder mehrere „wissenschaftliche Abhandlungen" aus medizinischem Gebiete zu finden.

Und was ist der Erfolg dieser perversen Bestrebungen unserer Schriftsteller? Glauben sie in der That der Welt etwas zu nützen? Der wesentliche Effekt — abgesehen von dem materiellen Nutzen — wird doch wohl nur der sein: — vom Publikum mißverstanden zu werden. Jeder Käufer eines solchen populär-wissenschaftlichen Büchleins glaubt, jetzt sein eigener Arzt sein zu können; ja noch mehr! Von jetzt ab weist er an der Hand seines „Ratgebers" dem Hausarzte auf Schritt und Tritt die „gröbsten Fehler" nach. Ich erinnere mich in dieser Beziehung eines besonders drastischen Falles: Ein zu den Honoratioren einer kleinen Stadt zählender Beamter, also ein gebildeter Mann, war mit einer an Lungentuberkulose leidenden Dame verheiratet. Ihr einziges Kind, ein Knabe von zartester Konstitution, erkrankte in seinem dritten Lebensjahre an tuberkulöser Basilarmeningitis und starb. Etwa ein Jahr später, nachdem auch inzwischen die Frau gestorben war, kaufte sich der betr. Herr einen „ärztlichen Ratgeber" und, als er diesen „gründlich studiert", da ward ihm plötzlich „alles klar", so daß er sich zu dem Ausspruche veranlaßt fühlte: „hätte ich dieses vorzügliche Werk früher gekannt, dann lebten meine Frau und Kind heute noch." Der Hausarzt war natürlich von dieser Zeit an für ihn „erledigt", jetzt wußte er ja alles bei weitem besser. Wenn nun sogar in den Kreisen der Gebildeten diese Hintertreppenlitteratur den Vorzug genießt, nicht verstanden zu werden, um wieviel mehr muß dies bei den ehemaligen Alumnen der Volksschule der Fall sein!

Deshalb meine ich, sollten die Herren Kollegen, welche den unwiderstehlichen Drang, als Schriftsteller oder Lehrer aufzutreten, nicht bezähmen können, ihrem Herzen in anderer Weise Luft machen, als durch die Produktion populär wissenschaftlicher Vorträge und Schriften, in denen die Unbetei-

ligten doch nichts anderes, als eine unerlaubte Reklame erblicken können. Deshalb meine ich ferner, sollte jeder Arzt seine Wissenschaft hochhalten, sie als sein größtes Heiligtum in sich verschließen, dessen Wert er nur selbst kenne, und sollte nicht versuchen, sie als feile Ware auf dem Markte öffentlich anzubieten, wie dies unsere Kollegen im Mittelalter, traurigen Angedenkens thatsächlich, nur in noch etwas derberer Weise zu thun pflegten. — Meines Erachtens liegt in dem besprochenen Gebahren dieses „populär-wissenschaftlichen" Lehrkörpers noch obendrein eine schwere Schädigung des ganzen ärztlichen Standes. In keiner anderen Disziplin finden wir diese unbegreifliche Tendenz, die Errungenschaften einer exakten Wissenschaft in solcher Weise in den Staub zu ziehen, wie dies — Gott sei's geklagt! — von so vielen Seiten in unserem Stande geschieht. Über astronomische, mathematische, philosophische u. s. w. Probleme hört man nirgends reden, über medizinische Fragen dagegen fühlt sich heut zu Tage, Dank der großen Menge der für Laien geschriebenen Bücher, jeder berufen. Er fühlt sich nicht nur berufen, mitzureden, nein, er weiß es jetzt schon alles bedeutend besser! Und wer aus Laienkreisen mit der nötigen Unverfrorenheit auftritt, der findet nicht nur bei den Laien, sondern sogar in den Schichten der ärztlichen Welt, wo das Standesbewußtsein unter Null gesunken ist, seine Anhänger. Haben wir es doch erst vor kurzem erlebt, daß nicht einer, nein Dutzende von würdigen Vertretern unseres Standes sich von einem katholischen Pfarrer bescheinigen ließen, daß sie seine Lehren begriffen hätten — seine Lehren, die doch re vera nichts anderes waren, als ein Rückschritt zur rohen Empirie des schlesischen Bauern vor 50 Jahren. Haben wir dagegen schon einmal das Umgekehrte erlebt, daß ein katholischer Pfarrer zu einem Arzte in die Lehre gegangen sei und sich später von diesem ein Qualifikationsattest ausstellen ließ? Oder haben wir eine ähnliche Erscheinung in irgend einer anderen Wissenschaft gesehen? Sicher nicht! Davor schützt die Vertreter anderer Wissenschaften das Standesbewußtsein, was bei uns leider so manchen vollständig abhanden gekommen ist.

Noch einmal: Halten wir unsere schöne Wissenschaft hoch, dann wird auch die Achtung vor derselben, die hier und dort verloren zu gehen droht, wiederkehren und wird zur Besserung der „Misère" auch so ein wesentliches beigetragen werden."

Wir bemerken zu diesen Ausführungen Folgendes.

Herr Dr. de la Garre hat vollkommen Recht, wenn er sich über die medizinische Aufklärerei nach dem Muster des sel. Dr. Bock in der „Gartenlaube", im „Daheim" und ähnlichen Blättern ungünstig äußert. Derartiges Populärmachen der Krankheitslehre, Belehrungen über Diagnostizieren und Selbstbehandeln von „Krankheiten" ist und bleibt ein unsinniges Gebahren, durch das die Leser zu halben Ärzten und eher geneigt gemacht werden, den Arzt zu kontrolieren und zu korrigieren, als seinen Anordnungen mit Verständnis zu begegnen und sie durch hygieinische Krankenpflege zu ergänzen und zu unterstützen. Die öffentliche Aufklärung durch die Ärzte kann und darf sich vernünftigerweise nur auf die Popularisierung der Gesundheitslehre, soweit diese als hygieinische Prophylaxe, Körper- und Geistespflege in Betracht kommt, erstrecken.

Sehr merkwürdig ist es, daß Herr Dr. de la Garre noch nie und nirgends von astronomischen, mathematischen, philosophischen 2c. Problemen hat „reden" hören. Er scheint weder Zeitungen zu lesen, noch von einer „Urania" und von unzähligen öffentlichen Vorlesungen und Vorträgen über Probleme der Philosophie, Astronomie 2c. etwas gehört zu haben. Es ist wohl nur eine ganz kleine Minderheit unter den Ärzten, die mit Herrn Dr. de la Garre ihre „schöne" Wissenschaft für entweiht halten, wenn sie über Hygieine öffentlich sprechen. Das muß nur in der richtigen Weise, vor dem richtigen Publikum und am richtigen Platze geschehen, dann ist es nicht nur keine Entweihung der „heiligen" Wissenschaft, sondern sogar eine heilige Pflicht der Ärzte, das Volk über Gesundheitspflege durch Wort und Schrift öffentlich aufzuklären. Die verloren gehende Achtung vor der „schönen" Wissenschaft ist durch ganz andere Umstände bedingt, als durch das Auftreten von etlichen Dutzenden von Kneippärzten und den „Rückschritt zur rohen Empirie des schlesischen Bauern vor 50 Jahren". Wir empfehlen Herrn Dr. de la Garre das Studium der Geschichte der Medizin und des ausgezeichneten Lehrbuches der gesammten Psychotherapie von Dr. Löwenfeld (Wiesbaden 1897, Bergmann), damit er sich über Verschiedenes, das er jetzt nur oberflächlich zu kennen scheint, genau informiert. Gerster.

Krankenbesuche.*)

Zu den schlimmsten Ruhestörungen im Krankenzimmer gehören die Besuche — nicht des Arztes und Seelsorgers, welche vernünftigerweise mit aller zulässigen Kürze abgethan werden —, sondern der näheren und ferneren Verwandten, sogenannten Freunden und Bekannten.

Ausnahmsweise kann der Besuch einer sympathischen Person in richtiger Form sehr wohlthuend wirken und also recht wünschenswert sein. Darüber entscheidet aber nicht immer der „Wunsch" des Kranken, am allerwenigsten der Wunsch des Besuchers, sondern einzig und vor allem der „Zustand" des Kranken. Im allgemeinen gehören ans Krankenbett keine derartigen Besuche.

Diese sportmäßigen Krankenbesuche, die wie eine Seuche über den Kranken herfallen, seine Ruhe stören, seinen Gleichmut vernichten, seine Hoffnung, sein Vertrauen untergraben und so frivol und herzlos zerstören, was Natur und Kunst, Diät, Pflege und Arzt mit großer Mühe und Sorgfalt aufgebaut haben, werden von berühmten Pflegerinnen und Ärzten nach der Art und Weise ihres Auftretens und dem daherigen Grade ihrer Schädlichkeit in verschiedene Klassen eingeteilt:

*) Aus: Die Krankenpflege in der Familie. Ein Buch fürs Haus von Xaver Enzler, prakt. Arzt, St. Gallen. Verlag von F. Hasselbrink.

Wir möchten sie unterscheiden in:

a) langweilige Schwätzer oder stumpfsinnige Schweiger, welche durch endloses, aber fades Geplapper oder dummes, wertloses Dasitzen den Kranken einfach langweilen, ermüden;

b) süßliche Seligkeitskrämer, die in erkannter oder unerkannter Selbstüberschätzung den Kranken, der vielleicht besser ist als sie, zum Heiligen vergewaltigen wollen und durch endlose Gebete und Zusprüche den Körper ermüden, das Gemüt verdüstern;

c) allwissende Allerweltsärzte, die alle Krankheiten kennen, ihre Symptome verstehen, den Kranken ängstigen und nachträglich die daraus erfolgende Verschlimmerung schon an den früheren Symptomen vorausgesehen haben;

d) freundliche Zeitungsbasen, die mit bewunderungswerter Unverschämtheit dem Kranken alle über ihn und seine Krankheit zirkulierenden Gerüchte, alle beängstigenden Ereignisse mit mörderhafter Kaltblütigkeit vortragen;

e) wohlwollende Kritiker, die durch Vergleiche und verwegene Kritik der ärztlichen Behandlung das so notwendige Vertrauen des Kranken zum Arzte mit ausgesuchter Raffiniertheit untergraben und so nicht bloß dem Arzte Verdruß und Kummer, sondern vor allem dem Kranken Angst und Sorge und dadurch großen Schaden zufügen.

Sind jene erstgenannten Schwätzer zu entschuldigen, sind die Vertreter der zweiten Kategorie wegen der aufrichtigen Absicht wenigstens noch achtungswert, so sind die drei letzteren Gattungen wegen der meist unedlen Nebenabsicht, wegen der Ungerechtigkeit gegen den Kranken und Arzt, wegen ihrer Schädlichkeit als wahre Sargwürmer des Kranken zu verabscheuen und zu meiden. Die Besuche sind nicht bloß schädlich, weil sie die Ruhe stören, sondern auch, weil sie dem Kranken die so notwendige gute Luft verschlechtern, direkt rauben und die Pflege in ihren Verrichtungen hindern.

Gestattet das Befinden des Kranken keine Besuche, oder sind die Besuchenden als Unglücksraben der angeführten Art bekannt, so verlangt die Gewissenhaftigkeit von der Pflegerin Abweisung derselben von vornherein; denn *nicht der Besucher soll berücksichtigt werden, sondern der Kranke.*

Kritik.

Gottstein, Dr. Adolf, Arzt in Berlin, **Die erworbene Immunität bei den Infektionskrankheiten des Menschen.** Berliner Klinik. Sammlung klinischer Vorträge, herausgegeben von Hofrat Dr. Stadelmann in Berlin. Heft 111, Septbr. 1897. Berlin. Fischer's med. Buchhandlung H. Kornfeld. 8°, 25 Seiten, Preis 60 Pfennig.

Das Schlagwort, daß etwas „Positives“ geleistet werden müsse, beherrscht zur Zeit die Medizin und doch wäre, wie Gottstein sehr richtig sagt, eine kritische Revision des alten Bestandes unserer Anschauungen oft viel wichtiger. „Man darf sich daher nicht scheuen, eine direkte Förderung der Wissenschaft auch darin zu finden, daß man durch sichere Beweise die Unhaltbarkeit einer alten Anschauung darthut.“ In vorliegender Schrift prüft Gottstein die von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage behauptete Thatsache, daß gewisse Infektionskrankheiten den Menschen in seinem Leben nur einmal befallen und daß ein Mensch, welcher eine dieser Krankheiten durchgemacht hat, selbst bei der ausgesprochensten Gelegenheit, sie später wieder zu erwerben, doch nicht ein zweites Mal erkrankt, während andere Individuen in gleicher Lage fast regelmäßig Gefahr laufen, die Krankheit zu bekommen. Als solche Krankheiten gelten bei den Autoren Pocken, Masern und Scharlach, wenn auch Ausnahmen zugegeben werden. Zur Entscheidung der Frage, ob diese Angabe richtig ist, giebt es nur eine einzige brauchbare Methode, die Wahrscheinlichkeitsrechnung. Wir empfehlen unsern ärztlichen Lesern das aufmerksame Studium der Gottstein'schen Broschüre, die sich gegen manche Oberflächlichkeiten der Bakteriologen und Serumtherapeuten mit kritischer Schärfe richtet. Gerster.

Mein Bekenntnis. Aus den hinterlassenen Papieren eines verstorbenen Arztes und Naturforschers. Wetzlar, 1897. Verlag der Schnitzler'schen Buchhandlung. 8°, 179 Seiten.

Der Sohn des Verfassers, Dr. W. Herr in Wetzlar, widmet den Freunden seines verstorbenen Vaters dieses Buch. In ihm ist die Lebensanschauung eines nach dem Besten und Höchsten ringenden Menschen niedergelegt, der die Errungenschaften der im 19. Jahrhundert so mächtig emporgediehenen Naturwissenschaften in sich aufgenommen und mit seiner individuellen Philosophie durchtränkt hat. Wir stehen nicht auf dem Boden des Verfassers, soweit er sich als materialistischer Pantheist bekennt und in der Zellen- und Entwickelungslehre alle Rätsel der Welt und Natur gelöst findet. Wohlthuend aber muß Jeden die vornehme Toleranz berühren, mit der er den frommen Glauben wie den idealen Sinn in ihrer Weise gelten läßt und für individuell berechtigt hält. Die schöne Anschauung vom Christentum und seinem göttlichen Stifter, die er bekundet, dürfte auch gläubigen Gemütern sympathisch sein und der starke deutsche Patriotismus, der aus vielen Sätzen spricht, läßt den Verfasser als deutschen Mann erkennen vom Scheitel bis zur Sohle, deutsch in der Offenherzigkeit seines Bekenntnisses, im Mut des Auftretens und der Wucht der Rede. Gerster.

Pollatschek, med. et chir. Dr. Arnold, Brunnen- und prakt. Arzt in Karlsbad, **Die therapeutischen Leistungen des Jahres 1896.** Ein Jahrbuch für praktische Ärzte VIII. Jahrgang. Wiesbaden. Verlag von J. F. Bergmann. 1897. 8⁰, 316 Seiten, Preis Mk. 7.

„Je dunkler die Wege der internen Therapie, je kühner die Ziele der Chirurgie werden, je geschäftiger die Polypragmasie in manchen Spezialfächern der praktischen Medizin auftritt, desto notwendiger wird eine kritische Lichtung der therapeutischen Neuigkeiten, desto nützlicher die Gegenüberstellung des Pro und Kontra in den einschlägigen Zeit- und Streitfragen und um so wichtiger wird es, die Meinung derjenigen wiederzugeben, welche durch ihr reiches Wissen berufen sind, dieselbe zum Ausdruck zu bringen."

In diesen Worten der Vorrede zum VII. und VIII. Jahrgange drückt Autor die Gedanken aus, die ihn bei der Anlage des Jahrbuches stets geleitet haben. Das für jeden Arzt, der sich wissenschaftlich und litterarisch auf dem Laufenden halten will, äußerst instruktive und wertvolle Werk ist sehr übersichtlich (alphabetisch) angeordnet und enthält vortreffliche Register, so daß man sich rasch über jeden gesuchten Artikel informieren kann. Ein ganz besonderer Vorzug ist die Objektivität, mit der sämtliche Referate abgefaßt sind; mit dem mitunter zu Lärm und Zank ausartenden Kampf der „Autoritäten" wird der Leser verschont. Wir wünschen dem Verfasser, daß seine mühsame und schwierige Arbeit durch zahlreichen Ankauf Anerkennung und auch gebührendes Lob finden möge. Gerster.

Archiv der Balneotherapie und Hydrotherapie, herausgegeben von Dr. Franz C. Müller in München. Halle a. S. Verlag von Carl Marhold. 1897. Abonnementspreis für 1 Band = 8 Hefte 8 Mark.

In Heft 2 wird Die balneologische und hydropathische Behandlung der Neurasthenie vom Herausgeber des Archivs abgehandelt. Als Hauptsymptome der Krankheit betrachtet er verminderte Widerstandsfähigkeit und erhöhte Reizbarkeit, verweist bezüglich der Prophylaxe auf die Hygieine und behandelt leichte Fälle durch einfachen Landaufenthalt, mittelschwere und schwere in Bädern und Wasserheilanstalten. Was er über Einrichtung und Leitung von Sanatorien sagt, ist für jeden Arzt von Interresse und dürfte allenthalben Zustimmung finden.

Heft 3 enthält eine Arbeit von Dr. med. C. Scherk in Bad Homburg: Die Wirkungsweise der Mineralwassertrinkkuren in ihrer Beziehung zur Fermentwirkung und Jonenspaltung. Verfasser geht den bedeutsamen Fortschritten in der Erkenntnis der Wirkungsweise der Mineralquellen nach und findet: durch die Jonenspaltung in verdünnten Salzlösungen ist uns ein fruchtbringendes Operationsfeld für die Erforschung der Wirkungsweise der Mineralquellen geliefert und der so oft belächelte mittelalterliche „Quellengeist" wird uns in seiner chemischen Natürlichkeit durch das Studium der physikalischen Chemie und der Elektrochemie als Dissoziationsprodukt ad oculos demonstriert." —r.

Balneotherapeutisches Lexikon für praktische Ärzte. Von Dr. E. Heinr Kisch, a. o. Univ.-Professor in Prag. Zweite, wesentl. verm. Auflage des „Grundriß der klin. Balneotherapie". Wien und Leipzig. Urban & Schwarzenberg. 1897. 1. und 2. Lieferung. Preis pro Lieferung 1 Mk. 20 Pfg. = 72 Kr. ö. W.

Das für alle Ärzte, namentlich Kur- und Badeärzte wichtige Werk, dessen erste beiden Lieferungen vorliegen, enthält wertvolle Aufsätze und sei Interessenten zur Anschaffung empfohlen. C.

Heusel Julius, physiol. Chemiker in Hermsdorf unterm Kynast, **Zuckerharnruhr und Lepra.** Leipzig. Oskar Gottwald's Verlag. 1897. 8⁰, 24 Seiten.

Soweit Verfasser allgemeine hygieinische Maßregeln bei den genannten krankhaften Zuständen empfiehlt, stimmen wir ihm bei, während die Richtigkeit seiner chemisch-pharmakologischen Anschauungen erst noch erprobt werden muß. Der menschliche Organismus reagiert sehr verschieden auf chemische Mittel und es läßt sich deren Wirkungsweise nicht von vorneherein nach chemischen Grundsätzen feststellen. St.

Hallervorden Dr. E., Privatdozent in Königsberg, **Abhandlungen zur Gesundheitslehre der Seele und Nerven.** 1. **Arbeit und Wille,** Personenkunde oder klinische Psychologie zur **Grundlegung der Psychagogie.** Heft 2 und 3. Würzburg. A. Stuber's Verlag (C. Kabitzsch). 1897.

In dem Prospekt zu vorliegenden Broschüren heißt es: „Die Broschüre „Arbeit und Wille“, als erste einer Reihe noch folgender Aufsätze des Verfassers, gilt der von ihm auf klinische Psychologie, also auf Seelenlehre nach dem Leben und für das Leben, zu begründenden Seelengesundheitslehre, Psychohygiene. Die seit vielen Jahren vorbereitete Disziplin verspricht einen ebenso tiefgreifenden Einfluß auf alle Gebiete des Menschenlebens, wie sie und weil sie bei universalster Auffassung, auf den Forderungen der Sittlichkeit fußend, das Studium aus Gelehrtenstuben ins Leben zurückführt und darlegt, daß Natur und Schicksal sowohl Experimente aufzeigen, als Klinik abhalten. Nur muß man sehen, beobachten, lernen und, mit Fachbildung ausgerüstet, das Wesentliche vom Unwesentlichen unterscheiden können.

In dem ersten Heft gab der Verfasser eine Einleitung resp. Vorstufe für die Psychohygiene, ferner eine Übersicht im allgemeinen, er zeigt dem Arzte, wie gerade dieser sich zum Hygieniker der Seele auszubilden habe, zeigt die moralische Basis und bietet ein Programm. Arbeit und Wille sind darin moralisch wie psychologisch die Angelpunkte der lang entbehrten Wissenschaft, welche bisher noch nicht existierte, aber unweigerlich Aufschwung nehmen wird.

Für die folgenden Hefte werden Details und genauere Grundrisse in Aussicht gestellt, um den praktischen und naturwissenschaftlichen Aufbau der Seelengesundheitslehre klinisch, d. h. nach dem Leben, eine für die Psychologie neue und fruchtbare Methode, auch sonstigen Mitarbeitern zu empfehlen.

Für alle Berufe folgen daraus ernste Mahnungen. Das Recht auf Arbeit wird hygienisch umgeformt in das Recht auf individuell durch Beanlagung gebotene Arbeit, das schon in der Erziehung Geltung beansprucht. Seine Vernachlässigung ist es, welche Unzählige dem Schnapsmißbrauch, dem Zuchthaus zuführt, und eine Menge von Krankheiten erzeugt. Seine Beachtung erhebt die Arbeit wieder zur Lust, die sie ursprünglich gewährt, aus der sie überhaupt hervorgegangen ist.

Unübersehbarer Kapitalgewinn für den einzelnen und fürs Volk ergäbe sich dann. Freude und Gesundheit würde damit vielen gewährt, die, von der Quelle ihrer nervösen Beschwerden nichts wissend, jetzt noch verdrossen und unglücklich in der Arbeit sich müde „schuften“. Pflichterfüllung würde dann aufhören, ein Unglück zu sein, sondern zur Freude gereichen und somit Arbeit, statt „Ursache vieler Übel, zur Ursache sittlicher Hebung werden müssen.“

Die sehr eigenartige Ausdrucksweise des Verfassers, die sich in krausen Redewendungen gefällt, um dann wieder durch geistvolle Gedankenblitze zu überraschen, muß erst gewöhnt werden, ehe man zum Genuß beim Studium kommt. Nicht immer wird auch die Satire, die in vielen Sätzen und Worten liegt, dem Leser gleich verständlich. G.

Verdeutschungsbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. VIII. **Die Heilkunde**. Verdeutschung der entbehrlichen Fremdwörter aus der Sprache der Ärzte und Apotheker, bearbeitet von Dr. Otto Kuhnow, Oberstabsarzt in Neu-Ruppin. Berlin, Verlag des allg. d. Sprachvereins (Jähns und Ernst). 1897. 12°, 92 Seiten.

Auch in diesem Jahre hat der allgemeine deutsche Sprachverein der Zahl seiner Verdeutschungsbücher ein neues hinzugefügt. Diesmal ist es das Gebiet der Heilkunde, das für die Sache der Sprachreinheit gewonnen werden soll. Es ist ja nur allzubekannt und oft Gegenstand der Bespöttelung gewesen, daß gerade die Sprache der deutschen Ärzte sich noch vollkommen in mittelalterlicher Unfreiheit unter dem Joche der toten und leider auch der lebenden Fremdsprachen befindet. Jedes ärztliche Gutachten, jeder berufliche Meinungsaustausch unter Ärzten, auch die Ausdrucksweise der Ärzte am Krankenbett, vor allem aber die fachwissenschaftlichen Zeitschriften sind erfüllt von einem Gewimmel ganz überflüssiger Fremdwörter, die der heranwachsende Jünger der Heilkunde erst mühsam erlernen muß, um sie dann mit bemitleidenswertem Stolze zu gebrauchen.

Das soeben erschienene Verdeutschungsbuch für die Heilkunde bemüht sich zu zeigen, daß für den weitaus überwiegenden Teil der arzneiwissenschaftlichen Fremdwörter unsere Muttersprache reichlichen und guten Ersatz bietet.

Es hat langer und mühevoller Vorarbeiten bedurft, ehe das nunmehr vorliegende Heft, das über 4000 Fremdwörter verdeutscht, zu stande kommen konnte. Nachdem in mehrjähriger emsiger Sammelarbeit der zu bearbeitende Stoff von verschiedenen Seiten zusammengetragen war, konnte im Jahre 1895 der Entwurf den Zweigvereinen und zahlreichen Ärzten Deutschlands, Österreichs und der Schweiz zur Begutachtung vorgelegt werden, deren rege Anteilnahme und fleißige Mitarbeit das Werk vor der Gefahr der Einseitigkeit bewahrten.

Der Verfasser (O.-St.-A. K.) hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Sprache der Ärzte und Apotheker, wie sie im alltäglichen Berufsleben gesprochen und geschrieben wird, zu verdeutschen, das weite Gebiet der Naturwissenschaften aber nach Möglichkeit vermieden, um die Größe der Aufgabe nicht ins Unermeßliche zu steigern.

Die Art der Verdeutschung läßt durchweg erkennen, daß der Grundsatz des allgemeinen deutschen Sprachvereins: „kein Fremdwort für das, was gut deutsch ausgedrückt werden kann“ als Wegweiser gedient hat, das Buch hält sich daher von blinder Fremdwörterhetze mit kluger Mäßigung fern, ohne deshalb dem Festhalten am Fremdwort allzugroße Zugeständnisse zu machen. So ist die Verdeutschung von Operateur, Othetose, Myxoedem, Homöopathie u. a. unterblieben, weil sich gute Ersatzwörter nicht auffinden ließen, andererseits wurden für tief eingewurzelte Fremdwörter wie Hysterie, Antisepsis, Astigmatismus geeignet erscheinende Vorschläge nicht gescheut. Im allgemeinen wurden bereits übliche deutsche Ausdrücke bevorzugt; wo Neubildungen stattgefunden haben, sind sie äußerlich gekennzeichnet. Selbst in Fällen, wo das vorgeschlagene Ersatzwort glücklich gewählt erschien (z. B. Blitzkraft für Elektrizität), wurde wegen der Aussichtslosigkeit, dem Worte Eingang zu verschaffen, auf die Verdeutschung verzichtet.

Gewaltsame Bildungen, zungenbrechende Zusammensetzungen sind durchweg vermieden, da der Verfasser den Wert einer ruhigen Umschreibung höher schätzen zu müssen glaubt als den Ersatz jedes Fremdwortes durch je ein deutsches Wort. Im Vorbericht betont er ausdrücklich, daß der Umschreibung in der Gewandtheit derer, die ihre Sprache beherrschen, ein weiteres Feld eröffnet ist, als sich in einem Nachschlagewerk deutlich machen läßt.

Das Verdeutschungsbuch für die Heilkunde wird Ärzten und Studierenden, denen es darum zu thun ist, auch in ihrem Berufsleben sich als Deutsche zu fühlen, ein willkommenes Hilfsmittel sein, in Schrift und Sprache das Fremdwort durch verständlichen und gewandten deutschen Ausdruck zu umgehen, dem Laien aber wird es dazu dienen, beim Lesen heilkundlicher Schriften sich leicht über die mannigfachen unverständlichen und fremdartigen Ausdrücke auch hinsichtlich ihrer Bedeutung zu unterrichten. Ihnen wird es nicht nur ein Verdeutschungsbuch, sondern zugleich ein Wörterbuch sein.

Außer diesen praktischen Zwecken verfolgt das Buch ein höheres edleres Ziel: es will mitarbeiten an der Aufgabe, das Gefühl für die Schönheit und den Reichtum unserer Muttersprache in uns zu wecken und den allzugeringen Nationalstolz der Deutschen zu heben.

Reichs-Medizinal-Kalender für Deutschland auf das Jahr **1898.** Begründet von Dr. Paul Börner. Herausgegeben von Geh. R. Prof. Dr. Eulenburg und Dr. Jul. Schwalbe, Berlin. Leipzig. Verlag von Georg Thieme. 1897. Preis in Leder geb. mit Beiheft Mk. 5.

Im 1. Teil (Geschäftliches Taschenbuch) bringt der altbekannte und bewährte „Börner“ alle für den täglichen Gebrauch des ärztlichen Praktikers nötigen Notizen über die Heilmittel der Pharmacopoe, Heilanstalten, Kurorte, Erste Hilfeleistung u. s. w., sowie die vier (einzelnen) Quartalshefte. Die gediegene und zweckmäßige Ausstattung des Kalenders könnte unseres Erachtens noch wesentlich verbessert werden, wenn der Annoncenteil zum Herausnehmen eingerichtet würde. Das „Beiheft“ enthält eine Reihe wertvoller Aufsätze. —r.

Rehse, Frau Luise, **Bratbüchlein** zur Herstellung nahrhafter und wohlschmeckender **Bratspeisen ohne Fleisch.** Hannover, Kommissionsverlag von Adolf Sponholtz. 8°, 25 Seiten, Preis 40 Pfg.

Die Speisen werden eingeteilt in Bratlinge (flachgedrückte Klöse-Koteletten oder runde Klöse) Schnitten, Röllchen, Kuchen und Blinzen, die als Fleischersatz zu Gemüsen oder Obst gegeben werden.

Im Allgemeinen muß ja das Bestreben, bei Vorsetzen vegetarischer Speisen den Fleischesser über die fehlenden Fleischgerichte durch den Geschmack hinwegzutäuschen, als Ideal einer vegetarischen Küche bezeichnet werden. Wo die Küche diesem Ziele nahe kommt, wird sie dem unbedingt schädlichen übermäßigen Fleischgenuß Eintrag thun und die jetzt immer mehr Verbreitung gewinnenden vegetarischen Restaurants sind besonders dazu berufen, reformierend in dieser Hinsicht zu wirken. Suppen, die der Unkundige für Fleischbrühsuppen hält, sind leicht herzustellen, ebenso kräftige und reinschmeckende Gemüse, aber mit dem Bratenersatz hapert es noch allenthalben. Uns ist bis jetzt nur ein Gericht bekannt, welches der Laie für Fleisch, nämlich für „Klops“ halten wird, und das ist der „Vegetarische Braten“, der zuweilen im Musterrestaurant „Ceres“ des Herrn Franz Appelt in München, Löwengrube 8[1], geboten wird, eine Erfindung des Besitzers selbst. Diese Vollendung erreicht keiner unter den „Bratlingen“, immerhin müssen wir für die gegebenen, wenn auch schon zum Teil bekannten, Rezepte dankbar sein, der Hauptwert liegt in der Auswahl und der Zusammenstellung, ferner darin,

daß für den Vegetarier selbst eine Reihe nicht zu komplizierter Bratspeisen leicht übersichtlich geboten wird. Ein Anhang giebt einige Suppen, Tunken, sowie Bereitung vegetabilischer Tafelbutter, und Speisezettel selbst für Rohkost.

M. V.

Kayßer, A., Hütteningenieur, **Stelzbein.** Eine heilwissenschaftlich=volkswirtschaftliche Betrachtung, die sich bei Heilung eines kranken Magens ergab. Leipzig, H. Hartung & Sohn. Preis kart. 1 Mk.

Ein merkwürdiger Titel, der jedoch durch den Inhalt zu seinem Rechte kommt. Ein gutes nahrhaftes Brot, sagt Verfasser, spielt die Hauptrolle bei allen Mahlzeiten. Durch die heute beim Mahlen des Getreides angewandten Vorgänge wird dem Mehle alle Kraft und Verdaulichkeit entzogen; es wird hierfür im Fleisch und anderen Genußmitteln, auf Umwegen also, Ersatz geschaffen zum Schaden des Magens, also der Gesundheit überhaupt. Die Menschheit sägt sich also gewissermaßen ihr natürliches Bein ab und schraubt sich ein Stelzbein unter, das ihr aber viel Schmerzen verursacht. Verfasser, der durch zweckmäßige Lebensweise Heilung seines kranken Magens erzielte, zeigt unter Heranziehung vieler, teils bekannter, teils neuer Beobachtungen und Thatsachen, in welcher Weise er hierbei vorgieng. Wir stimmen ihm in vielen seiner Anschauungen keineswegs bei, verkennen aber nicht sein Streben nach Wahrheit und Klarheit in gesundheitlichen Fragen.

Verus, Justus, **Vater Kneipp,** sein Leben und sein Wirken. Mit einem Anhange über seine letzen Lebenstage, die Beisetzungsfeierlichkeiten und und die Zukunft Wörishofens. Größere Ausgabe mit Illustrationen. Kempten. Verlag der Kösel'schen Buchhandlung. 1897. 12°, 166 Seiten. Preis 60 Pf.

Dem Verfasser ist es vorzüglich gelungen, die Biographie Kneipp's objektiv zu halten und Licht und Schatten richtig zu verteilen. Jeder, der sich für den „Wasserdoktor von Wörishofen" interessiert, wird das treffliche Schriftchen gerne lesen, das ein einfaches aber würdiges Denkmal bildet für den edlen Menschen und Priester, der bis zum letzten Atemzuge eine uneigennützige Thätigkeit im Dienst der leidenden Menschheit entfaltete. — r.

Baumgarten, Dr. Alfred, **Volkstümliche Vorträge,** gehalten in der Wandelbahn zu Wörishofen. 3. Lieferung. Kaufbeuren. Druck und Verlag von Borchert & Schmidt. 1897. 8°, 78 Seiten. Preis 50 Pfg.

Enthält 13 Vorträge über Kneipp'sche Wasseranwendungen. St.

Sammlung von **Abhandlungen** über **Städtereinigung** und **Verwertung städtischer Abfallstoffe für die Landwirtschaft.** 1. Heft: Das Heidelberger Tonnensystem seine Begründung und Bedeutung von Med.=Rath Dr. **Karl Mittermeier** in Heidelberg. Halle a. d. Saale. Verlag von F. Leineweber. 1897. 8°. 29 Seiten, Preis 60 Pfg.

Bekanntlich gehen die Meinungen über Kanalisation oder Abfuhr zur Zeit noch weit auseinander. Die Frage ob Verwertung oder Vernichtung der städtischen Fäkalien ist von großer hygieinischer Bedeutung und ökonomisch von hervorragender Wichtigkeit. Der Wert, der durch Einleitung der Abfallstoffe in die Flüsse verloren gehenden Düngerstoffe, wofür die Landwirtschaft Ersatz an künstlichem Dünger beziehen muß, wird auf 3400 Millionen Mark pro Jahr geschätzt. In der uns vorliegenden Publikation wird nun gezeigt, wie die städtischen Abfallstoffe gesammelt, transportiert und verwertet werden können. Auf Grund reicher, vieljähriger eigener Erfahrungen

stellt der Verfasser die sanitären Vorteile und hygieinischen Ergebnisse des Tonnensystems hier zusammen, worouf wir die Gemeindebehörden, Sanitätsbeamte, Ärzte und alle Beteiligten aufmerksam machen; mögen sie den reichen Inhalt der Veröffentlichung prüfen, um das Ergebnis an Ort und Stelle in die Praxis zu übertragen. Reicher Gewinn für das Volkswohl wird diesem Studium und dessen Verwertung erwachsen.

Kleiner Lesetisch.

Die Rolle des tuberkulösen Auswurfs als Weiterverbreiters der Tuberkulose ist von der bakteriologischen Wissenschaft (Dr. Cornet, Koch's Assistent) dahin gedeutet worden, daß der getrocknete und in der Luft verstäubte Tuberkulöse-Auswurf die Hauptquelle der Ansteckung und Erkrankung an Tuberkulose sei. Wie manche andern von dieser Wissenschaft aufgestellten Dogmen wird auch dieses blind geglaubt und Jeder, der es nicht anerkennt, ist zur Zeit „unwissenschaftlich.“ In jedem preußischen Städtchen bringt jedes Blatt und Blättchen von Zeit zu Zeit die behördliche Proklamation vom Tuberkelbazillus und von der Gefahr des verstäubten Auswurfs und man möchte hieraus schließen, daß dies eine ganz bombenfest dastehende wissenschaftliche Wahrheit sein müsie. Daß dies aber nicht der Fall ist, lesen wir zu unserer Überraschung diesmal nicht in der „Hygieia“, sondern in Nr. 42 der „Deutschen mediz. Wochenschrift“, in welcher der Direktor des hygieinischen Instituts zu Breslau, Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. C. Flügge, sich „Über die nächsten Aufgaben zur Erforschung der Verbreitungsweise der Phthise“ verbreitet und schreibt:

„Die Mehrzahl der Ärzte ist heute allem Anschein nach der Meinung, daß die Verbreitungsweise der Phthise bereits sicher erkannt sei und daß wir uns dementsprechend mit unseren Abwehrmaßregeln gegen diese Krankheit auf fester ätiologischer Basis bewegen. Man nimmt an, daß die Verbreitung der Phthise von Mensch zu Mensch — abgesehen von der Vererbung und von gelegentlicher Kontaktinfektion — vorzugsweise durch Einatmung eingetrockneten und in Form trockenen Staubes der Luft beigemengten phthisischen Sputums erfolge. Nach Cornet's Untersuchungen liefert das auf den Fußboden und ins Taschentuch entleerte Sputum besonders leicht trockenen Staub und in diesem die eigentliche Infektionsgefahr; der trockene Sputumstaub bleibt Monate lang gefährlich; aus Wohnungen, Hôtelzimmern, Eisenbahnwagen, Kleidern und Betten kann er immer wieder in die Luft übergehen und Inhalationstuberkulose erzeugen.

Unsere Maßregeln zur Verhütung der Phthise gehen entsprechend diesen Anschauungen wesentlich darauf hinaus, das Eintrocknen des entleerten Sputums zu verhüten. In den Krankenhäusern und Lungensanatorien wird nach diesen Grundsätzen der Weiterverbreitung der Phthise entgegengetreten. Die Sputa werden in Näpfen aufgefangen, Betten und Wohnungen

verstorbener Phthisiker werden desinfiziert, und damit hält man die Übertragung für ausgeschlossen.

Stützen sich aber diese Anschauungen und Maaßnahmen auf zweifellose Untersuchungsresultate und einwandsfreie Experimente?

Das ist durchaus nicht der Fall. Durch nichts ist bewiesen, daß wirklich die Einatmung trockenen Sputumstaubes bei gesunden Menschen Phthise hervorrufen kann. Ist anscheinend Ansteckung eines Gesunden durch einen Phthisiker erfolgt, so kann dies entweder durch Kontakt oder durch Inhalation geschehen sein; für letztere wiederum aber kommt nicht allein der trockene Staub in Betracht, sondern, wie wir weiterhin sehen werden, in gleichem oder gar in stärkerem Maße das in feinsten Tröpfchen beim Husten verspritzte Sputum. Nur indem man zwei dieser Übertragungsarten ganz ignoriert, kommt man dazu in allen Fällen von Ansteckung den trockenen Sputumstaub als Ursache zu bezeichnen.

Auch die Cornet'schen Untersuchungen haben keineswegs Beweise für die ursächliche Bedeutung des Sputumstaubes erbracht. Cornet sieht es vielmehr von vornherein als ausgemacht an, daß das getrocknete Sputum die einzig gefährliche Infektionsquelle bildet. Allerdings fand Cornet den Staub in solchen Räumen, wo die Phthisiker das Sputum ins Taschentuch oder auf den Boden entleert haben, wo also die beste Gelegenheit zum Eintrocknen und Verstäuben des Sputums gegeben war, infektiös für intraperitoneal damit geimpfte Meerschweinchen. Aber daraus geht nicht hervor, daß die gesammelten, tuberkelbazillenhaltigen Stäubchen auch wirklich als Luftstäubchen existiert haben, welche durch Inhalation infizieren konnten. Vielmehr können die Tuberkelbazillen an die Stellen, wo der Staub entnommen wurde, auch durch irgendwelche Berührungen und Hantierungen geraten sein; oder durch verspritztes flüssiges Sputum; oder aber durch gröbere angetrocknete Sputumteilchen, die gelegentlich bei Zug und Wind, bei der Reinigung des Zimmers rc. aufgewirbelt, aber auch sofort wieder irgendwo deponiert worden sind, ohne daß sie der Luft für einige Zeit beigemengt blieben und für die Einatmung in Betracht kamen. Und wenn selbst einzelne jener Stäubchen in einer Form existiert haben, die sich für die Inhalation eignete, dann ist es wiederum noch völlig unbewiesen, daß eine solche Inhalation trockenen Sputumstaubes beim Menschen zur Phthise führt. Die Infektiosität eines Staubes für Meerschweinchen bei intraperitonaler Infektion sagt daher offenbar gar nichts darüber aus, ob und wieweit der Raum, dessen Flächen der Staub entnommen ist, die dort weilenden Menschen mit Inhalationstuberkulose bedroht.

Ein Beweis für die ursächliche Rolle des Sputumstaubes ist somit bis jetzt nicht geliefert. Es liegen aber sogar Versuchsergebnisse vor, welche eine solche Rolle des Staubes eher unwahrscheinlich machen."

Flügge hält die beim Husten verspritzten flüssigen Sputumteilchen für viel geeigneter, Infektionsträger zu werden, als den getrockneten Staub und fordert zu weiteren Experimenten auf. Warten wir also ruhig ab, bis weitere Hekatomben-Opfer von Kaninchen, Meerschweinchen und Mäusen die Richtigkeit der einen oder anderen Anschauung bestätigen oder verneinen und halten wir einstweilen unbedingt daran fest, daß vor Allem die hygieinische Körperpflege und die Kenntnis der hygieinischen Gesetze es sind, die den Menschen seuchenfest machen. Nicht im Abfangen der Bazillen,

sondern in der Erzielung der Seuchenfestigkeit des Organismus beruht die Möglichkeit des Schutzes vor Ansteckung für das Publikum. Das Recht und die Pflicht der Wissenschaft, nach den Ursachen der Krankheiten zu forschen, wird hiedurch nicht berührt und die Notwendigkeit zweckentsprechender Desinfektionsmaßregeln nicht in Frage gestellt. —r.

Über die **Gicht** hat Privatdozent Dr. Mendelsohn-Berlin im 2. Band von Liebreich's Encyklopädie eine Abhandlung veröffentlicht. Über die Entstehung dieser ihrem Wesen nach noch unbekannten Krankheit existieren zur Zeit nur Theorien. In der Behandlung des akuten gichtischen Anfalls ist die Hauptsache volle Körperruhe, der Fuß ist hochzulegen, die Haut des befallenen Gelenkes wird zweckmäßig mit Kollodium bestrichen. Kalte Umschläge sind meist nützlich (leichte dünne feuchtkalte Kompressen), Eis ist gefährlich. Nach Zurückgehen der entzündlichen Erscheinungen soll der Kranke baldmöglichst das Gehen und gymnastische Übungen des Gelenkes versuchen, energische Manipulationen sind zu vermeiden. Die Diät sei einfach, Alkohol in jeder Form verboten. Von Medikamenten ist das Colchicum von Alters her berühmt, in neuerer Zeit der Liqueur Laville, dessen wesentlicher, wenn nicht allein wirksamer Bestandteil Colchicum ist. Die Behandlung der gichtischen Anlage hat vor Allem die Anregung der körperlichen Bethätigung und Einschränkung der reichlichen und ungeeigneten Nahrungszufuhr in's Auge zu fassen: Körperübungen aller Art, Aufenthalt in freier Luft, gemischte Kost in knappen Rationen, Verbot oder thunlichste Einschränkung des Alkohols. Von Medikamenten nützen die pflanzensauren Alkalien mehr als die kohlensauren, Fruchtsäfte und Mineralwässer sind reichlich in Anwendung zu ziehen. Bei gichtischen Ablagerungen in den Gelenken sind Warmwasserkuren zweckmäßig. G.

105 Jahre alt. Das „Wiesbadener Tagblatt" enthält in seiner Morgen-Ausgabe vom 1. August folgende Nachricht: „105 Jahre alt wird am 2. August Frau Marie Bleuell in Gersfeld a. d. Rhön — gewiß eine große Seltenheit. Die Greisin ist noch sehr rüstig, seit 1864 Wittwe und leider seit 1866 blind. Sie besitzt noch ihre vollständigen Zähne und hat dichtes, schneeweißes Haar von 1½ Meter Länge. Sie ernährt sich von Spinnen und Stricken. Ihre Nahrung ist die einfachste. Sie genießt gewöhnliches Roggenbrot und trinkt täglich 2½ Liter Bier. Diese Mitteilungen verdanken wir ihrem einzigen noch lebenden Sohne, der im benachbarten Biebrich bedienstet ist, jetzt im 62. Lebensjahre steht und den Krieg von 1870/71 im bayrischen Heere mitgemacht hat, auch mehrfach verwundet war und eine kleine Pension bezieht. Zwei Brüder desselben fielen dem Kriege von 1866 zum Opfer."

Deutscher Suff. Über 5½ Milliarden, nämlich 5,525,800,000 Liter Bier wurden im Jahre 1894/95 im Deutschen Reiche getrunken. Kein Wunder, wenn da mitunter der Verstand und die Gesundheit, der Fleiß und die Rechtlichkeit gewaltig notleiden, umsomehr, als die Verbrauchsziffer weitaus nicht gleichheitlich sich auf die erwachsene Bevölkerung gründet.



Stuttgart, 15. Dezember 1897.

Zur Bekämpfung des Kurpfuschertums.

Von

Dr. **Heinrich Obladen**, Nürnberg.

Wer in einer Fabrikstadt lebt, sieht häufig an den Fabrikräumen eine schwarze Tafel mit den 3 inhaltsschweren Worten: „alle Stellen besetzt“. Zwar blüht die Industrie, Aufträge laufen in großer Zahl ein, Arbeit giebt es genug — aber Arbeitskräfte sind noch mehr vorhanden. Ein Überfluß an Menschenmaterial: das ist der Übelstand, an dem heute alle Berufe, die körperlichen wie geistigen, leiden. Und die letzteren nicht am wenigsten! Wie lange muß ein geprüfter Lehramtkandidat auf endgiltige Anstellung warten, wie lange sehnt sich ein staatlich approbierter Apotheker, wenn er nicht eine durchaus reiche Frau heiraten will, nach der gewiß verdienten Selbstständigkeit! Daß von dieser Überfüllung der ärztliche Stand nicht verschont bleibt, liegt auf der Hand. Ebenso natürlich ist, daß von dieser Seite ernstlich versucht wird, das Feld der ärztlichen Thätigkeit zu erweitern und alles, was mit der Heilung der Krankheiten zusammenhängt, dem staatlich geprüften Arzte zuzuweisen. Dies Verlangen ist an sich durchaus berechtigt. So gut wie ein Schuster oder Bäcker, der in seinem Handwerke Meister ist, aufmucken würde, wenn ihm ein Arzt Belehrungen über Stiefel- und Brotzubereitung geben wollte, ebenso verbittet sich der Arzt jeden Eingriff in sein Gebiet — vorausgesetzt, daß er alle Mittel zur Heilung der Krankheiten kennt.

Wie weist man nun am besten die sog. Unberufenen vom Krankenbett weg? Von maßgebender Seite ist der Schlachtruf gegeben: Man verbiete das Kurpfuschertum durch ein Gesetz! Als ob mit einem solchen Gesetze ein dauernder Vorteil für den Ärztestand erreicht würde!

Betrachten wir uns die Kurpfuscher einmal näher, so haben wir da drei Arten auseinanderzuhalten. Hat ein Arzt im Verlauf der Krankheit erkannt, daß sein Patient unheilbar ist, so teilt er dies gewissenhafter Weise den Anverwandten mit. Diese wissen also, daß der Hausarzt keine Hilfe mehr bringen kann, sie vertrauen demselben zwar, wollen aber kein Mittel unversucht lassen und wenden sich nun an den alten Mann oder die kluge Frau, die auch in den verzweifelsten Fällen mit ihren 14 hinter der Hecke zusammengesuchten Kräutern, die sie in Arzneiform gekleidet hat, nicht zurückhält. Solche Kurpfuscher, die man als Spezialisten für unheilbare Krankheiten bezeichnen könnte, hat es gegeben und wird es geben, solange es unheilbare Krankheiten giebt.

Schlimmer sind schon diejenigen Helfer, die sich an die Behandlung aller Krankheiten machen, und zwar mit Mitteln, die sich lediglich aus der Dummheit des Patienten erklären lassen. Hierhin gehören Kuren à la Schäfer Ast: Feststellung der Diagnose und Therapie aus den Haaren des Hinterkopfes, Heilung Schwindsüchtiger durch Trinken des eigenen Urins, die „Ausscheidung von Gährungsstoffen“ durch Reiben an bestimmten Körperteilen, das Vergraben des Urins unter einer Linde am Freitag Nachmittag, das Voltakreuz, das sog. „Brauchen“ mit religiösen Zeremonien und dgl. Unsinn mehr. Daß gegen die Veranstalter solchen Unfugs energisch vorgegangen werde, ist nicht mehr wie billig, denn diese Kuren werden meist auf Monate und Jahre ausgedehnt; der Patient wird inzwischen nicht allein erkleckliche Mengen Geldes los, sondern er unterläßt auch meist während dieser Zeit Anwendungen, die ihm wirklich nützen können.

Die dritte Art der Kurpfuscher ist diejenige, die man wohl am schärfsten mit dem Verbot treffen möchte. Hier handelt es sich nicht um unheilbare Krankheiten, nicht um schwindelhafte Kräuter- und Beschwörungskuren. Hier handelt es sich um die große Gruppe der praktizierenden Laien, die ihre vermeintliche Existenzberechtigung herleiten aus einer leider vorhandenen großen Lücke in der ärztlichen Erziehung. Der in Deutschland gebildete Mediziner hat auf allen Hochschulen Gelegenheit, sich auf dem Gebiete der Anatomie, Physiologie und Pathologie reichliche Kenntnisse zu sammeln. Will er auf einem der chirurgischen Gebiete sich zum Spezialisten ausbilden, so findet er dazu in Deutschland Gelegenheit, wie kaum in einem anderen Lande der Welt. Begnügt er sich aber, einfacher praktischer Arzt zu bleiben, so fehlt ihm leider in seiner Erziehung manches, was zur Heilung der Krankheiten unumgänglich nötig ist. Zwar soll er sich die Arzneimittel pro dosi et die genau merken, er soll die Vergiftungserscheinungen genau kennen; aber nur auf einzelnen Hochschulen wird er mit der Ausübung der Massage, der Anwendung der Hypnose vertraut, auf keiner einzigen deutschen Hochschule lernt er systematische Hydrotherapie. Kann es uns da Wunder nehmen, wenn bei der vorzüglichen Wirkung der Wasserbehandlung in den verschiedensten Krankheiten schlaue Laien sich die Fehler in der ärztlichen

Erziehung zu Nutzen gemacht haben? Und daß es unter diesen Laien vereinzelt auch tüchtige Hydrotherapeuten giebt, ist Thatsache. Hat doch die Münch. Med. Wochenschrift dem verstorbenen Prälaten Kneipp nachgerühmt, daß an ihm ein Arzt verloren gegangen sei, und wiederholt habe ich Patienten bekommen, die vorher in Behandlung eines Laien standen und, wie ich offen gestehe, zweckmäßig behandelt waren. Aber auch bei, oder richtiger gesagt, trotz der Behandlung nicht talentierter Laien haben Patienten Heilung gefunden, weil sie der Heilkraft des Wassers vertrauten.

Was würden nun die Ärzte erreichen, wenn sie dem Kranken ohne weiteres, ohne Gegenleistung die Gelegenheit nehmen wollten, sich dem Laien, an dem er oft in Dankbarkeit hängt, anzuvertrauen? Sie würden in weiten Kreisen Unzufriedenheit hervorrufen und die feindselige Stimmung gegen den Ärztestand, für deren dauernde Existenz der Satz: medicus contra medicum hinreichend sorgt, noch vermehren. Zudem hat das schneidige Prinzip, jeden „lästigen Kerl“ und sei es auch durch Gesetz oder sonstige Verordnung, einfach tot zu schlagen, auf anderen Gebieten so klägliches Fiasko gemacht, daß man von den Beratern des ärztlichen Standes gewiß verlangen kann, daß sie diese schiefe Ebene nicht auch noch betreten.

Was dem Ärztestand Not thut, ist: daß die Lücke, die bisher in der Lehre von der Therapie bestanden hat, endlich ausgefüllt werde. Man sorge nur dafür, daß ein jeder Mediziner im Staatsexamen all' das Gute von Diät, Massage, und vor allem von Hydrotherapie weiß, was bisher zum großen Teil in Laienhänden war, und daß diejenigen Studenten, die durch Erfolge in Familien- oder Freundeskreisen begeisterte Anhänger des Wasserheilverfahrens geworden sind, es nicht nötig haben, in den Ferien Wasser- oder Naturheilanstalten in Deutschland oder gar in Österreich aufzusuchen. So werde ich mich beispielsweise der v. Zimmermann'schen Naturheilanstalt in Chemnitz, in der ich als Student die Prinzipien der Hydrotherapie kennen gelernt, stets mit aufrichtiger Dankbarkeit erinnern.

Man errichte also in erster Linie auf deutschen Hochschulen Lehrstühle für das Wasserheilverfahren. Gewiß werden auch jetzt schon bei Besprechung einzelner Krankheiten z. B. des Typhus, der croupösen Pneumonie, der katarrhalischen Pneumonie der Kinder, der Neurasthenie, Bäder, feuchte Einwicklungen und Douchen empfohlen. Aber hiermit begnüge man sich nicht. Man folge dem Beispiel, das der mutige Vorkämpfer für Hydrotherapie, Prof. Winternitz in Wien, gegeben hat: man treibe systematische, wissenschaftliche Hydrotherapie!

Und wie leicht könnte damit in Bayern ein Anfang gemacht werden, wie günstig liegen hiefür die Verhältnisse an der Universität Erlangen!

Die Räume, in denen bisher die innere und Poli-Klinik untergebracht waren, genügen diesem Zwecke nicht mehr; es steht ein stattlicher Neubau in Aussicht, den gewiß jeder, der in Erlangen studiert hat, für unentbehrlich hält. Dadurch werden die obenerwähnten Räume frei und zwar hoffentlich

frei für die Hydrotherapie. Man könnte vielleicht einwenden: Warum sollen denn für einen eben erst eingerichteten Lehrstuhl mehrere Stockwerke zur Verfügung gestellt werden? Dem ist zu entgegnen: Die Vorlesung über Hydrotherapie, stets rein theoretisch gehalten, würde zuweilen, trotz anregenden Vortrages, recht ermüdend, ja langweilig werden. Dem Dozenten muß daher Gelegenheit gegeben sein, seinen Studenten die einzelnen Prozeduren, die ja bei derselben Krankheit bei verschiedenen Personen sehr verschieden sein können, am Krankenbett vor Augen zu führen; den Studenten selbst gebe man Gelegenheit, die Wirkungen der einzelnen Anwendungen auf Zirkulation, Atmung, Se- und Exkretion an Gesunden, d. h. an sich selbst zu erproben. Und zudem bin ich von der Vorzüglichkeit des Verfahrens so überzeugt, daß selbst, wenn in der ersten Zeit einige Zimmer leer stünden, diese unheimliche Leere durch sich heimisch fühlende Patienten recht bald beseitigt würde.

Zum Schluß entsteht die wichtigste Frage: Wenn bisher die wissenschaftliche Hydrotherapie in Deutschland so stiefmütterlich behandelt worden ist, wer soll denn dieselbe jetzt so plötzlich in Erlangen dozieren? Antwort: In Erlangen soll, wie ich gehört habe, die außerordentliche Professur für innere Medizin in eine ordentliche umgewandelt werden. Zu diesem Zwecke soll sich den Vorlesungen über Auskultation und Perkussion, Harnuntersuchungen, Kehlkopfkrankheiten u. a. noch ein Kolleg über die Geschichte der Medizin anschließen. Sicherlich ist eine solche Vorlesung für den Studenten von großer Wichtigkeit, aber ebenso sicher ist, daß diese „Geschichte", weil sie nichts „praktisches" bietet, hervorragend geschwänzt werden wird. Nimmt es mir da der Herr Dozent übel, wenn ich hoffe, daß er sich der Hydrotherapie warm annehmen wird? Herr Prof. Fleischer, in dem ich meinen hochgeschätzten Lehrer und treuen Berater verehre, hat uns damaligen Studenten stets imponiert durch die rücksichtslose Offenheit, die er gegen andere und nicht minder gegen sich selbst an den Tag legte. Herzerfrischend war es für uns, zuzusehen, wie ein jeder Student und jeder Examinand, mochte er nun der Sohn eines schlichten Handwerkers oder eines berühmten Professors sein, von ihm in gleicher Weise beurteilt wurde. Seine Wißbegierde, deren Resultat in seinem inhaltsreichen Buche über innere Krankheit niedergelegt ist, wird ganz gewiß nicht vor der Hydrotherapie Halt gemacht haben. Und wenn der Herr Professor glauben sollte, auf diesem Gebiete noch Erfahrungen sammeln zu können, so wird seine Offenheit gegen sich selbst es ihm gewiß leicht machen, einige Zeit die Forschungen Winternitz's an Ort und Stelle zu studieren.

Bayern hat einen ehrlichen Laien hervorgebracht, der das Wasserheilverfahren in der ganzen Welt wieder populär gemacht hat; Bayern hat auf militärärztlichem Gebiete einen führenden Hydrotherapeuten; Bayern soll sich auch den Ruhm nicht nehmen lassen, den ersten Lehrstuhl für wissenschaftliche Hydrotherapie errichtet zu haben!

Ueber den Wert einer systematischen Handgymnastik.

Von
Dr. **Adalbert Kupferschmid,** Bad Schlag bei Gablonz a. d. Neiße.

I.

Es bedarf wohl keiner Begründung, daß eine im Sinne der systematischen Gymnastik geübte Hand von großem Vorteile für die Erfüllung unserer hygieinischen Lebensaufgabe ist. In Verbindung mit der aufrechten Stellung des Rumpfes und der reicheren Entwicklung seines Gehirns und Rückenmarkes ist es besonders die Hand, deren besonderer Bau den Menschen zum Herrscher über diese Welt gemacht hat. Von der feinsten bis zur gröbsten Arbeit ist sie es, die als leibliches Vollzugsorgan alle Befehle ausführt, welche Vorstellung und Wille ihr diktiert, deren elementare Schöpferkraft Handwerk und Künste geschaffen und die durch den feinsten Mechanismus selbst niemals ersetzt werden wird. Millionen von Angehörigen unserer modernen Berufsarten gründen auf der Hände Kraft und Geschicklichkeit allein ihre Existenz und bedauernswert Derjenige, dem diese Organe ihren Dienst versagen.

Nicht ohne Wert dürfte es daher sein, dieses wichtige Leibesglied vom ärztlichen und hygieinischen Standpunkte aus einer Betrachtung zu unterziehen, namentlich im Hinblick auf alle jene Klagen über unsere Jugend, welche zur Erlernung ihres Berufes oder Erwerbung gewisser Kenntnisse wohlgeübter Hände bedarf und hiezu körperlich geeignet sich nicht erweist und mit Bezug auf alle jene Übel, welche oft frühzeitig die Arbeitskraft dieses Organes lähmen.

Von vielen Seiten wird in dieser Richtung unserer modernen Schule der Vorwurf gemacht, sie vernachlässige über der Ausbildung der geistigen Fähigkeiten des Kindes jene des Körpers. Ich habe viel zu wenig Einblick in diese Sache, um ein sicheres Urteil hierüber abgeben zu können. — Jede Schule bei uns besitzt einen Turnplatz, einen Turnlehrer ꝛc., wie es sich jedoch genauer damit verhält, weiß ich nicht. Auch die Ausbildung der Hand, obschon nicht in dem Rahmen des vorgeschriebenen Turnunterrichts, wird nicht außer Auge gelassen. Denn der derzeitig in fast allen Kulturstaaten, selbst in Japan, eingeführte Handarbeitsunterricht bezweckt nicht allein, sittliche und geistige Eigenschaften zu entwickeln, sondern er will auch die Handgeschicklichkeit ausbilden, somit eine geübte Hand erziehen. Mit Bezug darauf jedoch möchten wir nun nachstehende Bemerkungen zu machen uns erlauben.

So anerkennenswert alle hiefür gemachten Bestrebungen sind, wird trotzdem jeder ernster darüber Nachdenkende zugestehen müssen, daß in einer Unterweisung zum Nähen, Häckeln, Sticken, Stricken, Stopfen, Flicken oder: Bohren, Pappen, Sägen, Leimen, Hobeln, Hämmern, Feilen kaum alle jene Resultate zu erreichen sein werden, die so mancher andere Beruf, außer den Ehemännern, Familienhäuptern oder Handwerksmeistern, sagen wir z. B. Musiklehrer, Graveure, Bildhauer, Maler ꝛc. sich wünschen. Soll dieser Handgeschicklichkeitsunterricht von wirklich weiter reichendem praktischen Einflusse für unsere Jugend sein, dann darf er nicht innerhalb dieses engen Übungsprogramms sich bewegen, sondern er muß wie der übrige Turnunterricht ebenfalls auf die Unterlage einer methodischen Gymnastik der Finger und Hände gestellt werden. Er muß wie dieser Unterricht nicht auf dem Wege einer rohen Naturgymnastik jene fein organisierten Gebilde körperlich erziehen, sondern eine besondere Schule sein, die ihren Schülern die Befähigung giebt, selbe zu allen jenen Dienstleistungen zu gebrauchen, die nur überhaupt vermöge ihres anatomischen Baues und ihrer physiologischen Anlage durch sie ausführbar sind; kurz gesagt: diesen Gliedern die Empfindung lehren, wie man überhaupt mit ihnen etwas lernt!

Hiezu ist aber weniger die Muskelübung als die Ausbildung bestimmter Eigenschaften unseres Nervensystems erforderlich. Jede Kraftleistung geht allerdings nur von dem Muskel aus, aber dieselbe erfolgt nur auf Veranlassung eines Nervenreizes. Je einfacher eine Muskelaktion ist, desto weniger Nerventhätigkeit korrespondierend wird hiezu selbstverständlich benöthigt, je komplizierter jene wird, je zahlreichere Muskelgruppen in Bewegung gesetzt werden sollen, desto größer wird auch die nervöse Arbeit; hiezu gehört in erster Richtung die ordnende Verteilung und die Energie der Bewegungsimpulse, damit der ganzen Bewegung der Charakter der Zweckmäßigkeit und Geschicklichkeit verliehen wird. Die Thätigkeit des Nervenzentrums, in dieser Weise den arbeitenden Muskel zu beeinflussen, bezeichnet man als Koordinationsvermögen.

Es ist hier nicht am Platze, nachzuweisen, durch welche feineren Vorgänge in unserem Zentralwillensorgane (Gehirn) die sichere Beherrschung der koordinierenden Thätigkeit erfolgt; nur dies muß betont werden, daß je gekannter eine Bewegung ist, um so leichter dieselbe von dort aus eingeleitet wird. Keine Heranziehung anderer Muskelgruppen, die nur störende Mitbewegungen erzeugen, kein Übermaß von Muskelkraft wird hiezu beansprucht, alles geschieht in zweckentsprechender Form und dies ist Sache der Übung. Der Ungeübte, der eine weniger bekannte Bewegung leisten soll, verbraucht hiezu bedeutend mehr Muskel- und Nervenarbeit, macht sie viel ungeschickter und ermüdet viel rascher. Nur der Geübte spart Kraft!

Nun kommt auch eine andere Seite dieser Nervengymnastik, worin ja eigentlich im letzten Grunde das Wesen der ganzen Turnkunst auch beruht, wie dies vor Jahren schon der bekannte Physiologe du Bois-Reymond nach-

gewiesen hat, in Betracht, nämlich die Schnelligkeit der Koordination, die für viele gewerbliche und künstlerische Muskelthätigkeiten von großem Werthe ist. Auch diesen Vorzug seines ausgebildeten Koordinationsvermögens wird der Geübte bald erlangen, er wird geistesgegenwärtiger, schlagfertiger, entschlossener sein als derjenige, der im Geiste erst überlegen muß, wie er eine Bewegung geschickter und zweckmäßiger ausführen soll. Weiter ist es dann nothwendig, daß eine feinere Ausbildung auch aller jener Gemeingefühle stattfindet, die man in der Physiologie als Kraftsinn, Muskelgefühl, Orts-, Raum-, Druck- und Tastsinn oder kurzweg als Innervationsgefühl bezeichnet.

Das Muskelgefühl leistet uns zwei sehr werthvolle Dienste. Es unterrichtet uns nicht nur stets von der jeweiligen Lage unserer Glieder und Hautstellen überhaupt zu einander, sondern es sind auch die Muskeln, vermittelst welcher wir den Grad der Anstrengung bemessen, der erforderlich ist, um den uns geleisteten Widerstand zu überwinden. Die Empfindung von dem Grade der erforderlichen Anstrengung zur Überwindnng eines geleisteten Widerstandes heißt man Kraftsinn. Derselbe ist so fein, daß man ihm gleich wie einen Sinn gebrauchen kann, mit seiner Hilfe läßt sich unabhängig vom Tastsinn der Unterschied zweier Gewichte noch genauer bestimmen, als mittelst des Tastsinnes. Man erkennt die Gewichte noch richtig als verschieden schwer, die sich wie 39 : 40 verhalten. Wir werden dann ferner unterrichtet, welche Anstrengung bestimmter Muskeln dazu erforderlich ist, um unsere Glieder in eine gewisse Lage zu versetzen und sie darin zu erhalten, so zwar, daß wir jeden Augenblick durch den Zustand der einzelnen Muskeln, in dem sie sich gerade befinden, anzugeben vermögen, in welcher Lage sich unsere Glieder befinden, auch ohne daß wir sie sehen oder daß sie sich gegenseitig berühren.

Überraschend ist die Feinheit dieser Sinne bei der Ton- und Buchstabenbildung im Kehlkopf und der Mundhöhle, den Bewegungen unserer Augen und Gesichtsmuskeln, der stummen und doch so beredten Sprache der Augen und verständnisvollen Geberdensprache, welch' wunderbare Fähigkeiten der Mensch ja nur durch die tausendjährig angehäufte und vererbte Übung der Sinne auf dem Wege seiner natürlichen Schöpfungsgeschichte sich ausgebildet und angeeignet hat, und es ist daher einleuchtend, daß die Schulung aller dieser uns angeborenen Sinnesempfindungen von großem Werthe für die gymnastische Erziehung auch dieser Organe ist.

Man hat bis jetzt von Seite der systematischen Gymnastik, nach dieser Richtung hin, überhaupt unsere Leibesübungen nicht bewerthet. Kräftigung des Muskelsystems, Beweglichkeit, Gelenkigkeit: das ist bei uns alleiniges Ziel sämmtlicher Turnschulen, von den Griechen angefangen bis zu Jahn und Spieß. Die Bethätigung aller übrigen leiblichen Fähigkeiten, die Verfeinerung derselben durch planmäßige Einwirkung auf sie durch Veredlung der organischen Anlage, Zucht und Angewöhnung, entsprechende Übung, um auf diesem Wege die höchste menschliche Aufgabe, die das Ziel aller Erziehung, also auch der Gymnastik ist: die volle Herrschaft unseres Geistes

über und mittelst unseres Körpers zu erreichen, wurde und wird bisher nicht in den Kreis dieser Bestrebungen gezogen. Aus der deutschen Turnerschaft hat sich unseres Wissens hiefür nur erst eine Stimme erhoben in diesem Sinne und zwar jene des königl. preuß. Prüfungskommissars für Turnlehrer und Turnlehrerinnen, Herr D. F. A. Schmidt in Bonn, wodurch es nun ermöglicht ist, eine systematische Einteilung aller Leibesübungen nach dem physiologischen Charakter und Bewertung und nicht ihrer äußeren Bewegungsform allein zu machen.

In Anwendung auf die von uns geforderten Übungen der Koordinationsthätigkeit müßte man selbe als lokalisierte Kraft- und Geschicklichkeitsübungen bezeichnen und ich habe in meiner soeben, auch in dieser Zeitschrift besprochenen Arbeit „Theoret. praktische Anleitung zur Erhaltung und Ausbildung einer vollkommenen Finger- und Handfertigkeit (Cheiropädie). Berlin 1897. Verlag von Max Richter, SO 36, Wiener Straße 14“ eine größere Anzahl hiezu passender und erprobter Hand- und Fingerübungen angegeben und abgebildet, sowie man dort auch alle näheren Erläuterungen über den von mir konstruierten und hier abgebildeten Apparat zur Förderung und Ausbildung des Kraftsinnes und Muskelgefühles der Finger und Hände findet.

Die guten Erfolge dieses Verfahrens werden selbstverständlich beim gesunden Menschen, wie dies ja bei jeder organischen Verbesserung der Fall ist, nicht sogleich augenfällig in Erscheinung treten, wie man glaubt; nach einiger Zeit aber, bei gehörigem Fleiß und Ausdauer gegenüber einem Ungeübten ganz entschieden sich konstatieren lassen, auch ohne instrumentelle Prüfung (Aesthesiometer, Ergograph 2c.) in keinem Falle aber wird man unter strenger Beobachtung der von mir angegebenen hygieinischen Vorsichtsmaßregeln schaden. Rascher hingegen ist dieser Nachweis da zu liefern, wo wir es mit einer gesunkenen oder sogar ganz aufgehobenen Koordinationsfähigkeit zu thun haben, und diese Erwägung führt uns unwillkürlich auf jenes Gebiet hinüber.

Es giebt eine Reihe von Übeln leichteren und schwereren Grades, wo dies der Fall ist, und es ist gewiß belehrend für unser ganzes Thema, wenn wir auch hierüber unsere Leser unterrichten, wie selbe sich äußern und noch mehr wie man über das Wesen und die Behandlung derselben gedacht hat und jetzt denkt. Als ein bekanntes Beispiel hiefür wollen wir den sogenannten Schreibkrampf anführen.

Man versteht hierunter Störungen in der Bewegung gewisser Muskelgruppen, die nur dann eintreteten, wenn die Muskeln zu einer bestimmten feinen und komplizirten Leistung, eben zum Schreiben, zusammenarbeiten sollen. Während diese Muskeln des rechten Armes, welcher zumeist betroffen ist, und der zugehörigen Hand vollständig regelmäßig bewegt und gebraucht werden können, versagen sie sofort ihren Dienst beim Versuch zum Schreiben. Ähnliche Störungen entwickeln sich zuweilen auch bei andern Beschäftigungsarten, die mit feineren Hantierungen verknüpft sind: Telegraphisten-, Klavier-, Cello-, Violin-, Orgel-, Harfen- und Zitherspielerkrampf, Weber-, Schneider-,

Melker-, Zigarrenmacher-, Näherinnen- und Strickerinnenkrampf. Bei Klarinettebläsern ist zuweilen ein Zungenkrampf beobachtet worden, bei Orgelbalgtretern, Drechslern, Maschinennäherinnen, Balletttänzerinnen, Krampf an den untern Extremitäten. Hiemit sind noch nicht alle Möglichkeiten erschöpft, beim Militär z. B. kennt man den Trommlerkrampf. Die eigentliche Ursache der Störung liegt nicht in der Nervenerregung dieser Muskeln, sondern vielmehr in der Unregelmäßigkeit ihres gemeinsamen Zusammenwirkens, also in einer Störung des Koordinationsvermögens. Man findet bei solchen Leiden selten anatomische Veränderungen im Gehirne, Rückenmark oder in den Nerven, so daß man sie als einfache (funktionelle) Nervenstörungen (Neurosen) bezeichnet. „In der alten Zeit", sagt der bekannte Arzt Dr. Klenke, „wußte man sehr wenig vom Schreibkrampfe und allen hiezu gehörigen Muskelkrämpfen, weil man nicht so viel schrieb, und weil die Instrumental-Virtuosität nicht die moderne Agilität der dabei thätigen Muskeln erforderte, man die Finger nicht an einförmige Bewegungen zu gewöhnen brauchte und überhaupt die Muskeln mehr gleichmäßig ausbildete und bethätigte. So erscheint dieser lästige Krampf als ein Produkt der modernen verfeinerten Handfertigkeit, welcher die Natur nicht immer folgen will." Die Ärzte erklären, daß ihnen ein sicheres Heilmittel hiefür nicht bekannt ist, so z. B. hat der verstorbene Professor der Medizin Dr. Bock in Leipzig an dem Schreibkrampf bis zu seinem Lebensende gelitten, ohne desselben Herr werden zu können. Man hat sehr viele Mittel versucht und da die Art derselben mit Bezug auf unsere nachfolgenden Äußerungen nicht ohne Interesse ist, zählen wir sie auf: 1. Besonders konstruierte Federhalter. 2. Wechsel des Federhalters in Bezug auf Schwere und Umfang. 3. Schreiben mit Gänsefedern. 4. Bracelets. 5. Operativen Eingriff (Sehnenschnitt). 6. Belladonna, Aesen, Fichtennadelextrakt, Strychnin: innerlich. 7. Einspritzungen von diesen Stoffen und andern. 8. Elektrotherapie. 9. Hohe Bergluft. 10. Waschen der Hand mit Spirituosen oder reinem kalten Wasser. 11. Kalte Umschläge mit Düschen. 12. See- und Moor- und andere Bäder. 14. Hypnotismus und Suggestion. Alles ohne den mindesten Erfolg!

Wir wollen nun die Methode eines Laien auf dem medizinischen Gebiete schildern, der bisher die größten Erfolge mit denselben erzielt, und die unter andern vielen Anerkennungen von ärztlichen Autoritäten, wie z. B. den Professoren Billroth, Bamberger, Benedikt, Stellwag, der die Heilung seines Muskelkrampfes nur derselben zu verdanken hat), Nußbaum, Esmarch, Wagner, Bardeleben, Hertz, Grün, Westphal, Preyer, der ebenfalls hiedurch geheilt wurde), rühmend empfohlen wurde, Herrn Julius Wolff, ehemaligen Schreiblehrer, zum Erfinder hat, und ich kann es mir dabei nicht versagen, hiebei noch jene Worte herzusetzen, deren sich einstens der berühmte verstorbene Professor Nußbaum in München bediente, als er sich über die Methode einmal äußerte: „Meine Natur ist, wie ich glaube, nicht neidisch angelegt, aber ich gestehe offen, daß es mir immer

wehe gethan hat zu hören, daß ein Schreiblehrer diese Krankheit besser kuriert, als unsere Neurologen (Nervenärzte), die sich eines Weltrufes erfreuen."

Und worin besteht dieselbe?

„Oft genug hatte ich Schüler", erzählt Herr J. Wolff, „welche an Schreibkrampf oder ähnlichen Gebrechen litten, und ich versuchte auch hier, dem Übel entgegenzutreten." Allein dessen erste Versuche fielen nicht günstig aus. Da kam ihm einmal Dr. Schreber's Buch über Zimmergymnastik in die Hände, und einige Armübungen darin gefielen ihm so gut, daß er sie ebenfalls bei seinen Schülern, die an Schreibkrampf litten, erprobte. Bei einem Vergleiche der früheren Schrift mit der jetzigen fand er dann, daß deren Schriftzüge nach den gymnastischen Übungen viel markirter und kräftiger waren, weil nicht allein die Muskelkraft, sondern auch die Willenskraft zugenommen hatte. Ermutigt hiedurch gieng er nun daran, Fingergymnastik in ganz methodischer Weise vorzunehmen und das Resultat war ebenfalls ein verhältnismäßig befriedigendes, doch setzt er hinzu: „Wenn ich auch noch lange nicht Herr der Schwierigkeiten auf diesem Gebiete war, das eine hatte ich erreicht, nämlich die feste Überzeugung, daß diese Krankheit nichts anderes sein könne, als eine Bewegungsstörung einzelner Muskeln". Und weiter sagt er: „War es mir einmal gelungen, die Arm- und Handmuskeln durch Gymnastik zu stärken und mit dieser Kraftzunahme die Erscheinungen des Krampfes zu ändern, indem er die Bewegungen beim Schreiben wenigstens schmerzlos vor sich gehen ließ, so war die große Mühe und Anstrengung durch diese wichtige Errungenschaft reichlich belohnt worden". Und so gelangte Herr Wolff, diesen Weg fortsetzend und immer verbessernd, nun glücklich dahin, als der Erste zahlreiche radikale Heilungen bei der bisher unheilbaren Krankheit zu bewirken.

Wir können da selbstverständlich weiter nicht auf eine genaue Beschreibung dieser Methode, die nebenbei gesagt aus einer Kombination von Gymnastik mit Massage besteht, eingehen; nachdem wir nur damit zeigen wollen, wie gegenüber den gleichsam im Banne eines medizinischen Glaubens befangenen Heilmethoden die nur von einer reinen hygieinischen Auffassung geleitete Idee den Sieg errang, und daß es daher nicht zu verwundern ist, wenn ein immer breiteres Gebiet der alten medizinischen Therapie (Behandlung) der hygieinischen Therapie zufällt und man sich bereits veranlaßt fühlt, den „ungesunden und unwürdigen Zustand" zu bedauern, daß namentlich die Gymnastik größtenteils nur von Masseuren anstatt von Ärzten selbst ausgeübt wird, wie dies erst kürzlich Professor Eulenburg ausgesprochen hat. Und wir müssen hinzusetzen: nicht mit Unrecht! Denn merkwürdigerweise gleich wie die anfänglich nur von Laien in die Heilkunde eingeführte und ausgeübte Wasserbehandlung gegenwärtig ein mit allen wissenschaftlichen Attributen ausgestattetes und von Ärzten kultiviertes Fach bildet, macht sich jetzt das Bedürfnis geltend, für das ebenfalls durch nicht medizinisch Gebildete verbreitete gymnastische Heilverfahren, welches bereits in ähnlicher Weise sich zu dem Range einer medizinisch wohl ausgebildeten Disziplin (Bewegungs- oder

Mechanotherapie) hinaufschwang, entsprechenden Ersatz ärztlicherseits zu finden; insbesondere nachdem sich selbes auf ein Gebiet ausgedehnt, welches nicht ohne Zagen und ohne Weiteres dem professionellem Masseur überliefert werden soll.

Seit sich der Wirkungskreis der Gymnastik und Massage oder, wie man die Kombination dieser beiden Methoden kürzer als Bewegungs- oder Mechanotherapie bezeichnet, nicht mehr auf jene oben als einfache (funktionelle) Nervenleiden (Neurosen) benannte Störungen erstreckt, sondern auch auf alle jene tiefe und schwere Erkrankungen, deren Hauptsymptom als Ataxie erscheint, welchen Begriff wir gleich erörtern werden, ist diese Forderung wohl berechtigt.

Wir haben oben bei der Schilderung des Schreibkrampfes, als den bekannten Repräsentanten aller in diese gleiche Gruppe gehörenden Muskelkrämpfe gesagt, daß das Wesen derselben in Störungen besteht, welche die Ausführung zweckmäßig geordneter (koordinierter) Bewegungen betrifft. Dazu ist im Sinne der physiologischen Anschauungen erforderlich, daß die benöthigten Muskeln bewegungsfähig, dem Willen also unterworfen, und daß die Bewegungsfähigkeit jedes einzelnen so abgestuft ist, daß seine Zusammenziehung oder Ausdehnung, Rollung oder Beugung vollständig dem ihm zugemessenen Anteile an der erstrebten Gesammtarbeit entspricht. Zur Ausführung solcher Bewegungen ist es demnach erforderlich, daß alle ihr dienenden Muskeln sich weder zu stark noch zu schwach in Aktion setzen und daß der zeitliche Verlauf ihrer Arbeit damit übereinstimmt, das heißt, daß sich die beteiligten Muskeln in entsprechenden Zeitabschnitten teils zugleich, theils nacheinander bewegen. Jede Störung dieser Abstufung und rechtzeitigen Zweckmäßigkeitsbewegung wird als Ataxie bezeichnet.

Am häufigsten werden von dieser Störung Arme, Beine, Hände, Finger &c. betroffen, wir müssen aber die Koordinationsstörungen der Sprache (Stottern, Stammeln, Silbenstolpern) ebenfalls hierher nehmen, und der Unterschied dieser Erscheinungen von jenen oben bereits angeführten liegt nicht so sehr in der äußeren Form, denn während alle gröberen Bewegungen, wenn auch unsicher, ebenso mit voller Kraft ausgeführt werden, tritt auch hier das Übel erst dann zu Tage, wenn feinere Bewegungen ausgeführt werden sollen, aber während jene nur einfache oder auch sogenannte peripherische Nervenleiden sind, haben wir es hier mit zentralen Leiden zu thun, die im Gehirne oder Rückenmark ihren Sitz haben und nach und nach zu einer vollständigen Aufhebung jeder Bewegung, Lähmung, führen. Bei rechtzeitiger Erkenntnis sind die Aussichten für das Leben und die Milderung der damit verbundenen Beschwerden gerade keine ungünstigen; es läßt sich nachweisen, daß derartige Kranke, ohne wesentliche Schmerzen, viele Jahre, sogar Jahrzente am Leben sich erhalten, nur müssen sie richtig gepflegt und behandelt werden.

Die bisherigen Heilmethoden mit Medikamenten, Elektrizität, Mineralbädern &c. sind teilweise jedoch so gut wie wirkungslos, Viele kommen von den Kurorten ebenso nach Hause, wie sie hingegangen sind, sagt Professor Strümpell.

Überraschende Erfolge hingegen bieten, wie dies immer mehr und mehr selbst von ärztlichen Autoritäten anerkannt wird, Gymnastik und Massage oder, wie man jetzt sagt: die Bewegungstherapie, aber nur fehlt es hiezu an gymnastisch ausgebildeten Ärzten und solchen, denen das nöthige Geschick und die Fertigkeit (Handfertigkeit) gegeben ist.

Und es wäre daher wohl in jeder Beziehung wünschenswerth: man würde nicht allein von Seite der ausübenden, sondern auch der lehrenden Heilkunde mehr Aufmerksamkeit den gymnastischen Fächern, wozu vor Allem das Studium der Hygieine derselben gehört, schenken, in welchem Sinne man auch vorstehenden Aufsatz betrachten möge und daher die etwas breitere Darstellung entschuldigen wolle!

Es giebt vielleicht auf dem weiten und meist sehr undankbaren Gebiete ärztlicher Thätigkeit keine Aufgabe, die freudevoller wäre, als dem Menschen den unbeschränkten und freiesten Gebrauch jener Glieder zu erhalten und zu vermitteln, die ihm die Natur verliehen, um seine höchste moralische und soziale Pflicht zu erfüllen: Arbeit; sie allein ist es, die uns leiblich, geistig und sittlich adelt und verbessert, oder, wie der Dichter sagt: „Ehrt den König seine Würde, ehret uns der Hände Fleiß".

Hiezu hilfreich sein, dies dünkt mir daher ein erhabenes Ziel jedes Arztes zu bilden, der es ernst und aufrichtig mit seinem Berufe meint, allerdings muß er hierzu im Besitze von Gütern sein, die jetzt selten mehr zu finden sind: Uneigennützigkeit, Wahrheits- und Menschenliebe!

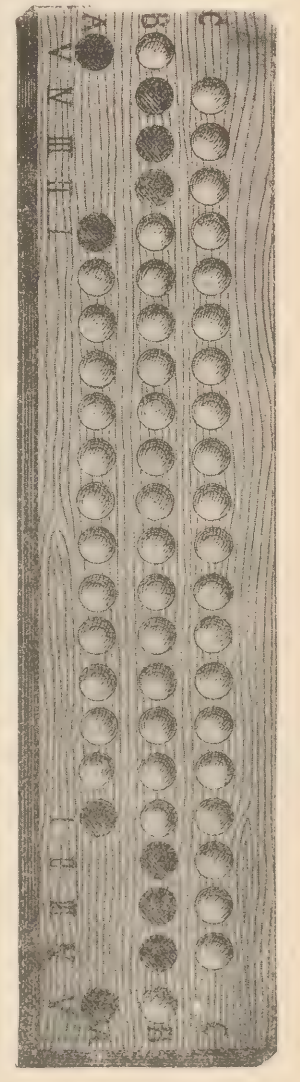
II.

Das Cheiropädion (Hand- und Fingerstärker)

ist eine Vorrichtung, vermöge welcher man im Stande ist: 1. eine große Anzahl einfacher und kombinierter Muskel- und Gelenksaktionen der Finger hervorzurufen; 2. bei dem innigen anatomischen Zusammenhange jener mit der Handwurzel und der Mittelhand auch auf die Bewegungen dieser Organe zu wirken; ebenso willkürlich den Grad der erforderlichen Anstrengung zur Überwindung eines hiefür geleisteten Widerstandes herbeizuführen. — Er kann im Sinne meiner bereits früher entwickelten Ansichten somit benützt werden, das Koordinationsvermögen, den Kraftsinn und das Muskelgefühl (Innervationsgefühl) dieser Organe zu wecken, zu stärken und durch Übung zu vervollkommnen.

Anzuempfehlen ist mithin der Gebrauch dieses Apparates für alle Stände und Berufsarten, die eine kräftige, zu künstlerischen oder gewerblichen Thätigkeiten taugliche Hand besitzen sollen oder überhaupt mit Handarbeit ihr Brod sich verdienen müssen; ferner für alle an Bewegungs- oder Empfindungsstörungen der Hände und Finger Leidenden, deren Krankheit wir oben als einfache (periphere) Nervenleiden (Neurosen) geschildert haben, also beim Schreib-, Violin-, Klavier- Telegraphier- ꝛc. -Krampf oder wie man sie auch

bezeichnet: „Beschäftigungsneurosen"; ferner jener (zentralen) Erkrankungen, welche im Gehirn und Rückenmark ihren Sitz haben, die wir oben als „Ataxien" angeführt haben, und zwar den sogenannten echten und unechten (psychologisch bedingten), die oft nur als nervöses Zittern, Schwäche ꝛc. beurteilt werden, bei allen Lähmungszuständen, mögen sie nun lokalen Charakters (z. B. durch Muskelrheumatismus verursacht) oder zentralen Ursprungs sein (Gehirnschlagfluß), nach Verrenkungen, Knochenbrüchen ꝛc. Grundsätzlich will ich aber gleich hervorheben, daß das Cheiropädion für sich allein niemals benutzt werden soll, sondern in jedem Falle, sei es zu hygieinischem Zwecke oder Beseitigung oben erwähnter Leiden, man sich auch aller jener Freiübungen für die Finger und Hände, sowie Arme und Schultern bedienen muß, die ich in meinem Handbuche der Finger- und Handfertigkeit (Cheiropädie) Verlag von Max Richter, Berlin SO. 36, Wiener Straße 14, angegeben habe.



Des besseren Verständnisses halber will ich nun auch die Einrichtung des hier abgebildeten Cheiropädion erläutern, obwohl es da selbstverständlich nicht meine Aufgabe sein kann, in alle näheren Details einzugehen.

Der Hauptsache nach besteht selbes aus zwei Teilen, die von einander vollkommen trennbar sind:

Erstens: Aus einer Holzplatte, die an jedem Tische angeschraubt werden kann; an deren oberer Fläche sich der Länge nach 3 Reihen (A, B, C) seichter runder Vertiefungen befinden, die zur Aufnahme der übenden Finger bestimmt sind und bezeichnet sind mit

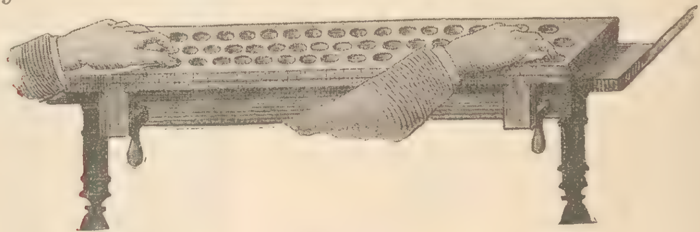
I. für den Daumen,
II. für den Zeigefinger,
III. für den Mittelfinger,
IV. für den Ringfinger,
V. für den kleinen Finger.

Die Bestimmung der noch übrig bleibenden unnumerierten Vertiefungen wird später klar gemacht werden.

Zweitens aus einer Metallplatte von gleicher Länge wie die Holzplatte und von entsprechenden Dimensionen, um selbe gleichsam wie einen Deckel über jene zu klappen.

An den mit den Reihen A, B, C korrespondierenden Vertiefungen der

Holzplatte ist die Metallplatte ebenfalls durchlöchert und zur Aufnahme einer Gummimembran geeignet, die in einem frei nach allen Seiten beweglichen und abnehmbaren Metallrahmen eingespannt ist. Durch die einfache Konstruktion und den billigen Anschaffungspreis dieses Apparates sollte die Verbreitung in den Schulen und Erziehungsanstalten namentlich gefördert werden. Für den hygieinischen Gebrauch ist ja gerade die Jugend die richtige Zeit, um gleichsam hiedurch eine nützliche Gewohnheit in uns zu erziehen. „Früh übt sich, was ein Meister werden will" heißt es auch da und 15—20 Minuten täglich oder jeden zweiten Tag lassen sich gewiß zu Hause oder in der Schule hiefür einbringen, wo namentlich in Gesellschaft und bei gegenseitigem Wettstreite durch die anfänglich Jedem angeborene Unbeholfenheit der Finger bei den einfachsten Übungen viel Heiterkeit nebst dem ernsten Zwecke sich einstellen wird und somit dieses kleine Turngerät gleichzeitig auch den Karakter eines nützlichen Spielzeuges für Klein und Groß erhält. Auch in Bezug auf die anatomische Beschaffenheit der Hände und Fingergewebe und Knochen und deren Wachstumsverhältnisse ist das jugendliche Alter die rechte Zeit für diese Übungen.



Die Form der Übungen betreffend, beginne man mit der Grundstellung, worunter ich folgende Gruppierung der Finger verstehe: Auf die Längsseite A und B der oben beschriebenen Holzplatte links und rechts setze man in die mit den fortlaufenden Nummern I bis V oben bezeichneten (roten) Vertiefungen die hiefür bezeichneten Finger jeder Hand, also auf V den kleinen Finger, IV den Ringfinger u. s. w., wie dies bereits oben angegeben und in jener Haltung ungefähr, die für das instrumentelle Musizieren vorgeschrieben ist, gebeugt im ersten Fingergelenke (zweites vom oberen Fingerrande) und bringe nun die Fingerglieder abwechselnd einzeln in Beuge und Streckstellung, indem man dabei so hoch als möglich und so kräftig wie man es kann, die Finger bewegt; dabei jedoch strengstens stets die Mitbewegung der übrigen ausschließt. Man mache diese Übungen abwechselnd mit jedem Finger jeder Hand durch einige Minuten. Schon hiebei wird man bemerken, daß man eher ermüdet ist als man es glaubt, ferner, wie unbeholfen namentlich der dritte und vierte Finger ist, und wie schwierig es ist, die Finger regelrecht wieder in die Grundstellung zurückzubringen, ohne in den Nachbarfingern Mitbewegungen hervorzurufen, wie gespannt unsere Aufmerksamkeit sein muß, um nur durch eine kurze Zeit diese einfache Übung fortzusetzen und in einem gewissen musikalischen Tempo auszuführen. Auch

die Schwäche der gesammten linken Hand wird uns hiebei deutlich fühlbar werden. Es ist klar, daß alle diese Erscheinungen nur in der gänzlich vernachlässigten Ausbildung des Koordinationsvermögens, Kraft und Muskelgefühls dieser Organe begründet sind. Nach gehöriger Durcharbeitung dieser Übung, welche man allmählich immer länger und in wechselndem Tempo, allenfalls mit Zuhilfenahme eines Metronom's, macht, kombiniere man nun diese in der Weise, daß man den Finger V der linken, den Finger I der rechten Hand abwechselnd in Beuge und Streckstellung bringt, den II. und IV., den III. und V. u. s. w., je zehn bis zwanzig, dreißigmal u. s. w. in umgekehrter Ordnung diese Übung wiederholt. Nun setze man abwechselnd den Finger V, IV, III, II, I der einen Hand in die betreffenden Nummern der Reihe C, belasse die andern in der Grundstellung, verkehre die Ordnung, verrücke die Grundstellung auf die Langseite B bis C und wiederhole hier das gleiche Spiel. Man wird bald merken, daß nach diesen Beispielen sich eine mannigfaltige Reihe von Übungen konstatieren läßt, die fortwährend Abwechslung bietet, aber auch gleichfalls viel zu arbeiten giebt, wenn man selbe rein und fehlerfrei, leicht und ohne Zwang, im gehörigen Tempo ausführen will. Ist dies bis zu einem gewissen zufriedenstellenden Grade gelungen, worüber kein Zeitpunkt sich angeben läßt, da natürliche Befähigung hier ja ebenfalls sehr in die Wagschaale fällt, wie bei allen Leistungen auf dem Gebiete der körperlichen und geistigen Gymnastik, und Fleiß und Ausdauer nötig ist, so kann eine weitere Steigerung herbeigeführt werden, indem man entweder abwechselnd mit der einen oder anderen Hand oder mit beiden Händen auf die bis jetzt unbenützt gebliebenen unnumerierten Vertiefungen übergeht, damit beginnend, daß man den Fingern die oben vorgeschriebene Grundstellung A bis B giebt, später sämmtliche Finger nebeneinander in eine Reihe setzt und nach den früheren Beispielen wieder verfährt, wodurch namentlich auch der Zweck erfüllt wird, daß jetzt das Handwurzelgelenk immer mehr und mehr beteiligt und beweglich gemacht wird, oder indem man die eine oder zwei Vertiefungen überspringt, wodurch ein wirksamer Einfluß auf die Spannweite der Finger ausgeübt wird, indem deren Bandmaßen hiedurch weicher und biegsamer gemacht werden. Alle Übungen müssen dann später auch in der Weise modifiziert werden, daß die Beuge und Streckstellungen mit Hin- und Herbewegungen in vertikaler und horizontaler Richtung, Drehungen der einzelnen Finger um ihre Längsachse, mit hämmernden und schwingenden Bewegungen verbunden werden, wobei selbstverständlich stets als oberster Grundsatz gilt: die Ruhestellung aller übrigen Nachbarfinger und das korrekte Zurückgehen in die Ausgangs- oder Grundstellung.

Man überhaste sich ferner in keinem Falle, das wäre ein großer Fehler! Hat man eine Übung schlecht gemacht, nicht zu seiner eigenen Befriedigung entsprechend zu Stande gebracht, so wiederhole man selbe so lange, bis sie anstandslos bewältigt wird und schreite nicht eher weiter,— „Repetitio est mater omnis studii". Das raschere Tempo tritt von selbst ein mit

dem Erreichen jeder höheren Entwicklungsstufe, der vorzeitige Eifer nützt gar nicht — Chi va piano, va sano, va lontano“.

Hiermit ist aber unsere Aufgabe noch keineswegs abgeschlossen. Versteht man im weitesten Umfange unter dem Ausdrucke Kraft und Muskelgefühl unseres Nervensystems, das Maß willkürlich aufgewendeter Bewegungsimpulse zu beurteilen (Innervationsgefühl), so muß es sich bei der Ausbildung dieser Fähigkeiten in erster Linie darum handeln, unseren Muskeln jene feine Empfindung zu verleihen, um diese Werthe richtig abzuschätzen und auf die bei jeder intendierten Bewegung zusammenwirkenden Gruppen entsprechend zu verteilen, denn nur hierdurch werden wir Zweckmäßigkeit und eine vorteilhafte Ökonomie unseres Kraftquantums für die beabsichtigte Leistung erzielen und dies ist nun wieder Sache der Übung. Nur der Geübte spart Kraft!

Es ist klar, daß diese Anschauung namentlich überall da in den Vordergrund treten wird, wo mehr das Formelle als Materielle unserer Handfertigkeit beansprucht wird, also bei allen feineren künstlerischen Handarbeiten oder Verrichtungen, im physiologischen Sinne gesprochen, wo es sich mehr um Leistungen auf dem Gebiete der sensiblen als motorischen Nervenbahnen handelt: und es wäre demnach ein nicht unbegründeter Vorwurf gewesen, hätten wir auch dieser Forderung bei Konstruktion unseres Cheiropädion nicht volle Rechnung getragen. Mit Bezug darauf nun und im Sinne der früheren Erklärungen war es daher nöthig, eine Skala von proportionalen Widerständen zu schaffen, deren Druckdifferenzen abstufbar und empfindlich sein sollen, und wir glauben dies am besten durch die Einschaltung der Gummimembran erreicht zu haben. Vermöge der natürlichen Beschaffenheit dieser Substanz und Anordnung derselben haben wir eine mannigfache Abstufung von Bewegungsimpulsen zu erreichen gehofft, deren Anzahl und Stärke ferner noch durch Verwendung immer höherer Nummern gesteigert werden kann.

Die Übungen fange man auch hier auf den Längsreihen A bis B an, schreite nach den früher angegebenen Beispielen weiter und beachte ebenfalls alle bereits erwähnten Regeln, hauptsächlich aber: das korrekte Zurückgehen jedes übenden Fingers in die Grundstellung bei tadelloser Disziplin der Nachbarfinger. Daß durch alle diese Übungen gleichzeitig auch die von Natur aus schon weniger gebrauchte linke Hand ebenfalls zu voller Thätigkeit erzogen wird, was uns als ein nicht unwesentlicher Vorteil für so manche Verrichtung oder Lebensberuf erscheint, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Galenus hat schon gefordert, daß jeder Arzt „ambidezter“ sein soll, beidseitig, wie man es übersetzen könnte; die Ausbildung dieser Eigenschaft wird aber auch noch für viele andere Künste und Gewerbe, z. B. Musik, Bildhauerei ꝛc. manchmal sehr willkommen sein, überhaupt Niemandem schaden!

Erwähnen müssen wir auch noch, daß in allen jenen Fällen, wo das Cheiropädion zu ärztlichen Verordnungen dient, man sich unbedingt vorher auch ärztlich berate, um Schädigungen durch Überreizung hintanzuhalten; grund-

sätzlich vermeide man jede Ermüdung im Anfange, beschränke sich nur auf die einfachsten Übungen, die man täglich höchstens 8—10 Minuten oder jeden zweiten Tag macht und aussetzt, sobald heftigere Muskelschmerzen eintreten, dabei versuche man ein mildes Wasserheilverfahren, Massage und passive Gymnastik, strenge sich auch nicht allzusehr mit den oben erwähnten Freiübungen an. Oft wird man bei rationeller Individualisierung Erfolge sehen, die sich denen mit den kostspieligen Apparaten des medico-mechanischen Verfahrens kühn an die Seite setzen können, was namentlich für Unbemittelte von hohem Werte ist.

Und daher können wir es uns zum Schluß nicht versagen, daß es erfreulich ist, namentlich für uns Anhänger der hygieinischen Lehren und Behandlungsmethoden, wenn in neuester Zeit berühmte Ärzte und Vorstände öffentlicher Krankenhäuser wie z. B. die Herren Professoren Eulenburg, Erb, Leyden, Reichlin in Paris ꝛc. Stellung nehmen für dieses gymnastische Heilverfahren in Verbindung mit der Hydrotherapie. So äußert sich der bekannte Oberarzt am Carola-Krankenhause in Dresden, Herr Professor Dr. Credé: „Wir sollen in der Lage sein, die Gesundheit und Erwerbsfähigkeit der uns anvertrauten Kranken soweit zu fördern, als es überhaupt im Krankenhause möglich ist. Ohne heilgymnastische und hydropathische, systematische Behandlung halte ich es aber für unmöglich, dieses Ziel bei vielen Fällen zu erreichen und deshalb halte ich die Ausbildung und Erweiterung dieser Behandlung für unbedingt geboten." Und demzufolge meint derselbe: „daß es unbedingt nöthig ist, daß die allgemeinen Krankenhäuser die heilgymnastische und hydropatische Heilungsart mehr wie bisher in die Therapie aufnehmen und daß jeder Arzt und jede Pflegerin wenigstens etwas hierin ausgebildet wird." Ein Wunsch, dem wir nur aus vollem Herzen beistimmen und hoffen wollen, daß er bald in Erfüllung geht!

Der Einfluß des Schlittschuhlaufens auf unsere Gesundheit.

Von

Dr. med. **Hinz**, Neusalz a. d. Oder

Wer hätte nicht schon dem fröhlichen Gleiten und Wiegen einer Schaar von Schlittschuhläufern auf glatter Eisfläche bewundernd zugeschaut! Ob klein, ob groß, ob alt oder jung, ob geübte oder ungeübte — alle sind „mit ganzer Seele" bei ihrer Arbeit, allen bereitet das Fahren, Wiegen und

Bogenlaufen ein heimliches Vergnügen. Ja, je kleiner der Knirbs, um so mutiger tummelt er sich umher! Wie oft fällt ein Läufer — aber wie selten läßt er sich dadurch abhalten, seinen Sport im nächsten Augenblick fortzusetzen! Es giebt wenige Bewegungsarten, die dem Menschen soviel Freude machen, wie das bei unseren Kleinen und unserer Jugend so beliebte Eislaufen.

Worin mag diese Erscheinung begründet sein?

Es ist das sich steigernde Gefühl von Kraft, Gesundheit, Wohlbefinden und Frohsinn, welche diese vollkommen hygieinische Arbeitsleistung unserem Organismus verschafft.

Das Schlittschuhlaufen hat in der That so viele Vorzüge und weckt so viel ruhende Kräfte in unserem Körper, daß es angezeigt erscheint, diese einzeln zu betrachten, um auch den zur Geringschätzung neigenden Nichtschlittschuhläufern eine Vorstellung zu verschaffen von den Vorteilen dieser die Gesundheit so sehr fördernden Bewegungsart.

1. Zunächst ist es die Muskulatur des Fußes, des Unterschenkels und des Oberschenkels samt den Sehnen, sowie die betreffenden Gelenke mit ihren Hüllen und Bändern, die zu erhöhter Thätigkeit angespannt werden. Jedem Schlittschuhläufer ist bekannt, daß die ersten Übungen in jedem Winter anstrengend und in der ersten halben Stunde auch wohl manchmal schmerzhaft sind. Die Ursache hierfür liegt nicht sowohl in der erforderlichen Kraftentwickelung an sich, sondern in der verstärkten Verschiebung der einzelnen Muskeln, Sehnen und Bänder an- und gegeneinander. Wenn man zwei Handflächen aufeinander legt und aneinander verschiebt, oder den Finger im Handschuhfingerling hin- und herbewegt, so hat man ein Bild und eine Vorstellung von der beständigen Verschiebung der einzelnen mit zarten glatten Häutchen bekleideten Organteile aneinander während der Bewegung. Ruhen beim Menschen diese Teile wochen- und monatelang, wie z. B. während eines langen Krankenlagers ohne Massage-Anwendung*), so verkleben und verwachsen die früher leicht aneinander verschiebbaren Häutchen und Hüllen miteinander und der Rekonvaleszent verspürt bei den ersten Gehversuchen Schmerzen, welche durch die Lösung und Trennung der verklebten und verwachsenen Organoberflächen verursacht werden. Dieselbe Erscheinung bedingt teilweise die Schmerzen bei den ersten Übungen im Schlittschuhsport, wo Muskel, Sehnen und Bänder mehr als sonst gespannt und aneinander verschoben werden, teilweise wird der Schmerz und mehr noch die Ermüdung durch die erhöhte Muskelthätigkeit veranlaßt. Daher kommt es auch, daß der Erwachsene das Schlittschuhlaufen meist nur unter Schmerzen lernt, der Knabe aber leicht, fast spielend, da bei ihm alle Körperteile elastischer sind.

2. Unser Gehen ist ein abwechselndes und fortwährend unterbrochenes Fallen; das wird jedem klar, wenn er recht langsam gehend jedesmal längere Zeit auf einem Fuße steht! Während der Körper nun auf nur einem

---

*) Massage, allgemein-verständlich dargestellt von Dr. Hinz. Verlag von J. Pröbster in Neusalz a. d. O. 2. Auflage. Preis 1 Mk.

Beine ruht, stellt der gesamte übrige Körperteil außer diesem Beine die Lasten eines doppelarmigen Hebels dar, welche fortwährend unter starker Anspannung der gesamten Körpermuskulatur zu balanzieren sind. Der wesentliche Unterschied zwischen Gehen und Schlittschuhlaufen ist nun, daß die Körperlast bei den meisten Gleitbewegungen längere Zeit auf einem Beine balanziert wird, wozu nicht nur die gesamte Beinmuskulatur, sondern vorzüglich auch die des Rückens und der Arme, ja fast die des ganzen Körpers beansprucht wird. Die Muskelarbeit ist demnach eine ganz bedeutende, ähnlich wie beim Seilkünstler.

3. Um die ganze Körperlast fortwährend im Gleichgewicht zu erhalten, ist außer dieser Muskelarbeit noch eine hochgespannte Nerventhätigkeit nötig, wodurch erstere angespornt und einheitlich geregelt wird; denn zu jedem Muskel und jeder kleinen Muskelfaser und feinsten Muskelfibrille wird durch Nervenbahnen vom Kleinhirn aus der Antrieb zur Thätigkeit und die minimalste Gradbemessung zur Arbeitsleistung hintelegraphiert, wodurch ein geordnetes und sicheres Balanzieren ermöglicht wird. Wie bei einem großen Orchester der Leiter der Kapelle als Meister und Lenker der Töne die Höhe, Stärke und Dauer jedes Tones genau zu bemessen vermag, so beherrscht thatsächlich das Kleinhirn beim Balanzieren des Schlittschuhläufers jede einzelne der ungezählten Millionen von Muskelfibrillen in unserem Körper — freilich erst nach langer Übung und uns unbewußt und maschinenmäßig!

4. Daß bei den vielen Drehungen und Wendungen des Rumpfes die Organe der Bauch- und Beckenhöhle eine natürliche und sehr ergiebige Selbstmassage erleiden, ist jedem Sachverständigen bekannt und macht sich auch dem Laien deutlich durch vermehrte und erhöhte Thätigkeit dieser Organe bemerkbar. — Verdauung und Appetit steigern sich, Unterleibs-Anomalien können günstig beeinflußt und geheilt werden!

Vorzüglich aber sind es Herz und Lungen, die außerordentlich ergiebig, ja mit Hochdruck und doch gewissermaßen spielend arbeiten. Die starke druck- und pumpenartig wirkende Muskelbewegung der unteren Gliedmaßen ist es, welche die vom Herzen entlegensten und am schwersten bewegbaren Blutströme leicht und so zu sagen mit Federkraft aufwärts zum Herzen treibt, so daß das Blut der unteren Hohlvene nicht träge wie sonst ins Herz gelangt, sondern mit schneller Triebkraft. Demzufolge ist der Herzpuls wohl schneller aber zugleich ergiebig und mit weniger Herzanstrengung verbunden, weil das Herz jetzt nicht einem trägen, sondern einem bereits in starkem Fluß befindlichen Blutstrom eine pulsartige Beschleunigung nach der Lunge hin zu geben hat, wodurch auch der Lungenkreislauf des Blutes beschleunigt wird.

Die Blutumrieselung der Lungenbläschen zwecks Aufnahme des Sauerstoffs der eingeatmeten Luft gegen Austausch der Kohlensäure des Blutes und die Versorgung aller Körperteile mit Sauerstoff geht beim Schlittschuhlaufen schneller von statten, trotzdem das Blut wegen vermehrter Muskelarbeit mehr Kohlensäure gebunden mit sich führt als bei geringerer Thätigkeit.

Weil eben das Aufnahmebedürfnis des gesamten Blutes nach Sauerstoff bei starker Arbeit hoch gesteigert ist, wird dementsprechend die Lunge durch Vermittelung eines unbewußten Gehirnreizes zu sehr ausgiebigen Atemzügen veranlaßt. Das Kleinhirn wacht darüber, daß der Körper genügend mit Sauerstoff versehen ist, indem es der Brustmuskulatur je nach Bedürfnis Befehl zu stärkerem Atmen erteilt!

So ist die unbewußte Lungengymnastik beim Schlittschuhlaufen hauptsächlich Folge der Muskelarbeit der Beinmuskulatur. Starke Sauerstoffaufnahme ins Blut zwecks Abgabe an alle Muskel- und Körperzellen, d. h. an die Urbausteine unseres Organismus, vergesellschaftet mit Nahrungsaufnahme bedeutet aber den Stoffwechsel d. h. den Umbau unseres Körpers mit gleichzeitiger Kraftaufspeicherung.

Daher das Kraftgefühl, die frohe Stimmung, die gesteigerte physische und geistige Spannkraft unseres Körpers nach dem Schlittschuhlaufen.

5. Wer in Mantel oder Pelz gehüllt fröstelnd die Eisbahn betreten hat, wird schon nach kurzer Zeit sich einiger Hüllen entledigen, denn sein Körper produziert durch die starke Bewegung fordwährend Wärme; wie groß auch die Wärmeabgabe bei großer Kälte sein möge, größer ist die Menge, die ununterbrochen produziert wird. Daher kommt es auch, daß sonst bei längerer Kälteeinwirkung sehr empfindliche Organe wie die Haut und alle Schleimhäute in Mund, Nase, Rachen, Kehlkopf, Luftröhre und Lungen nunmehr in kurzer Zeit die Kälteeinwirkung durch genügende Wärmezufuhr ausgleichen und parieren. Erkältungskrankheiten während des Schlittschuhlaufens sind nicht häufig und jedenfalls mit Sicherheit zu vermeiden; dagegen entstehen sie nicht selten durch unvorsichtiges Verhalten nachher.

6. Fast jedem Alter und fast jedem Gesundheitszustand ist das Schlittschuhlaufen zuträglich. Kinder und Erwachsene können sich abhärten und gegen Schnupfen und Erkältungskrankheiten sogut wie gefeit machen; Bleichsüchtige können frischere Farbe bekommen, Schwächlinge sich kräftigen, Apetitlose sich Hunger verschaffen, Nervöse und mit Kopfschmerzen Behaftete gesunden, Kaltfüßler sich warme Füße verschaffen, Migränebehaftete das lange geschwundene Gefühl von Schmerzlosigkeit und Gesundheit wieder erlangen; Korpulente werden an Körpergewicht ab- und an Wohlgestattung ihres Körpers zunehmen, Lungenschwache ergiebige Lungen sich verschaffen, Mißvergnügte in frohe Stimmung kommen, Menschenscheue und Selbstmordkandidaten auf gesunde Gedanken kommen und was in unser geschlechterfliehenden und menschenentfremdenden Zeit auch nicht zu verachten ist — Männlein und Fräulein werden sich in der Nähe besehen und sich etwas ungezwungener kennen lernen können, als es sonst althergebrachte Sitte und der „gute Ton“ gestatten.

Die Bedeutung der Kleingartenkultur in der Arbeiterfrage.

Es ist eine allgemein anerkannte Thatsache, daß die Laienarbeit in der Gartenkultur und der mit dieser verbundenen Obstzucht und Blumenpflege geistig Beschäftigten eine ebenso angenehme als gesundheitsbefördernde Abwechselung bietet. Wir sehen von jeher Geistliche, Beamte, Lehrer mit Vorliebe ihr Gärtchen hegen und pflegen. (Die Anhänglichkeit an die Gartenbeschäftigung wächst mit dem Alter, so daß man dem Altreichskanzler beipflichtet, wenn er sagt: „Ich wüßte mir am Lebensabend keine liebere Beschäftigung als zu gärtnern, umgeben von dem ewig jungen Leben"). Aber es läßt sich nicht leugnen, daß eine einigermaßen intensive und ordnungsmäßige Bearbeitung, auch nur einer kleinen Gartenfläche, doch an Ausdauer und physischen Kraftaufwand oft ziemlich erhebliche Anforderungen stellt. Diese Anforderungen werden von dem Handwerker und dem Hand- und Fabrikarbeiter weit leichter überwunden, als von dem ihnen entfremdeten geistig Beschäftigten. Da nun die materiellen, gesundheitsfördernden und ideellen Vorteile der Gartenkultur dem Arbeiter in hohem Grade zuträglich erscheinen und eine Zuführung dieser Vorteile auf verhältnismäßig leichte Weise möglich ist, so kann man sich nicht wundern, daß mit dem Auftauchen der „Arbeiterfrage" auch die Kleingartenkultur in ihr Lösungsprogramm eingereiht und von Staat und Gemeinde, von Vereinen und Arbeitgebern bereits auch mit großem Erfolg in diesem Sinne gefördert worden ist.

Was zunächst die staatliche Förderung der Kleingartenkultur anlangt, so ist eine solche bereits in dem von Karl dem Großen im Jahre 812 erlassenen „Capitulare de villis vel curtis imperii" zu erblicken, da dasselbe in landesväterliche Fürsorge genau bestimmte, welche Pflanzen im Küchengarten, im Obst- und Blumengarten, auch von den Weinbauern, Handwerkern und Hörigen, zu pflegen seien. Der Einfluß dieser Verordnung Karls des Großen läßt sich noch in der Gegenwart nachweisen. Weiter sind hierher zu rechnen die praktischen und schriftstellerischen Bemühungen des Kurfürsten August zu Sachsen (Verfasser des „Künstlichen Obst- und Gartenbüchleins", gegen 1570) und seiner Gemahlin Kurfürstin Anna, die Einsetzung von Kreisgärtnern und die Errichtung von Mustergärten durch Friedrich den Großen u. s. w. An Stelle der direkten Förderung der Kleingartenkultur durch das Staatsoberhaupt traten in neuerer Zeit gesetzgeberische Maßnahmen, welche das Allotment- und Allmendewesen, d. i. die Abtretung kleiner Landflächen für Gartenbau an minder Bemittelte in England, der Schweiz und Süddeutschland regelten. In England war im Jahre 1890 die Zahl der Allotments auf 455 005 gestiegen. Der Versuch im Jahre 1890 in Dänemark, eine „Gartenlandvorlage" durchzubringen, welche die Gemeinden veranlassen sollte, auf Wunsch an Gemeindeangehörige ohne Landbesitz eine zum Gartenbau geeignete Landfläche von 1—2 Scheffel abzutreten, scheiterte an der vorzeitigen Auflösung des Reichstages. In Preußen wird mit Erfolg das Rentengutsgesetz vom 7. Juli 1891 auf die Förderung der Gartenkultur

im eigenen Kleinbesitz angewendet. In der kommunalen Fürsorge für die Kleingartenkultur steht die Stadtgemeinde Leipzig obenan. Es giebt hier 3 Kategorien von Kleingärten innerhalb oder doch an der Stadtgrenze: „Familiengärten“ (1891 gab es in 38 Anlagen 2582 Familiengärten), „Schrebergärten“, vom Philanthropen Schreber ins Leben gerufen (1891 gab es in 6 Anlagen 1092 solcher Gärten) und „Grundstücksgärten“, von Inhabern zinsloser Grundstücke dem Kleingartenbau zur Verfügung gestellte Flächen (1884 gab es 1251 solcher Gärten auf 81 Grundstücken). Erst neuerdings hat der Rat der Stadt Leipzig weitere 200 Gartenabteilungen (an der Merseburgerstraße gelegen) zur zehnjährigen Pacht zur Verfügung gestellt. In Kiel gab es bereits 1820 „Stadtgärten“, an kleine Handwerker und Arbeiter vermietet. 1843 betrug die Zahl dieser Gärten 287, 1896 dagegen 2380. „Stadtgärten“ für Arbeiter giebt es außerdem in Darmstadt, Magdeburg, Hamburg, Flensburg und in zahlreichen norddeutschen Hafenstädten, in geringerer Anzahl auch in Dresden, Chemnitz, Altenburg, Plauen, Zwickau u. s. w. Das Prinzip, diese städtischen oder doch mit Unterstützung der Stadtverwaltungen errichteten Gärten nur Handwerkern, Arbeitern und sonstigen sogenannten „kleinen Leuten“ zu überlassen, hat man in Kiel und anderswo bis zur Gegenwart aufrecht zu erhalten verstanden, in Leipzig leider nicht, so daß dortselbst nur dem Meistbietenden die Überlassung eines Gartens in Aussicht steht. Durch Vereinsthätigkeit ist nicht nur in Frankreich und Belgien, sondern auch in Deutschland die Kleingartenkultur seitens der Arbeiter wirksam gefördert worden. Der „Oberschlesische Berg- und Hüttenmännische Verein zu Kattowitz“ und der „Verein zur Förderung des Wohls der arbeitenden Klassen im Kreise Waldenburg“ haben Außerordentliches in dieser Richtung geleistet. Während der erstgenannte Verein seine Aufsicht und Förderung über 5000 Arbeitergärten angedeihen läßt, skizziert der letzte Jahresbericht des Waldenburger Vereins die Zahl ihrer Arbeitergärten auf 538. Auch der nur aus Arbeitern und Kolonisten seit 1862 bestehende „Ewersburger Gartenbauverein“ bei Osnabrück (1896: 243 Mitglieder), welcher sein Ziel: unfruchtbares Heideland in ertragreiche Gemüsegärten umzuwandeln, glänzend erreicht hat, verdient berechtigte Anerkennung. Daß die meisten Arbeiterbauvereine mit gutem Erfolg auch die Gartenpflege in ihren Mitgliederkreisen fördern, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Von einer besonderen Wertschätzung des Einflusses des Gartenbaues auf die Wohlfahrt der Arbeiter zeugt ferner der Umstand, daß von einer großen Anzahl Arbeitgeber praktische einschlägige Versuche unter Berücksichtigung von Klima, Bodenbeschaffenheit, Ernährungsgewohnheiten und Intelligenz der Bebauer, Absatzgelegenheit der erzielten Erträge u. s. w. gemacht worden sind. Der Eindruck, daß wir es hier mit einer wichtigen, zeitgemäßen Aufgabe zu thun haben, wird vermehrt bei der Lektüre einer im „Arbeiterfreund“ soeben veröffentlichten Abhandlung vom Bibliothekar P. Schmidt in Dresden, die vorstehender Skizze zu Grunde lag. Diese durch 7 Anlagen ergänzte Arbeit ist auch in Sonderabzug im Buchhandel (Berlin, Simon) zu beziehen. Bei Zusammenfassung seiner Ausführung erscheint dem Verfasser die Förderung der Kleingartenkultur in Arbeiterkreisen erstrebenswert aus folgenden Gründen:

1. In volkswirtschaftlicher Hinsicht erzielt die intensive Kleingartenkultur einen erhöhten Ertrag von Grund und Boden, steigert das Einkommen der Kleingartenbebauer und vermehrt dadurch den Nationalwohlstand.

2. In sozialer Hinsicht stärkt die ländliche Kleingartenkultur die Heimatsliebe, fördert die Seßhaftigkeit der ländlichen Arbeiter und vermindert dadurch den „Zug in die großen Städte".
3. Bei dem wachsenden und teilweise bereits erfolgreichen Bestreben, die Arbeitszeit zu verkürzen, ist die Kleingartenkultur ein geeignetes Mittel, die freie Zeit des Arbeiters auszufüllen.
4. In hauswirtschaftlicher Beziehung sichern die Erträgnisse des Kleingartenbaues an Gemüse und Obst eine zweckmäßige Abwechselung in der Ernährung und eine größere Sorgfalt in der Zubereitung der Speisen, namentlich auf dem Lande, wo ein Verkauf der Gartenprodukte oft mit Schwierigkeiten verknüpft ist und der Selbstkonsum derselben platzgreifen muß. In hausindustriellen Gegenden, wo oft die Ernährung an veralteten Grundsätzen hängend, eine total unzureichende ist, würde eine Förderung der Hausgartenpflege von gutem Einfluß auf die Kräftigung größerer Volkskreise sein können.
5. In gesundheitlicher Hinsicht bildet die durch den Gartenbau bedingte Beschäftigung in freier Luft ein wünschenswertes Gegengewicht gegen die nachteiligen Folgen regelmäßiger Stuben- und geistiger Arbeit. Insbesondere kommt Frauen, Kindern und älteren Personen diese Wohlthat des Gartenbaues zu gute. Der Kleingartenbau bietet dem Gemüt eine ruhige Erholung.
6. In erziehlicher Hinsicht ist der Kleingartenbau geeignet, treffliche Charaktereigenschaften, als Geduld, Treue im kleinen, Beharrlichkeit, Umsicht, Sauberkeit zu fördern, Untugenden, als auffahrendes Wesen, Zerstörungswut von Pflanzen, Sorglosigkeit, Unstetigkeit, Unsauberkeit zu schwächen. Für die Jugenderziehung ist daher die Schaffung von Schulgärten, nicht nur im Hinblick auf die Stütze des naturwissenschaftlichen Unterrichts (botanische Schulgärten), sondern — den Bestrebungen des „Deutschen Vereins für Knabenhandarbeit" entsprechend — als Bestandteil eines erziehlichen Arbeitsunterrichts, sehr erstrebenswert. In volkserziehlicher Hinsicht giebt der Gartenbau oft Anlaß zu einer zweckmäßigen genossenschaftlichen und solidaren Vereinsthätigkeit.
7. In ethischer, ästhetischer und sittlicher Hinsicht erzielen der Kleingartenbau und die Blumenpflege eine Hebung des Natursinnes, der Schönheitsempfindung und des Kunstverständnisses. Es ist möglich, diese Wirkungen zu verallgemeinern, durch Organisation einer Schulkinder-Blumenpflege, sowie durch Übermittelung von Blumenspenden an unbemittelte Kranke, Rekonvaleszenten, an alte, gebrechliche oder alleinstehende Personen u. s. w.
8. In familiärer Hinsicht bewirkt die Kleingarten- (insbesondere die Hausgarten-) Kultur ein festeres Zusammenhalten der Familienglieder durch gemeinsame Arbeit, gemeinsames Tragen von Sorgen und Freuden. Sie fesselt den Hausvater ans Heim und hält ihn fern vom Wirtshausleben. „Volkswohl" XXI, 43.

Kritik.

Kobert, Dr. Professor Staatsrat, Direktor der Brehmer'schen Kur- und Heilanstalt für Lungenkranke zu Görbersdorf, **Lehrbuch der Pharmakotherapie.** Mit 15 Tabellen. Stuttgart. Verlag von Ferdinand Enke. 1897. 8°, 604 Seiten. Preis M. 14.—

Die Pharmakologie und Pharmakotherapie haben zur Zeit nach verschiedenen Seiten sich ihrer Haut zu wehren. Die Tierversuche sind zwar zahlreicher und bedeutsamer geworden als je und hier feiern die genannten Disziplinen manchen Triumph. Dem Menschen gegenüber sind diese Disziplinen jedoch durch den endlich mehr und mehr gewürdigten psychologischen Faktor der Suggestion in schwierigere Lage geraten und die unter den Ärzten immer mehr Boden gewinnende sogenannte Naturheilkunde steht ihnen direkt feindlich gegenüber. Ein modernes Lehrbuch der Pharmakotherapie hat daher den Nachweis zu liefern, daß es neben und trotz Suggestionswirkungen auch rein physiologische Wirkungen von Arzneimitteln giebt und daß letztere weder jetzt noch jemals für den Arzt entbehrlich sind. Zwischen Wasser und Quecksilber sind eben nur gradweise Unterschiede und lächerlich wäre es, von der Natur verlangen zu wollen, daß sie vor der Apotheke Halt mache, weil dies Leute verlangen, die „nur für Natur" schwärmen.

v. Kobert ist an den unendlich schwierigen Stoff, dessen hier vorliegende Behandlung er allzubescheiden als einen „Versuch" bezeichnet, als voller Kenner und gediegener Praktiker herausgetreten, er hat kühn den Satz ausgesprochen, daß der angehende Pharmakotherapeut in die Praxis des Lebens das lebendige Bewußtsein mit hinübernehmen solle, daß auch mit diätetischen und physikalisch-mechanischen Heilmethoden sehr viel ausgerichtet werden kann. Er giebt ehrlich zu, daß es Fälle giebt, wo die Pharmakotherapie gegen jene weit zurücksteht und daß zur Unterstützung aller drei Methoden die Suggestion außerordentlich viel beitragen kann, namentlich da wissenschaftliche Berechtigung hat, wo wir mit den andern drei Methoden nichts ausrichten. Damit dokumentiert der Autor, daß er unbefangen ist und seine eigenen Wege wandelt. Er erweist dies auf jeder Seite seines vorzüglichen Werkes, von dem wir wünschen, es möge von jedem Arzt gekannt und durchstudiert werden; der Leser findet in ihm nicht etwa nur trockene pharmakologische und physiologische Daten und Zahlen, sondern lernt auch Vieles aus der Geschichte der Medizin und ärztlicher Ethik, was ungleich mehr wert ist als die in ähnlichen Werken beigegebenen „erprobten" Rezepte.

Der allgemeine Teil des Buches erörtert sämtliche neuen Behandlungsmethoden, die Geschichte und Methoden der Pharmakotherapie und alles Wichtige über die Chemie und Physiologie der Arzneimittel, deren Prüfung

und Anwendung durch den Arzt. Im speziellen Teil werden pharmakotherapeutische Mittel ohne eigentliche pharmakologische Wirkung, solche, deren Wirkung nicht an ein bestimmtes Organ gebunden ist und solche, deren Wirkung an ein bestimmtes Organ oder Organsystem gebunden ist, unterschieden. Ein sehr sorgfältig hergestelltes Namen- und Sachregister, sowie ein Krankheitsregister schließen das inhaltsreiche Werk, dessen großen Vorzügen gegenüber wir nur einige kleine Desiderate für eine künftige neue Auflage geltend machen können. v. Kobert sollte nicht von Behandlungs**methoden**, sondern nur von der einzig berechtigten individuellen Behandlungsweise sprechen. Jeder Mensch ist ein physio-psychologisches Individuum für sich, das im Krankheitsfall nicht nach einer pharmakologischen, physiatrischen, suggestiven &c. „Methode", sondern mit allen Mitteln behandelt werden soll, die im gegebenen Augenblick die einfachsten, sichersten und zweckmäßigsten sind. Ferner sollte das Märchen, daß Schweninger am Fürsten Bismarck mit Erfolg die „Oertel'sche" Behandlungsmethode „in etwas modifizierter Form" angewandt habe", durch ein derartiges Lehrbuch nicht weiterverbreitet werden.

Gerster.

Metschnikoff, Elias, in Paris, **Immunität.** Handbuch der Hygieine, herausgegeben von Dr. Theodor Weyl. 9. Band, 1. Lieferung. Jena, Verlag von Gustav Fischer. 1897. 8°, 62 Seiten, Preis Mk. 2.—

Der gegenwärtige Stand der in verschiedener Hinsicht wichtigen und bedeutsamen Frage der Unempfänglichkeit des Organismus gegenüber krankmachenden parasitischen Ursachen wird von dem bekannten ausgezeichneten mikrobiologischen Forscher Metschnikoff übersichtlich und klar dargestellt. In der Sensibilität des lebenden Protoplasmas findet er ein Moment, das ebensowohl bei der natürlichen, als bei der künstlichen Immunität gegenüber Mikrobien sowie Giftstoffen, bei den einfachsten einzelligen und vielzelligen Organismen, wie bei den höchsten Tieren, mit Einschluß des Menschen, überall seine Anwendung findet. „Eine vererbte Unempfindlichkeit für pathogene Produkte der Mikrobien und die erworbene Abstumpfung der Sensibilität müssen als gut bewiesene Thatsachen angenommen werden." Bei der Giftimmunität kommen wahrscheinlich sehr verschiedenartige Elemente ins Spiel, bei der Immunität gegen lebende Mikrobien sind die hauptsächlich wirkenden Zellen als Phagozyten in Anspruch zu nehmen. „Die Sensibilitätserscheinungen sind es, welche die bei der Immunität hervortretenden Funktionen beherrsche. Lebende Zellen, von ihrer Empfindlichkeit geleitet, nähern sich an pathogene Mikrobien oder fliehen vor ihnen, nehmen dieselben in ihr Inneres auf oder lassen sie frei liegen. Das komplizierte Spiel dieser biologischen und chemischen Funktionen lebender Zellen geben in ihrem Gesamtresultate die augenfälligen Erscheinungen der Immunität ab. Es darf jedoch nicht außer acht gelassen werden, daß die Immunitätslehre, wie sie in diesem Augenblicke formuliert werden kann, das Problem noch lange nicht erschöpft.

C.

Ehrlich, Prof. Dr. P., **Die Wertbemessung des Diphtherieheilserums** und deren theoretische Grundlagen. Abdruck aus dem klin. Jahrbuch, 6. Band. Jena. Verlag von Gustav Fischer. 1897. 34 Seiten, Preis 80 Pfg.

Es ist für die ganze Diphtherieheilserumfrage sowohl vom praktisch-therapeutischen als vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus notwendig, Sera von genau bestimmtem Werte anzuwenden. Da die bisherigen Methoden nicht ausreichten, mußte eine neue, genauer funktionierende Bestimmungsmethode

des Serums ausgearbeitet und die verwickelten Beziehungen, die bei der Neutralisation von Gift und Antitoxin bestehen, erforscht werden. **Ehrlich** griff an Stelle der glycerinhaltigen Antitoxinlösungen zum trockenen Diphtherieserum, welches in luftleer gepumpten Röhren und vor Licht geschützt aufbewahrt wird. „Als Kriterium der Wertmessung wurde das Eintreten des Todes des Versuchstieres gewählt und die Prüfungsart so gestaltet, daß eine bestimmte Giftdosis durch bestimmte Serummengen so neutralisiert werde, daß der Tod des Versuchstieres überhaupt nicht oder wenigstens nicht innerhalb einer bestimmten Zeit, etwa der ersten vier Tage eintrete." Das Versuchstier wurde nach Beendigung des Versuchs getötet und seziert. **Ehrlich** fand, daß die Vereinigung von Gift und Antikörper in konzentrierten Lösungen weit schneller vor sich geht, als in verdünnten und daß Wärme den Zusammentritt beschleunigt, Kälte ihn verlangsamt; er nimmt daher an, daß es sich bei der Bildung von Antikörpern im Organismus nicht um Schaffung neuartiger Atomgruppen, sondern um eine Reproduktion normaler Zellleistung handle. Das wertvolle Resultat der **Ehrlich**'schen Untersuchungen ist der Nachweis, daß die Immunisierungseinheit zu einer exakt bestimmbaren und daher jederzeit neu zu reproduzierenden Größe gestaltet werden kann. K.

Kupferschmid, Dr. A., Theoretisch-praktische Anleitung zur Erhaltung und Ausbildung einer vollkommenen **Finger- und Handfertigkeit** (Cheiropädie). Mit 50 Illustrationen. Für Angehörige aller Stände, die eine kräftige, zu künstlerischen und gewerblichen manuellen Thätigkeit ausgebildete Hand benötigen und für alle an Bewegungsstörungen der der Hände und Finger Leidende (Schreib- 2c. Krampf, nervöses Zittern. Muskelschwäche, Lähmungen 2c.) Berlin 1897. Verlag von Max Richter. 8°, 103 Seiten, Preis Mk. 2.50.

Auf Grundlage einer reichen Erfahrung und selbständiger Anschauungen behandelt dieses Buch in streng wissenschaftlicher und origineller Weise den vorliegenden Arbeitsstoff. Ausgehend von den anatomischen und physiologischen Lehren, die hierfür maßgebend sind, wobei besonders auf den Abschnitt über das Wesen der Leibesübung hingewiesen wird, gelangt der Verfasser, welcher noch überdies seine zahlreichen eigenen ärztlichen und fremde Beobachtungen benützt, zu Schlußfolgerungen, die dieses Buch nicht allein wertvoll machen für Jeden, der entweder selbst oder im Kreise seiner Familie auf die Entwickelung des Kraftsinnes, Muskelgefühles und Verfeinerung der Nervenempfindungen (Tast-, Raum- und Drucksinn, Koordinationsvermögen) dieser für alle unseren modernen Berufsarten und Stände wichtigsten und bisher in ihrer leiblichen Ausbildung arg vernachlässigten und falsch behandelten Organe einwirken will, oder als Lehrer, Erzieher hierzu verpflichtet ist. Nicht ohne Interesse wird daher dieses Buch vorzüglich für Musikschulen, Blinden- und Taubstummeninstitute, Handfertigkeits- und Gewerbeschulen sein; für Alle, die durch ihrer Hände Kraft, Geschicklichkeit und Behändigkeit ihr Brod sich verdienen müssen, oder selbe überhaupt besitzen wollen; es ist daher auch für ärztliche Zwecke zu empfehlen zur Heilung gewisser Muskelkrämpfe. Zahlreiche anatomische und gymnastische Abbildungen tragen namentlich zum Verständnisse der speziellen Finger- und Handübungen (Cheiropädie) im großen Maße bei.

Berger, Dr. A. M., kgl. bayr. Hofrat, **Der von Michel Angelo Buonarrotti eigenhändig geschriebene Augentraktat** (XVI. Jahrhundert). München 1897. Druck von Knorr & Hirth. 8°, 23 S.

In der vatikanischen Bibliothek zu Rom findet sich ein Papier Cod. Vat. 3211, eine von Michel Angelo eigenhändig geschriebene kleine Abhandlung über Augenkrankheiten, die hier vollkommen abgedruckt und mit einem

Vorwort und erläuternden Bemerkungen versehen ist. Als Anhang sind „Parallelen aus dem Pergament Cod. Monacens 40, XIV. Jahrhundert, der kgl. bayr. Hof- und Staatsbibliothek München beigefügt. Die wertvolle kleine Schrift dürfte für Ärzte, namentlich Augenärzte von großem Interesse sein.

Gerster.

Flade, Dr. med. Erich in Dresden, **Wider den Trunk.** Kurze Darstellung der Bewegung gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. Dresden, Verlag von O. V. Böhmert. 1897. 8°, 82 Seiten.

In 8 Kapiteln werden Entstehung und Verbreitung der Trunksucht in Deutschland, Die Ursachen unmäßigen Trunkes und seine Folgen für den Einzelnen, Schädigung von Volkswohl und Volksgesundheit durch übermäßigen Alkoholgenuß, Beginn der Bewegung gegen den Alkoholismus, Der erste und zweite deutsche Mäßigkeitskampf, Private und gemeinnützige Hilfe in Bekämpfung der Alkoholseuche, Staat und Behörden im Kampfe gegen die Trunksucht und die Heilung des Trinkers gemeinverständlich und zutreffend erörtert. Wir empfehlen die treffliche Broschüre allen Interessenten angelegentlich. G.

Rienholt, Dr. A., Rechtsanwalt, **Die Nahrungsmittelgesetze, das neue Margarine-Gesetz** vom 15. Juni 1897 und die damit in Verbindung stehenden Gesetze und Verordnungen. Mit Erläuterungen zum Handgebrauch herausgegeben. (Meinholds juristische Handbibliothek. Redigirt von Oberlandesgerichtsrat Hallbauer in Dresden. Band 90). Leipzig, Verlag von Albert Berger (Serig'sche Buchhandlung) 1897. 12°, 125 Seiten, Preis Mk. 1.80.

Wir empfehlen das trefflich zusammengestellte und mit instruktiven Anmerkungen versehene Büchlein allen Interessenten. St.

Braatz, Dr. med. Egbert, Privatdozent der Chirurgie an der Universität zu Königsberg, Über **falsche, gewöhnliche Schuhform** und über die **richtige Form der Fußbekleidung.** Mit 4 Figuren im Text und 3 Tafeln. Königsberg i. Pr. 1897. Thomas & Oppermann (F. Beyer's Buchhandlung.) 8°, 28 Seiten. Der Ertrag ist zu wohltätigen Zwecken bestimmt (u. a. für rationelle Fußbekleidung armer Kinder).

Wenn man bedenkt, daß man in den größten Städten tagelang bei den Herren Schuhmachern und -händlern herumwandern kann, bis man einen einzigen rationellen Damen- oder Kinderschuh findet, begreift man die Notwendigkeit, dieses Thema öffentlich zur Sprache zu bringen. Braatz hat das in mustergiltiger Weise gethan und die Leser der Broschüre (wir wünschen sehr, es möge jeder unserer Leser dabei sein) werden ihm dankbar sein. Möchten die deutschen Frauen ihre Füße mit den vortrefflichen Abbildungen der Broschüre vergleichen und die Schlüsse selbst ziehen! Gerster.

Müller, Rudolf, **Hypnotismus und objektive Seelenforschung.** Leipzig. Verlag von Arwed Strauch. Ohne Jahreszahl. 8°, 40 S. Preis Mk. 1.—

Verfasser empfiehlt, das hypnotische Hellsehen experimentell zur objektiven Darstellung und Erforschung psychischer Phänomene zu benützen. „Es gehört hiezu viel, sehr viel Geduld und Ausdauer, ein fester Wille und vor Allem eine unbefangene, vorurteilsfreie Auffassung." Wir stimmen hierin Müller bei.

—r.

Kratz, früher I. Assistent des Herrn Glünicke, **Pflanzenheilverfahren** (nach Glünicke'schen Prinzipien). Kritische Beiträge. Preis 75 Pfg. Berlin 1897. Im Selbstverlag des Verfassers, Berlin NW., Altonerstraße 10, 12°, 108 Seiten.

Ein Schriftchen, in dem das Gute nicht neu und das Neue von zweifelhafter Güte ist. K.

Wagner, Dr., **Grundriß der Gesundheitspflege**, allgemein verständlich zum Selbstunterricht dargestellt. Heidelberg. Verlag von J. Hörning. 1897. 8°, 117 Seiten, Preis Mk. 1.50.

Das Büchlein popularisiert die öffentliche Gesundheitspflege, die persönliche wird nur nebenbei berührt. Bezüglich der letzteren steht es ganz und gar auf dem „exakten“ Standtpunkt der prophylaktischen und therapeutischen Desinfektion. Ob die mehrfachen chemischen Formeln allgemein verständlich sind, scheint uns zweifelhaft. K.

Kleiner Lesetisch.

Die Stellung der heutigen Aerzte gegenüber dem Publikum ist insofern eigentümlich, als man ihnen die Verpflichtung zumutet (die ein Teil der Ärzte als solche öffentlich anerkennt), nach Kräften für Verbreitung der Gesundheitslehre und -pflege zu wirken; Staat und Gemeinde gewähren ihnen für diesen Teil ihrer Thätigkeit keinen Pfennig Lohn und das Publikum geht fast ausnahmslos nur in Krankheitsfällen zum Arzt. Man hört daher nicht selten von gewissen Hetzaposteln die Behauptung aufstellen, daß die Ärzte geflissentlich jede Aufklärung in Gesundheitsfragen vermeiden und die Krankheiten „pflegen“. In Nr. 14 der Schweizer Blätter f. Gesundheitspflege“ (1897) schrieb Dr. med. Kraft (Bern) über dieses Thema sehr richtig:

Pfarrer Pflüger von Dußnang drückte sich in einem seiner Vorträge (Das Wesen der sozialen Frage. Festrede, gehalten an der Maifeier in Arbon 1897) folgendermaßen aus: „Wären die Ärzte fixbesoldete Beamte des Staates und jedem Bürger zum unentgeltlichen Beistand verpflichtet, so hätten die Ärzte ein Interresse an der Gesunderhaltung des Volkes und würden die Grundsätze der sozialen und privaten Gesundheitspflege verbreiten. Heute haben sie ein Interresse an einer guten Praxis, d. h. an der Erkrankung möglichst vieler Mitmenschen!“ Vor einer objektiven Kritik kann diese Beweisführung nicht bestehen und es dürfte ein Leichtes sein, den Beweis zu erbringen, daß Pfarrer Pflüger einen durchaus einseitigen Standpunkt in der Frage einnimmt. Er macht den Ärzten den Vorwurf, daß sie ihre Berufspflichten rein nur aus egoistischen Beweggründen erfüllen. Nun muß gerade beim ärztlichen Berufe der egoistische Trieb so sehr vor dem Drange zur Aufopferung für seine Nächsten zurücktreten, wenn man von einer humanen Auffassung der ärztlichen Thätigkeit sprechen will, daß der Vorwurf Pflügers nicht gering geachtet werden dürfte, wenn er in seiner Verallgemeinerung den wahren Verhältnissen entsprechen würde; das ist nun aber glücklicherweise nicht der Fall. Zwar gibt es selbstverständlich auch Ärzte, welche reine Interessenmenschen sind, gerade so gut, wie sich derlei Menschen unter den andern Berufsarten befinden, aber glänzender und zahlreicher sind die Zeugnisse dafür, daß der ärztliche Stand seine Aufgabe im allgemeinen durchaus richtig auffaßt. Wie viele Ärzte opfern nicht Leib und Leben im Dienste der Menschheit, wie viel geistige Arbeit wird nicht geleistet nur im Interesse der menschlichen Gesundheit, wie forscht man stets auf dem Gebiete der Medizin, um

mit fortschreitender Erkenntnis die Leiden der Menschen nicht nur lindern, sondern verhüten zu können, was lehren uns die herrlichen Anstalten, in welchen Tag und Nacht die Ärzte in aufopfernder Thätigkeit ermüden, was sagt uns das Leben so vieler Ärzte, die, rastlos von der Liebe zu ihren Nächsten geleitet, zu jeder Stunde als Tröster und Helfer am Bette des Kranken erscheinen? Gewiß viel Bedenkliches hat sich auch in den Reihen der Ärzte eingeschlichen, aber unrichtig ist es, zu behaupten, daß nur Egoismus die Triebfeder ihres Handelns sei und ihre Freude nur der kranke Mensch. Dieser Ausspruch giebt uns die Berechtigung, Pfarrer Pflüger den Vorwurf zu machen, daß er nicht nur das Wesen der ärztlichen Thätigkeit verkennt, sondern auch das Wesen der Krankheit selbst. Macht denn der Mensch die Krankheit? Gewiß nicht. Lenkt er das Werden und Vergehen, das Leben oder den Tod nach *seinem* Willen? Ebensowenig. Und so wird denn alle ärztliche Kunst Krankheit und Tod nicht aus der Welt fortschaffen können. Dagegen ist es allerdings möglich, durch eine zweckmäßige Lebensweise die Gesundheit zu erhalten und das Leben zu verlängern, es ist möglich, den Körper widerstandsfähig zu machen, es ist möglich, durch private und soziale Maßnahmen die Vernichtung zu verzögern, wenn auch nie aufzuheben. Aufgabe des Arztes ist es, das Volk zu lehren, wie es in vernüftiger Weise für Leib und Leben sorgen könne, Sache der Ärzte ist es, das Volk einzuweihen in die Grundsätze einer praktischen Gesundheitspflege. Sollten sie dieser wichtigen Pflicht wirklich nicht gerecht werden, sollte nur der kranke Mensch ihr Interesse erwecken, ja geradezu die Genugthuung eines großen finanziellen Gewinnes dasjenige Gefühl sein, welches den Arzt in seiner Thätigkeit beseelt? Offenbar ist der Flutstrom gesundheitlicher Schriften nie am einsamen Dußnanger Pfarrhaus vorbeigerauscht, offenbar hat der Pfarrer Pflüger nur eine geringe Zahl von Ärzten in ihrer Liebesthätigkeit belauscht und gerade nicht diejenigen, die einer idealen Auffassung ihres Berufes fähig sind, sonst könnte er nicht eine so schlechte Meinung von denselben hegen. Aber auch das ist möglich, daß er nicht überlegt hat, wie schwierig es oft ist, den Grundsätzen praktischer sozialer und privater Gesundheitspflege im Volke Eingang zu verschaffen, wie gerade dieses Feld ärztlichen Wissens, trotz der rastlosen Thätigkeit vieler Ärzte auf dem Gebiete der Gesundheitspflege am allerschwersten zu bebauen ist, um Früchte zu zeitigen.

Den Leuten Gesundheit zu predigen, ist schwierig, schwieriger noch, als sie zu Religion und Sittlichkeit anzuhalten und bekanntlich ist auch das keine leichte Sache. Wie viele Jahrhunderte lang predigen nicht unsere Verkündiger des Wortes Gottes von der Kanzel herab über Moral und sittlichen Lebenswandel! Müßte man die Thätigkeit dieser Herren nach ihren praktischen Erfolgen bemessen, die sich einer richtigen Beurteilung überhaupt leicht entziehen, dann dürften wir mit ebenso gutem Recht behaupten, die Pfarrherren hätten weniger ein Interesse am religiösen und sittlichen Heil der Menschen, als an der Pflege ihrer Dummheit (die auch eine schwere Krankheit ist) nnd am Ergattern einer fetten Pfründe, welche gar oft weniger auf dem frommen Glauben, als vielmehr auf dem Aberglauben sich aufbaut. Und der Pfarrer ist besoldeter Staatsdiener. Allein es ist uns in der That nicht darum zu thun, diesen Schluß zu ziehen und damit in denselben Fehler zu verfallen, den wir rügen. Wer auf den berührten Gebieten sich ernsthaft bethätigt, wird sich eben sagen müssen, daß gar oft der Same auf steinernen Boden fällt, ohne daß man den Sämann zu beschuldigen berechtigt wäre, er kenne und thue seine Pflicht nicht. Die Grundsätze einer gesund=

heitlich vernünftigen und einer sittlich religiösen Lebensweise sind gleich schwer praktisch durchzuführen, obschon damit dem Volkswohl so sehr gedient wäre. Immerhin möchte das sittliche Leben noch leichter zu pflegen sein, als die Möglichkeit erfüllbar, den Forderungen einer geregelten Gesundheitspflege gemäß zu leben. Denn was hindert den Armen, sittlich gut zu sein? Ist es aber nicht die Armut, welche einer vernünftigen, gesundheitlich erstrebenswerten Lebensweise geradezu im Wege steht?

Mit unsern Ausführungen wollten wir nur dem Gedanken und der Überzeugung Ausdruck geben, daß die große Mehrzahl der Ärzte weder durch die Kassenwahl noch durch die Stellung eines besoldeten Staatsarztes dazu angehalten werden muß, ihre humane Pflicht im edelsten Sinne des Wortes zu erfüllen und den Grundsätzen einer sozialen und privaten Gesundheitspflege das Wort zu reden. Jeder nur einigermaßen gebildete und vernünftige Arzt betrachtet das trotz aller ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten als selbstverständlich. Allein auch die Staatsbesoldung würde wahrscheinlich Krankheit und Tod nicht aus der Welt schaffen und der Staatsarzt müßte sich neben der Verkündigung sozial-gesundheitlicher Lebensregeln notgedrungen und selbstverständlich auch mit der Krankheit befassen, ob er nun daran Freude hätte oder nicht und ob ihm das etwas eintrüge oder nicht. Sache nicht nur der Ärzte, sondern auch der Pfarrer und Lehrer wird es sein, das Volk so heranzuziehen, daß die gesundheitlichen Lehren auf fruchtbaren Boden fallen und praktisch durchzuführen sind; dann kann auch die Krankheit am wirksamsten bekämpft werden. Ärzte aber, bei denen der egoistische Erwerbstrieb einen hervorstechenden Bestandteil ihres Seelen- und Gefühlslebens bildet, wird schwerlich der Kassenzwang oder die Staatsbesoldung hindern, doch zu ihrem Ziele zu gelangen".

Rationelle Fußbekleidung. In einem über die Bekleidung gehaltenen Vortrag äußerte sich Dr. Wiener über die sog. rationelle Fußbekleidung gegenüber der modischen folgendermaßen: Erstere sollte sich den Formen und der Mechanik des Fußskelettes anpassen. Bei deren Berücksichtigung darf der Schuh nicht symmetrisch, d. h. für beide Füße passend, sondern muß unter Bezug auf die von Anatom Meyer angegebene Linie geschnitten sein, welche die Führungslinie beim Großzehen-Sohlengang bildet. Der Fuß wickelt sich hiebei in einer geraden Linie ab, welche rückwärts durch den Mittelpunkt der Ferse geht und vorne mit der Längsachse der großen Zehe zusammenfällt. Die Sohle darf demnach keine symmetrische, wie bei den jetzt zumeist getragenen unzweckmäßigen Schuhen sein, sondern muß für rechten und linken Fuß eine gesonderte Form haben. Ebenso verhält es sich mit dem Oberleder, welches am inneren Rande des Fußes am höchsten sei und allmählich gegen den äußern Rand abfalle. Betrachtet man in dieser Richtung die Bestrebungen der Engländer, welche für fast alle Spiele eigene Bekleidung, insbesondere auch Fußbekleidung haben und sich durchaus nicht durch das scheinbar Unschöne abschrecken lassen, so muß man zugeben, daß diesem eminent praktischen Volke auf dem Gebiet der Kleidung und Mode unbedingt ein Vorrang vor den weniger zweckmäßigen französischen Modebestrebungen gebührt.

Schw. Bl. f. Ges.-Pfl. XII, 14.

Eine **Lungenkraftprobe** seltenster Art hat der österreichische Abgeordnete Dr. Lecher aus Brünn in der 27stündigen Sitzung des Abgeordnetenhauses vom 28. auf den 29. Oktober 1897 abgelegt, indem er vom Abend ein Viertel vor 9 Uhr bis zum andern Morgen ein Viertel vor 9 Uhr, also

12 Stunden lang, mit zwei Unterbrechungen von je 5 Minuten, andauernd sprach. Es kam — so schrieb der K-Korespondent der Frankf. Ztg. — die erste Morgenstunde, für die man das Ende der Lecher'schen Rede erwartete, und Lecher sprach und sprach immer wieder weiter und sprach wunderbarer Weise immer durchaus sachlich und — das Unglaublichste — sogar sehr fein und interessant. Es wurde 2 Uhr morgens, und Lecher sprach noch immer, und es kam die dritte Stunde, und Lecher sprach unermüdlich fort. Die Abgeordneten machten sich's in den Vor- und Nebenräumen des Parlaments auf Divans und Teppichen so bequem als sie konnten und schliefen sich schichtenweise aus. Und wenn sie nach mehrstündiger Ruhe wieder erwachten und in den Saal zurückgingen — war's noch ein Traum oder war es Wirklichkeit? Die elegante Gestalt des Abg. Lecher stand noch immer hochaufgerichtet da, dem engerischen Kopf entströmten in unaufhaltsamem Fluß die Rede, Stimme wie Geist zeigten noch keine Spur von Ermüdung, selbst der Gestus des Redners war noch immer so lebhaft und eindringlich, wie beim Beginn der Rede. Es wurde Morgen, die Abgeordneten frühstückten, viele giengen ins Bad, und wenn sie in den Saal zurückkamen, war wiederum der Wunderredner Lecher am Worte und hatte das sachliche Material, das er wie kein zweiter beherrscht, noch lange, lange nicht erschöpft.

Die Kraftprobe, welche die Majorität provoziert hatte, war zu ihren Ungunsten ausgegangen. Lechers zwölfstündige Rede und die durch Pfersches Geheimsitzungs-Antrag hervorgebrachte achtstündige Verzögerung hatten der Majorität den Rest gegeben. Es blieb dem Präsidenten nichts übrig, als die Sitzungen bis Donnerstag zu vertragen.

Versuche am Menschen. Auf dem XII. internationalen medizinischen Kongreß zu Moskau hat Krafft-Ebing über die Bedeutung des Syphilis für die Ätiologie der progressiven Paralyse gesprochen und einen direkten Beweis für die Annahme geliefert, daß die progressive Paralyse nichts anderes sei, als eine Hirnlues. Wie hat er den Beweis erbracht? Er hat an seiner Klinik durch einen „durch wissenschaftliche Leistungen hervorragenden Kollegen", „dessen Fähigkeit und Gewissenhaftigkeit er verbürgen kann", 9 Paralytiker mit Syphilisvirus geimpft und gefunden, daß bei keinem eine Reaktion im Sinne des Syphilis eingetreten ist.

Steigt uns Ärzten denn nicht die Schamröte ins Gesicht beim Anhören solcher der Humanität ins Gesicht schlagenden Experimente eines „vorläufig noch ungenannt sein wollenden Kollegen" und ihrer Anerkennung durch einen Lehrer der Hochschule, einen unserer ersten Forscher?

Noch ist es nicht lange her, daß wir mit Entrüstung davon gelesen haben, wie an einer deutschen Hochschule Staphylo- und Streptokokken Schwangeren beigebracht wurden, wie man sehen wollte, ob diese imstande wären, den Verlauf des Wochenbettes zu beeinflussen! Ist's nicht ein trauriges Zeichen für uns Ärzte, daß die Vertreter unserer Wissenschaft nicht wie Ein Mann gegen derartige Versuche protestieren, ja daß die Experimentatoren Anerkennung finden und Ermunterung zu neuen Forschungen?

Mit Ehrerbietung gedenken wir der Worte des verstorbenen Benno Schmidt: „Für den Arzt ist das Erste der Kranke, das Zweite die Wissenschaft und erst das Dritte die Rücksicht auf die eigene Person."

Dr. Werner.

Über **Gesangbildung im Volke** äußern sich die neugegründeten, von Karl Zuschneid herausgegeben „Musikpädagogischen Blätter" in bemerkenswerter Weise. Sie schreiben: „In den besser situierten Ständen wird

den Mängeln musikalischer Jugendbildung ja leichter nachgeholfen, das „Volk“ bleibt mit all seiner ursprünglichen Sangesfreudigkeit in seiner gesanglichen Bildung auf der niedrigen Stufe stehen, die ihm eine irrationelle und erfolglose Behandlung des Schulgesangunterrichts zuweist. Der ethische Wert einer guten Gesangspflege im Volke scheint in der allgemeinen Schätzung noch gar niedrig zu stehen, obgleich man allenthalben den Schlagwörtern von der veredelnden und erhebenden Macht des deutschen Liedes begegnet. Es wäre sonst unverständlich, daß unter den vielfachen Bestrebungen unserer Zeit zur sittlichen und geistigen Hebung des Volkes der Gesang fast gar nicht in Frage kommt. Warum gründet man nicht Gesangbildungsschulen, in denen das, was die Schule versäumt, nachgeholt wird? Man würde damit für die geistige und ethische Bildung im Volke unendlich viel gewinnen, jedenfalls ungleich mehr, als durch populäre Symphoniekonzerte, für deren Schätzung und Verständnis im Volke alle Vorbedingungen fehlen. Das Volk will singen und im Gesange seine Idealwelt verkörpert sehen — dies ist das einzige, seinem Empfindungsleben naheliegende künstlerische Interesse. Wer mit volkstümlichen Gesangsvereinigungen zu thun gehabt hat, weiß auch, wie groß hier die Sehnsucht ist, ordentlich singen zu können und singen zu lernen. Rührend ist der Eifer zu sehen, mit dem der Kampf gegen die Mängel einer unzureichenden Vorbildung in unermüdlicher Ausdauer geführt wird, um des Genusses im gemeinsamen Gesange teilhaftig zu werden. Und wie bescheiden und dürftig ist oft die Ausbeute all dieser hingebungsvollen Mühewaltung! Was könnte hier gebessert, was für Segen gestiftet werden, wenn von den vielen Millionen, die das heutige Luxuskonzertwesen alljährlich verschlingt, ein bescheiden Teilchen der Gesangsbildung im Volke zugewendet würde!“ „Volkswohl“, XXI, 36.

Über **Graphologie** (Handschriften-Deutungskunde) will Herr Hans H. Busse in München im Wintersemester 1897/98 Vorlesungen und Uebungen abhalten und nimmt Anmeldungen täglich von 10—12 Uhr (Neureutherstraße 3/I, München) entgegen.

„**Merkwürdig!**“ sagte mir mein Freund, ein alter Junggeselle und Bureaubeamter, der seinen Sommerurlaub bei mir verlebte, „wenn ich den ganzen Tag so viele Früchte von deinem Garten nasche, da schmeckt mir abends das Bier gar nicht; ich glaube, ich könnte ganz auf den Stammtisch daheim verzichten.“

„Merkwürdig!“ sagte mir gestern mein Junge, ein Studiosus im dritten Semester, der sich sonst fürs Obst übers Haus ziehen ließ, seitdem wir zu oft in die Bierkneipe müssen, da schmeckt mir das Obst lange nicht mehr so gut.“

Was könnten beide von einander lernen?

Mitt. d. Württ. Gartenbau-Vereins.

Vermeintliches Sympathiemittel. Frau (deren Mann krank): „Wie heut' unser Doktor fort is, hat er mit 'm Kopf g'schüttelt!“ — Nachbarin: „Bei mei'm Mann hat er auch immer mit'm Kopf g'schüttelt — g'holfen hat's aber nix!“



Stuttgart, 15. Januar 1898.

Sozialhygieinisches.

Von

Dr. med. **Georg Liebe**, Loslau (Schlesien).

7. (Schluß).

Kindererziehung und Hygieine der Mutter.

„Im großen Wettstreite der Nationen haben diejenigen die meiste Aussicht auf den Sieg, die in ihren Kindern ein gutes Volk erziehen“, hat Macaulay gesagt. Wie wichtig also die Kindererziehung! Wie sehr und wie oft vernachlässigt!

In höchst interessanter Weise hat Professor Biedert in seinem großartigen Buche „Die Kinderernährung im Säuglingsalter“ (Stuttgart 1893), das übrigens auch für gebildete Laien geschrieben ist, nachgewiesen, wie die Kindersterblichkeit wesentlich durch die sozialen Verhältnisse der Eltern beeinflußt wird. So hat beispielsweise der Gelehrte Villermé berechnet, daß von den Kindern der Kaufleute, Fabrikanten, Maschinendirektoren die Hälfte das 29. Jahr erreichen, von denjenigen der Spinner und Weber dagegen war die Hälfte schon nach dem zweiten Jahre tot (S. 8.). Und welche Summen an Menschenkraft und Kapital haben diese armen Würmer verschlungen, ehe sie ihre Augen zuthaten. Zunächst ist die Ursache des frühen Todes mangelhafte Ernährung. Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, zu schildern, wie diese falsche Ernährung beschaffen ist, wie die richtige Ernährungsweise nicht sein soll. Von den schmutzigen Müttern gar nicht zu reden, von dem unsauberen, abgeleckten „Zulp“ ganz zu schweigen, ist es vielfach die Unkenntnis der einfachsten Regeln und der Unverstand, welcher den

kleinen Menschen langsam hinmordet. Man sollte überall eine Verkaufsstelle für sterilisierte Milch wenigstens in den heißen Sommermonaten einrichten, damit jede Mutter, sei es auf ärztliches Anraten, sei es aus eigenem Antriebe, in dieser gefährlichen Zeit für wenig mehr Ausgaben als sonst ihr Kind nähren und vor Darmkatarrhen, Sommerdiarrhöen und Brechdurchfällen schützen könnte. Diese Institute, wie Milchställe, wo nur Trockenfutter gegeben wird, ebenso solche Wirtschaften, in denen das Vieh durch Impfung als tuberkulosefrei erwiesen ist und sonst noch ein den Anforderungen der Hygieine entsprechender Betrieb herrscht, sollten durch Volksfreunde öffentlich genannt und empfohlen werden.

Da aber auch noch andere alte Weibervorurteile hier abzuschaffen und zu bekämpfen sind, so die ganz und gar ungesunden, jede freie Bewegung des angehenden Herrn der Schöpfung hemmenden Steckbettchen, das Finstermachen der Kinderstuben u. s. w., so fällt auch hier wieder der Belehrung der Löwenanteil unserer Hilfe zu. In der Schule soll so viel als möglich geschehen, in den Frauenvereinen müssen die Mitglieder durch sachverständige Vorträge und Besprechungen einzelner Fragen aufgeklärt werden, besonders aber müssen die einzelnen Mütter ohne falsch angebrachte Prüderie ihre Töchter rechtzeitig über das zur Gesundheit Nötige belehren, auch wird es nur gute Früchte tragen, wenn sich die Hausfrau in dieser Angelegenheit, mehr als bisher Sitte war, ihrer Dienstboten mütterlich annimmt.

Auch der Staat hat seine Aufgabe dabei, ihm kommt es zu, die Hebammen in viel ergiebigerer Weise in den wichtigsten Grundregeln der Gesundheitspflege zu unterweisen, damit all die mittelalterlichen Ansichten, denen man da bisweilen noch begegnet, modernen gesunden Anschauungen Platz machen.

Der Nationalverein zur Hebung der Volksgesundheit in Berlin hat auf sein Programm ein pflichtgemäßes einjähriges Dienstjahr für alle deutschen Frauen oder Mädchen gesetzt. Jede Deutsche weiblichen Geschlechts soll, wenn sie für tauglich befunden wird, einen einjährigen Kurs in Gesundheitspflege, Kinderwartung und dergl. durchmachen. Der Gedanke ist neu und hat manches für sich. Auf andere Weise der jetzigen unwürdigen Stellung der Kindermädchen abzuhelfen hat Dr. Volland aus Davos auf einer Versammlung der deutschen Naturforscher und Ärzte in Halle vorgeschlagen (Volksges. Nr. 11. 1893). Während wir für unsere Hausmädchen oder gar für Mägde, die das Vieh besorgen, enorme Löhne bezahlen, geben wir unsere Kinder dummen, kaum der Schule entwachsenen Kindern. Darum sollen an geeigneten Orten Kinderpflegerinnenkurse abgehalten werden. Dr. Volland sagt: „Um den Zudrang ist mir nicht bange: Mädchen, die zur Kinderpflege in Dienst gehen wollen, müssen dieselbe vorerst erlernen und sich darüber ausweisen können. Dann wird das Kindermädchen aufhören, der am schlechtesten bezahlte Dienstbote des Hauses zu sein. Durch seine schulmäßige Ausbildung wird es wesentlich an Ansehen gewinnen und auch materiell

besser gestellt werden". Und nachdem er auch für Kindergärtnerinnen, Gouvernanten und dergl. diese Kurse empfohlen hat, fährt er fort: „Aber auch für die junge Dame und künftige Mutter der besser situierten Stände ist die Erlernung der Kinderpflege mindestens ebenso notwendig, wie die Kenntnis von Küche und Wirtschaft. Koch-, Wirtschafts- und Kinderpflegekurse sollten nicht nur unter der Damenwelt Mode werden, sondern sollten zur eigentlichen Schulbildung derselben gehören".

Zur Verwirklichung dieses Gedankens will und wird der evangelische Diakonieverein beitragen, dessen Töchterheim in Cassel nach dem bis jetzt darüber Bekannten ein treffliches Erziehungsinstitut ist. (Kein Sozialhygieiniker sollte versäumen, das Buch Professor Zimmers „Der evangelische Diakonieverein". Herborn. 1895. zu lesen. Vergl. auch Hygieia VIII. Seite 284 und 423).

Die schon bestehenden Kinderpflegerinnenschule des Fröbelvereins in Berlin weist gute Resultate auf.

Wenn ein junges Paar heiratet, sollte ihm sofort auf dem Standesamte ein kleines, die Hygieine der Frau und des Kindes umfassendes Heftchen mitgegeben werden, denn dieselbe muß mit dem Tage der Hochzeit in die Ehe einziehen. Volksfreunde könnten durch Stiftung solcher Hefte unendlich viel Unheil verhüten, was ihnen jeder Arzt und wohl jede vernünftige Mutter bestätigen wird, welche ohne kundigen Führer auf jede Muhme und Nachbarin horchend nicht mehr weiß, was richtig ist.

Wenn diejenigen Frauen, Witwen und Jungfrauen, welche keinen besonderen Lebensberuf haben, sich neben der Krankenpflege der Fürsorge für Wöchnerinnen zuwenden wollten, dieselben mit geeigneter Nahrung, mit Wäsche für sich und das Kind, saubere Unterlagen, Bademarken — notabene, wo's eine ordentliche Badeanstalt giebt — versehen würden, sowie unter Vermittlung von Vereinen Wöchnerinnen und unbemittelte Frauen einige Wochen vor der Niederkunft mit Mitteln versehen, um die Arbeit aussetzen und sich schonen zu können, würden sie manches arme Weib, manches junge Kind vor frühem Hinsiechen bewahren und ein gutes Teil an der Lösung der sozialen Frage mitarbeiten. Der Erlanger Hygieiniker Rosenthal empfiehlt den Arbeiterfrauen (Vorlesungen über Gesundheitspflege. Erlangen 1890. S. 387), um diesen Gaben den Charakter der bloßen Wohlthat zu nehmen, während ihrer Erwerbszeit nach Art der Krankenkasse einen geringen Beitrag zu zahlen. Diese pflegenden Frauen oder ein Ausschuß des Frauenvereins mit einem sachverständigen Beirate würden dann noch eine Rats- und Auskunftsstelle für Frauen in solchen Verhältnissen bilden.

In Berlin hat sich ein Comité gebildet, welches „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit" einrichtet. (Zeitschrift f. Arbeiterwohlf. I. S. 15).

Wir wenden nunmehr der Schule unsere Blicke zu. Die Eltern müssen sich im allgemeinen mehr um die Schule bekümmern, um mit ihr in

jeder Beziehung Hand in Hand gehen zu können, und es giebt mancherlei Dinge, deren Einführung die Gesamtheit der Väter, die ja wieder die Bürgerschaft, die Stadtbehörden, die Stammtische bilden, anstreben und durch fortgesetztes Arbeiten erringen sollten. Hier ist es zuerst die Anstellung eines Schularztes. Nahmen früher die Lehrer an, was jetzt nur noch einzelne verknöcherte Schulmeister glauben, diese Neuerung bedeute einen Eingriff in ihre geheiligten Rechte, so sind jetzt alle vernünftigen Pädagogen damit einverstanden. Soll doch der Schularzt ihnen in Dingen, die über das Pädagogische hinausgehen, ratend zur Seite stehen und mit ihnen demselben Ziele zupilgern, die Kinder geistig und körperlich zu ganzen, brauchbaren Menschen zu erziehen. Es besteht ja schon jetzt eine ärztliche Schulaufsicht durch die Bezirksärzte und Physici, aber es ist denen gar nicht möglich, allen Schulen ihres Bezirks solche Sorgfalt zuzuwenden, wie es ein Arzt mit seiner Schule thun könnte. Er würde öfters als alle 3 Jahre, — die gesetzlich sächsische Revisionsfrist — Lüftung und Heizung, natürliche und künstliche Beleuchtung, Verhütung von Krankheiten und Desinfektion nach solchen u. s. w. u. s. w. prüfen oder anordnen können, kurz, das was unseren Schulen noch fehlt, die fast nur einseitig den Geist bilden, der Körperpflege zu der ihr zukommenden Stellung verhelfen. Weiter ist die Einführung regelrechten Turnunterrichts anzustreben, ebenso die Erbauung einer Turnhalle, wo eine solche noch fehlt, sowie die Einführung von Turnspielen. Der preußische Unterrichtsminister sagt in einem Erlasse vom 28. Mai 1894 über die Turnspiele: „Die Unterrichtsverwaltung allein ist dieser Aufgabe nicht gewachsen; sie bedarf dazu der entgegenkommenden Mitwirkung aller derer, denen die körperliche Gesundheit, die geistige Frische und die sittliche Kräftigung der Jugend am Herzen liegt, um die vor Opfern nicht zurückschreckende Überzeugung, daß hierbei die Erfüllung ernster Forderungen der Gesundheitspflege und der Erziehung in Frage steht, in immer weiteren Kreisen zu sichern".

Die Belebung der Kinder-, Schul- und Volksfeste durch solche Spiele, die Einführung von Baden und Schwimmen sind Dinge, welche wir schon besprochen haben.

Nicht unwichtig und ein Angriffspunkt für elterliche Fürsorge ist die Beschaffung (diebessicherer) Kleiderhaken außerhalb des Klassenzimmers, wo die regennassen Kleider während des Unterrichts trocknen, damit die Kinder nicht in dem bekannten unangenehmen feuchten Dunste sitzen; aber auch daß solche, wenn vorhanden, wirklich benutzt werden. Ferner sollte darauf gedrungen werden, daß bei Schnee und Regen die Kinder nicht stundenlang in nassem Schuhwerke dasitzen, sondern Schuhe, und bei Pantoffeln Strümpfe zum Wechseln mitbringen.

Daß die Kinder vor dem Unterrichte nicht bei Wind und Wetter vor der Hausthür warten müssen, daß auch bei Regen und Sturm ein Raum vorhanden ist, den sie während der Pausen aufsuchen, damit das Schulzimmer

die nötige Lüftung erfahre, das können die Eltern so gut erreichen, wie der Schularzt. In Frankreich baut man dazu eigens Säle, in denen auch weit wohnende Kinder zu Mittag essen. (S. Burgerstein und Netolitzky, Handbuch der Schulhygieine. Jena 1895).

Selbstverständlich ergiebt die Schulhygieine noch manch anderen Berührungspunkt mit unserem Thema, um indessen nicht zu ausführlich zu werden, sei zum Schlusse nur noch die Forderung erwähnt, daß die Schüler mit den wichtigsten Regeln der Gesundheitspflege bekannt gemacht werden, daß dieselben gedruckt dem Jahresbericht beigegeben oder ins Lesebuch eingeklebt, sowie in jeder Klasse angeschlagen werden. (S. Hygieia VII. S. 169).

Sehr empfehlenswert, die Verbindung zwischen der Schule und dem Elternhause zu pflegen, sind die Elternabende. Haben sie an sich auch eigentlich pädagogische Ziele, Belehrung der Eltern über Maßnahmen der Schule, Hausaufgaben, Lehrmittel und vieles andere, was ihnen manches Ungewöhnliche, sonst vielleicht am Familientische zum Nachteile der zuhörenden Kinder oder am Biertische Getadelte erklärt, so sind sie doch auch die beste Gelegenheit, die Forderungen der Gesundheitspflege den Eltern zu erklären und ans Herz zu legen. Aus der Versammlung gestellte Fragen werden beantwortet, neue Lehrmittel, praktische Weihnachtsgeschenke, Schülerarbeiten ausgestellt, die Lehrer stehen auch den einzelnen Eltern zur Beantwortung auf ihre Kinder bezüglicher Fragen zur Verfügung, sodaß Eigenheiten, welche der Lehrer für Unarten halten kann, als solche zu Tage kommen, und was sonst noch für Gutes aus diesen Abenden entspringt. (Tischendorf, Warum sind Elternabende abzuhalten und wie sind sie zweckmäßig zu gestalten. Dresden 1894.)

Nun zu den Kindern selbst. Plenus venter non studet libenter, ein voller Bauch studiert nicht gern; wenn aber, wie in London, 7—8000 Kinder früh nüchtern in die Schule kommen, kann von einem ersprießlichen Lernen nicht die Rede sein. Man speist sie daher jetzt und hat 1895 400 000 Portionen Suppe oder Milchreis, Fleisch mit Kartoffeln gratis verteilt (Kotelmann, Schulhygieinisches aus England. Verhandlungen der deutschen Gesellschaft f. öffentl. Ges.-Pfl. Hygien. Rundschau Nr. 1, 1896).

Aber hier brauchen wir nicht über den Kanal zu gehen. In Sachsen z. B. thut man allenthalben die milde Hand auf, aus Dresden (Verein zur Speisung armer Schulkinder, Finanzrat Ledig; Verein gegen Armennot und Bettelei), Leipzig, Dippoldiswalde u. v. a. Städten melden die Zeitungen von ähnlichen Einrichtungen.

Der Berliner Verein zur Speisung und Bekleidung armer Schulkinder hat im Winter 1892 täglich 6—7000 Frühstücke verteilt. In Kiel giebt die Gesellschaft der Armenfreunde täglich 440 Frühstücke aus (Z. f. Schulges. 11./93). In Breslau speist der Jugendhort arme Schulkinder im Sommer von 4—7, im Winter von 4—6 und beaufsichtigt ihre Schularbeiten, turnt mit ihnen, spielt, führt sie spazieren, zur Gartenarbeit, zum Baden

und beschäftigt sie im Zimmer. In Graz sind seit dem Bestehen des Vereins 7000 Kinder auch mit Kleidern versorgt worden. Bern bekleidet Kinder aus der Zähringertuchstiftung, Burgdorf in der Schweiz hat im Jahresbudget 1000 Fr. für Speisung von Schulkindern, Jegisdorf in der Schweiz hat in einem Jahre dazu 245 Fr. gesammelt, in Schnüpfen, ebenfalls in der so sehr gemeinnützigen Schweiz, gab die Gemeinde 500 Fr. (Alles Z. f. Sch. 11/93.) In Budapest gab der Verein zur Speisung armer Schulkinder 1893 101 122 Portionen warmen Mittagessens an 1650 Kinder (Z. f. Sch. 4./94). In Barmen hat der Verein für Körperpflege nach seinem ersten Berichte 1888 an 150 Kinder in 19 Schulen 3 Monate lang Milch und Weißbrot gegeben. (Hygieia II., 215).

Dies führt zu einer besonderen hie und da üblichen Art der Speisung, den Milchspenden (z. B. Freiberg i. S.); so hat die Schularmenkommission in St. Gallen in ihren Milchstationen für die Sommerferien anno 1892 5 Stationen mit 270 Kindern unterhalten, 3000 l. Milch und 2500 Pfd. Brot für 1075 Fr. verausgabt; jedes Kind erhielt 0,3 l. Milch und 1/4 Pfd. Brot. Die Erfolge sind die besten. (Zeitschrift f. Schulgesundheitspflege Nr. 10, 1893).

Am besten wird die Milch nicht in der Stadt, sondern auf dem Lande getrunken, und das führt wieder einen Schritt weiter zu den Spaziergängen. Durch einen Ausschuß — wir kommen immer wieder auf diesen zu allen derartigen Maßnahmen nötigen Gesundheitsausschuß — werden unter Mitwirkung eines Arztes, der zu untersuchen, zu wiegen und zu messen hat, die bedürftigen Kinder ausgewählt. In den Sommermonaten wöchentlich zweimal marschieren sie nachmittags unter Führung eines Lehrers oder eines sonst zuverlässigen Mannes hinaus in's Freie, in Feld und Wald. Der Dresdner Verein Volkswohl führt seine Kinderfahrten nach der Dresdner Haide, der Dresdner Turnlehrerverein veranstaltet in den Osterferien, wenn die Kinder den Winter über im dumpfen Zimmer gesessen haben, Wanderungen mit Knaben und Mädchen. (Volksgesundheit Nr. 4, 1895). Wie belehrend lassen sich solche Wanderungen gestalten (vergl. Beyer, deutsche Ferienwanderungen); die nähere und weitere Umgegend wird erforscht, anknüpfend daran kann auch die weitere Geographie angezogen werden. Geschichte, vaterländische Sagen, Naturkunde, die Herrlichkeit des Schöpfers, alles läßt sich, ohne daß die Kinder die lehrhafte Absicht merken, hier vorbringen, turnerische Übungen, heiteres Soldatenspiel, vaterländische und sonstige fröhliche Lieder machen solche Spaziergänge den Teilnehmern zu wertvollen Stunden. Am Ziele kann in einem einfachen Gasthofe eingekehrt werden, wo auf Kosten der Veranstalter Milch und Brot gespendet wird, während freiwillig sich anschließende Kinder bemittelter Eltern sich dieses, nicht Bier u. dergl. kaufen dürfen.

Die Stadt Erlangen macht seit 1886 jährlich 12 ganztägige Spaziergänge von früh 8 bis Abends 7 Uhr mit armen Schülern unter Führung

zweier Lehrer. Es kommen auf den Tag und Kopf 63 Pfg., für die geringe Summe von 265 Mark konnten 353 Knaben und Mädchen mitgenommen werden (Zeitschr. f. Schulges. Nr. 5, 1895).

Das Ideal nun aber aller dieser Veranstaltungen sind die Ferienkolonien, denen wir noch einige Worte widmen müssen. Was sind Ferienkolonien? Durch einen Ausschuß werden aus den auf einem öffentlichen Aufruf hin angemeldeten Kindern nach ärztlicher Untersuchung diejenigen ausgewählt, welche am schwächsten und dabei bedürftig sind. Man schickt diese Kinder, wenn es viele sind, in einzelnen Abteilungen, unter Leitung eines Lehrers oder einer Lehrerin, welche sich, da sie doch während dieser Zeit vollkommen freie Station und angenehme Sommerfrische bekommen, immer finden, nach Berg- und Waldgegenden, entweder in Gasthäuser, in Güter verteilt oder in eigens dazu errichtete Häuser, Ferienheime, von denen dasjenige des Dresdner Gemeinnützigen Vereins zu Klingenberg zwischen Freiberg und Tharand eines der bekanntesten ist. Dort führen die sonst bei kärglicher Kost in engen Stuben hausenden, in schlechten Schlafstuben schlafenden Kinder ein hygieinisches Leben, welches fern von jedem Luxus alles zu gesundem Dasein nötige bietet, frische Luft, kräftige Kost, Körperbewegung, Hautpflege, gute Wohnräume, gesunde Betten. Man hat denn auch von einem solchen immerhin kurzen Aufenthalt die besten Erfolge gesehen, besonders bei Skrophulose — die Drüsen, roten Augen, laufigen Ohren, dicken Bäuche verschwinden — und Blutarmut. Derjenige Arzt, welcher am meisten über diese Frage gearbeitet hat, Dr. Schmid-Monnerd in Halle, fand, daß die armen Kinder durchschnittlich um 1 Jahr im Wachstum und Körpergewicht hinter den gleichalterigen Kindern wohlhabender Eltern zurück sind, daß sie aber durchschnittlich nach dreiwöchentlichem Ferienaufenthalte dieses Jahr insofern eingeholt haben, als sie den anderen an Gewicht gleichkommen. Von Braunschweig z. B. wird berichtet (Blasius, Z. f. Schulges. Nr. 10, 1894), daß die Ferienknaben von 1893 um 1184 gr durchschnittlich, die Mädchen um 1159 gr. zunahmen. Vom Sanatorium Friedeburg bei Hamburg wird (Sommer 1893) mitgeteilt, daß die Kinder in sechs Wochen bis zu 11, 13 und 14 Pfd., im Durchschnitt aber $5^1/_2$ Pfd. zunahmen. Ferner hat, und das ist sehr wichtig, Dr. Goepel in Frankfurt a. O. in einem Vortrage auf dem VIII. internationalen Kongresse in Budapest bewiesen, daß dieser Nutzen bedeutend nachwirkt, denn die Kinder nehmen auch in solchen Monaten zu, in welchen nach den berühmten statistischen Untersuchungen von Axel Key sonst das Wachstum der Kinder stillzustehen pflegt. (Vergl. „Von den Lichtseiten der Ferienkolonien“, Hygieia I., Seite 344. Hartmann-Giger, „Ferien und Ferienkolonien“ Hygieia V. S. 312).

Nun kommen die Gegner — welche Einrichtung, und wäre sie noch so segensreich, hätte diese nicht („Schattenseite der Ferienkolonien“ Hygieia I., S. 271) — und sagen, durch diese vorübergehende bessere Lebensweise

würden die Kinder verwöhnt und wären nach ihrer Rückkehr in die alten schlechten Verhältnisse unzufrieden, es würde der Neid gegen solche erweckt, die es immer so gut haben, es würden also die sozialen Gegensätze bedeutend verschärft. Dem ist aber doch kaum so, denn wenn man niemanden vorübergehend in bessere Verhältnisse bringen dürfte, als er sie später selbst durchleben muß, niemanden mit den Sitten und Bräuchen reicherer Leute bekannt machen dürfte, so dürfte man ja kein Kind mehr in die Schule schicken, wo es in schönen Räumen auf neumodischen Bänken neben reicher Leute Kindern sitzt, deren schöne Kleider, fette Frühstücksbrote und dergl. sieht, dürfte man kein Mädchen als Dienstboten vermieten, denn nachdem es die feinere Lebensweise der Herrschaft kennen gelernt, gute Kost, feine Kleidung schätzen gelernt hat, muß es doch meist, an einen Mann aus dem Volke verheiratet, in all seinen Ansprüchen bedeutend herabsteigen. Also das sind doch recht faule Ausreden solcher, welchen der Geldbeutel vor dem Herzen hängt.

Man geht denn auch immer lebhafter allenthalben an die Aussendung von Ferienkolonien. Nach dem Berichte der Zentralstelle für diese Bewegung in Berlin wurden in den Jahren 1891—93 von 95 Städen in Ferienkolonien geschickt 85597 Kinder, in 27 Soolbäder 20752 und in 11 Seebäder 6128 Kinder. (Volksges. 6./94).

Die Kosten sind gar nicht bedeutend. In Dresden (nach den Berichten des gemeinnützigen Vereins) kamen bei eigener Verpflegung im Durchschnitt auf ein Kind für Fahrt, Ausrüstung, Verpflegung, Wäsche, Kleidung (Ausbessern), Briefwechsel, Besoldung, Arzt und Apotheke 24,25 Mk., und bei Verpflegung in Gasthäusern 33,01 Mk., also für rund 30 Mk. könnte ein Kind auf 4 Wochen der Wohlthat eines Ferienaufenthaltes teilhaftig werden. In Leipzig kam 1890 pro Tag und Kind im eigenen Kinderheim auf 0,87 Mk., in Gebirgskolonien 1,36 Mk., in Bädern 1,63 Mk., in Stadtkolonien 0,48 Mk. In Düsseldorf kostete das Kind pro Tag 1,20 Mk., der Lehrer 2,50 Mk., die Lehrerin 2.— Mk., die Wartefrau 1,50 Mk. (Z. f. Schulges. Nr. 11, 1893).

Diese geringen Kosten sind unschwer aufzubringen, wenn die Sache am rechten Ende angefaßt wird. Durch Zuschuß der Stadtgemeinde, welche durch solche Maßregeln späterer Krankheit und Verarmung vorbeugt, der Vereine und einzelner wohlthätiger Leute, durch Freifahrt, unentgeltliche Leistungen von Bäckern, Fleischern, Schneidern, Friseuren, wenn nötig Ärzten und Apothekern kann mancherlei erübrigt werden. In der Schweiz ist es nach einem mir vorliegenden Berichte Sitte, an Freudentagen —, Hochzeiten, Kindtaufen, Jubiläen, wird da nicht manche Mark verpulvert? — sowie aus Trauerhäusern, zum Andenken an verschiedene Liebe einen ansehnlichen Betrag zu solchen Zwecken zu spenden, letzteres eine bessere Ehrung des Verstorbenen als Kränze und Palmen und seidene Schleifen.

Man sieht, wir dürfen die Hände nicht in den Schoß legen, noch giebt es Punkte in reicher Anzahl, wo volksfreudlicher, besser menschenfreund-

licher Sinn ansetzen kann, um zu helfen, die Erde nicht zu einem Jammerthal werden zu lassen, sondern immer mehr des Dichters Wort zur Geltung zu bringen: Wie ist die Welt so wunderschön!

„Was ihr gethan habt dieser Geringsten einem, das habt ihr mir gethan“, spricht der Herr.

Die höhere Pflicht.

Dank der verfehlten organischen Einheit unserer Schulen kann es in Deutschland nur eine geringe Anzahl von Männern geben, die mit vollem Recht auf pädagogischen Gebiete mitarbeiten dürfen. Braucht man doch nur die eine Thatsache festzustellen, daß, wer die Volksschule genau kennt, von der inneren Einrichtung des Gymnasiums eine mangelhafte Anschauung besitzt und umgekehrt, daß dem, welcher mit dem Wesen des Gymnasiums vertraut ist, fast immer die Einsicht in das Getriebe der Volksschule fehlt. Selbst auf dem beschränkten Gebiete des Gymnasiums pflegen sich die Naturwissenschaftler, Mathematiker und Sprachwissenschaftler in schroffer Einseitigkeit gegenüberzutreten.

Wer aber auf dem für Staat, Gesellschaft, wie für den einzelnen Menschen so überaus wichtigen Gebiete der Erziehung und des Unterrichts mitarbeiten will, steht, das muß ihm klar sein, vor der schwierigen Aufgabe, sich mit sämtlichen Verhältnissen des Lebens, mit den Errungenschaften aller Wissenschaften und der Kunst bekannt zu machen.

Es dürfte dann kaum noch der Fehler gemacht werden, daß man bei den Versuchen, eine andere Gestaltung der Schule herbeizuführen, gleichsam mit dem Ende anfängt. Es hat häufig den Anschein, als ob gerade die einflußreichsten Leute mit einer gewissen Geringschätzung auf die Bestrebungen herabsehen, die auf die Änderung der Volksschule hinausgehen. Wie kann man sich um Lesen, Schreiben und Rechnen kümmern! Viel wichtiger ist es, sich um Griechisch und Latein oder Mathematik u. a. zu sorgen.

So läßt sich wohl die Thatsache erklären, daß der Kampf zwischen den Pädagogen in der Hauptsache um die höhere Schule ausgefochten wird, und daß auch an diesem allein das große Publikum lebhafteren Anteil nimmt.

Die höhere Schule ist aber der Oberbau zu der Volksschule, dem Unterbau. Würde es jenen Pädagogen wirklich gelingen, die höhere Schule vorzüglich auszugestalten, so hätten wir schließlich ein Gebäude, dessen obere Stockwerke aus festem Gestein aufgeführt sind, mit glänzendem Marmor ausgelegt und mit kunstvollen Säulen verziert, das untere Stockwerk aber bestände aus altem, fauligen Holze. Was Wunder, wenn über Nacht ein so mißratener Bau krachend in Trümmer stürzt!

Was verschlägt es viel, ob ein Knabe mit 11 Jahren lateinisch, mit 13 Jahren französisch oder umgekehrt, ob er mit 11 Jahren französisch und mit 13 Jahren lateinisch lernt, wenn er schon mit 10 Jahren durch die voraufgegangene Schulzucht an Körper, Geist und Seele verkümmert und abgestumpft worden ist. Wer einen inneren Ekel gegen die Wissenschaft gefaßt hat, dem bedeutet es gleichviel, ob er in die Geschichte oder Sprache oder

Mathematik oder Naturwissenschaft eingeführt werden soll, da ja ihm doch alles in derselben widerlichen Weise dargeboten wird.

Hat man also den Wunsch, die höhere Schule gesund und lebenskräftig zu gestalten, so ist man vorerst gezwungen, zu untersuchen, ob denn die Kinder in der Vorschule alle notwendigen Vorbedingungen erfüllt haben, um mit frischer Kraft und echtem Wissensdurst an die Erlernung dessen herangehen zu können, was im Gymnasium ihrem Verstande dargereicht wird.

Für jeden aber, der sehen will, ist es nur zu deutlich, daß die Kinder nicht erst mit 10 Jahren, sondern sehr bald nach Eintritt in die Schule erlahmen, daß sie von einem tiefen Widerwillen gegen allen Unterricht erfaßt werden, und daß nur unlautere Beweggründe sie zum Arbeiten zwingen als da sind: Strafe, Ehrgeiz, Lob, Überredung, Belohnungen, Geschenke u. a. Hier muß von Grund aus Wandel geschaffen werden. Hier alle Kraft der Ueberlegung, hier die Belehrungen aus aller Erfahrung anzuwenden und geltend zu machen ist die erste Pflicht, höher als jede andere.

Darum treten auch wir besonders für den Umsturz der Volksschule oder der Vorschule ein. Und wer mit uns die Wichtigkeit dieser Forderung eingesehen hat, der wird auch mit uns kämpfen und nicht eher ruhen, als bis den Kindern auf der untersten Stufe eine naturgemäße Erziehung gesichert worden ist. Dazu gehört, was sich durch keine Beweise widerlegen läßt, vor allem der Gesamtunterricht in der Natur selbst.

Freilich gehören dazu sehr tüchtige Lehrer. Aber einerseits verfallen wir wieder nicht in den Fehler, zu glauben, daß für den Gymnasialunterricht bessere Kräfte nötig sind als für den ersten Unterricht, wie man gemeinhin annimmt, wenn man es auch nicht recht eingestehen will. Wir wissen, daß durchaus die Zukunft des Kindes davon abhängt, in wessen Hände es bezüglich des Anfangsunterricht gefallen ist. Es erfordert viel weniger Mühe und Kenntnis, mit Primanern den Horaz zu lesen, als dem kleinen Kinde seine Fragen zu beantworten. Es wird auch unter den Gymnasiallehrern nicht allzuviel geben, die eine gute Auskunft zu erteilen wissen, wenn z. B. das Kind im Religionsunterricht fragt: „Wo hat der Engel vorm Paradies das Schwert gekauft?“ oder wenn es bei der Erklärung, daß die Erde rund sei, fragt: „Warum fallen die Menschen nicht hinunter und fließt das Meer nicht ab?“ Und solcher Fragen giebt es eine Unmenge. Die Antwort so zu geben, daß das Kind zufrieden ist, daß es nicht verwirrt ist und es thatsächlich verstanden hat, ohne daß der Lehrer lügt oder sagt: „Das brauchst Du nicht zu wissen,“ ist sehr schwierig und erfordert viel Takt und Wissen und Fähigkeit, vor allem die Gabe, von überall her ein deutliches, treffendes Beispiel zu nehmen. Selbstverständlich gehören deshalb für einen erfolgreichen Anfangsunterricht die besten Lehrer hin.

Andrerseits, wenn es auch noch an derartigen Lehrer fehlt, die einen Gesamtunterricht im Freien zu erteilen vermögen, so wissen wir sehr genau, daß mit dem Lehrer selbst eine vollkommene Wandlung vor sich gehen wird, sowie er mit den Kindern zum Zwecke des Unterrichts in die Natur wandert, unter der Bedingung, daß die Zöglinge an ihn Fragen stellen dürfen, daß ein wirklicher Verkehr zwischen Lehrer und Schüler stattfindet.

Die Natur, deren segensreichem Einflüsse sich niemand, auch der Lehrer nicht, entziehen kann, wird in ihm Gefühle, Gedanken, Urteile und Fähigkeiten erwecken, deren Möglichkeit er in seinem Innern nie vorausgesetzt und nie vermutet hätte. Der Lehrer, der mit seinen Schülern in die Natur wandert, so wie wir es fordern, fühlt sich in eine neue, schönere Welt versetzt. Was er

nie beachtet hat, wird ihm durch die Fragen der Kinder mit einem Male zum deutlichen Bewußtsein gebracht, woran sonst seine Augen achtlos in der Natur vorüber gegangen sind, das naive Sehen der Kinder wird ihn darauf aufmerksam machen, das Wissen, das bisher in ihm doch nur tot dalag, wird nun lebendigen Odem erhalten, und welcher Lehrer seine Schüler nur aus Zwang unterrichtete, wird nun in ihnen das Menschenwürdige erkennen, und er wird sein Herz völlig der Aufgabe widmen, dieses Menschenwürdige genau zu erkennen und es klar und hell herauszuheben. Wo er Lücken in seinem Wissen fühlt, dort wird er mit Lust seine volle Arbeitskraft einsetzen, und der jeden Tag von neuem sich zeigende Erfolg wird ihn darin aufs beste unterstützen. Immer wieder möchten wir den Lehrern zurufen: „Versuch's nur erst einmal!" Und ihr werdet sehen: „was wir hier sagen, bleibt weit hinter dem zurück, was ihr zu eurer eigenen Freude merken werdet."

Und das ist nicht etwa verwunderlich. Weil auch für den Lehrer die Natur das Element ist, wohinein er mit Leib und Seele gehört, wo allein er sich frei und sicher fühlt, darum muß eine solche Verwandlung vor sich gehen. Nicht ein einziges Wort in den schönen, mit Recht oftmals zitierten Versen Goethes entbehrt der Wahrheit:

„Und fragst Du noch, warum Dein Herz
Sich bang in Deinem Busen klemmt,
Warum ein unerklärter Schmerz
Dir jede Lebensregung hemmt?
Statt der lebendigen Natnr,
Da Gott die Menschen schuf hinein,
Umgiebt Dich Rauch und Moder nur
Und Tiergeripp' und Totenbein."

Vielleicht wird man nun eingesehen haben, warum wir es für eine höhere Pflicht halten, für die Umgestaltung der Volksschule einzutreten als für die Erneuerung des Gymnasiums.

Die Volksschule ist der Grundstein. Auf ihre gesunde Gestaltung haben die ersten und besten Männer des Staates hinzuwirken. Thun sie es nicht, so zeugt das für nichts anderes, als daß ihnen ein barbarisches Unwissen auf pädagogischem Gebiete eigen ist. Pflicht ist es auch, gerade für den Anfangsunterricht ausgezeichnete Männer zu gewinnen, die nach jeder Hinsicht den Anforderungen genügen, so man an einen Erzieher der Seele, des Leibes und Geistes stellen muß. Wobei allerdings man der Hoffnung sich hingeben darf, daß auch solche, die heute noch nicht zu solchem Unterricht geeignet erscheinen, durch die Natur schon dazu umgewandelt werden.

Haben wir die Volksschule in diesem Sinne umgeschaffen, so werden sich in kürzester Zeit die besten Folgen an den Kindern, an den Lehrern und am Volke und selbstverständlich auch am Gymnasium aufs deutlichste bemerkbar machen, ohne daß dieses auch nur ein Haar geändert ist.

Aber das wissen wir sehr genau. Vier Jahre nach Einführung der von uns vorgeschlagenen Unterrichtsart wird das Gymnasium mit Schrecken entdecken, wie fabelhaft es veraltet ist, und wird dann aus eigenem Antriebe nach gründlicher Erneuerung streben.

„Der Bahnbrecher" I, 15/16 (Herausgeber A. Schulz, Berlin).

Gymnasium und Trunksucht.

In der Mäßigkeitsbewegung finden wir bald diesen, bald jenen Stand, bald diese und jene Organisation, bald diese, bald jene Berufsgruppe als Herd oder Hort des Trunkes und der Unmäßigkeit bezeichnet und wenn wir uns den Vorwurf genau ansehen, so finden wir, daß allemal derjenige, der ihn machte, subjektiv die Wahrheit sprach. Einer sieht öfters trunkene ländliche Arbeiter, der andere zechende Fabrikarbeiter, dieser sieht oder hört von Trinkgelagen junger Lieutnants, jener von Studentenkneipereien, die ins Maßlose gehen, mancher bemerkt, daß gewisse Handwerksmeister stundenlange Frühschoppen und Vesperschoppen halten, manchen beleidigt das Knallen der vielen Champagnerpfropfen in Gesellschaft von Handelsherren und solchen, die es werden wollen. Wenn man mit diesem Verallgemeinern oft auch nicht die Wahrheit trifft, eins ist unbestreitbar: der Verbrauch an geistigen Getränken ist trotz der Mäßigkeitsbewegung noch nicht im Abnehmen, sondern im Zunehmen.

Der Branntweinverbrauch, der pro Kopf 1894/95 4,3 l betrug, ist 1895/96 auf 4,4 l gestiegen und der Bierverbrauch, der 1894/95 pro Kopf 106,9 l betrug, stieg 1895/96 auf 115,7 l.

Über den Weinverbrauch entbehren wir genauere Statistiken, man kann aber behaupten, daß auch der Genuß von Wein zugenommen hat. Und daraus muß wohl auch geschlossen werden, daß die Trunksucht selbst nicht abgenommen hat.

Der beste Beweis dafür ist wohl, daß sich auch in unseren Trinksitten und den Volksanschauungen über den Trunk noch keine wesentliche Aenderung gezeigt hat. Hier aber ist der Punkt, wo man hauptsächlich bei der Bekämpfung der Trunksucht einsetzen muß. So lange man den Trunk und das Trinken noch zu verherrlichen angezeigt findet, anstatt den Unmäßigen der Verachtung preiszugeben, so lange wird alles nur wenig zu nützen vermögen. Will man aber Volkssitten und Volksanschauungen ändern, so muß man bei der Jugend, bei den Kindern beginnen. Unsere Volksschulen und unsere Volksschullehrer sind auch dazu bereit, mitzuarbeiten gegen den Trunk. Die allgemeinen Lehrerversammlungen haben sich schon wiederholt mit der Mäßigkeitsfrage beschäftigt.

Wie aber steht es bei der deutschen Jugend, welche die höheren Schulen besucht, insbesondere die Gymnasien und Realschulen? Bei ihnen ist der Wirtshausbesuch auch offiziell ebenso verboten, wie bei Volks- und Bürgerschulen oder Fortbildungsschulen, aber man glaubt etwas Wirtshausbesuch bei den oberen Klassen tolerieren zu sollen, damit nicht bisher zur gänzlichen Enthaltsamkeit Gezwungene dann als Freigewordene, sei es, daß sie Hochschüler werden, sei es, daß sie in einen Vorbereitungsdienst oder einen freien Beruf eintreten, der Unmäßigkeit um so leichter erliegen.

Diesen pädagogischen Grundsatz übt man in verschiedener Weise. Einem Schuldirektor dünkt es gut, daß der 16—18 jährige Jüngling beim Glase Bier mit Menschen verkehre und sich dabei für's Leben bilde, der andere hält den Verkehr am Wirtstische für höchst schädlich für seine Zöglinge und

er gestattet ihnen nur das Wirtshaus, wenn sie in einem separaten Zimmer unter sich verkehren. Daß aus diesem Separatzimmer ein studentisches Kneipzimmer wird und bei vielen geworden ist und daß hier der Unmäßigkeit große Huldigung gezollt wird, scheint den Schulmännern wohl nicht bekannt zu werden. Andere Personen wissen es und die betreffende Schuljungend macht in der Regel kein Hehl daraus, sondern rühmt sich dessen noch, weil sie glaubt, damit den Beweis für ihre Männlichkeit bereits zu erbringen. In einer süddeutschen Universitätsstadt, wo der Gymnasialdirektor zugleich Professor der Pädagogik ist, werden die Primaner zum Kommers der Abgehenden mit den Lehrern, Vätern und Freunden förmlich auf studentisches Trinken „eingepaukt". Es wird auch alljährlich darauf hingewiesen, daß die abgehenden Schüler auch in dieser Hinsicht bereits die volle Reife für die Universität besäßen und sie werden ermahnt, nur recht auszutoben und ja keine Philister zu werden, denn Philister seien Menschen, die nur deshalb für Mäßigkeit schwärmen, weil sie einen guten Trunk nicht vertrügen und ihn daher anderen auch nicht gönnten Wenn gegenüber solcher Belehrung der zur Hochschule ziehenden Jünglinge die Mäßigkeitsbewegung versagt, wen kann das wundern!

Aber man geht noch weiter, man wählt Aufführungen der Schüler für Festakte, in denen der Trunk als Sorgenbrecher geradezu verherrlicht wird und man extemporiert in das Festspiel hinein selbst persönliche Anspielungen — mit Namen — gegen die Träger der Mäßigkeitsbewegung. Wo man die künftigen Beamten, Gelehrten, Geistlichen, Ärzte und höheren Lehrer noch so erzieht, hat man schon kein Recht, etwas gegen die Trunksucht in den anderen und namentlich unteren Ständen zu unternehmen, es würde auch nur Erbitterung erzeugen und nichts nützen können. Soll es besser werden auf irgend einem ethischen Gebiete, dann müssen die Gebildeten mit gutem Beispiel vorangehen. Nur so wird man Erfolge erzielen. Deshalb ist es höchste Zeit, Front zu machen gegen eine Gymnasialerziehung, welche die Mäßigkeit verhöhnt.

„Volkswohl" XXI, 45.

Kritik.

Dr. Fröhlich's Buch: „Die Individualität". Der Autor dieses kürzlich bei A. Zimmer's Verlag (E. Mohrmann) in Stuttgart erschienenen Buches hat (X. Jahrg. S. 376) bereits ein ausführliches Autoreferat abgegeben. Wenn ich gleichwohl nochmals auf das Buch zurückkomme, geschieht es wegen der besonderen Anschauungen, die es vertritt und für die es Propaganda zu machen sich bestrebt. Ich sage „besondere", weil sie keine landläufigen sind. Der Verfasser bekennt, seine innersten subjektiven Anschauungen dargelegt zu haben und meint, daß in der unverfälschten Subjektivität die menschlich und für den Einzelnen allein erreichbare Wahrheit liege. Für philosophische Erörterungen, wie sie dieses Buch bringt, trifft das vollkommen zu.

Wie viele deutschen Ärzte befassen sich heutzutage mit Philosophie? Ich glaube, nicht zu wenig zu sagen, wenn ich behaupte, keine 5 Prozent! Das mag daher kommen, daß sie auf der Hochschule keine Philosophie

betreiben und daß die klinischen Lehrer, die über das rein Konkrete der Wissenschaft hinausgehen und an das rein Objektive philosophische Gedanken anknüpfen, dünn gesäet sind. Selbstverständlich meine ich hier nicht die alte spekulative Philosophie, die ihre Ideen in Wolkenkuckucksheim umherflattern ließ, sondern ich meine die berechtigte moderne Naturphilosophie, die auf realem Boden steht und stehen bleibt.

Fröhlich sucht das von der Wissenschaft überreich angehäufte Thatsachenmaterial „zu durchgeistigen, mit der einenden Idee zu durchdringen und dadurch erst wahrhaft fruchtbar zu machen"; als Mittel zu diesem Zweck will er einen Idealismus bewußten Handelns und Strebens nach erkenn- und erreichbaren Zielen erstehen lassen. Die volle und harmonische Entfaltung der Individualität, leiblich wie geistig, führt den nach dem Höchsten strebenden Menschen jenen Zielen entgegen.

Jede von außen kommende Einwirkung ruft im Organismus Schutz- oder Ausgleichsmaßregeln wach und diese individuell zu erkennen und zu leiten, ist Aufgabe des Arztes. Fröhlich prüft alle gegenwärtigen Richtungen und Schulen der Therapie, ob und wiefern sie dieser Aufgabe gerecht werden und findet, daß ihre Leistungen, soweit sie gut sind, nur auf der Anregung und Unterstützung der organischen Reaktion beruht. Die größte Leistung der ärztlichen Kunst ist die Gesunderhaltung des Organismus und in der Verhütung von Krankheit und Entartung muß das Arzttum seinen höchsten Ruhm erblicken.

Hiemit ist in kurzen Zügen der Inhalt des Buches skizziert, das, wie der Verfasser in seinem Autoreferat richtig bemerkt, keine Lektüre für den Kaffeetisch ist, sondern Muße und Vertiefung des Lesers verlangt. Wer Fröhlich persönlich kennt, weiß, wie innig er sich in ein Problem zu vertiefen und mit welch temperamentvoller Kraft er seiner nach redlicher Prüfung und Arbeit gewonnenen Überzeugung Ausdruck zu geben vermag; man wird in dem Buch, dem er sein innerstes Empfinden anvertraut hat, die faustische Natur des nach Harmonie und Vollendung ringenden Menschen erkennen. Gerade dies macht aber das Buch für jeden Leser interessant, der über dem schalen Getriebe der flachen Alltäglichkeit und über dem ewigen Suchen materialistischer Wissenschaft nach Regenwürmern Sehnsucht nach Höherem, Besserem fühlt und sich gern von einem kundigen Führer in höhere Regionen führen läßt.

Ich würde mich freuen, später einmal vom Autor und Verleger zu erfahren, daß das Buch gerne gekauft wird. Leute wie Herr Dr. med. Allerhand, der es in echt „Weaner" Manier im österreichischen „Ärztlichen Zentral-Anzeiger" bereits gehörig heruntergerissen hat, werden dann einsehen, daß es jenseits der schwarzgelben Berge auch noch Leute giebt. Mit Schimpfen und Pultdeckeln werden gute Gedanken nicht totgeschlagen.

Gerster.

Baas, Dr. Hermann, prakt. Arzt, **Die Herzkrankheiten.** Ihre Formen, Ursachen, Verhütung und diätetisch-hygieinische Behandlung. Mit 3 Abbildungen. Dritte, verbesserte Auflage. Berlin. Verlag von Wilhelm Möller, Prinzenstr. 95. 8°, 68 Seiten, Preis Mk. 1.—

Die pathologischen Auseinandersetzungen nehmen in diesem Buche (Band 14 der Hausbücher für Gesundheitspflege) einen sehr breiten Raum ein, während die diätetischen Maßregeln mit etlichen Seiten abgethan werden. Wir bedauern dies, weil unsers Erachtens ein Hausbuch für Gesundheitspflege keine Hypochonder und halben Ärzte heranzüchten soll. Der Autor versteht

es vortrefflich, frisch und volkstümlich zu schreiben und würde sicher außerordentlich Ersprießliches auf dem Gebiete der prophylaktischen Hygieine leisten.
St.

Hegewald, Professor, M. D., Aus der Mappe eines Arztes. 2. verm. Auflage. Berlin. Verlag von W. Möller, Prinzenstr. 95. 8⁰, 83 Seiten. Preis Mk. 1.50.

Man braucht nicht mit dem Verfasser für die „Oertelkur" schwärmen und wird doch die 8 Aufsätze, welche die kleine Broschüre enhält, mit Interesse lesen. — r.

Stubenrath, Dr. med. F. C., **Das Genus Sarcina** in morphologischer, biologischer und pathologischer Beziehung mit besonderer Berücksichtigung der **Magensarcine.** München. Verlag von J. F. Lehmann. 1897. 8⁰, 92 Seiten. Preis Mk 3.—

Eine wertvolle Monographie eines Mikroorganismus, der in verschiedener Hinsicht Interesse bietet. Verfasser hat eine Reihe von bestimmten Sarcineformen festgestellt, polemisiert gegen verschiedene Autoren, (namentlich Gruber), die einige zweifelhafte Arten aufgestellt hatten und stellt die diesbezüglichen Angaben richtig. Als Resultate der Untersuchungen Stubenrath's ergab sich, daß es keine besondere Sarcine-Art des Magens (wie vielfach angenommen wird) giebt, daß das biologische Verhalten der Sarcinen sehr variabel, die chemischen Leistungen gering und krankmachende Eigenschaften nicht nachweisbar sind. G.

Hueppe, Dr. Ferdinand, Professor der Hygieine an der deutschen Universität in Prag, **Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen** im Altertume und in der Gegenwart. Mit 9 Abbildungen im Text. Wiesbaden. C. W. Kreidel's Verlag. 1897. 8⁰, 113 Seiten, Preis Mk. 2.40.

Von der Gesundheitspflege bei den alten Griechen wußte man seither so gut wie gar nichts oder man stellte wenigstens die Römer als die alleinigen Wasserversorgungstechniker hin. Die Schliemann'schen Ausgrabungen, die von technisch geschulten deutschen Architekten vorgenommen wurden, haben aber in mancher Hinsicht wertvolle und interessante Aufschlüsse über altgriechische Hygieine ergeben. Hueppe hat gelegentlich einer mehrmonatlichen Reise durch Griechenland Land und Leute in Bezug auf Hygieine eingehend studiert und hat als Hauptergebnis seiner Beobachtungen die Zerstörung der „philologischen Mär" von der asiatischen Herkunft der Pelasger und Hellenen geliefert und bewiesen, daß die alten Pelasger und Hellenen in der Wasserversorgung mehr geleistet haben, als man bisher angenommen hat. Auch sonst ist das Buch von hohem (und aktuellem!) Interesse durch seine trefflichen Schilderungen griechischer und türkischer Verhältnisse und die mitunter mit sarkastischem Humor und mit Seitenhieben auf die klassische Philologie und die „exakte" Therapie gewürzte Schreibweise macht die Lektüre überaus amüsant.
Gerster.

Fischer, Dr., prakt. Arzt, **Die Influenza.** Ihr Wesen, ihre Ursachen und naturgemäße Behandlung. Allgemein verständlich dargestellt. Berlin. Verlag von Wilhelm Möller, Prinzenstr. 95. 8⁰, 64 Seiten, Preis Mk. 1.— (Hausbücher für Gesundheitspflege, Band 2).

Verfasser betrachtet die Influenza als eine Erkältungskrankheit: durch Abkühlung des Körpers werden die Gewebezellen krank und die Gifte ausgeschieden. Warum die Krankheit in Form von Epidemien auftritt, ist hiedurch nicht erklärt. Oder giebt es auch epidemische Verkältungen oder verkältende Epidemien?? Die Erscheinungen der Influenza sind in dem Büchlein zutreffend geschildert und bei der Behandlung mit Recht darauf hingewiesen, daß die

einfachsten Mittel, namentlich Wasseranwendungen, am besten wirken. Ob aber die im neunten Kapitel angehängten Krankengeschichten, die natürlich alle mit raschen und vollkommenen Heilungen schließen, den Zweck der Broschüre nicht allzu deutlich verraten? St.

Reich, Dr. Eduard, **Der Kosmos des Übersinnlichen und die Entwickelung der Wesen.** Prag. Verlag von A. Flemming (August Spitz) zu Prag und Spandau. 1897. 8°, 302 Seiten, Preis Mk. 10.

Der weit bekannte Verfasser macht in diesem Werke den Versuch, „die Metaphysik als Theologie, Kosmologie und Psychologie und die Entwickelungslehre auf neuen positiven Grundlagen und in ganz neuer Auffassung vielseitig zu erbauen, weiter deren Ergebnisse zu einer wahren und befriedigenden Weltanschauung zu verwerten, wie solche einerseits der Philosophie und Religion unentbehrlich ist, andererseits dem persönlichen und gesellschaftlichen Leben als Unterlage dient". Er gelangt zu seinen Resultaten nicht auf dem Wege des Versuchs, sondern nur auf dem der Schlußfolgerung und findet die gut begründete Logik beweisender als den bestgemachten Versuch. Gott kann seiner Meinung nach nur als Persönlichkeit gedacht werden, „bei der Betrachtung Gottes hört die Logik des Verstandes bald auf, um in der Logik des Fühlens ihre notwendige Fortsetzung zu finden". Die Theologie betrachtet Reich als reine Gotteslehre, deren Methode Deduktion genauester Art ist; den Pantheismus wie den Atheismus verurteilt er gleichmäßig. Religion ist ihm das System der allgemeinen, weltumfassenden Liebe. Theologie und Wissenschaft, in korrekter Weise aufgefaßt, können nicht feindselig sich gegenüberstehen, sondern bedingen einander. Die physische Weltsubstanz erscheint als Stoff, Äther und Kraft; durch Verdichtung von Kraft entstehen Atome und Äther, durch Verdichtung von Äther Moleküle.

Wir wollen hier nicht näher auf Einzelheiten des Reich'schen Werkes eingehen, sondern verweisen Interessenten auf gründliches Studium desselben. Wir wünschen, es möchten recht Viele den Autor auf seinen Gedankenflügen begleiten. —r.

Reich, Dr. Eduard, **Gesammte Werke.** II. Band: Berufsarbeit und Gesittung. Leipzig. Verlag von August Dieckmann. 1896. 8°, 304 Seiten, Preis broch. Mk. 6.—, gebd. Mk. 7.—

Ein erfahrener Kenner der sozialen, wirtschaftlichen und sonstigen Verhältnisse der Menschheit spricht hier zu uns über Militärdienst, Medizinalwesen, geistlichen und lehrenden Beruf, Literaten- und Künstlertum, Staatsdienst, Krämertum, Handwerk und Bauerntum im Besonderen. Humanität, Liebe zur Wahrheit und große Offenheit sind die Eigenschaften, die den Verfasser und sein Werk auszeichnen und die vielen guten Ideen und Ratschläge, die dieses enthält, werden jedem Leser Nutzen bringen. St.

Schiffner, Gustav, Niesky O.-L., **Prostitution und Seuchengefahr.** Eine sozial-hygieinische Studie. Grosschönau i. Sa. Verlag von J. G. Schiffner. 1897. 8°, 14 Seiten.

Verfasser hält die Prostituierten für ganz besonders empfänglich für Infektionskrankheiten aller Art und darum für eine große Gefahr für die gesammte Bevölkerung. Seine Beweise entnimmt er den Lahmann'schen Eiweißtheorien. K.

Katechismus der Kopfformenkunde das ist der Lehre von der Lokalisation der geistigen Fähigkeiten des Menschen im Gehirne. 12 Bogen 8°. Mit 44 Abbildungen. Berlin 1897. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Katechismus der Handschriften-Deutung. Nach dem neuesten Stande der Forschung und nach eigenen Erfahrungen bearbeitet. 121 Seiten 8°. Mit über 200 Handschriften-Facsimiles auf 12 Tafeln. Berlin 1897. Preis 3 Mark.

Katechismus der Psychographie das ist der Gabe des mediumistischen Schreibens und Zeichnens — nach eigenen Erfahrungen beschrieben. 6 Bogen 8°. Mit einer Psychographenplatte und 19 Abbildungen. Berlin 1897. Preis 2 Mk. 40 Pf.

Sämmtliche 3 Werke haben den Grazer Schriftsteller C. W. Geßmann zum Verfasser und sind in dem bekannten rührigen Verlag Karl Siegismund in Berlin (Mauerstraße) erschienen.

Die „Kopfformenkunde" knüpft an die sog. Phrenologie an, die Lehre von der Erkenntnis der seelischen Eigenschaften des Menschen aus der Gestalt des Schädels. Mag man diese Lehre auch für veraltet oder irrig halten, dürfte es doch für Jeden von Interesse sein, sie genau kennen zu lernen, da verschiedene vergleichend-anatomische Beobachtungen ihr immerhin einigen Wert verleihen. Als Ergänzung der Physiognomie verdient sie namentlich seitens der Ärzte und Kriminaljuristen Aufmerksamkeit. Geßmann giebt ein unparteiisches Bild der Phrenologie und betont, daß sie nicht allein aus Büchern, sondern auch in der Praxis erlernt werden müsse.

Die „Handschriftendeutung" hat in den letzten Jahren in manchen Sensationsprozessen eine Rolle gespielt und man wird dabei erfahren haben, daß sie als Wissenschaft noch sehr viel zu wünschen übrig läßt. Im vorliegenden Werke bietet Geßmann dem Leser eine Blütenlese der von den bedeutendsten Vertretern der Graphologie gewonnenen Regeln, die auf Grund längerer eigener Praxis des Verfassers gesichtet und übersichtlich angeordnet wurden. Eine wertvolle Neuerung bietet das Werk in einer alphabetischen Zusammenstellung sämtlicher sichergestellten Charaktereigenschaften nach ihren graphologischen Merkmalen.

Über „Psychographie" Eingehendes zu erfahren, wird schon deshalb Jeden interessieren, weil bekanntlich die Spiritisten in dem sog. automatischen Schreiben den stärksten Beweis des Hereinragens einer Geisterwelt erkennen wollen. Geßmann kommt auf Grund zahlreicher, unter strengen Bedingungen ausgeführter Versuche zu dem Schlusse, daß man in fast allen Fällen den Vorgang durch psychische Kräfte des Schreibenden erklären kann. Er will dem Leser ein unparteiisches Urteil ermöglichen und dies ist ihm nach unserer Meinung wohl gelungen. Die beigegebenen 200 Hand-Facsimiles machen das Werkchen besonders interessant und wertvoll.

Siegismund's Verlag hat diese Werke durch gutes Papier und klaren Druck vortrefflich ausgestattet. G.

Baltzer, Eduard, **Vegetarianisches Kochbuch** für Freunde der natürlichen Lebensweise mit einem Vor- und Nachwort. 13., bedeutend verbesserte und vermehrte Auflage. (41.—45. Tausend). Mit Ed. Baltzer's Porträt. Leipzig. Verlag von H. Hartung & Sohn (G. M. Herzog). 1898. 8°, 169 Seiten, Preis gebunden Mk. 1.40.

Das in dieser Zeitschrift bereits mehrfach besprochene und gewürdigte Buch, eines der besten der vegetarianischen Litteratur, präsentiert sich in elegantem Gewande und inhaltlich wesentlich vermehrt. Wir stehen keineswegs auf dem Standpunkte des Verfassers, daß Gesunde sich ausschließlich von Cerealien (Halm- und Körnerfrüchten) und Wasser ernähren und dabei gesund erhalten können; wir zweifeln nicht daran, daß es im Einzelfall solche Leute giebt, möchten aber das nicht verallgemeinern. Ganz entschieden aber kann

man von den Vegetariern, insofern sie Gemüse, Milch-, Eier- und Obstspeisen in allen erdenklichen Zubereitungsformen genießen, nicht nur Genügsamkeit lernen, sondern auch den üblichen, nach unseren Begriffen öden Fleischtisch reformieren und ergänzen. Die vortrefflichen Vorschriften über genügendes Kauen aller Speisen und die Behandlung der Nährmittel, sowie die vielen Rezepte guter, schmackhafter und billiger Gerichte seien jedem Interessenten empfohlen. C. G.

Fischer, Dir. Franz L., Lehrer und Vertreter der Naturheilkunde, **! Sichere Rettung !** Ein Wegweiser zur vollkommenen Heilung aller männlichen und weiblichen Geschlechtsleiden durch naturgemäße Behandlung nebst anatomisch-physiologischen Erklärungen der Geschlechtsorgane. Leipzig. Kommissionsverlag von H. Hartung & Sohn (G. M. Herzog). 8°, 171 Seiten, Preis Mk. 2.50. 1.—5. Tausend.

„Im Gegensatze zu den zahlreichen marktschreierischen Broschüren und den die Spalten der Zeitungen füllenden Anpreisungen von sogenannten Heilmitteln und den Ärzten, welche mit Medizinbehandlung, besonders mit Quecksilber und sonstigen schädlichen Geheimmitteln, Heilung solcher Leiden in den Tageszeitungen anbieten, veröffentliche ich nur Beobachtungen und Erfahrungen zum wirklichen Nutzen der Schwachen und Geschwächten, indem ich hoffe, daß der Unbefangene diese klaren Worte würdigen und der Leidende die wohlgemeinten Ratschläge mit Dank befolgen wird".

Diese schönen Sätze des Vorworts ergänzen den schönen in jeder Hinsicht vielversprechenden Titel und im Schlußwort teilt der edle Menschenfreund, „Lehrer und Vertreter" allen Leuten seine genaue „einfache" Adresse mit, um drauflos kurieren zu können (auch anonyme Briefe werden berücksichtigt!!) Die pathologischen Ausführuugen des Buches sind so schauderhaft, daß sich der Herr „Dir." kein Urteil über die Ärzte anmaßen kann und in seinem Auftreten steht er den in den Zeitungen sich anbietenden Ärzten vollkommen gleich. Eine Kritik des ganzen Machwerkes ist vollkommen überflüssig.

St.

Kleiner Lesetisch.

Der Kampf gegen den Geheimmittelschwindel. Über die Gründe zur Ausbreitung und die Mittel zur Bekämpfung dieses Schwindels schreibt Dr. med. A. Kraft (Bern) in einem vortrefflichen Aufsatz, den er in Nr. 8 und 9 (1897) der „Schweizer Blätter für Gesundheitspflege" veröffentlicht hat:

„Der Mensch baut nie mehr auf die Wunder einer geheimnisvollen Macht, als in der Ohnmacht der Krankheit und ganz besonders dann, wenn diese Krankheit eingebildet oder langwierig ist, oder wenn der durch den Kampf ums Dasein schwer Gedrückte mit solchen Mitteln sich die Kosten der ärztlichen Behandlung zu ersparen vermeint. Er greift nach jenen Geheimnissen, weil sie ihm den Trost einer schnellen und „sichern" Heilung, selbst ohne Berufsstörung, ja auch brieflich, im rosigsten Lichte vorgaukeln; er horcht nicht auf die Stimme der Vernunft, welche ihm sagt: du schadest dir! nein, er bezichtigt vielmehr den, welcher ihn vor Schaden bewahren will, des Neides und

der Mißgunst, des Brotneides, oder der Unkenntnis, je nachdem es sich um die warnende Stimme eines Arztes oder eines Laien handelt. In gesunden Tagen beherrscht der Aberglaube das Volksleben in ebenso hohem Grade, sei es, daß zufällige Heilungen zu Wundern aufgebauscht werden, oder gefälschte Zeugnisse das Gemüt der Menschen in schwerer Weise beeinflussen. Wir haben also in diesem Kampfe gegen den Drachen mit menschlichen Erbübeln zu rechnen, denen weder der Staatszwang noch die moralische Presse beikommen können und mit welchen die Unlauterkeit sich stets zu ihrem Vorteil verbinden wird. Wir mögen alle Hebel in Bewegung setzen, um dieser Volkskrankheit zu steuern, überall wird sie ein Pförtchen offen finden, wo sie in unverhüllter Frechheit oder unter der Maske der Schamhaftigkeit und frömmerer Denkungsart wieder im Lande einziehen kann. Diese pessimistische Auffassung der Sachlage ist nun keineswegs eine Aufforderung dazu, die Hände in den Schooß zu legen; der Kämpfer für die Wahrheit kümmert sich nicht um Lohn und Dank, er findet seine Befriedigung in der Wahrheit selbst. Dieser Grundsatz wird auch dem Arzte seine Stellung im Kampfe gegen den Geheimmittelunfug vorschreiben. Der Arzt wird den Staat für die Wahrheit der Sache zu gewinnen suchen und die Gesetzgebung beweist, daß der Staat sich entgegenkommend zeigt; der Arzt wird es sich aber auch zur Pflicht machen, auf die anständige Presse sittlich einzuwirken und wenn ihm das gelingt, so ist es sehr zu begrüßen. Doch wird er sich weder auf den Staat noch auf die Presse allein stützen können, nein, er wird darauf angewiesen sein, die Axt an die Wurzel des Übels zu legen und sich an das Volk selber zu wenden. Will aber der Arzt dem Volke gegenüber auf Gewicht Anspruch erheben, dann muß er auf sein eigenes persönliches Verhalten in erster Linie Rücksicht nehmen. Er ist der Kritik des Publikums im höchsten Maße ausgesetzt und wenn auch das Urteil der Menge nicht alles gilt und nicht stets das Richtige trifft, so ist es doch auch nicht gleichgültig. Das Volk beurteilt nach seinem Gefühle den Menschen und seine Handlungen, und überträgt aus Mangel an Urteilskraft das, was es am einzelnen sieht, auf die Gattung oder den Stand. Die Achtung aber vor dem ärztlichen Berufe ist ein Hauptschutzmittel gegenüber der Schwindel- und Schmutzkonkurrenz und leider scheint diese Achtung im Abnehmen begriffen zu sein. Es ist hier nicht der Ort, den Gründen dieser Erscheinung nachzugehen ......"

Richter hat Vorschläge gegen den Geheimmittelunfug gemacht, von denen wir folgende nennen:

Belehrung durch Wort und Schrift, Vereinigung anständiger Redaktionen und Verlagsbuchhandlungen, Privatgesellschaften, Vereine gegen gewerbsmäßige Charlanterie, öffentliche Unsittlichkeit und Unzucht, wie sie z. B. sehr bedeutend und zahlreich in England existieren, Erweckung und Belebung des Rechts- und Sittlichkeitssinnes unserer Gerichts- und Polizeibehörden zur unnachsichtlichen Bestrafung, sei das Ziel unserer Bestrebungen.

Er führt wörtlich an:

„Man muß die Korporationen der Apotheker, der Buchhändler, der Schriftsteller, (wie überhaupt die ganze bürgerliche Gesellschaft) dahin vermögen, daß sie die Unehrenhaftigkeit des Geheimmittelkrams grundsätzlich anerkennen und zu dessen Unterstützung in keiner Weise Namen oder Beihilfe hergeben, also auch nicht Geheimmittel verkaufen oder ankündigen, mittel- oder unmittelbar empfehlen oder sie in ihren Verlagswerken und Zeitungen anempfehlen lassen. Man muß. Aber wo ist das mächtige man? Es

wird klein geschrieben und ist geschlechtsloser, unpersönlicher Natur. Aber hinter diesem „man" steckt die ganze menschliche Gesellschaft, die höchste Pflicht unserer Kultur, der kategorische Imperativ. Wir alle müssen in unserer Denk-, Gefühls- und Bildungsweise höher streben und steigen, gesundheitskundiger, reinlicher, anständiger werden. Dann tritt dieser kategorische Imperativ in volle Wirksamkeit, scheucht Unsittlichkeit und Prellereigewerbe in ihre Maulwurfsgänge zurück und zwingt auch Gerichts- und Polizeibehörden, sowie Zeitungs-, Bücher-, Apothekeneigentümer in ihrem eigenen Interesse auf Reinlichkeit zu halten, welche nach einem englischen Sprichwort zur nächsten Nachbarin der Gottseligkeit erhoben wird.

Was Richter vor zwanzig Jahren sagte, gilt auch heute noch. Das Geheimmittelunwesen ist ein uraltes Krebsübel der menschlichen Gesellschaft und aufs innigste verbunden mit andern Übeln, die sich nie ganz ausrotten lassen. Wir nennen diese Übel Einsichtslosigkeit, Aberglaube, Leichtgläubigkeit, Hang zu Wundern und Geheimnissen in den natürlichsten Dingen der Welt, Hang aber auch zu beschaulichem Verharren in der angeborenen Dummheit. Staat und Presse können allerdings viel zur Besserung beitragen, der Staat durch die Macht des Gesetzes und durch die Sorge für allgemeine Volksbildung namentlich in der Schule, die Presse durch eine gesinnungstüchtige Moral dem Schwindel gegenüber und durch den Willen, dem Wohle der Gesamtheit das eigene Interesse zu opfern. Die Hauptaufgabe liegt aber in der Hand des Arztes. Er soll durch unausgesetzte Belehrung einerseits und Pflichterfüllung andererseits die Vorurteile zu beseitigen, das Zutrauen zum ärztlichen Stande zu heben suchen. Er soll nie vergessen, daß selbst die sozialen Verhältnisse ihm nicht das Recht geben, die schlimmen Gewohnheiten des Konkurrenzkampfes zu den eigenen zu machen und so den ärztlichen Stand zu erniedrigen, damit um so glänzender der Geist der Unwissenheit und Hohlheit triumphiere über die Macht des Wissens und Könnens. Bewahren wir unsern Mut in allen Lebenslagen, schauen wir vorwärts, nie rückwärts, erfassen wir unsere soziale Stellung, dann wird auch auf diesem Gebiete das Licht die Finsternis durchblitzen!"

Der Trinkzwang geschäftshalber. Bei der seit einiger Zeit planmäßig geführten Bekämpfung des Saufteufels erscheint es angebracht, auf eine Unsitte hinzuweisen, die nicht wenig dazu beiträgt, daß mancher Mann mehr geistige Getränke zu sich nimmt, als gut ist.

Diese Unsitte kann durchweg als Trinkzwang bezeichnet werden. Dem letzteren sind namentlich Handwerker und Geschäftsreisende unterworfen, die unter ihren Kunden viele Wirte haben.

Wenn ein Handwerksmeister Arbeiten für Wirte auszuführen hat, dann hält er es für etwas Selbstverständliches, seinem Kunden auch Verdienst zu kommen zu lassen. In dem Gedanken: Leben und leben lassen! besucht der Meister häufiger, als er es sonst wohl thun würde, die Lokale der betreffenden Wirte und trinkt dort Wein, Bier und Branntwein, je nachdem er Gesellschaft vorfindet, und wird so allmählich zum Gewohnheitstrinker.

Wir haben Handwerksmeister kennen gelernt, die gerade dadurch, daß sie sich verpflichtet glaubten, bei Wirten häufiger „etwas zu verzehren", so weit kamen, daß sie ihre Arbeit vernachläßigten und schließlich mit ihrer Familie in Not und Elend gerieten. Wenn man diese Thatsache ins Auge faßt, dann wird man sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß es zur wirksamen Bekämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke u. a. auch dringend notwendig ist, durch zweckmäßige Belehrung zu zeigen, wie verderblich

die Ansicht ist: Derjenige, welcher für Wirte arbeite oder Geschäfte mit solchen mache, habe auch eine Art Verpflichtung, sich denselben durch häufigen Besuch ihrer Lokale „erkenntlich“ zu zeigen. Oder sollte es Wirte geben, welche darauf sehen, daß die, bei welchen sie arbeiten lassen, viel bei ihnen verkehren und selbst bei Bezahlung der Rechnung einfach einen Teil der Summe zurückbehalten mit dem Bemerken, dieser Betrag könne doch wohl verzehrt werden, denn auch sie (die Wirte) wollten leben? Ein derartiges Verfahren wäre als die schlimmste Form des Trinkzwanges auf das schärfste zu verurteilen. Aus dem Munde von Handwerksmeistern haben wir des öfteren bittere Klagen über das angedeutete Vorgehen gehört. In der That verlieren dieselben einmal einen Teil des ihnen rechtmäßig zukommenden Geldes, den sie in ihrem Haushalte oder in ihrem Gewerbe notwendig gebrauchen müßten, und zum andern werden sie zum Wirtshausbesuche geradezu gezwungen.

Aehnlich wie bei den Handwerkern verhält es sich bei den Geschäftsleuten, die ihre Kundschaft hauptsächlich unter den Wirten haben; auch sie können kaum anders: sie müssen bei der Nachfrage nach Bestellungen „etwas verzehren“.

Wie aber wirkt dieses „Muß“?

Nehmen wir an: ein Metzger hat ein Dutzend und noch mehr Wirte zur Kundschaft und er macht nun die Runde bei denselben, um Aufträge zu erhalten. Der leidigen „Sitte“ entsprechend, verzehrt er in jedem Wirtshause, in das er kommt, bald dies, bald das. Wiederholt er solche „Rundreisen“ mehrere Male in der Woche, so ist es schlimm um ihn bestellt, und er verzichtete wahrhaftig besser auf den Profit aus den Bestellungen der betreffenden Kundschaft. In der Stadt ist ein Metzger persönlich dem Trinkzwange weniger unterworfen, als auf dem Lande, weil dort die Nachfrage nach Bestellungen meistens durch Gesellen oder andere Untergebene besorgt wird, während hier er durchweg selbst „rundgehen“ muß.

Ganz besonders dem Trinkzwang unterworfen sind aber Geschäftsreisende, die Bierbrauereien, Weinhandlungen, Liqueur-, und Zigarrenfabriken vertreten und daher vorzüglich mit Wirten „arbeiten“ müssen. Für die „Repräsentation“ der Firma, für die sie Bestellungen suchen, können sie täglich so und so viel Geld verzehren (Spesen). Im Interesse ihres Hauses lassen die Reisenden denn auch manche Mark für Getränke draufgehen. Nicht nur sie selbst konsumieren täglich, wenn sie auf Tour sind, ein beträchtliches Quantum Wein, Bier und Branntwein, nein, sie laden auch ihre Kunden und vielleicht auch noch gerade anwesende Gäste zu einer „guten Flasche“ ein, alles, um einen schönen Auftrag zu erhalten.

Wir erinnern uns hier eines Repräsentanten einer großen Bierbrauerei, der oft 14 Tage lang täglich vier bis sechs Wirte besuchte und bei jedem zwei bis drei Flaschen Wein trank: also 10—15 Flaschen an einem Tage! Der Mann ruinierte durch eine solche Lebensweise „im Interesse des Geschäftes“ innerhalb weniger Jahre seine Gesundheit total und starb schließlich in einer Irrenanstalt, eine Wittwe und vier unversorgte Kinder hinterlassend.

Ein Schnapsreisender, welcher den Feldzug 1870/71 mit acht Schlachten glücklich überstanden, erlag nach einigen Jahren dem Feinde Alkohol, mußte 10 Jahre in einer Irrenanstalt zubringen und starb alsdann an der Schwindsucht. In einer Trinkerheilanstalt sagte uns der Leiter, daß die meisten Insassen solche Geschäftsreisende seien.

Diese paar Beispiele zeigen so recht, was es mit dem gekennzeichneten

Trinkzwange auf sich hat, und wir möchten deshalb an unsere Leser die dringende Bitte richten, in ihren Kreisen gegen diese leidige Unsitte energisch vorzugehen; denn es kann nichts geben, was der Kultur unserer Zeit und der Gesittung mehr Hohn spricht, als ein Trinkzwang Personen gegenüber, die Bestellungen und Arbeit bei Inhabern von Wirtschaftslokalen nachsuchen müssen. („Der Elsässer)".

Was sollen wir trinken? Ein lieber Freund, der tief im Innern Afrikas an der Grenze des Sudan lebt, teilte mir kürzlich seine Gedanken über das Unheil mit, das der Branntwein der Weißen unter der schwarzen Bevölkerung jener Länder anrichtet. Er selbst ist seit den drei Jahren, die er, der einzige Weiße weit und breit, als Missionar unter den Negern nun schon zubrachte, totaler Abstinent und schreibt es hauptsächlich diesem Umstande zu, daß seine Verdauung — bekanntlich der schwächste Punkt für Eurapäer in den Tropen — so kräftig und sein Allgemeinbefinden so befriedigend blieb. Er ißt zweimal des Tages, wie die Eingebornen, und wundert sich immer wieder, weshalb die heimatlichen Temperenzblätter, die treffliche „Freiheit" nicht ausgenommen, so viel Worte machen über den Ersatz der Alkoholika durch andere Getränke. Ich lasse ihn selbst reden:

„Mich wundert nur immer eines, daß man stets nach Ersatz sucht „für die verschiedenen Spirituosen. Meiner allerdings unmaßgeblichen Ansicht „nach trinken wir Kulturmenschen schon so wie so zu viel und nehmen im „allgemeinen viel zu viel flüssige Speisen zu uns. Einen Ersatz für die „sprithaltigen Getränke bedürfen wir eigentlich gar nicht: man trinke sie ein= „fach nicht mehr und ich bin fest überzeugt, man wird sich viel wohler „fühlen."

Ich glaube, diese einfachen Worte sind ein Schuß ins Schwarze: sie bezeichnen klar und scharf einen Fehler, in welchen wir Abstinenten verfallen sind. Wir erschöpfen uns nachgerade in Vorschlägen von Ersatzgetränken, süßen, sauren, kalten, warmen, dicken, dünnen, unverdächtigen und verdächtigen, die eben schließlich doch auch gären und nach Belieben alkoholhaltig werden, wohin der berühmte Müller=Thurgauische Wein doch auch gehört. Wäre es nicht viel richtiger, zu sagen: es braucht das alles nicht; wir haben gar nicht nötig, die horrenden Massen von alkoholhaltiger Flüssigkeit, die getrunken wird, durch eben solche Massen anderen Getränks zu ersetzen: das macht sich ganz von selbst, denn Milch, Wasser, Kaffee und Thee genügen reichlich und überreichlich für jeden Durst. Viel ersprießlicher wäre es, den Leuten überhaupt die Verminderung ihres Getränkekonsums anzuempfehlen.

Wie sehr würde die allgemeine Gesundheit gewinnen! die bisher mit Flüssigem überschwemmten Mägen könnten wieder normal verdauen, der bisher homöopathisch verdünnte Verdauungssaft käme wieder zu seinem Recht. Es ist auch hier, wie bei so manchen Unsitten, der Atavismus, die altangeerbte Gewohnheit, sich anzufüllen, die uns den Glauben beibringt, wir müßten notwendig die Billionen von Hektolitern Bier, Wein und Branntwein durch andere feuchte Massen ersetzen! Das wird nie bei den Trinkern verfangen; darüber lachen sie und mit Recht; denn alkoholfreie Getränke lassen sich nun einmal nicht in Menge konsumieren; dazu bedarf es des reizenden Alkohols. Also lassen wir ab von dieser unfruchtbaren Bestrebung, thun wir doch nicht weiter, als ob die Enthaltsamkeitsfrage in der Ersatzfrage der geistigen Getränke durch geistfreie beschlossen sei, sondern erklären offen: es muß *weniger* getrunken werden.

„Die Freiheit" V., 12.

Die **Ansteckungsfurcht** in die weitesten Kreise der Bevölkerung getragen zu haben, ist bekanntlich eines der Hauptverdienste der Bakteriologik. Zu diesem Thema schreibt die „Ärztl. Rundschau“ in Nr. 48 (27. November 1897):

Dr. Volland in Davos, dem wir schon manche kernige Wahrheit über Mißgriffe in der modernen Medizin verdanken, schildert in der „Allg. med. Z. Z.“ recht treffend den Umschwung in der Bakterien-Angstmeierei. „Koch hatte die Ansteckungsfurcht der Medizin suggeriert und da giebt es bei dem Hypnotisierten nichts anderes. Mit heißem Bemühen wurde nun die große und die kleine Welt nach Tuberkelbazillen durchforscht und wo solche gefunden wurden, dahin wurde der Vernichtungskampf getragen. Die alte Erfahrungslehre von der Vererbung der Schwindsucht, die gewiß eben so alt ist, wie die Krankheit selbst, wurde kalt lächelnd in die medizinische Rumpelkammer gewiesen und für eitel Schaum und Dunst erklärt. Da man aber die Erblichkeit doch nicht aus der Welt schaffen konnte, so vererbte sich von jetzt an nur die Disposition zur Erkrankung, eine der merkwürdigsten, aber jetzt immer noch fleißig vorgetragenen Lehren. Denn die Erklärungen dafür, warum die Kinder nun gerade wieder an Tuberkulose erkranken und sterben, sind mir in ihrer Logik immer ein Buch mit sieben Siegeln geblieben. Im übrigen gab es nichts als Ansteckung. Die unglückliche Mutter hatte ihr Kind angesteckt, wenn es auch nur wenige Tage alt an ausgebreiteter Gehirn- oder Bronchialdrüsentuberkulose gestorben war. Warum war sie nicht reinlich mit ihrem Auswurf umgegangen! Denn dieser Vorwurf konnte ihr nicht erspart werden, auch wenn sie alle vorgeschriebenen Schutzmaßregeln getreulich befolgt hatte. Die Medizin wollte es so und die Mutter war ins Unrecht gesetzt, sie war schuld am Tode ihres Kindes. Es schien bisweilen sogar, als legten manche Ärzte bei der Behandlung der Schwindsucht mehr Wert auf den Schutz der Angehörigen vor der Ansteckung, als auf die richtige Fürsorge für den dadurch wesentlich benachteiligten unglücklichen Kranken. Ja, mit der Lehre Kochs und seiner Schüler, nach der die Ansteckung mit Tuberkulose durch das Einatmen tuberkelbazillenhaltigen Staubes erfolgen sollte, und die sich mit moderner, fast influenzahafter Schnelligkeit über die ärztliche und nichtärztliche Welt verbreitete, brach eine schwere Zeit für die bedauernswerten Schwindsüchtigen herein. Man hätte sich unmöglich mehr vor ihnen scheuen können, als wenn sie vom Aussatz befallen gewesen wären. Aber etwas Gutes hat das Entsetzen vor der Tuberkulose doch schließlich auch geschaffen. Jeder Lungenschwindsüchtige war eine Gefahr für seine Umgebung, man trieb das Unglaubliche sogar so weit, daß der vorübergehende Verkehr mit ihm schon für recht bedenklich galt, und daß man in Kranken-Geschichten die Erkrankung des Patienten darauf bezog. Um diese mutmaßliche Quelle der Verbreitung der Tuberkulose zu verstopfen, galt es also, diese Kranken soweit als möglich aus der Gesellschaft zu entfernen, zu isolieren und gut zu versorgen. Die Heilung anzustreben, kam erst später in Betracht. So wurde die moderne Heilstättenbewegung in die Wege geleitet. Es kamen unter dem Druck der Ansteckungsfurcht, verbunden mit dem Sinn für Humanität überall rasch große Mittel zusammen, und es handelte sich nun darum, geeignete Orte für die Errichtung solcher Schwindsuchtsheilstätten zu finden. Da stellten sich aber alsbald unvorhergesehene Schwierigkeiten ein. Die Geister, die die Medizin gerufen hatte, wurde sie nun nicht los. Keine Stadt und kein Dorf wollte in der Nähe eine Ansammlung von Schwindsüchtigen dulden, denn man wußte ja sehr bald, daß dadurch die eigene Gesundheit in Frage

gestellt wurde. Zu verdenken ist das wohl bei den herrschenden Anschauungen niemanden, und was den großen Städten recht ist, das ist auch dem kleinsten Dorfe billig. So werden wohl die meisten der bis jetzt begründeten Heilstätten, ähnlich wie die Irrenanstalten, eine recht isolierte Lage bekommen haben. Nun darf aber doch deshalb die mit so großem Erfolg ins Leben gerufene Bewegung nicht ins Stocken geraten. Jetzt gilt es, ihr wieder Luft zu machen, und das scheint in der That einer der Gründe zu sein, weshalb man wieder abzuwiegeln beginnt und das verängstigte Publikum zu beruhigen sucht. Es steht nur leider zu befürchten, daß es damit nicht so schnell gehen wird, wie es mit der Verängstigung gegangen ist.

Vielleicht kommt noch die Zeit, wo man mit der Infektion als etwas ganz Selbstverständlichem rechnen wird und nur noch die Disposition allein in Frage kommt. Je sorgfältiger die pathologischen Anatomen heutzutage die Leichen durchforschen, auf desto unheimlichere Zahlen kommen sie mit der latenten Tuberkulose. Es wurde in Braunschweig erzählt, Birch-Hirschfeld habe in nicht weniger als in 100 Proz. der Leichen Tuberkulose gefunden. Damit wird der alte Spruch bestätigt: „Ein bischen tuberkulös ist am Ende jeder" und damit wird vollkommen erklärt, daß fast sämtliche Steinhauer, aber alle Arbeiter am Sandgebläse an Schwindsucht sterben. Damit wird aber auch die Ansteckungsangst völlig gegenstandslos, denn wenn man sie schon hat, braucht man sich doch nicht mehr vor den Bazillen zu fürchten. Viel nützlicher wäre es, wenn einmal eine allgemeine Dispositionsangst ausbräche. Da würde man vernünftiger und vorsichtiger leben und etwaige Anfänge der Krankheit sorgfältiger beachten. Läßt sich diese völlige Durchseuchung des Menschengeschlechts mit Tuberkulose nun überhaupt ausreichend mit der Ansteckung erst nach der Geburt erklären, was also im wesentlichen auf dem Wege der Skrophulose geschehen müßte, oder muß man da nicht vielmehr wieder auf die direkte Vererbung des Krankheitskeimes zurückkommen? Heute von der Erblichkeit zu sprechen, ist freilich herzlich unmodern, denn was man jetzt nicht im Mikroskop sieht, was nicht auf der Nährgelatine wächst und was der Tierversuch nicht nachweist, das existiert für einen sehr großen Teil des jüngeren Ärztegeschlechts überhaupt nicht. Und doch wie grob und unbeholfen sind alle diese Methoden noch gegenüber dem feinen geheimnisvollen Vorgang der Befruchtung und Vererbung! Die Massenübertragung der Krankheit von der Mutter auf das Kind im Mutterleibe ist wiederholt unwiderleglich beobachtet und nachgewiesen worden. Sollte deshalb die Vererbung der geringsten Spuren des Krankheitsgiftes nicht möglich sein, nur weil wir sie nicht nachweisen können? Jedenfalls bedeutet es eine grenzenlose Überschätzung unserer heutigen Erkenntnis, wenn man verkündet: „Eine direkte Übertragung der Keime von den Eltern auf die neugeborenen (soll wohl heißen „ungeborenen") Kinder besteht nicht." Gestehen wir lieber ruhig zu, daß wir darüber noch sehr wenig Sicheres wissen."

Der Stand der Bewegung für Volksheilstätten für unbemittelte Lungenkranke in Deutschland 1897. In Nr. 21 der „Hygieinischen Rundschau" 1897 veröffentlicht unser verehrter Mitarbeiter Dr. Liebe in Loslau (Schlesien) eine interessante Zusammenstellung der zur Zeit vorhandenen und geplanten Anstalten. Es sind 12 eigentliche Volksheilstätten im Betriebe, 12 im Bau, 19 geplant und 8 andere Heilstätten, Kolonien u. dgl. hieher zu rechnen. Von deutschen Städten und Ortschaften sind beteiligt: Altena (Westphalen), Altenbrak (Bodethal), Altona, St. Andreasberg i. Harz, Arlen (Baden), Banz (Bayern), Barmen, Berlin, Rehburg (Bremen),

Dannenfels (bayr. Pfalz), Ruppertshain (Taunus), Görbersdorf (Schlesien), Hagen (Westphalen), Hanau, Laubbach, München, Nürnberg, Oldenburg, Oppeln, Albertsberg (Sachsen), Schömberg (Schwarzwald), Stettin, Stuttgart, Würzburg, Braunschweig, Halle, Hannover, Oderberg (Lübeck). G.

Eine **Uebersicht über Volksheilstätten für Tuberkulöse** giebt ferner Privatdozent Dr. Gumprecht in Jena in Nr. 5 der Korrespondenz-Blätter des Allgemeinen ärztlichen Vereins von Thüringen, 1897. Was er zur Begründung der Notwendigkeit solcher Anstalten zunächst sagt, wird jeder anerkennen. Sodann teilt er uns mit, daß England, welches an der Spitze der Bewegung marschiert, bereits 18 eigene Anstalten zur Behandlung Tuberkulöser für zugleich 7000 Kranke besitzt, Amerika hat 2, Frankreich 1, Österreich 1 aufzuweisen, in Belgien ist die Bewegung bloß angeregt, die Schweiz wird in absehbarer Zeit etwa 10 Volksheilstätten besitzen. Dagegen ist in Deutschland das System nächst England am meisten entwickelt. Es bestehen bereits Heilanstalten, die auch Unbemittelten zu gute kommen, zu Falkenstein im Taunus, Neuenhain bei Soden, Ruppertshain, Malchow, Blankenfelde und Grabowsee bei Berlin, Rehburg in Hannover, Albertsberg bei Reiboldsgrün, Planegg und Harlasburg bei München, Weikersches Krankenheim in Görbersdorf, Schömberg am Schwarzwald. Die deutschen Versicherungsanstalten haben 1896 von 1 103 444 M. mindestens 2/3 für Kuren bei Lungenkranken aufgewandt und besitzen bezw. erbauen Heilstätten zu Königsberge bei Goslar, Sülzhain im Harze, Stiege im Harze, Andreasberg. Endlich verlautet schon jetzt von folgenden Heilstätten: Altena in Westfalen, Altona, Baden (der Großherzog erhielt zum 70. Geburtstage 320 000 M. zur Errichtung von zwei Heilstätten), Berlin (Berlin-Brandenburger Heilstättenverein), Danzig, Erfurt, Hagen, Halle, Hanau, Hannover, Kassel (wo ein unbekannter Wohlthäter 1/4 Million stiftete), Leipzig (Stadt bezw. Ortskrankenkasse), Nürnberg (Heilstättenverein, schon im Besitze von 170 000 M.), Oldenburg, Oppeln, Regensburg, Sächsische Schweiz (Steinhauer-Heilstätte), Stettin, Stuttgart, Würzburg. Hiernach wird in nicht allzulanger Zeit Deutschland in seiner Fürsorge für Tuberkulöse einen bedeutenden Fortschritt aufweisen und man darf wohl behaupten, daß das schnelle Wachstum solcher Bewegungen in dem durch die soziale Gesetzgebung geweckten Interesse für Volksgesundheit zu suchen ist. „Volkswohl" XXI, 42.

Gesundheit und Heirat. Unlängst hielt ein amerikanischer Arzt Namens Rulison vor der Akademie der Medizin in Buffalo einen Vortrag, in dem er die Aufmerksamkeit auf die Gefahren lenkte, die der Entwickelung des Menschengeschlechtes durch die Vernachlässigung hygieinischer Gesichtspunkte beim Heiraten erwachsen. Er wies, dem „Hamb. Corr." zu Folge, auf die alten Griechen hin, welche ihre Frauen mit Rücksicht auf Gesundheit und Kraft auswählten; er wies ferner auf die Sorgfalt hin, mit welcher in der jüdischen Rasse die Heiraten behandelt werden und erklärte die hervorragenden Leistungen dieser Rasse auf manchen Gebieten geradezu aus dieser Gewohnheit. Jedenfalls kann heutzutage, wo der Einfluß der Vererbung nach vielen Seiten hin festgestellt ist, die hygieinische Seite der Heirat gar nicht ernst genug behandelt werden. Darwin sagte bereits, daß der Mensch die Eigenschaften seiner Pferde, seines Viehes und seiner Hunde vor der Paarung mit Sorgfalt zu prüfen pflege, daß er aber gewöhnlich alle Vorsicht außer Acht lasse, wenn es sich um seine eigene Heirat handle. Beide Geschlechter sollen vom Heiraten zurückstehen, wenn sie mit einem besonderen geistigen oder körperlichen Gebrechen behaftet sind. Das ist jedoch vorläufig eine leere Hoffnung.

Es ist vielmehr für die Gegenwart eine Thatsache, daß gerade krankhafte und lasterhafte Individuen besonders früh heiraten und zahlreiche Nachkommenschaft erzeugen, während sparsame und tüchtige Personen eher spät heiraten und wenig Kinder zeugen. Bei den wilden Völkern werden die Schwachen bald ausgerottet, bei den zivilisierten Völkern geschieht alles Mögliche, um die Kranken möglichst lange am Leben zu erhalten. Daher sind, sagt Rulison, Verbrechen, Geisteskrankheit und andere erbliche Krankheiten in einer erschreckenden Zunahme begriffen. Es sei wirklich zu erwägen, ob der Staat nicht eine Pflicht habe, das Leben und die Gesundheit künftiger Generationen zu schützen, ebensogut wie er das Leben und das Eigenthum der gegenwärtigen schützt. Gegen Diphtheritis, Blattern, Scharlach, Cholera u. s. w. werden auch von staatlicher Seite die größten Anstrengungen gemacht, aber vor Heiraten, die den Staat mit einer ungesunden Nachkommenschaft bedrohen, ist kein Schutz vorhanden. Es ist interessant, daß in Brasilien die höheren Gesellschaftsklassen sich selbst ein Gesetz auferlegt haben, wonach ein Mann, der eine Ehe eingehen will, ein Zeugnis einer oder mehrerer medizinischen Autoriäten erbringen muß, worin ihm das Freisein von gewissen Krankheiten bezeugt wird. Auch beim letzten Frauenkongreß in Paris wurde ein Beschluß angenommen, daß die Eltern von ihren resp. Schwiegersöhnen eine ärztliche Gesundheitsbescheinigung verlangen müssen. Rulison macht den gewiß anerkennenswerthen Vorschlag, daß alle Knaben und Mädchen im Allgemeinen im Alter von 12—15 Jahren auf ihre körperlichen Verhältnisse und ihre Familiengeschichte hin untersucht und danach in drei Klassen geteilt werden müßten, in deren erster sich diejenigen Gesunden befinden, die während der letzten drei Generationen ohne erbliche Krankheit gewesen sind, in der zweiten Klasse die Gesunden mit solchen Eigenschaften nur bis zu ihren Großeltern und in der dritten alle übrigen Personen. Diese Klassen dürften immer nur unter einander heiraten. Jeder Vernünftige wird Herrn Rulison zugestehen, daß sein Vorschlag manches für sich hat, aber — — —!

Frankf. G. A.

Über **Röntgenstrahlen** hat Dr. Joseph Rosenthal vor der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Braunschweig einen Vortrag gehalten, der in der Beilage zur „Allg. Zeitung" Nr. 220 (1897) erschienen ist. Er legte die Fortschritte dar, welche Röntgen's Entdeckung der Physik, der Medizin und Chemie gebracht hat und wies namentlich auf die vom medizinischen und physikalischen Standpunkt interessanten Photographien hin, die mit den Durchleuchtungsapparaten der Gesellschaft „Voltohm" in München erzeugt werden.

—r.

Das Diphtherie-Heilserum und sein Entdecker. Wir lesen in der „Post": Nach Mittheilungen von durchaus glaubwürdiger Seite bezieht Geheimrat Professor Dr. Behring, der glückliche Entdecker des Diphtherie-Heilserums, von den Höchster Farbwerken bei Frankfurt a. M. monatlich ungefähr *M.* 70,000. Um die Ursache der außerordentlichen Höhe dieser Summe zu verstehen, darf nicht vergessen werden, daß das Diphtherie-Heilserum nicht allein als Heilmittel bei der sehr verbreiteten Diphtherie verwendet wird, sondern daß dasselbe namentlich in Kinderhospitälern zur Schutzimpfindung für ganze Abtheilungen benutzt wird, um die Patienten derselben vor der Infektion durch die Diphtheriebazillen zu schützen.

Wir bemerken hiezu, daß wir die Letzten wären, die etwa Herrn Behring seine wohlerworbenen Tantièmen mißgönnten. Mögen das diejenigen Herren Kollegen thun, die in „sittliche" Entrüstung geraten, wenn

man den Namen Dr. Lahmann nennt, weil dieser mit hygieinischen Industrieprodukten „Geschäfte“ macht. Ob das „Heilserum“ oder der Nährsalzcacao der Menschheit größeren Nutzen bringt, darüber wird die Nachwelt urteilen. Wir wollen also die Güte beider Produkte hier nicht vergleichen, wollen aber doch den Unterschied hervorheben, der in der staatlichen Konzession und Approbation von Heilmitteln gegenüber privatindustriellen Produkten für den Erfinder liegt. Eine besondere Kräftigung erfährt die staatliche Autorität durch ihre Verquickung mit den bakteriologischen Eintagsfliegen wohl kaum.

G.

Dr. Krüche schreibt in seiner „Ärztl. Rundschau (Nr. 49, 1897) zum gleichen Thema:

„Berliner Tagesblätter berichten, daß Professor Behring monatlich 70,000 Mark für sein Diphtheriemittel von den Höchster Farbwerken beziehe. Nach unseren Informationen ist diese Ziffer erheblich übertrieben, obschon einige Zahlungen in genanntem Betrage kurz nacheinander geleistet sind, und obschon die jährliche Gesamtsumme das Einkommen bedeutender Kliniker übersteigen soll. Es scheint also in den Kreisen der Bakteriologen die Frage der Taxunterbietung, welche derzeit die ärztlichen Standesvertretungen so lebhaft beschäftigt, noch nicht eingetreten zu sein. Nur für den Fall, daß sich die Antitoxine und gleichzeitig die Zahl derjenigen, welche an dieselben glauben und sie als Ärzte oder vielmehr unbesoldete Reisende unter tausend Entbehrungen dem lieben Publikum aufreden, erheblich vermehren sollten, würden vielleicht nach dem volkswirtschaftlichen Grundsatze von Angebot und Nachfrage ähnliche Preisnotierungen für wissenschaftliche Entdeckungen sich dauernd einbürgern.“

Über einen **sonderbaren Selbstmord** berichtet das „Weißenb. W.“ wie folgt: Ein junger durchreisender Schlossergeselle aus Mühlhausen wurde in der Nähe des Dorfes an einem Baume aufgehängt gefunden. Man fand in seinem Besitze eine Uhr, ein Portemonnaie mit 10 Pf. Inhalt und einen Zettel, auf dem in französischer Sprache geschrieben stand: „Durch Alkoholmißbrauch bin ich moralisch so herabgekommen, daß mir nichts mehr übrig bleibt, als meinem Leben ein Ende zu bereiten. Ich suchte mich zu bessern, jedoch vergebens; ich sah, daß ich zu schwach sei, denn meine Alkoholsucht wurde zu einer chronischen Leidenschaft. Ich ziehe es vor zu sterben, als vor der Zeit dem Wahnsinn zu verfallen. Seit Langem habe ich mein Übel als ein unheilbares erkannt, doch aus Rücksicht für meine Eltern habe ich stets dagegen gekämpft, aber immer vergebens. Diese Krankheit scheint nicht direkte Folge der Trunksucht zu sein, ich vermute darin eine angeborene Neigung. Ich bitte die Behörden, meine Eltern mit aller möglichen Schonung von meiner That in Kenntnis zu setzen.“ Der junge Mann stand in den dreißiger Jahren.

Der **wunderthätige Magenlikör.** In allen Zeitungen, groß und klein, begegnet man seit einiger Zeit folgender Anzeige: Aus Dankbarkeit und zum Wohle Magenleidender gebe ich jedermann gern unentgeltliche Auskunft über meine ehemaligen Magenbeschwerden, Schmerzen, Verdauungsstörung, Appetitmangel ꝛc. und teile mit, daß ich ungeachtet meines hohen Alters hievon befreit und gesund geworden bin. F. Koch, Königl. Förster a. D., Pombsen, Post Nieheim (Westfalen). Frägt man bei dem dankbaren Förster an, so erhält man eine Schilderung seines früheren Zustandes und als Heilmittel

empfohlen einen Magenkräuterlikör von H. S. in E. Mit 5 Flaschen ist der Förster kuriert worden, er empfiehlt aber fortgesetzten Gebrauch von täglich 3 bis 4 Gläschen des probaten Mittels. In gutes Deutsch übersetzt, heißt das, daß weder der Förster noch der Fabrikant des Likörs an irgend eine Heilkraft desselben, sondern nur an seine Kraft, ihren Geldbeutel tüchtig zu füllen, glauben, und daß ihnen als ein besonders gutes Mittel hierfür die Umwandlung des Patienten in einen tüchtigen Likörsaufbruder erscheint. Übrigens ist derselbe Likör bereits einmal von einem Geistlichen empfohlen, diesem aber behördlicherseits das Handwerk gelegt worden.

„Volkswohl“ XXI, 42.

Gehenlassen bei Gemütskrankheiten. Viel zu wenig beachtet wird das Kleine im Bereiche der Gemütskrankheiten. Gewisse erste Spuren einer solchen — die Ärzte nennen diesen Zustand „psychopathische Minderwertigkeit“ — werden regelmäßig als kleine Sonderbarkeiten, Exzentrizitäten, Schrullen, wie sie überall vorkommen, belächelt. Selbst wenn schon Hausärzte oder erfahrene Freunde erkennen, daß eine Krankheit im Anzuge und nervenärztliche Behandlung nötig ist, wird noch gezögert, mit Kaltwasser-, Bade-, Trinkkuren, Reisen getändelt. So läßt man das Übel ins Unheilbare wachsen. Jeder Monat, jede Woche des Anstehenlassens vermindert die Wahrscheinlichkeit des Heilerfolgs. Von denen, die nach den ersten krankhaften Spuren ungesäumt in spezialärztliche Pflege kommen, werden sechzig vom Hundert völlig geheilt, bei mehr als zwölfmonatlichem Aufschub jedoch nur noch zwei Prozent! Ein Argwohn, daß eine Seelenstörung sich vorbereite oder schon vorliege, ist stets berechtigt, wenn sich eine wesentliche nicht durch Umstände begründete Veränderung im Benehmen kundgibt. Ein bisher Schweigsamer, der plötzlich redselig, ein Friedfertiger, der zänkisch, ein Sparsamer, der verschwenderisch wird oder umgekehrt, sollte stets von einem Irrenarzte untersucht und demgemäß weiter behandelt werden. Aus den Lebenserfahrungen eines Siebzigers.

Am Donnerstag, den 18. November 1897 hat sich in Berlin ein **„Ärzteverein für physikal. diätet. Therapie“** gebildet. Der Verein sieht es als seine vornehmste Aufgabe an, die Anwendungsweisen der Hydrotherapie, Heilgymnastik, Massage und allgemeinen Diätetik durch kritisch gesichtetes Material und wissenschaftliche Vorträge besonders zu fördern und in ihren Indikationen und Kontraindikationen systematisch darzulegen. Er hofft, dadurch an Besten dem immer fühlbarer hervortretenden Bedürfnis der praktischen Ärzte nach diesbezüglicher Aufklärung abzuhelfen. Der Verein hat die Überzeugung, daß gründliche Beschäftigung mit der physikal. diätet. Therapie seitens der Ärzte die wirksamste Waffe gegen das gerade auf diesem Gebiete überwuchernde Kurpfuschertum sein wird.

Über **pneumatische Erschütterungs-Massage des Trommelfells bei zunehmender Schwerhörigkeit** durch elektromotorisch betriebene Luftpumpe schreibt Dr. Max Breitung (Koburg) in Nr. 77 der D. Med. Zeitung (1897). Er glaubt, daß in sehr vielen Fällen von Abstumpfung des Gehörnerven Alkohol- und Tabak- (insbesondere unmäßiger Cigaretten-) Genuß verantwortlich ist. Er hat mit einem Apparat der bekannten Erlanger Firma Reiniger, Gebbert & Schall durch rythmische Pendelbewegungen des Trommelfells und der Gehörknöchelchen der Neigung zu zunehmender Steifheit und Verwachsung begegnen können. —r.

Zur **Beurteilung der nach Eisenbahn-Unfällen auftretenden Erkrankungen** hat Dr. Stadelmann-Würzburg in Nr. 46 der Münchener

med. Wochenschrift 1897 einen interessanten Beitrag geliefert. Ein Patient, der auf einer Reise eine Zugentgleisung mitgemacht hatte (wozu in letzter Zeit die Gelegenheit sehr häufig war!!), fühlte sich noch wochenlang nach diesem Ereignis in seinem Nervensystem zerrüttet. Dr. St. behandelte ihn psychisch und suggerierte ihm in der Hypnose Vergessenheit des erlittenen Schreckens, worauf die nervösen Symptome nach wenigen Tagen verschwanden und auch in der Folge nicht wiederkehrten. Stadelmann hält mit Recht nicht die Erschütterung des Körpers, sondern die Affektvorstellung als Ursache des Symptomenkomplexes. Es empfiehlt sich daher in ähnlichen Fällen stets der Versuch mit hypnotischer Behandlung. K.

Mit der Frage der **Einführung des Samariterunterrichts in die Volksschule** beschäftigte sich kürzlich der Dresdner „Pädagogische Verein", woselbst Herr Lehrer M. Häusel-Dresden über dieses Thema einen eingehenden und mit Liebe zur Sache getragenen Vortrag hielt. Mit Hinsicht auf die Dresdner Schulverhältnisse faßt derselbe seine Darlegungen in folgende Leitsätze: „1. Der Pädagogische Verein erklärt es für ganz vorteilhaft, wenn alle städtischen Schulen mit Samariter-Verbandskästen ausgerüstet werden. Die Verbandskästen müssen jeder Lehrkraft, welche mit dem Samariterdienst vertraut ist, zu jeder Zeit zugänglich sein. Verbrauchte und unbrauchbar gewordene Mittel sind in den Kästen sofort zu ersetzen. Zu etwaigen Übungszwecken darf der Inhalt dieser Kästen nicht verwendet werden. 2. Der Pädagogische Verein hält es für geraten, daß möglichst viele Mitglieder der Lehrerkollegien — durch Teilnahme an den Unterrichts- und Übungskursen des hiesigen Samaritervereins — zu den bereits vorhandenen Kenntnissen sich auch die entsprechenden Fertigkeiten aneignen, welche nötig sind zur ersten rationellen Hilfeleistung bei Unglücksfällen. 3. Der Pädagogische Verein erachtet es als segenbringend für das ganze Volk, wenn sich möglichst die gesamte Lehrerschaft in den Dienst der Samariterbestrebungen stellen kann. Er befürwortet daher die Einführung des Samariterunterrichts in den höheren Lehranstalten, zunächst in den Seminarien. 2. Es ist nach der Meinung des Pädagogischen Vereins sehr erwünscht, daß, soweit thunlich, die Idee vom praktischen Samariterdienste im Lehrgange für Menschenkunde, sowie beim Turnunterrichte in unseren Volksschulen zum Ausdruck gelange; nicht bloß Unterricht, sondern auch Übung! Daher befürwortet der Verein die Anschaffung entsprechenden Übungsmaterials für sämtliche Schulen." Obgleich der Redner mit großer Wärme und mit Überzeugung für diese Angelegenheit eintrat, so hielt doch die Versammlung die aufgestellten Leitsätze für zu weitgehend, und es fand nur der zweite Leitsatz fast einstimmige Annahme. Der Verein wird demnach die Teilnahme von Mitgliedern an sogenannten Samariterkursen anstreben. Es wurde betont, daß solch ein Kursus nicht allzulange Zeit erfordern werde, da die sich meldenden Teilnehmer bereits über Bau, Leben und Pflege des menschlichen Körpers Kenntnis besitzen, und es sich im wesentlichen nur um die erwünschte praktische Bethätigung dieser Kenntnis handelt. „Volkswohl" XXI, 45.

Zur **Schuldisziplin** sind in den Mitteilungen des Wiener Vereins zur Pflege des Jugendspieles einige beherzigenswerte Worte enthalten. Sie lauten: Unter dem Schlagwort „Disziplin" hat ein ganz grauenhafter Korporalston in vielen Schulen Einzug gehalten, der die Jugend auf Schritt und Tritt mit schnarrenden Befehlsworten begleitet. Keine freie Bewegung, kein herzliches Lachen wird geduldet. Den Mund fest geschlossen, mit scheuen Blicken, den Tritt auf die Sohle vermeidend, so sieht man an manchen Schulen

die militärisch gedeckten Reihen gleich Leichenzügen das Schulhaus verlassen. Und ein bekannter deutscher Schriftsteller schreibt: Sind unsere Schulen ein Bildungsmittel der physischen Volkskraft und Volksgewandheit, wie sie ein Bildungsmittel seiner Geistes- und Herzenskraft sein sollen? Ja, soweit es in die Schule und wieder heim geht, darf es sich bewegen, aber in der Schule selbst läßt man es kaum schnaufen." Und dabei gehört mancherorts der Schulweg schon lange nicht mehr der Jugend. Es ist eine für den Menschenfreund höchst betrübende Sache, wenn er die Bewegungsfreiheit der Pariser und Londoner Jugend mit der ständigen Polizeiaufsicht vergleicht, unter der viele deutsche Kinder stehen. Vor und nach der Schulzeit stehen Doppelposten in der Nähe der Schulhäuser, um die Jugend am Laufen, Schneeballwerfen und Schreien zu verhindern. Polizeimänner verbieten den Kindern das Schlittenfahren auf der Straße, untersagen ihnen das „Schleifen", laute Singen x. Welcher Idealzustand für die Jugend in Paris! Dort überschwemmt sie die öffentlichen Anlagen, spielt mit großem Geschrei Tamburinball, läßt ganze Flotten in den großen Wasserbecken der Springbrunnen segeln und treibt Späße aller Art auf der Straße. In London singen die Mädchen am Abend, in Gruppen durch die Straßen ziehend, tanzen nach den Tönen der Drehorgel und hemmen dadurch oft den ganzen Verkehr. Öfter sah ich Knaben um die hohe Gestalt eines gravitätischen Polizeidieners herum „Foppen und Fangen" spielen, ohne daß dieser auch nur eine Miene verzog. Gehört es doch nicht zu seinen Aufgaben, das unschuldige Spiel der Kinder zu stören. („Volkswohl" XXI, 39.)

Zahnen. Es giebt alte Uhren, die sich in der Familie von den Urgroßeltern her vererben. Geht solch ein Werk mal nicht mehr und der Uhrmacher sagt, daß es veraltet, abgenutzt und die Reparatur nicht mehr wert sei, so ist die ganze Sippe entrüstet darüber, daß der eigennützige Mensch, der natürlich lieber etwas Neues verkaufen wolle, als das Alte reparieren, das „alte gute Werk" nicht „ästimiere".

Das „alte gute Werk", verstaubt, abgenutzt, schleppt sich im Volksglauben immer wieder durch; die „Uhr", die wir hier meinen, ist die Lehre vom „schweren Zahnen". Auch bei manchen Ärzten scheint dieser Aberglaube noch nicht ganz abgethan. Vor mir liegt ein Heftchen von Dr. Limpert: „So sollt Ihr Eure Kleinen pflegen!", welches ich schon deshalb niemandem empfehlen würde, weil es eine schematische Anleitung zur Kurpfuscherei enthält und vorn demonstrativ mit dem Bilde des Verfassers geschmückt ist. Wie „Limpert" aussieht, muß jedermann wissen.

Darin heißt es nun: „Welches eigentlich die Ursache erschwerten Zahnens ist, konnte man bis heute noch nicht klarstellen." „Man", d. h. Limpert wohl nicht, aber wohl Professor Kassowitz in Wien, dessen Buch sich der Verfasser zum Studium einmal kaufen möge. Ferner: „Fast alle Kinder haben mehr oder weniger etwas Beschwerden mit dem Zahnen mit Schwellung des Zahnfleisches und Rötung" (Stilzensur?). „Eine Veilchenwurzel oder ein Ring ist für zahnende Kinder sehr zu empfehlen, die Kleinen beißen darauf und das Zähnchen bricht rasch durch. Der Zustand kann sich aber so verschlimmern, daß das Zahnfleisch bei der geringsten Berührung empfindlich wird; selbst die Brust der Mutter stoßen die Kleinen zurück. Oft tritt dann Fieber ein, natürlich mit Durstgefühl verbunden, dieser Fieberdurst hat dann wiederum oft zur Folge, daß die Kinder sich den Magen durch zu viel Trinken verderben und sich infolgedessen Darmstörungen einstellen. Ein sicheres

Zeichen der letzteren ist grüner Stuhl. Eine leichte Diarrhoe schadet nichts" ꝛc. Kreuz— pardon! Solcher Unsinn!

Weiter! „Störungen durch das Zahnen sind noch hauptsächlich nennenswert (Sextadeutsch!): Hautausschläge, Wasserblattern und Krämpfe. Gegen die Hautausschläge hilft (!) Vaselin oder Zinksalbe, die in jeder Apotheke zu haben sind." Und nun kommt wirklich noch der Rat, so man aber findet eynen tumorem und eyne ruborem, so lasse man getrowst einen erfahrenen medicum „e kleins Schnittle" machen. Aus welchem Jahrhundert stammt denn das Buch? Gott sei Dank! „o. J." „Krämpfe und Schmerzen lassen sofort nach." Beim Leser nicht.

Man kann auch sonst manches Interessante lernen: „Es ist aber das Stillen nichts anderes, als eine Bluttransformierung von der Mutter auf das Kind und hat wenig mit den gewöhnlichen Verdauungsgesetzen des Magens ꝛc. gemein" (S. 10). Nach Durchbruch der Milchzähne bekommt das Kind zum zweiten Frühstück 1—2 Eier! (S. 11). „Bei zu viel Milchbildung kommt es zu einer schmerzhaften Anspannung der Brüste ꝛc. Die Temperatur ist bei diesem Zustande, den man Milchfieber nennt, niemals mehr als 38,0 bis 38,2° R." (S. 38.) Georg Liebe, Loslau.

Schulärzte. Im allgemeinen hat man der Frage, ob dem Arzt auch auf die Schulhygieine ein bestimmter Einfluß eingeräumt werden soll, bisher weniger Wichtigkeit beigelegt als ihr zukommt. Ohne gesunde Kinder kein kräftiges Volk — da aber die geistige und körperliche Gesundheit der Kinder von den Verhältnissen der Schule im hohen Maße bestimmt wird, so ergiebt sich eigentlich schon hieraus, daß die Arbeit des Lehrers durch eine ärztliche Aufsicht über die Gesundheit der Kinder zu ergänzen ist.

Auch der 25. deutsche Ärztetag hat sich in seiner jüngst in Eisenach tagenden diesjährigen Versammlung mit der Frage der Schulärzte beschäftigt. Nach einem ausgezeichneten Referat von Dr. Thiersch-Leipzig stellten sie die sehr bescheidene Forderung, daß mit der Einführung des Institus der Schulärzte nicht gezögert werden möge. Die Thätigkeit des Arztes habe sich auf die Hygieine der Schule und der Schüler, wie auf die sachverständige Mitwirkung in Beziehung auf die Hygieine des Unterrichts zu erstrecken. Der Ärztetag war der Ansicht, daß auch die guten Erfahrungen, welche schon jetzt in einigen Ländern mit den Schulärzten gemacht sind, zu einer derartigen Forderung berechtigen. Unter diesen Ländern nimmt besonders Sachsen eine hervorragende Stelle ein. Regierung und Landtag haben bereits 1873 den Bezirksärzten gesetzlich das Recht erteilt, auf schulhygieinische Angelegenheiten einen bestimmenden Einfluß zu äußern. Diesem Einflusse hat Sachsen nach dem Urteil von Dr. Thiersch etwa 1000 Schulen zu danken, die in gesundheitlicher Beziehung allen Anforderungen entsprechen. Die sächsischen Schulärzte haben sich mit der Beurteilung der Grundstücke zu befassen, auf denen Schulen gebaut werden sollen, haben bei den Gebäuden auf zweckentsprechende Luft- und Lichtverhältnisse zu dringen ꝛc. Das Wichtigste wird aber immer die nach regelmäßigen Zwischenzeiten erfolgende Untersuchung des Schulkindes bleiben. Es sollte nicht nur die allgemeine Körperkonstitution des Kindes festgestellt werden, sondern die Untersuchung sollte auch regelmäßig mehr in das Spezielle gehen und namentlich auf die Ermittelung gewisser Gebrechen, wie Herzfehler, Gehör- und Sehschwäche, Rückgratsverkrümmung und natürlich auch auf sämtliche Infektionskrankheiten sich erstrecken. Viele mit schweren innerlichen Gebrechen behaftete Kinder armer Leute werden nie ärztlich untersucht. Das Übel schreitet fort und es macht

nach Jahren sein Opfer völlig siech und krüppelhaft. Dann muß häufig die öffentliche Wohlthätigkeit eingreifen. Hier könnte die Schule vorbeugend wirken. Sie könnte durch den Schularzt ausgleichen, was an dem kranken Kinde in dessen Familie wegen der Armut oder leider sehr häufig auch wegen der Nachlässigkeit der Eltern versäumt wird.

Es drängt sich dabei sofort die Überzeugung auf, daß die Thätigkeit des Schularztes eigentlich keine halbe sein dürfe. Das ist sie jedoch, wenn ihm die Möglichkeit fehlt, für die Heilung erkrankter Schulkinder das zu veranlassen, was Wissenschaft nnd Menschlichkeit verlangen. Der amtliche Einfluß des Schularztes reicht im allgemeinen nicht bis in die Familie des Schulkindes. Sollen auf seine Veranlassung künftig die Eltern erkrankter Schulkinder gesetzlich gezwungen werden, für die Heilung derselben zu sorgen und soll dem Schularzt das Recht gegeben werden, die Wiederherstellung kranker Kinder von armen Eltern einfach auf Kosten der öffentlichen Armenpflege anzuordnen? „Volkswohl" XXI, 42.

Über **Morbus Basedowii** hat Geh. R. Prof. Dr. A. Eulenburg bei den „Verhandlungen des XV. Kongresses für innere Medizin zu Berlin 1897 ein Referat erstattet. Seit vor 57 Jahren der Merseburger Physikus Dr. K. von Basedow ein Krankheitsbild aufstellte, das durch 3 Symptome: Herzklopfen, Vergrößerung der Schilddrüse und Hervorragen der Augäpfel („Glotzaugen") charakterisiert war, hat diese Erkrankung eine Menge Erklärungsversuche erfahren. Referent unterzieht die wichtigsten derselben einer eingehenden Revision und gelangt zu dem Schlusse, daß bis jetzt keiner dieser Versuche zu einem befriedigenden Ergebnis geführt habe. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß die Absonderung der vergrößerten Schilddrüse durch Abwesenheit oder Mangel eines bestimmten Stoff im zugeführten Blute qualitativ verändert ist und hiedurch ein Reiz aufs Nervensystem ausgeübt wird. Von allen eingeschlagenen Behandlungsmethoden haben sich unstreitig die nach gleichen allgemeinen Gesichtspunkten zur Hebung der kostitutionellen Energie, der Blutmenge und Blutmischung aufgebotenen sog. diätetisch-physikalischen Heilmethoden am erfolgreichsten erwiesen. G.

Die verkaufte Stammtischgesellschaft. Ein Restaurateur in Magdeburg, der kürzlich sein Lokal an einen anderen Wirt veräußerte, hat diesem seine besten Stammgäste in folgender Anrechnung mitverkauft: 1 Geh. Regierungsrath (täglich 3 Glas, 2 Schnitt) 100 M., 1 Architekt (täglich 10 Glas, auch einige Cognacs) 300 M., 1 „höherer" Lehrer täglich 10 Glas) 300 M., 1 Volksschullehrer (täglich 5 Glas) 150 M., 1 Fabrikant (täglich 6 Glas, trinkt zuweilen auch Wein) 250 M., 1 Kommerzienrat (täglich 2 Schnitt) 20 M., und 1 Oberstlieutenant a. D. (täglich 4 Glas, 2 Schnitt 150 M.



Stuttgart, 15. Februar 1898.

Mehr Licht.

Ein Streifzug durch struppige Gefilde.

Von

Dr. A. Kraft, Bern.

Die Gesundheitspflege muß in das lebendige Bewußtsein des Volkes hineingetragen werden, soll sie nicht tote Gesundheitslehre bleiben. Aber ohne zu wissen, was Gesundheit ist und wie sie gestört werden kann, würde kein Mensch imstande sein, der Gesundheit zu pflegen. Die Frage ist eine persönliche und eine allgemeine, sie heißt: Wie werde ich krank und wie werden wir krank? Diese Fragen sind innig mit einander verflochten und die Erfahrung löst sie für den Einzelnen und für die Allgemeinheit. Erfahrung setzt immer Beobachtung und Erkenntnis voraus, es kann uns also ein gewisses Maß von Beobachtung und Erkenntnis der Lebensprozesse zu Erfahrungen führen, die wir im praktischen Leben nützlich verwerten. Grundsätze einer vernünftigen Lebensführung in seinem Innern auszubilden und dieselben auf seine eigene Lebenshaltung und diejenige anderer auszudehnen, ist also jedem Menschen möglich, der über ein gewisses Maß von Erkenntnis und Beobachtungsgabe verfügt, seine Grundsätze sind ein Wissen, ohne eine Wissenschaft zu sein. Insofern dieses Wissen auf wirklichen Erfahrungen aufgebaut ist, hat jeder Mensch das Recht, diese Erfahrungen zu verbreiten und als Lehrender aufzutreten, ohne Gelehrter zu sein. Er soll sich nur hüten, das Gebiet der Erfahrung zu verlassen und zu phantasieren, was ja übrigens Gelehrte und Ungelehrte thun.

Es ist aber in beiden Fällen ein Fehler, gelehrte und ungelehrte Irrtümer als Wahrheit unter das Volk zu bringen und es ist frivol, wenn man sich des Irrtums bewußt ist, also das Volk wissentlich betrügt. Man verstehe mich wohl, ich sage nicht, daß jede Phantasie verboten sei, ich würde damit der Wissenschaft einen empfindlichen Schlag versetzen, denn jedes spekulative Vorgehen ist im eigentlichen Sinne abstrakte Einbildungsthätigkeit, aber berechtigt, solange die Einbildung immer in bewußter Weise geschieht und Beziehungen zur Erfahrung anknüpft. Dann nennen wir das Verfahren Forschen. Die Forschung ist weder reine Anschauung, noch reine Spekulation, sie ist beides zusammen und muß es sein, damit nicht das Göthe'sche Wort Recht hat: Ein Kerl, der spekuliert, ist wie ein Gaul auf dürrer Heide!

Die Vermittlung zwischen Einbildungskraft und Spekulation einerseits und reiner Anschauung andrerseits bildet das Experiment, welches uns zeigen soll, ob unsere aus Erfahrungen entsprungenen Spekulationen ins Leben verpflanzt, mit den Lebensvorgängen wirkliche Erfahrungsthatsachen sind.

Das Experiment ist somit eine Methode der Erfahrung, welche unsere spekulative Thätigkeit zwar regelt, uns aber auf kürzerem Wege, als die bloße alltägliche Erfahrung reiner Anschauung ohne irgendwelche Spekulation, zu neuen Wahrheiten, leider auch Irrtümern führen wird. Das Experiment hat umsomehr Wert, je vollkommener die Mittel der Untersuchung sind und je vorurteilsfreier der Untersuchende an den Gegenstand herantritt.

Man darf also vor Allem nie das durchaus finden wollen, was uns die Spekulation als wünschenswert hinstellt, um die Wahrheit einer Idee beweisen zu können, denn leicht findet man so Irrtümer. Besser ist es, man findet nichts und betrachte seine Spekulation als vorläufig gescheitert, als daß man aus lauter Eitelkeit und Ruhmsucht die Ergebnisse der Selbstsuggestion als wahr verkündet. Man betrügt damit die Welt, sich selbst aber am meisten und das auch dann, wenn sich momentan kritiklose Nachbeter finden. Um so härter urteilt die objektive Nachwelt.

Wo sich ein aus Erfahrungen der reinen Anschauung und der experimentellen Forschung gesammeltes Wissen paart, da sprechen wir von „Gelehrsamkeit", es giebt deshalb unter Laien wahre Gelehrte und unter Gelehrten wahrhaft beschränkte Köpfe. Eine Gefahr ist aber immer vorhanden, daß der Laie der Phantasie ebenso kritiklos, wie der Gelehrte dem Experimente vertraut. Beides ist ein Fehler und ein sehr häufiger. Der Laie wird somit am häufigsten ein Schwärmer, dessen ganze Weisheit in leeren Phrasen und Gemeinplätzen besteht und dessen Rede ein Geschwätz ist, der Gelehrte wird häufiger ein beschränkter Dogmatiker und schwört auf die exakte Methode, ohne zu bedenken, was Friedrich Albert Lange*) so richtig sagte: Nur das ist exakt, was wir Menschen zur Exaktität stempeln.

Beide, der phantastische Laienprediger und der gelehrte Dogmatiker, sind

*) Fried. Alb. Lange: Geschichte des Materialismus. II. Buch pag. 455. V. Auflage. Leipzig 1896.

äußerst einseitige Menschen, ohne umfassenden Zusammenhang mit der Welt der Thatsachen und doch oft praktisch von Bedeutung, weil sie eine kritiklose Menge mit kühner und volkstümlicher Beredsamkeit auf den weiten Ozean des Irrseins mitreißen, zum Schaden des lichten Reichs der Wahrheit, das nur wenige bevölkern.

Auf dem Gebiete der Gesundheitspflege kann aber sowohl die gesunde Laienvernunft, als der klare Gelehrtenverstand lehrend auftreten, wenn nur beide die Grenzen ihrer Erfahrung anerkennen. Es giebt somit eine Freiheit des Lehrens, weil die Erfahrung ein Gemeingut aller Anschauung und jedes kritischen Verstandes und jeder einsichtigen Vernunft ist. Aber freilich ist dieses Lehren um so fruchtbarer, je reichlicher die Wege zur Erfahrung der Intelligenz zur Verfügung stehen, je vielseitiger also die Beobachtung eines Gegenstandes geschehen kann, und in dieser Beziehung steht der Gelehrte sehr oft über dem Laien, der qualitativ und quantitativ meistens nicht der sachverständigere, nie allein sachverständig ist. Zur Erweiterung unserer Kenntnisse und der Kenntnisse des Volkes kann aber der Laie gerade so gut beitragen, wie der Gelehrte oder Sachverständige im eigentlichen Sinne. Und deßhalb giebt es oft unter den Laien ebenso tüchtige Gesundheitslehrer wie unter den Gelehrten. Das Geständnis fällt uns nicht leicht, aber wir müssen es machen, weil es wahr ist und ein Streiflicht wirft auf die Mängel unserer gelehrten hygieinischen Wissenschaft.

Es giebt nämlich Gelehrte, welche die Freiheit der Lehre nicht anerkennen und dieselbe auf den engsten Kreis einschränken wollten. Sie bekämpfen die Popularisierung des Wissens und namentlich die Gesundheitsschriftsteller der Tagespresse. Nun ist es allerdings richtig, daß in Zeitungen gar manches sich liest, was mit der Wissenschaft auf gespanntem Fuße steht, vieles allerdings auch, das recht nützlich sein kann. Die Wissenschaft aber ist auch nicht unfehlbar und während die Weisen sich streiten, finden die Dummen die Sache. Kennzeichnend ist aber für den innern Grund dieses Kampfes der Umstand, daß die Popularisierung des Wissens und ganz besonders ärztlicher Kenntnisse auch dann bekämpft wird, wenn der Lehrende in Bezug auf gelehrtes Wissen seinen Bekämpfern ebenbürtig ist. Prof. Dr. Esmarch*) hat viel hören müssen, als er die Samariterschulen einführte. Seine Ausdauer ist aber reichlich belohnt, denn glücklicherweise bricht sich eine gesunde und humane Idee auch dann Bahn, wenn engbegrenzte Geister ihr widerstreben. Nicht also die Sorge, dem Volke nur das reine geläuterte Wissen zu bieten, liegt dem Kampfe gegen die Popularisierung zu Grunde, sondern einzig und

*) Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Esmarch, Kiel: Über Samariterschulen. Vorträge über Gesundheitspflege und Rettungswesen, gehalten im Vortragspavillon der Hygieineausstellung zu Berlin 1882—1883. Herausgegeben von Dr. Paul Boerner. Ph. Max Pasch, 1883.

Dr. Fried. Esmarch: Über Samariterschulen. Ein Vortrag gehalten im kaufmänn. Verein zu Hamburg am 30. Jan. 1884. Leipzig 1884. Verlag von C. W. Vogel.

allein ein übel angebrachter Kastengeist. Man möchte wieder in die ägyptischen Götterhaine zurückkehren und man sehnt sich nach einer esoterischen medizinischen Priesterwissenschaft.

Es wäre auch schade, wenn der Wunsch nicht in Erfüllung gienge, ist doch schon alles in Bereitschaft, was zur kastenmäßigen medizinischen Religion gehört, sogar die Vorübungen im praktischen Leben vielfach mit Gewandtheit absolviert. Man hat die Hierarchie, die Autorität, die unfehlbaren Päpste, Erzbischöfe und Bischöfe, die moderne medizinische niedere Klerisei mit dem dazu gehörigen blinden Gehorsam und Weihrauch, man hat das Dogma, die Kapitularien und Dekretalien, man pflegt ein geistiges Zölibat, spornt den blinden Eifer mit der Investitur und den Annaten, schützt vor Abtrünnigkeit und Ungehorsam durch die Ohrenbeichte, vor gefährlichen Schriften durch die Zensur, den Syllabus und den Index, exkommuniziert die Unbotmäßigen oder überliefert sie der Inquisition und tötet sie mit dem grauenhaften Schwerte des wissenschaftlichen Totschweigens. Man hat alles in Bereitschaft für Bartholomäusnächte und Hexeuprozesse und selbst die Karls IX. finden sich. Man ergötzt sich auch an scholastischen Streitigkeiten, die einem heiligen Augustin alle Ehren machen würden und debattiert über die Natur der Wesenheiten mit derselben Spitzfindigkeit, wie die Arianer und Athanasianer. Die einen behaupten steif und fest, die Bakterien hätten sterbliche Leiber und unsterbliche Seelen, die mehr ketzerischen nehmen unsterbliche Leiber mit sterblichen Seelen an. Im Konzil ist man immerhin darüber einig geworden, daß die Bakterien nur durch das Feuer der Reinigung oder durch die Reinigung des Feuers in das Paradies der Seligen eintreten können.

Meine Meinung ist die: Es wäre etwas herrliches um die Freiheit der Forschung und die Freiheit der Meinung, um die gegenseitige Achtung und um die Bändigung eines unangebrachten Hochmutes. Wir brauchen keine esoterische Wissenschaft. Das Volk will sie auch nicht und versteht sie nicht. Deshalb ist sie unfruchtbar, so lange nicht die Gelehrten weniger gelehrt vom hohen Kothurn herabsteigen und wie ein Erismann mit dem Leben Fühlung gewinnen. Sie können das, ohne sich im geringsten gegen die Sitten der wahren Forschung zu vergehen. Solange sie es nicht thun, haben sie kein Recht, der übrigen Welt zu verbieten, das zu erfüllen, was sie vernachlässigen. Und sie vernachlässigen es, weil sie im Banne eines Götzen die Welt nur einseitig erfassen. Es mangelt im Zeitalter der Bakteriologie entschieden an einer gewissen Unbefangenheit der Beurteilung, und der dogmatische Zwang auf der einen Seite führt zur Negation auf der andern.

Wir sollten uns vor beiden hüten. Enthält denn die bakteriologische Forschung keine Wahrheit? Es wäre entschieden unwissenschaftlich, eine solche Behauptung aufzustellen, allein dogmatischer Schwachsinn und Byzantinertum reichen sich zum Schaden der ächten Wissenschaft gerade auf diesem Gebiete die Hand. Man schreit alles nieder, was nicht bedingungslos schwört, oder

man ignoriert vornehm, was man nicht wiederlegen kann. Ein solches Vorgehen ist aber Aftergelehrsamkeit.

Wie ein Hauch aus einer bessern Welt berühren uns deshalb die Ausführungen Metschnikow's*) über Bakteriologie. Wir erblicken darin den Übergang zu einer wieder etwas nüchterneren und vernünftigern Auffassung der Lebensprozesse. Es ist gewiß kein geringer Fortschritt, daß Metschnikow auch dem lebenden Organismus sein Recht wieder einräumt, es ist ein Fortschritt zu einer freiern Auffassung auch der hygieinischen Bestrebungen, die Metschnikow anbahnt. Ob auch seiner Theorie Mängel anhaften mögen, die Grundlage ist eine gesunde. Aber auch das Geständnis, das wir überall durchleuchten sehen, wie wenig fortgeschritten die Bakteriologie ist, wie widerspruchsvoll und zweifelhaft, beruhigt uns, und giebt uns das Recht zu behaupten, daß die Bakteriologie unter allen Umständen nicht eine einzig beherrschende dogmatische Stellung einzunehmen befugt ist, und doch sollte man meinen, die heutige Gesundheitslehre sei nichts als Pilzkunde oder Pilzfurcht.

Dagegen protestieren wir, denn neben der Bakteriologie giebt es noch andere Forschungswege und neben dem Studium der Pilze noch andere Fragen der Hygieine, die ein wissenschaftliches Interesse verdienen und ohne Bakteriologie gelöst werden. Hüten wir uns deshalb vor Einseitigkeit und bedenken wir, daß eine vernunftgemäße und erfolgreiche Gesundheitspflege schon lange ausgeübt wurde, bevor von einer exakten Wissenschaft oder von einer Kenntnis der Mikroorganismen die Rede sein konnte. Von der Bakteriologie allein ist also die gesundheitliche Erkenntnis nicht abhängig und es ist durchaus unwissenschaftlich, unser ganzes Wissen sich nur um diese Axe drehen zu lassen.

Leider geschieht aber das häufig genug. Es gehört zum guten Ton, daß sich die moderne Medizin von der klinischen Erfahrung emanzipiert und alles vom Laboratorium des Bakteriologen erhofft. Diese Praxis ist verfehlt, weil, wie gesagt, die Bakteriologie von untrüglicher Sicherheit noch weit entfernt ist. Sie kann die klinische Beobachtung unterstützen, niemals dieselbe ersetzen. Es ist aber für den Studirenden ein schlimmes Geschenk, wenn man ihm die klinische Beobachtung als geringwertiger erscheinen läßt, als die Arbeiten am bakteriologischen Institut, der praktische Arzt wird stets mit der Schärfe der Beobachtung am Krankenbett am Besten fahren. Oder wußten denn unsere Vorfahren keine Krankheit zu erkennen? Waren die Boerhaves und Sydenhams Stümper, weil sie von Bakteriologie keine Ahnung hatten? Ich denke nicht. Mit großem Selbstbewußtsein ertönt es aus den bakteriologischen Instituten und die Bonzen beten es nach: Nur der Löffler'sche Bazillus läßt die Diagnose auf Diphtherie zu. Damit haben alle jene bedeutenden Kliniker der vorbakteriellen Zeit die Krankheit Diphtherie nie als solche erkannt, trotz der trefflichen symptomatischen und pathologisch-

*) Metschnikow, Elias, Paris: Immunität. (Handbuch der Hygieine von Dr. Th. Weyl. 9. Band, 1. Lieferung) Jena 1897. Verlag von Gustav Fischer.

anatomischen Beschreibungen. Wir behaupten also: Heute noch ist es möglich und muß es möglich sein und ist es wissenschaftlich statthaft, die Diagnose Diphtherie nur aus der Beobachtung am Krankenbette zu stellen und der ist ein schlechter Arzt, welcher das nicht kann. Ist es übrigens nicht in der That eine schlimme Zumutung, unser ganzes Urteil von einer Beobachtung abhängig zu machen, die, um ihrer Schwierigkeit willen, von Exaktität weit entfernt ist? Fränkel*) selbst giebt zu, daß es äußerst schwierig ist, aus dem Gewirre von Bakterienkeimen einer diphtheritischen Schleimhaut und der darunter liegenden Gewebe den Löffler'schen Bazillus zur sichern Wahrnehmung zu bringen. Ist es übrigens nicht konstatiert, daß Diphtherie ganz typisch existiert, ohne daß wir den Bazillus nachweisen können, oft aber keine Diphtherie entsteht, wo dieser Pilz massenhaft sich findet? Die Kultur des Pilzes, die uns in der That einen exakten Beweis zu erbringen imstande ist, können wir in ihrem Erfolg nicht abwarten, denn nur rasches Handeln sichert den Erfolg.

Diesen Fehler der bakteriologischen Methode, immer vorausgesetzt, daß wirklich die Bakterien Urheber der Krankheit sind, haben die Bakteriologen nicht übersehen, das spricht sich am deutlichsten in der Thatsache aus, daß sie aus ihrem Heilverfahren mit Blutserum eine prophylaktische Methode machen wollen und damit den gordischen Knoten zerhauen, nicht lösen. Wollen wir die Serumtherapie richtig beurteilen, so ist scharf das Heilverfahren vom vorbeugenden Verfahren zu trennen. Betrachten wir uns einmal das Heilverfahren allein. Es ist nach unserer Ansicht keinem Zweifel mehr unterworfen, daß in vielen Fällen ein Heilerfolg wirklich erzielt wird. Wir gestehen das, ohne die wichtige Frage zu berühren, ob nicht die Heilung auf einem ebenso guten oder bessern Wege möglich gewesen wäre, denn wir wollen keinen falschen Skeptizismus aufkommen lassen.

Warum sollte indessen die Heilserumtherapie Erfolge nicht erzielen? Stellen wir die Antitoxine in die Reihe der anregenden oder lähmenden Alkaloide, fassen wir sie auf als rein neutralisierende Substanzen, betrachten wir sie also als chemische direkt oder indirekt wirkende Agentien und nach Ehrlich**) soll die Neutralisation der Toxine durch Antitoxine eine Doppelsalzbildung, also ein rein chemischer Vorgang sein, dann haben wir ihre Wirkungsweise in analoger Weise aufzufassen, wie die Wirkungsweise ähnlicher oder der Medikamente überhaupt. Die Welt und der Mensch, es ist ja doch alles eines, und die Lebensprozesse sind nur eine noch dunkle Kette von Wechselwirkungen der Kräfte, ohne irgend welche wirkliche Stabilität, es kann deshalb das Gleichgewicht im Organismus durch dieselbe Kraftwirkung gestört oder hergestellt werden. Morphium ist ein Gift, aber auch wieder ein nützlich

*) Fraenkel, Carl, Dr. med., Prof. der Hygieine Königsberg: Grundriß der Bakterienkunde. III. Auflage, pag. 424. Berlin 1890. Verlag von August Hirschwald.

**) Prof. Dr. Ehrlich: Die Wertbemessung des Diphtherieheilserums. Klin. Jahrbuch. VI. Band. Jena 1897. Verlag von Gustav Fischer (Referat: Correspondenzblatt für Schweizerärzte No. 24. 15. Dez. 1897. Basel. Benno Schwabe).

wirkendes Medikament und genau dasselbe gilt auch von den Antitoxinen. Der Wert der Antitoxine als unter gewissen Umständen nützlicher Substanzen wird selbstverständlich dadurch nicht beeinträchtigt, daß die Wirkung eine durch die Zellen vermittelte ist.

Können wir somit die therapeutische Maßregel der Schutzimpfung nicht absolut verwerfen, so fühlen wir uns zu diesem Vorgehen doch unbedingt veranlaßt, wenn die Serumtherapie zur Prophylaxe oder Hygieine werden will; denn mit diesem Beginnen verläßt man den Boden nüchterner Erwägungen. Man kehrt zurück auf den Standpunkt der von uns belächelten und vom Volk jetzt noch teilweise geübten Purgiermetode, welche ohne Indicatio morbi den Organismus purgierte, um die schlechten Säfte aus dem Leibe zu entfernen. Glaubersalz und Sennesblätter gehörten zur Ausstattung eines jungen Ehehaushaltes wie das Luther'sche Evangelium und das Himmelbett und bald kommt nun noch die Injektionsspritze dazu. Die moderne prophylaktische Heilkunde der Pilzfreunde nimmt an, daß der Organismus von den giftigen Produkten der Pilze durchseucht sei oder durchseucht werden könnte, aber statt eines Saftes haben wir viele Gifte und statt des Glaubersalzes ebensoviele Gegengifte, als wir Gifte annehmen, und wir haben die Pflicht, gegen alle diese Gifte prophylaktisch vorzugehen, also zu impfen, wenn wir dem Dogma folgen wollen.

Es giebt ja viele ansteckende Krankheiten von fast genau derselben verheerenden Wirkung, wie die Diphtherie. Nach der Statistik Heusler's*) ergaben sich nachfolgende Erkrankungs- und Sterbefälle an verschiedenen Krankheiten

Während 10 Jahren

Auf tausend Lebende		
Krankheit	erkrankt	gestorben
Masern	0,8	0,26
Scharlach	4,9	0,30
Keuchhusten	4,5	0,34
Diphtherie	4,26	0,49
Typhus	4,89	0,46

Wir haben so wenige Krankheiten aufgeführt, müssen nicht für diese und viele damit die Toxine gesucht und die Antitoxine angewendet werden? Müssen wir nicht die Impfung von Zeit zu Zeit wiederholen, wenn der Schutz vor der Krankheit ein ächter sein soll, da doch die Schutzwirkung z. B. für Diphtherie nur 14 Tage dauert? Theoretisch ist also der dauernde Impfschutz nur möglich, wenn sich der Mensch schließlich jeden Tag seines Lebens gegen das eine oder andere Toxin impfen läßt. Man stelle sich einen

*) Heusler, Paul, Dr. med.: Statistische Beiträge zur Murbidität und Mortalität der Stadt Basel während der Jahre 1881—1890. (Zeitschrift für schweiz. Statistik, dreiunddreißigster Jahrgang, III. Lieferung. Komissionsverlag und Buchhandlung Schmid & Franke, 1897).

solchen Menschen vor, der, von der Bakterienfurcht gepeinigt und von dem Fluche des Dogmas verfolgt, nur in der Spritze sein Heil sucht, statt Morphinisten giebts dann Toxinisten. Das ist die Präventionsmethode, wenn unsere Kenntnisse nicht bessere sind als heutzutage. Wir wollen also nicht heute schon den Wert der präventiven Impfung beurteilen und die Frage als im günstigen Sinne ausgemacht betrachten. Zur Zeit verhindern die logischen Konsequenzen die Präventivimpfung als Methode und nur eine jahrelange Vergleichung der Erkrankungsfälle und der Sterblichkeitsverhältnisse kann uns sichere Anhaltspunkte ergeben, darin stimmen wir mit Prof. Rosenbach*) durchaus überein.

Man soll sich aber wohl hüten, kritiklose Statistik zu treiben oder Resultate zu verkünden, wie das für unsere Schweiz berühmte Kerzerserresultat. Wenn man wegen 3 vielleicht nicht einmal sicher als Diphtherie zu betrachtenden Fällen 197 Kinder impft, von denen nur 12 den Bazillus Löffleri aufweisen und wenn dann nachher keine Diphtheriefälle mehr vorkommen, so beweist das vorläufig nichts für die Berechtigung der prophylaktischen Methode, weil das Vorurteil eine Menge Umstände unberücksichtigt gelassen hat, deren Einfluß und Beziehungen zu den günstigen Erfolgen erst im Verlaufe der Beobachtung sich ergeben würde. Dann erst wäre es möglich, über den günstigen Einfluß der Schutzimpfung eine Meinung zu äußern.

Allein, dürfen wir das Experiment der prophylaktischen Impfung auch ohne Weiteres wagen? Die Beantwortung dieser Frage kann zur Zeit nicht in bejahendem Sinne gelöst werden. Vor allem müssen wir an der Thatsache festhalten, daß die Antitoxine ein für allemal Gifte sind, welche schon bei geringen Dosen zu Temperaturerhöhung und Pulsveränderungen führen. Die dann im weitern Verlaufe entstehenden Hautausschläge, Eiweißausscheidung, die Zunahme der nachdiphtheritischen Lähmungen und der rheumatischen Gelenkschmerzen, sind alles Zeugnisse dafür, daß wir es nicht mit indifferenten oder gar unschädlichen Substanzen zu thun haben. Nun sollten allerdings diese Erscheinungen vorübergehender Natur sein und insofern sprechen sie nicht gegen die Anwendung der Antitoxine als Heilmittel, da wir erfahrungsgemäß annehmen dürfen, daß eine vorübergehende Wirkung eines Giftes nie zu einer dauernden Störung des Organismus führt. Immerhin kann man das Unterlassen der Impfung nicht als Kunstfehler bezeichnen, obschon die Andeutung schon gemacht wurde. Gegen einen solchen Glaubenszwang müssen wir im Namen der gewissenhaften Forschung protestieren. Solange die Ergebnisse der bakteriologischen Therapie noch so unsichere und durchaus nicht als allgemein gültig anerkannt sind, hat man kein Recht mit dem Strafrichter zu drohen, oder denjenigen als gewissenlosen Arzt hinzustellen, welcher eine unreife Methode skeptisch behandelt.

*) Pollatschek, A., Med., Dr.: Die therapeutischen Leistungen des Jahres 1895. VII. Jahrgang, pag. 295 (Rosenbach, Prof., Breslau) Wiesbaden, Verlag von J. F. Bergmann 1896.

Vorsichtig und skeptisch müssen wir aber sein, wenn man sich anschickt, sogar die prophylaktische Impfung als die Quintessenz aller ärztlichen Kunst hinzustellen. Wir haben oben ausgeführt, welche Gründe gegen die Anwendung der Antitoxine als prophylaktische Mittel sprechen. Wir betonen nur, daß z. B. bei der Diphtherie die logisch richtig angewendete prophylaktische Therapie nach dem derzeitigen Stande des Wissens und in Anbetracht der kurzen Dauer des Impfschutzes, sowie der giftigen Natur dieser Heilmittel zu nichts anderem führen könnte, als zu einer chronischen Vergiftung. Ohne Zweifel würden wir vielleicht die Mortalität an Diphtherie herabsetzen, aber den Organismus nach einer andern Richtung hin schädigen, indem die in kurzen Zwischenräumen sich folgenden Vergiftungen zu einer Veränderung der Gewebe und zu einer Schwächung des Organismus führen müßten. Wir beobachten solche Erscheinungen bei den metalloidischen und metallischen Giften, wie Arsen, Phosphor, Blei, wir beobachten sie auch bei den pflanzlichen, wie Morphium, und wir würden sie auch bei den Antitoxinen zu Gesicht bekommen. Wie beim Phosphor und Arsen die Zellen fettig entarten, so kann ein degenerativer Prozeß auch durch die Antitoxine herbeigeführt werden. Das umsomehr, wenn die Gewebselemente eine thätige Rolle bei der Umsetzung der Substanzen spielen. Eine periodische Einführung des Giftes muß aber stattfinden, und wenn wir bei der Diphtherieimpfung entsprechend der Pockenimpfung verfahren, so erfolgt die Wiederimpfung (Revaccination) stets 14 Tage nach der ersten Schutzimpfung (Vaccination). Eine derartige prophylaktische Methode ist aber keine Hygieine und wir müssen wünschen, etwas besseres zu finden, was auch nicht schwierig sein wird.

Schließlich müssen wir nun noch bedenken, daß das Wesen der Infektionskrankheiten noch nichts weniger als aufgeklärt ist. Vor dreißig Jahren sagte Herr Prof. Dr. Huguenin:*) Es ist einer der schwersten Vorwürfe für die Medizin, daß sie nicht imstande ist, das Wesen der Immunität zu erklären! Herr Huguenin könnte uns diesen Vorwurf heute noch machen und doch wäre eine richtige Theorie über das Wesen der Immunität von bedeutendem Werte für unser Heilverfahren. Aber wenn wir auch das Wesen nicht erkennen, so ist doch die natürliche Unempfänglichkeit gewisser Menschen sogar zu gewissen Zeiten und an gewissen Orten ein Beweis dafür, daß individuelle zeitliche und örtliche Gründe für die Ursachen der Krankheit herbeigeholt werden müssen. Die zeitliche Beschaffenheit der Person und des Ortes wirken somit zusammen und vielleicht ist der Bazillus nur eine zufällige Erscheinung: gewiß nie die Ursache der Krankheit allein. Da aber die zeitliche Beschaffenheit von Person und Ort wechselt, erklärt sich auch leicht das Schwankende, Werden und Vergehen der Epidemien, und erklärt sich auch der Umstand, daß wir niemals unsere örtlichen Verhältnisse als allgemeinen Maßstab anlegen dürfen, weil wir damit zu falschen Resultaten gelangen.

---

*) Prof. Dr. Huguenin: Ist in der Frage der Abschaffung des Impfzwanges mit Ja oder Nein zu stimmen? II. Aufl, pag. 8. Zürich. Prubsche Buchhandlung (Th. Schröter) 1882.

So hat Herr Behring behauptet: Die Diphtherie ist sowohl mit Bezug auf Frequenz, wie auf Malignität in einer fortwährenden Steigerung begriffen! Diese Behauptung mag für einige Gegenden richtig sein, für andere ist sie es gewiß nicht. Wir dürfen wohl annehmen, daß diese Steigerung nicht plötzlich in der Ära der bakteriologischen Impfung eingetreten ist, sondern sich schon seit Jahren bemerkbar machte, denn sonst müßte der Verdacht in uns aufsteigen, ob nicht während der bakteriologischen Zeit nur die diagnostischen Irrtümer in tendenziöser Weise, nicht aber die Diphtheriefälle zugenommen haben. Ein Blick nämlich auf die folgende Tabelle (nach Heusler*) über den Zeitraum von 10 Jahren) liefert uns ein merklich anderes Resultat

Jahr		Es erkrankten		Es starben		Bevölkerung
		Summa	auf 1000 Seelen	Summa	auf 1000 Seelen	Zahl
1881	an Diphtherie	438	7,5	66	1,06	62049
1882	„	324	5,1	42	0,66	63160
1883	„	230	3,6	33	0,51	64273
1884	„	285	4,36	22	0,34	65386
1885	„	218	3,28	20	0,3	66500
1886	„	134	1,98	10	0,15	67611
1887	„	428	6,1	42	0,61	68722
1888	„	299	4,2	27	0,38	69836
1889	„	268	3,7	39	0,55	70949
1890	„	239	3,3	30	0,42	72066
		Mittel 286		Mittel 33,1		

Von einer Steigerung der Häufigkeit und Gefährlichkeit ist hier nichts zu beobachten, eher eine Neigung zum Rückgang, immerhin also ein stetes Schwanken um das Mittel, mit größerer Neigung nach unten als nach oben. Die örtlichen Verhältnisse sind also verschieden und es ist sehr leicht möglich, daß die individuelle Anlage auch örtlich verschieden ist. Genug, wir dürfen uns keineswegs allein auf unsere bakteriologische Methode verlassen, sondern müssen den Organismus als solchen mit in Betracht ziehen. Beachten wir dessen natürliche Widerstandskraft und ergründen wir die so vielfältigen Kräfte und Einflüsse, welche die natürliche Widerstandskraft herabsetzen können, dann werden wir auch zur Erkenntnis gelangen, daß die Bakteriologie allein nicht maßgebend ist. Diejenigen Bakteriologen eröffnen uns deshalb einen frohen Blick in die Zukunft, welche, wie Metschnikow, dem lebenden Organismus wieder zum Rechte verhelfen.

Wenn wir den menschlichen Organismus mit seinen Funktionen wieder als Glied der Schöpfung anerkennen, wenn wir nicht, wie die Alchimisten, den Homunkulus in der Retorte destillieren, dann sind wir wieder auf einer

*) Aus der Heusler'schen Statistik läßt sich auch berechnen, daß von durchschnittlich 22350 Kindern im Alter von 0—14 Jahren durchschnittlich jährlich 286 (13‰) erkranken; 33 (1‰) sterben. Wie will man bei einem solchen Resultate die Präventivimpfung entschuldigen oder gar empfehlen?

vernünftigen Bahn. Der lebende Organismus an sich und in seinen Beziehungen zur übrigen Welt, er soll wieder mehr Ziel der hygieinischen Betrachtung werden.

Richtige und ausreichende Ernährung, Licht, Luft und Wasser, eine geregelte Lebensweise, Reinlichkeit, Nüchternheit, Wechsel in Arbeit und Ruhe, das sind jene Ziele, die wir erstreben und jene Anforderungen, die wir erfüllen müssen, um die Krankheiten zu verhüten und die Bakteriengespenster zu bannen. Wir wünschen der Wissenschaft etwas mehr Lebensphilosophie, denn die Hygieine ist nicht nur eine bakteriologische, eine Impffrage, sondern in hohem Grade sozialwirtschaftlicher Natur und muß weit mehr in diesem Sinne behandelt werden, und auch verständlich für das Volk, wenn sie demselben etwas nützen soll. Viele Gelehrte haben hievon keine Ahnung.

Nun mag man mich verbrennen oder totschweigen, die Wahrheit bahnt sich selbst ihren Weg, aber sie heißt nicht: Voluntas bacteriologorum suprema lex.

Prof. Eulenburg's und Prof. Samuel's Lehrbuch der allgemeinen Therapie. I.

Von

Dr. **Gerster,** Braunfels.

In Urban & Schwarzenberg's (Wien und Leipzig) bekanntem medizinischem Verlag ist ein Werk im Erscheinen begriffen, von welchem nunmehr der 1. Band fertig vorliegt. Dasselbe führt den Titel:

Lehrbuch der allgemeinen Therapie und der therapeutischen Methodik, unter Mitwirkung von Behring, Gumprecht, Hartmann, Hoffe, Horstmann, Jacobsohn, Jung, Kionka, Kisch, Klemperer, Krönig, Laquer, Lazarus, Litten, Mendelsohn, Rinne, Rosenheim, Schulz, Strasser, Unna, Winternitz, Ziehen, herausgegeben von Prof. Dr. A. Eulenburg, Geh. Med.-Rat in Berlin und Prof. Dr. Samuel in Königsberg i. P. Zirka 3 Bände von je etwa 45 Druckbogen Lexikon-Oktav. Mit Illustrationen in Holzschnitt. Die Ausgabe findet in Lieferungen à 4 Druckbogen statt. 1897/98.

Eine eingehende Besprechung dieses Werkes in unserer Monatsschrift scheint uns in mehrfacher Hinsicht gerechtfertigt. Die Hygieia ist seit ihrem

Erscheinen der Entwickelung und allen Fortschritten der Therapie mit größtem Interesse gefolgt. Ein Werk, das wie das vorliegende auf dem Titelblatt das Motto trägt: Natura sanat, medicus curat, das, wie im Vorwort gesagt ist, „die Kenntnis der Heilgrundsätze wie der besonderen Heilmethoden erweitern und vertiefen, die Anschauungen des Arztes läutern, sein therapeutisches Rüstzeug bereichern und vermehren und seinem ganzen Handeln eine gefestete, breite, von den Schwankungen wechselnder Zeit- und Modeströmungen unabhängige Unterlage schaffen" will, verdient schon deshalb, und um der Namen seiner Herausgeber willen, unsere besondere Beachtung.

Die innere Therapie ist — oder sollte wenigstens sein! — die Krone der Medizin, denn des Arztes Aufgabe ist, für die Heilung zu sorgen. Da die Medizin, um mit den ungeheuren Fortschritten der Naturwissenschaften in den letzten 4—5 Jahrzehnten einigermaßen Schritt halten zu können, völlig neue Fundamente zu errichten hatte, blieb die auf jene Fundamente aufzubauende innere Therapie in ihrer Entwickelung zurück und ihre thatkräftige, vorwiegend auf Technik beruhende Schwester Chirurgie brach allenthalben in ihre Sphäre ein, während gleichzeitig ein immer mehr überhandnehmender Spezialismus auf den Mangel allgemeiner und großer Gesichtspunkte in der inneren Therapie deutete und eine Menge therapeutischer Methoden von Ärzten und Nichtärzten erfunden und angewandt wurden. Daß bei dieser Lage der Dinge auch das Pfuschertum mächtig ins Kraut schoß, ist ebenso selbstverständlich als das Überhandnehmen von Schmarotzern in einem geschwächten Pflanzen- und Tierorganismus.

Vorliegendes neue Werk ist unseres Wissens das erste seiner Art, das sich mit der psychischen wie mit der physikalisch-diätetischen Therapie eingehend beschäftigt, mit deren (wenn man so sagen darf) Verwissenschaftlichung viel gründlicher der Boden der Naturheilpfuscherei abgegraben wird, als dies alle Hofrat Brauser'schen Jeremiaden (s. Hygieia 1894, S. 373) und alle schönen Standes- und alle drakonischen Pfuschereigesetze jemals vermögen.

Der erste Teil — **Die therapeutischen Aufgaben und Ziele** — hat Prof. Samuel zum Verfasser. In der Einleitung wird die Geschichte der Therapie, Allgemeine Therapie als Lehre von der Verhütung und Heilung der Krankheiten und Therapie als Wissenschaft und Kunst abgehandelt.

Der 1. Abschnitt behandelt die Fernhaltung der Krankheitsursachen (Erfüllung der allgemeinen und besonderen Lebensbedürfnisse, Zerstörung der Gifte und Krankheitsstoffe außerhalb des Organismus, Abhaltung von Giften, Fernhaltung von Kontagien, Erhöhung der Widerstandsfähigkeit und Selbstschutz durch Überstehen der Krankheiten). Im zweiten Abschnitt bespricht Samuel Die Selbstheilung der Krankheiten. (Die Regulationsmittel unseres Körpers zur Überwindung der Krankheitsursachen und der stattgefundenen Läsionen, die Bedingungen und Grenzen der Selbstheilung und die Krankheiten als Regulationsvorgänge). Der 3. Abschnitt: Die Be-

handlung der Krankheitsprozesse und Krankheitszustände erörtert die Kunstheilung und ihre Mittel, Leitende Grundsätze, Indikationen, Makrobiotik und Die Gesammtleistungen der Therapie.

In der „Geschichte der Therapie" ist Samuel das Malheur passiert, den großen Paracelsus, einen der genialsten Köpfe aller Zeiten, in einer Weise zu schildern, die mit der neuesten Paracelsusforschung wenig oder gar nichts zu thun hat: „Der sich selbst hoch ausposaunende Reformator der praktischen Medizin, Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim, war eine originelle, aber abenteuerliche Natur ..... In der Geschichte der Fortschritte der Therapie gebührt ihm nur ein ganz geringer Raum und es lohnte, nur ein wenig näher auf ihn einzugehen, um an einem krassen Beispiel zu zeigen, auf welchen Wegen auch die selbständigen Köpfe die Therapie zu fördern unternahmen ...."

Schon die von Widersachern des Paracelsus erfundene und in gehässigem Spottsinn gebrauchte Namenszusammenstellung „Theophrastus Bombastus" sollte Samuel vermieden haben, wenn er sich nicht dem Verdacht aussetzen wollte, weder die Werke des großen Mannes, noch die ausgezeichneten Paracelsusforschungen eines Sudhoff gelesen zu haben. „Eine originelle aber abenteuerliche Natur" — das ist keine Bezeichnung für den Luther der Medizin des 16. Jahrhunderts, der mit deutscher Faust und allerdings mit derben Worten dreinfuhr in die verrotteten Zustände der damaligen medizinischen Wissenschaft, der es unternahm, aus dem unsinnigen Wuste der Alchemie die Grundlinien zu einer wissenschaftlichen Chemie herauszuschälen und an Stelle blinden Autoritätsglaubens die Erforschung der Naturgesetze und strenge Prüfung der bis dahin kritiklos angenommenen Lehrsätze eines Galenus, Avicenna u. A. zu setzen. Ob einem solchen Manne, mag er auch in anderen Dingen ein Kind seines Zeitalters gewesen sein, wirklich „nur ein ganz geringer Raum in der Geschichte der Fortschritte der Therapie" gebührt, scheint mir doch höchst zweifelhaft, sicher aber ist, daß ein streng wissenschaftliches Werk durch historisch-medizinische Oberflächlichkeit Schaden leidet.

An die Spitze des Kapitels „Allgemeine Therapie als Lehre von der Verhütung und Heilung der Krankheiten" stellt Samuel den Satz: „Die allgemeine Therapie ist die Wissenschaft von der Vermeidung, Selbstheilung und Behandlung der Krankheiten". Da die Rückbildung der in einem bestimmten Typus unregelmäßigen Vorgänge im lebenden, Organismus, welche wir Krankheiten nennen, außerordentlich schwierig zu deuten und wissenschaftlich festzustellen ist, erklärt es sich, daß die allgemeine Therapie von den frühesten Zeiten bis zum heutigen Tage der Gegenstand lebhaften Parteistreites ist und ein therapeutisches System das andere ablöst. Samuel betrachtet den menschlichen Organismus als ein denkbar sinnreichstes mechanisches Kunstwerk und ein großes chemisches Laboratorium, dessen Arbeit von unzähligen kleinen Laboratorien, den Zellen, vollbracht wird. Die medizinische Forschung hat noch nicht einmal die für sie lösbaren Aufgaben gelöst. Samuel meint, daß man durch das Tierexperiment, durch

künstliche Herstellung und sorgfältigstes Studium der für Mensch und Tier „identischen" Krankheiten am Tier allmählich dazu gelangen könne, die Naturheilung der Krankheiten in allen Stadien und Äußerungen wissenschaftlich festzustellen. Die Naturheilung erkennt er voll an, eine besondere Naturheilkraft aber nicht; mag er die Resultate aller bei der Rückbildung krankhafter Zustände tätigen Energien (es kann sich doch nur um solche handeln) nennen wie er will, er wird eben immer nur ein anderes Wort finden. Meines Erachtens werden auch tausend und Millionen Tierexperimente niemals die Lösung bringen, die Samuel von ihnen erwartet, schon aus dem einfachen Grunde, weil eben der Mensch kein Tier und das Tier kein Mensch ist. Das Bewußtsein seiner selbst, das den Menschen über das Tier erhebt, die unendlich komplizierte Psyche, meinethalben eine Funktion des Großhirns, ist es, die den Kulturmenschen derart individuell differenziert, daß kaum Ein Mensch dem andern gleich ist.

Nicht im Mangel voller wissenschaftlicher Erkenntnis des menschlich-tierischen Organismus, sondern in dieser Differenzierung liegt nach meiner Meinung die höchste Schwierigkeit der allgemeinen Therapie, deren Besiegung in der Praxis niemals der Wissenschaft allein, sondern immer nur mit Hilfe der Kunst gelingen kann. Große Ärzte, ob sie Hippokrates oder Boerhaave, van Swieten oder de Haan hießen, haben ihre außerordentlichen therapeutischen Leistungen als geborene Heilkünstler vollbracht. Unter „Kunst" in der Medizin verstehen wir nicht wie Samuel die Vollendung der Technik, sondern die Fähigkeit, den körperlichen und seelischen Organismus individuell zu erfassen und alle im Einzelfall geeigneten äußeren und inneren Faktoren im Sinne der Annäherung oder Rückbildung krankhafter Zustände an die individuelle Norm anzuwenden und zu lenken. Selbstverständlich wird die Vereinigung von Wissenschaft und Kunst stets das Ideal sein, nach welchem zu streben ist, aber die Kunst an sich wird nicht erlernt, sondern ist instinktiv und vermag mit den denkbar einfachsten Mitteln das Höchste zu leisten. Aus dem, was Samuel über die ärztliche Kunst schreibt, konnte ich nicht entnehmen, daß er sie im Sinne wirklicher Kunst auffaßt. In der darstellenden und bildenden Kunst wird immer nur der geborene Künstler Großes leisten, während der nur mehr oder weniger Talentirte von keiner Kunstakademie der Welt und trotz aller positiven Kenntnisse niemals den Weihekuß der Muse empfängt. Genau so ist es beim Arzt.

Im ersten Abschnitt — Fernhaltung der Krankheitsursachen — erörtert Samuel die Faktoren der allgemeinen und besonderen Lebensbedürfnisse, nämlich Gaswechsel, Eigenwärme, Akklimatisation, Nahrungsaufnahme und Exkretausgabe, Funktionswechsel, Wachstum, Geschlechter, Konstitutionen und Temporärzustände (Schlaflosigkeit, Erschöpfung, Ohnmacht, Shock), die Zerstörung und Abhaltung von Giften und Kontagien, die Erhöhung der Widerstandsfähigkeit und den Selbstschutz durch Überstehen der Krankheiten. Den Alkoholismus nennt er mit vollem Recht eines der schwersten selbstgeschaffenen

Übel des Menschengeschlechts, zieht aber hieraus keine Nutzanwendung, was zur Beseitigung dieses Übels zu geschehen habe. Bezüglich der prophylaktischen Hygieine (Fernhaltung der Kontagien) wird die Desinfektion in den Vordergrund gestellt. Im Kapitel „Erhöhung der Widerstandsfähigkeit" hätte die Ausbildungsfähigkeit sämtlicher Funktionen des Organismus (Atmung, Verdauung, Bewegung, Sinnesthätigkeit), Erörterung verdient. Im Kapitel „Selbstschutz gegen Krankheiten durch Überstehung der Krankheiten gesteht Samuel: „Seit Jenner ist nicht wesentlich unsere Kenntnis über das Pockenkontagium und über die Pockenimmunität weiter geführt worden. Nur wissen wir jetzt, daß die Kuhpockenimpfung nicht zeitlebens immunisiert, sondern mindestens noch einmal wiederholt werden muß. Die Natur des Pockenvirus kennen wir auch heute noch nicht. Es ist eine Ironie des Schicksals, daß man gerade von den akuten Exanthemen, den unbestrittensten, mustergiltigsten Kontagien, die schuldigen Bakterien auch heute noch nicht rein dargestellt hat, wie sehr man nach ihnen auch gesucht hat." Es hat auch noch Niemand nachgewiesen, daß ununterbrochen und überall Blattern-Empfänglichkeit besteht und trotz alledem und alledem wird jede Generation jahraus jahrein mit Hilfe der Polizei zwangsweise mit dem **unbekannten** Blatterngift „immunisiert"!

Bezüglich der Infektion herrscht zur Zeit die Ansicht, daß die Ansteckung bei Infektionskrankheiten durch die Übertragung lebender Bakterien von Mensch auf Mensch bedingt ist. „Von welchen Umständen", schreibt Samuel, „das Haften und die Vermehrung der Bakterien auf dem neuen Wirte abhängt, ist uns leider noch unbekannt . . . die Bakterienbildung beruht im wesentlichen auf Intoxikation, doch aber wieder auf einer Intoxikation ganz eigener Art, denn die Virulenz ist eine wechselnde und der Virulenzgrad ist das schwankendste Moment der ganzen Bakteriologie. Ob nicht der Faktor der Individualität des Menschen, dessen Samuel mit keinem Worte gedenkt, auch hier die größte Rolle spielt? Mir scheint die Unkenntnis oder ungenügende Beachtung dieses Faktors das schwankendste Moment der ganzen modernen allgemeinen Therapie zu sein. Solange der Mensch als chemische Retorte und schablonenhaft angelegte Maschine betrachtet wird, kann es nicht Wunder nehmen, daß die Therapie die Wege der Veterinärmedizin wandelt und auf die Menschheit losgeht wie auf eine Viehherde. Die Thatsache, daß das Tuberkulinum Kochii bei der Menschenbehandlung Fiasko machte und bei der Viehbehandlung Triumpfe feierte, hat leider so wenig Eindruck auf die therapeutischen Wegweiser gemacht, daß die Menschheit gleich nach jenem Fiasko mit der Serumtherapie beglückt werden konnte, die gleichfalls der uralten, darum aber nicht notwendigerweise richtigen Devise huldigt: hie Krankheit, hie Mittel!

Der zweite Abschnitt handelt von Selbstheilung der Krankheiten. Samuel hält es für ein historisches, wenn auch ganz unfreiwilliges Verdienst der Homöopathie, die Selbstheilung von Krankheiten, auch der gefährlichsten bewiesen zu haben. Es ist aber zu bemerken, daß nicht alle Homöopathen mit der 30. Potenz ihrer Mittel „arbeiten",

daß die hygieinischen und diätetischen Maßregeln der Homöopathie, namentlich aber ihre unbewußte Suggestionierung doch auch eine große Rolle bei der Krankenbehandlung spielen und daß die Polypragmasie der sogenannten alleinwissenschaftlichen Schule der Kranken gewiß mehr geschadet als genützt hat. Samuel konnte also, wenn er die Selbstheilung überhaupt anerkannte, sie auch dadurch beweisen, daß der kranke Organismus selbst bei den un- und widersinnigsten Behandlungsmethoden der alten und neuen Schule zur Rekonvaleszenz kommen kann. Der Beweis, daß die Homöopathie die direkte Ursache zur Entstehung der Wiener Schule des therapeutischen Nihilismus gewesen sei, wie Samuel behauptet, müßte von ihm erst geliefert werden. Vollkommen einverstanden kann man mit ihm sein, wenn er eine besondere, einheitliche Naturheilkraft zur Ausheilung der Schäden nach Beseitigung der Ursachen nicht anerkennt, sondern darauf hinweist, daß es sich immer um physiologische Prozesse handelt, die von großer Breite sind und pathologische Verstärkungen zulassen. „Stoff-Zellen- und Funktionswechsel sind es, mit denen der Körper seine Schäden reguliert. Wie ein Pendel zum Loth zurückstrebt, so streben die Gewebe bei jeder Störung zur Norm zurück; sie folgen damit nur den Gesetzen der Substanz, aus der sie bestehen." Gewiß! Warum aber soll man eben dieses Restitutionsbestreben, das doch durch Energien bedingt sein muß, in seiner Totalität nicht „Naturheilkraft" nennen dürfen, wenn man sich kurz verständigen will? Vom Moment der Vereinigung der weiblichen und männlichen Keimzelle werden latente Kräfte thätig, die den Organismus solange in seinem Bestand zu erhalten trachten, als die äußeren und inneren Widerstände dies zugeben und ebendiese „Kräfte" sind es doch, welche die krankhaften Störungen zu besiegen und die physiologische Norm herzustellen suchen. Da dies keine künstlichen, sondern natürliche Kräfte sind, ist die Bezeichnung „Naturheilkraft" keine unsinnige, mag auch, wie gesagt, keine besondere solche Kraft existieren.

Die Kapitel von der Regulierung des Zellenlebens, der Blutzirkulation, Blutmenge und -mischung, der Temperatur und der nervösen Störungen dürften keinen Widerspruch erfahren. Bei der Selbstregulation der Störungen der Verdauungsfunktion und bei der Regulation der Organerkrankungen im Allgemeinen, der akuten und chronischen Krankheitszustände, sowie bei den Bedingungen und Grenzen der Selbstheilung hätten außer den physiopathologischen Verhältnissen und Faktoren auch die psychopathologischen Erwähnung verdient.

Im dritten Abschnitt: die Behandlung der Krankheitsprozesse und Krankheitszustände erörtert Samuel zunächst die Kunstheilung und ihre Mittel: „Unsere Heilmittel entnehmen wir allen Bereichen der Natur. Als Jatromechanik fassen wir zusammen die Lehre von den blutigen Operationen, die Akiurgie mit der Desmologie und Mecanologie, mit Orthopädie und Massage, schwedischer und deutscher Gymnastik. Unter Jatrophysik verstehen wir die Hydrotherapie und Balneotherapie, die Klimatologie, die Wirkungen

verdünnter und verdichteter Luft, von Licht und Finsternis, ebenso wie die Elektrotherapie. Zur Jatrochemie gehört die Diätetik, die Heilmittel- und Brunnenlehre. Zur Methodus psychica (Jatrophysiologie) neben der eigentlichen Psychiatrik und der Suggestion die gar nicht zu verachtende ärztliche Homiletik. Aus allen Bereichen der Natur und Kunst nehmen wir unsere Hilfsmittel und müssen sie nehmen. Universalheilmittel kennen wir nicht." Würden alle Ärzte von all diesen genannten Mitteln individuellen Gebrauch zu machen wissen, wäre das goldene Zeitalter der Medizin und der Menschheit angebrochen. Was übrigens „Universalheilmittel" betrifft, die „wir nicht kennen", erinnern wir bescheiden ans Heilserum, das heute nach Angaben der „Autoren" schon bei allen möglichen Krankheiten „treffliche" Dienste leisten soll. Wenn Samuel die genaue Diagnose der Krankheit und des Gesamtzustandes des Kranken für unentbehrlich hält, lassen wir dies mit der Einschränkung gelten, daß es sich niemals um eine Wortdiagnose handeln darf. Von höchster Bedeutung ist für den Arzt die Kenntnis der Modalitäten der Selbstheilung und ihre Hindernisse und wir unterschreiben Wort für Wort, wenn Samuel sagt: „Dennoch aber muß man nicht blos die Selbstheilung hochhalten, wo sie gelingt, sondern man muß auch, wo sie nicht ausreicht, meist in ihren Wegen wandeln. Quo natura vergit, eo tendere oportet, ist der alte hippokratische Satz, der die Naturheilung zum Vorbilde für die Kunstheilung hinstellt. Von dieser allgemeinen Regel können als Ausnahmen nur die Krankheiten gelten, bei denen die Naturheilung gar nichts leistet, besonders also bei Bekämpfung der Geschwülste, Verrenkungen und Prolapse." Ich möchte übrigens aufmerksam machen, daß oft genug Geschwülste (namentlich bei Hysterie) und nicht selten auch Prolapse von selbst zurückgehen.

Im Kapitel „Bevorzugung der Lokal- vor der Allgemeinbehandlung" ist der Satz: „Die naturgemäße Kur ist die direkte Behandlung der leidenden Stelle allein" ganz entschieden zu bestreiten. Gewiß wird man bei einem Hordeolum am Lidrand keine Badekur anwenden und bei Krätze keine psychische Kur, aber man wird sich doch in jedem Einzelfall einer lokalen Erkrankung fragen müssen, ob nicht die Ursachen tiefer liegen und dementsprechend eine Allgemeinbehandlung allein oder mit lokaler Behandlung zum Ziele führt. Da Samuel dies selbst zugiebt, ist nicht einzusehen, warum nur die direkte Lokalbehandlung „naturgemäß" sein soll. Ein solcher Gebrauch des „naturgemäß" ist sonst nur bei den vielgeschmähten Naturheilaposteln üblich.

Die Lehre von den Indikationen und Kontraindikationen ist nötig als Anhaltspunkt für den ärztlichen Anfänger und Durchschnittsarzt. Der künstlerisch veranlagte Arzt wird sich seine Indikationen selbst schaffen, wobei ihn selbverständlich Wissenschaft und Erfahrung unterstützen müssen. Gerne unterschreiben wir Samuel's Satz: „Das erste Gebot der Therapie ist die Individualisierung der Fälle". Das Kapitel „Makrobiotik" hätte wohl etwas ausführlicher sein können, nachdem Samuel auch im Kapitel „Erhöhung der Widerstandsfähigkeit", die doch auf Makrobiotik hinausläuft, nicht die Grundsätze entwickelt hat, die für den modernen hygieinisch denkenden Menschen an Stelle des mittelalterlichen Elixir ad longam vitam zu treten

haben. Vielleicht finden wir hierüber Näheres in dem noch 1898 erscheinenden dritten Bande dieses Werkes, der die Leistungen der allgemeinen Therapie in Prophylaxe, Selbstheilung und Kunstheilung gegenüber den Krankheitsprozessen und Krankheitszuständen behandeln soll. Es würde uns freuen, in diesem Bande auch Einiges über eine auf funktioneller Diagnostik aufgebaute Therapie zu finden, wovon die Samuel'schen Ausführungen nichts verlauten lassen. Samuel hat zwar den Stand der gegenwärtigen wissenschaftlichen Therapie sehr zutreffend dargelegt, aber man kann bei der Lektüre das Gefühl nicht unterdrücken, daß Vieles, sehr Vieles von Dem, was er schreibt, vielleicht heute schon veraltet ist, oder sicher morgen veralten wird. Man lese dagegen z. B. ein Werk wie Ottomar Rosenbach's Herzkrankheiten und man wird wissen, wem die Zukunft gehört.

Die Kritik der Serumtherapie. *)

Von

Prof. **Sigmund Purjesz.**

Es sind drei Jahre her, daß man das Serum allenthalben verwendet. Während dieser Zeit durchwanderte es die ganze Welt und von allen Seiten hört man, daß es das gehalten, was es versprochen, daß es sich als Heilmittel gegen die Diphtherie glänzend bewährt hat, und daß es dem Serum zu verdanken ist, daß seit seiner Entdeckung, bezw. seit seiner allgemeinen Anwendung, weniger Menschen an jener Krankheit zu Grunde gehen, als vorher. Ich weiß es gut, daß ich mir eine weder sympatische, noch dankbare Aufgabe gestellt habe, wenn ich im Gegensatze zur Anschauung des größten Teiles meiner Fachgenossen Folgendes beweisen will — weil ich beweisen muß.

Die günstigen Veränderungen der Mortalitäts- bezw. Heilverhältnisse bei Diphtherie sind nicht Folgen des Serums, sondern anderer Verhältnisse. Und wenn ich dennoch an diese minder sympatische Arbeit herantrete und mir erlaube, die Aufmerksamkeit der geehrten Versammlung zu erbitten, thue ich dies nicht nur, weil ich die Ehre habe, Mitglied des Vereines zu sein und in Folge dessen pflichtgemäß an dessen Arbeiten teilzunehmen wünsche, sondern weil meines Wissens nach dieser Verein nicht der Ort ist, an welchem wissenschaftliche Fragen dadurch entschieden werden, daß die Majorität die Meinung einzelner annimmt, sondern an welchem man auch die Ansicht eines Mitgliedes

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz (Referat nach einem im königl. Ärzteverein zu Budapest am 27. Nov. 1897 gehaltenen Vortrag) der „Ungarischen medizin. Presse" Nr. 50–52, 1897. Prinzipielle Einwände, die in der Hygieia gegen die Serumtherapie erhoben wurden, wurden von deren Vertheidigern mit dem Bemerken abgethan, daß hier nur die Praxis entscheiden könne. Professor Purjesz spricht nun aus mehrjähriger Erfahrung.

der Minorität anhört; und wenn man dann einsieht, daß letztere der Wahrheit entspricht, so wird man gewiß nicht zögern, derselben Recht zu geben.

Wenn man die Verläßlichkeit des Heilwertes beim Serum kritisieren will, darf man nicht vergessen, daß dieses Mittel nicht durch Empirie, sondern nur nach langwierigen Vorstudien, Versuchen und Forschungen in die Hände der Ärzte gelangt ist; die am Krankenbette zu erwerbenden Erfahrungen sollten eigentlich die durch Experimente konstatierten Thatsachen erhärten. Eben deshalb bin ich der Ansicht, man sollte, bevor man sich in eine Erörterung der am Krankenbette und durch die Praxis erworbenen Daten einläßt, vorerst untersuchen, ob das Serum theoretisch und praktisch thatsächlich so vorbereitet war, daß man dessen Anwendung beim Menschen mit Recht anempfehlen konnte, und ob man billigerweise erwarten konnte, daß sich dasselbe bei der Diphtherie des Menschen bewähren werde?

Denn wenn sich die Thatsache herausstellen sollte, daß dieser Teil der Frage noch nicht genügend reif ist, dann müßte dies unser Vertrauen an die durch die Praxis entstandenen Daten bedeutend erschüttern. Die langwierigen Studien, welche Behring und seine Arbeitsgenossen behufs Untersuchung des Serum anstellten, dürften allgemein bekannt sein. Ich will mich hier lediglich mit jenen Untersuchungen befassen, welche mit dem Gegenstande unserer Tagesordnung, nämlich mit der Heilung der Diphtherie in engem Zusammenhange stehen.

Bekanntlich wurde als Basis der Anwendung des Serum beim Menschen der Umstand angenommen, daß man damit die bei Tieren durch Diphtherie-Kulturen oder Diphtherie-Gift hervorgerufene Krankheit heilen kann.

Es wird behauptet, daß jene Krankheit, welche man bei Meerschweinchen durch Injizieren von Diphtherie-Kulturen herbeiführen kann, und deren Symptome der menschlichen Diphtherie durchaus nicht gleichen, mit der bei Menschen zu beobachtenden Diphtherie identisch ist und daß man sonach die Ergebnisse dieser Tierversuche auf Menschen zu übertragen berechtigt war. Dies untersuche ich nicht, sondern will, obzwar gegen meine Überzeugung, behufs Vereinfachung der Sache zugeben, daß diese beiden Krankheiten identisch und die experimentellen Ergebnisse auf den Menschen übertragbar seien. Wohl gemerkt, gegen meine Überzeugung!

Nun bleibt aber die Frage offen, ob es denn wirklich gelungen ist, die mit solchen Diphtherie-Kulturen krank gemachten Tiere in einer derartigen Anzahl wieder herzustellen, daß man daraus mit Fug und Recht schließen könnte, im Wege dieses Mittels auch die menschliche Diphtherie heilen zu können?

Behring's und Wernicke's Mitteilung, welche der Anwendung des Serum kurz voranging, spricht von beiläufig an 60 Tieren angestellten Experimenten.

Ein bedeutender Teil dieser Versuche befaßt sich mit den Eigenschaften, der Herstellung, den Gebrauch &c. des Serum, kurz mit dessen Voruntersuchung und interessiert uns demnach nicht. Ebensowenig interessieren uns jene Experimente Behring's und Wernicke's, welche sie derart anstellten, daß sie dem Tiere gleichzeitig Diphtherie-Kulturen und Serum injizierten.

Wie interessant nnd wertvoll auch diese Experimente von einem anderen Standpunkte, z. B. von jenem der Immunisation aus seien, müssen sie trotzdem außer Acht gelassen werden, sobald von der Heilung der Diphtherie die Rede ist; denn es dürfte wohl Niemand je Gelegenheit haben, im Augenblicke der Infektion sofort Serum anwenden zu können. Interessant

für uns sind demnach lediglich jene Experimente, wo zuerst Diphtherie-Kulturen, bezw. Diphtherie und erst später, nach Verlauf einiger Stunden, Serum appliziert wurde; nun, unter 60 Experimenten giebt es gerade fünf, welche auf diese Weise angestellt wurden. Ich denke, fünf Tierversuche sind zur Entscheidung einer Frage von solch eminenter Tragweite denn doch ungenügend und keineswegs berufen, als besonders feste Basis und Stütze betrachtet zu werden. Unser Vertrauen vermindert sich jedoch noch mehr, wenn wir diese Experimente aus der Nähe betrachten, weil es sich dann herausstellt, daß von den fünf Meerschweinchen vier innerhalb der ersten 48 Stunden zu Grunde gingen und nur eines das Experiment bestand. Also ein von fünf am Leben gebliebenes Meerschweinchen ist Alles, was der Serumtherapie als Basis diente!

Es steht nunmehr Jedermann frei, zu beurteilen, wie vollkommen das Serum theoretisch und praktisch vorbereitet war, bevor es bei Menschen angewendet worden ist.

Und sprechen denn die erreichten Resultate, nämlich vier negative und ein positives Ergebnis, nicht eher gegen als für die Verläßlichkeit des Serum?

Welch außergewöhnlicher — wie soll ich denn nun sagen — Mut nötig war, um auf dieser Basis die Anwendung des Serum beim Menschen zu empfehlen, welche Glaubensseligkeit an den Tag gelegt wurde, um von solch einer Basis auszugehen — darüber will ich schweigen.

Wie immer man nun über dieses eine Experiment entscheide, als Basis kann man wohl mit Recht davon absehen, aber dann muß auch das Serum von dem hohen Piedestal herunter, auf welchem es heute steht.

Nun heißt es, daß man das Serum, und zwar angeblich mit gutem Erfolge verwendet habe. In diesem Falle muß es eben als empirisches Mittel in Betracht gezogen werden, wie das Quecksilber oder das Chinin, welche als Spezifika häufig genug angewendet werden, ohne daß man über den Mechanismus der inneren Wirkungsweise derselben etwas Näheres wüßte. Ich leugne nicht, daß es nicht immer leicht ist, sich bezüglich der Verläßlichkeit und des Heilwertes eines empirischen Mittels, besonders wenn wir es gegen eine auch ansonsten mehr-weniger kurable Krankheit anwenden, zu orientieren; und gewiß noch schwerer ist es, Andere hievon zu überzeugen. Doch auf das Entschiedenste zu verurteilen finde ich jenes Vorgehen des größten Teiles meiner Fachgenossen, daß sie in jedem Falle, wenn sie das Serum anwendeten, selbst die kleinste Veränderung, besonders wenn sie vorteilhaft schien, besonders wenn der Kranke am Leben blieb, sofort dem Serum zuschrieben, nur deshalb, weil sie Serum angewendet hatten!

Ein derartiges Vorgehen wäre nur in dem Falle gerechtfertigt, wenn diese Veränderungen vor der Erfindung des Serum nie beobachtet worden wären oder wenn vordem nie ein Diphtheriefall geheilt worden wäre.

Was würden die Anhänger des Serum sagen, wenn man jeden unangenehmen Fall, jeden Todesfall dem Serum zuschreiben würde? Quod uni justum, alteri aequum! Das eine ist ebenso unhaltbar, wie das Andere.

Das Prinzip „Post hoc, ergo propter hoc" ist gewiß bequem, doch soll dabei nicht vergessen werden, daß eben dieses Prinzip zu den größten Verirrungen in der Therapie geführt hatte, denn Dank desselben ließ man bei Pneumonie zur Ader, bis die Empirie erwies, daß zwischen der Krisis und dem der Krisis vorangegangenen letzten Aderlasse kein Kausalnexus bestehe.

Auch die Homöopathie steht auf demselben Prinzipe; auf dieses Argument gestützt, sagten wir von 50 Mitteln, daß sie gegen die Diphtherie gut

seien und behaupteten sogar von einem, dem Ferrum sesquichloratum, es wäre ein direktes Spezifikum.

Lourdes, Kneipp, Jäger und die übrigen Wunderdoktoren machen ihre Eroberungen auch mit dem Prinzipe: Post hoc, ergo propter hoc.

Uns Ärzten ist es dennoch nicht gestattet, dieses Prinzip ohne alle Umsicht anzuwenden, denn lassen wir in dieser Beziehung die Vorsicht aus den Augen, so ist der Weg statt zur guten Empirie zum ungezügeltsten Empirismus offen; es ist dies ein derartig subjektiver Standpunkt, daß man sich darüber in eine objektive Diskussion gar nicht einlassen kann. Und deßhalb werde ich mich im Laufe meines Vortrages mit jenen, welche für die Verläßlichkeit des Serum außer ihrer subjektiven und auf das Prinzip: Post hoc, ergo propter hoc basierenden Ansicht weiter nichts anzuführen vermögen, nicht befassen. Ich kann dies um so eher thun, als fast jeder Kliniker, welcher auf Grund zahlreicherer Beobachtungen die Frage des Serum verhandelt, außer seiner subjektiven Ansicht noch solche — mehr-minder zur Unterstützung dieser seiner subjektiven Ansicht dienende — Momente vorbringt, welche der objektiven Erwägung zugänglich sind. Ich bin der Meinung, daß solch eine subjektive Ansicht nur so lange berechtigt ist, als die zu ihrer Unterstützung vorgeführten objektiven Argumente stichhaltig sind; denn sobald sich die Unrichtigkeit der letzteren herausstellt, wird man gewahr, daß die subjektive Ansicht nichts Anderes als Selbsttäuschung war. Sehen wir demnach jene Argumente, welche für die Verlässigkeit des Serum vorgebracht werden und welche der objektiven Erwägung zugänglich sind.

Eines der stärksten und zugleich gefälligsten Argumente, welches urbi et orbi von Ärzten und Privaten ununterbrochen in die Welt ausposaunt wird, ist jenes, daß sich die Mortalität der Diphtherie seit 1895, d. h. seit Anwendung des Serum, vermindert hat. Nun, die aus dem Ministerium des Innern herstammenden Zahlen beweisen, wie wenig diese Behauptung auf Wahrheit beruht.

In Ungarn starben im Jahre 1892 49 000, im Jahre 1893 34 000, anno 1894 22 000 und 1895 15 000 Personen an Diphtherie.

Aus diesen Daten geht klar hervor, daß die Mortalität und sonach wahrscheinlich auch die Erkrankung an Diphtherie in Ungarn um ein gutes Stück vor der allgemeinen Anwendung des Serum, ja sogar vor dessen Erfindung wesentlich im Abnehmen begriffen war. Daß dies nicht nur im ganzen Lande, sondern auch an zirkumskripten Orten, z. B. in Budapest der Fall gewesen, beweisen folgende Ziffern:

Im Jahre	1892	war	die Mortalität an Diphtherie	898
„ „	1893	„ „	„ „ „	687
„ „	1894	„ „	„ „ „	484
„ „	1895	„ „	„ „ „	225

die Verminderung begann demnach schon früher; und daß dies nicht nur bei uns, sondern auch anderwärts ebenso war, beweist die Pariser Mortalitäts-Tabelle; man ersieht daraus, daß auch in Paris die Diphtherie-Mortalität bereits im Jahre 1889 abgenommen hatte und sich bis 1895 en carrière verminderte.

Wenn also, wie ersichtlich, die Diphtherie-Mortalität so wesentlich gesunken und zwar vor Entdeckung des Serum gesunken ist, dann kann man unmöglich behaupten, daß zwischen der stets abnehmenden Mortalität und der Anwendung des Serum ein wie immer gearteter Nexus bestehe.

Daß aber nicht nur die Mortalität, sondern auch die Erkrankung an Diphtherie in ähnlichem Verhältnisse abgenommen hat, ist ebenfalls natürlich.

In Budapest kamen

im Jahre 1892	im Ganzen	2683	Diphtheriekranke zur Anmeldung
„ „ 1893	„ „	1912	„ „ „
„ „ 1894	„ „	1550	„ „ „
„ „ 1895	„ „	1324	„ „ „

also trotzdem, daß seit 1892 die Bevölkerung in Folge der Vorbereitungen zur Millenarfeier wesentlich zugenommen hatte und die Anmeldungen in den letzten Jahren pünktlicher erfolgten, war die Zahl der an Diphtherie-Erkrankten im Jahre 1895 um mehr als die Hälfte gesunken.

Diese Ziffern werfen aber auch auf sonstige Umstände Licht, welche mit der Verläßlichkeit des Serum in enger Verbindung stehen.

Einige Autoren wollen die vorteilhaften Veränderungen in letzter Zeit dem Umstande zuschreiben, daß der Genius epidemicus geschwächt sei; dies leugnen die Anhänger des Serum und nehmen den Löwenanteil für das Serum in Beschlag.

Verfolgt man jedoch die erwähnten Zahlen mit Aufmerksamkeit, welche doch klar beweisen, daß Mortalität und Erkrankung seit dem Jahre 1892 in Ungarn abgenommen haben und hält man jene alte und oft bewährte Erfahrung vor Augen, daß mit der Abnahme einer infektiösen Krankheit sich auch deren Intensität abschwächt, dann ist es meiner Meinung nach unmöglich, die Berechtigung der Folgerung anzufechten, daß sich die bei uns auf ein Drittel ihrer Frequenz herabgesunkene Diphtherie auch qualitativ vermindert habe!

In dem Falle, als die Anhänger des Serum trotz diesen Zahlen die qualitative Verminderung der Diphtherie nicht anerkennen wollten, nehme ich sofort ihren Standpunkt an, wenn sie mir eine annehmbare Erklärung dafür geben, warum die Mortalität von 49 000 Fällen auf 22 000 sank, oder wenn sie mir eine plausible Erklärung dessen geben können, warum das Sinken der Mortalität von 22 000 Fällen auf 15 000 nicht durch dieselbe Ursache entstehen konnte, durch welche ein Sinken von 49 000 Fällen auf 22 000 Fällen geschah, besonders aber dafür, warum gerade das 1895er Sinken von 6000 Fällen dem Serum zuzuschreiben war, wogegen die Zahl der Diphtheriefälle, ohne Serum, während drei Jahren von 49 000 auf 22 000 herabfiel.

Solange ich hierüber keine plausible Erklärung bekomme, bleibe ich bei der Annahme, daß das Sinken der Zahl der Fälle und die verminderte Mortalität durch Milderung der Krankheit entstanden sei.

Und wenn jemand der Meinung wäre, daß neben der Milderung des Diphtherietoxins oder des Genius epidemicus auch das Serum in Wirkung trat — so muß Letzteres noch bewiesen werden, und zwar deshalb, weil Epidemien milder auftreten und auch aufhören können, aber daß man mit Serum die Diphtherie heilen könne — das ist direkt nicht bewiesen.

Es gibt nun Beobachtungen, denen gemäß das Serum die relative Mortalität der Diphtherie verbessere, nämlich, daß von einer gewissen Anzahl von mit Serum behandelten Kranken weniger sterben, als von ohne Serum oder gar nicht behandelten Kranken.

Ich erlaube mir diese Gruppe behufs Detaillierung in zwei Abschnitte zu teilen:

Rangieren wir in eine Gruppe jene Fälle, zu welchen wir durch Samm-

lung gelangen: nach Städten, Komitaten, Ländern; sammeln wir die mit und ohne Serum geheilten Fälle und aus der Zahl der Todesfälle der zwei Gruppen folgern wir auf den Wert des Serum.

Zahlreiche Beobachtungen aus dem In= und Auslande stehen uns zur Verfügung und wenn ich unter vielen als Grundlage unserer Besprechung auch nur eine wähle, so thue ich dies mit besonderer Betonung dessen, daß all das, was ich gegen dieselbe sage, für alle Beobachtungen besteht.

Betrachten wir, als uns am nächsten stehend das gesundheitsamtliche Referat des Ministerium des Innern; da steht nun, daß nach den bisher eingelangten Daten im Jahre 1895 unter 3761 in 12 Städten an Diphtherie erkrankten Kindern 872 mit Serum behandelt wurden, von welchen 156 d. i. 17% starben; ohne Serum wurden behandelt 2889 Fälle, von diesen starben 1187 d. i. 41%.

Zweifelsohne ist (17% auf der einen Seite, 41% auf der anderen) ein so auffallender Unterschied, daß in dem Falle, wenn diese Zahlen den faktischen Verhältnissen entsprächen, die Verläßlichkeit des Serum keine offene Frage bilden würde. Aber leider sind diese Zahlen nicht nur fehlerhaft, sondern bedürfen auch einer gewaltigen Korrektion. Ich will dabei gar nicht auf das Fragliche in Bezug auf die Einheitlichkeit und Vertrauenswürdigkeit solcher Daten hinweisen, die in ihrer Gesammtheit die Ergebnisse einer ganzen Menge Beobachter zusammenfassen, deren diagnostische Fähigkeit und Temperament ja verschiedentlich in die Wagschale fällt.

Hierauf reflektiere ich nicht, weil dies große Unterschiede nicht zu Stande bringt; und wenn diese Zahlen sonstige Fehler nicht enthielten, so würden sie nicht Gegenstand einer Diskussion bilden. Eine verantwortungsvolle Sache würde Derjenige übernehmen, der den Glauben an das Serum erschüttern würde, aber eine gleich verantwortungsvolle Unterlassung begeht Derjenige, der, trotzdem er Fehler sieht, sich stumm verhielte.

Diese Zahlen sind jedoch so fehlerhaft, daß deren Aufstellung, wie es bei uns und im Auslande geschieht, überhaupt nicht zuläßig ist.

Diese Zahlen sind fehlerhaft, weil sie bekannte Faktoren mit unbekannten vergleichen, was nicht nur vom therapeutischen, sondern auch vom einfach mathematischen Standpunkte unzuläßig ist. Um bei diesen Zahlen zu bleiben, ist es zweifellos, daß diese 156 Todesfälle von solchen 872 diphtheritischen Kranken herrühren, deren jeder Serum bekam; aber darauf können sie nicht antworten, wie viele thatsächliche Diphtheritiker in der Zahl jener 1187 figurieren, die als ohne Serum behandelt angeführt sind?

Das amtliche Referat besagt von 2889 Kranken; aber wer nun die Art und Weise derartiger Referate und auch das gesundheitsamtliche Referat kennt, der weiß gut, daß nicht jeder Fall in solchen Referaten erwähnt wird.

Welcher Fall bleibt wohl aus? Derjenige Diphtheriekranke, welcher stirbt, kommt unbedingt in das Referat, weil doch Arzt, Behörde, Todtenbeschauer davon wissen, in das Referat gelangen weiters schwere und mehrweniger schwere Fälle, insofern der Arzt darüber Kenntnis erlangt, aber leichte und nichtleichte Fälle, über welche weder Arzt, noch Ortsvorsteher, noch Bezirkshauptmann etwas erfährt, gelangen nicht ins Referat.

Während also der mit Serum behandelte Fall ins Referat gelangt, auch wenn er leicht ist, bleiben hingegen von den mit Serum nicht behandelten Fällen die leichten aus; ihr Ausbleiben auf der andern Seite verdirbt das Mortalitätsperzent, und so ist es leicht, solche Resultate zu erlangen.

Aus einer auf ungleicher Weise hergestellten Statistik läßt sich Vieles

leicht folgern, aber das nicht, daß die Behandlung mit Serum Ursache einer 17%igen Mortalität und daß die Behandlung ohne Ursache einer 41%igen Mortalität ist.

In die zweite Gruppe rangieren wir jene Fälle, welche ein Beobachter in größerer Anzahl beobachtet und mit Serum behandelt hat, die bei diesen erhaltene relative Mortalität mit jener anderer Jahre vergleicht und so Folgerungen über das Serum zieht. Solche Fälle kommen besonders in Krankenhäusern vor. Und wenn wir heute unter den vielen hauptsächlich die Beobachtungen Budapester Krankenhäuser zum Gegenstand der Besprechung wählen, so thun wir dies mit derselben Betonung, daß all das, was wir bei einem Falle vorführen, für alle ähnlichen Beobachtungen besteht.

Es ist bekannt, daß im Budapester „Stefanie-Kinder-Spital" bis zum 1. Jänner 1896 402 Fälle mit Serum behandelt wurden, von welchen 23% starben, während im St. Ladislaus-Spitale bis zum ersten Jänner 1896 von 500 Fällen 21,6% starben. Es ist dies wahrlich eine solche Verbesserung gegen die 40 und noch mehr betragende relative Mortalität aus früherer Zeit, daß, wenn diese Zahlen den wirklichen Verhältnissen entsprechen, man bei Verallgemeinung des Verhältnisses zwischen Serum und relativer Mortalität über die Verläßlichkeit des Serum nicht weiter zu zweifeln nötig hätte. Aber leider ist, meiner Meinung nach, die Verallgemeinung dieser Zahlen nicht zulässig, weil jene günstige relative Mortalität, welche erreicht wurde, nicht Resultat der Anwendung des Serum, sondern die Folge ganz anderer Verhältnisse ist. Wenn wir in Betracht ziehen, daß in Budapest seit 1892, trotzdem die Bevölkerung sich vermehrt hat, die fragliche Zahl im Jahre 1895 von 2600 auf 1300 gesunken ist, demnach auf mehr als die Hälfte, dann wäre es nach dem vorhin Gesagten leicht, sich darauf zu berufen, daß sich in Budapest die Epidemie vermindert habe, und dies teilweise oder im Ganzen die Ursache der in den beiden Spitälern erreichten günstigen relativen Mortalität sei. Aber da die sehr geehrten Chefs genannter Spitäler es leugnen, beziehungsweise behaupten, daß die im Jahre 1895 behandelten Fälle an Ernst in garnichts von der Schwere der in früheren Jahren mit großer Mortalität verbundenen Fälle abweichen, so mag ich, wieder gegen meine bessere Überzeugung und zur Aufrechterhaltung unseres guten Einvernehmens konzedieren, daß die Diphtherie im Jahre 1895 nicht gelinder als in den vorhergehenden Jahren auftrat. Aber mit dieser Konzession ist mir garnicht geholfen. Weil, wenn ich auch zugebe, daß im Jahre 1895 die Epidemie nicht gelinder war, als in den vorhergehenden Jahren, so kann man die relative Mortalität dennoch nicht verallgemeinern, weil, wie sichtbar, im Jahre 1892 ein Material anderer Zusammensetzung zusammenkam, als im Jahre 1895.

Im Jahre 1892 gab es in Budapest 2683 Diphtheriefälle, von diesen waren im Stefanie-Spitale 325 d. i. 12%.

Im Jahre 1895 war in Budapest die Hälfte der Fälle, davon im Stefanie-Spitale 302 d. i. 22%.

Im Jahre 1893 gab es in Budapest 1912 Fälle, in St. Ladislaus-Spital wurden aufgenommen 213 d. i. 11%.

Im Jahre 1895 waren in Budapest 1324 Fälle, in St. Ladislaus-Spital wurden aufgenommen 401 d. i. 30%.

Im Jahre 1895 nahmen demnach die beiden Budapester Spitäler 50% der gesammten Diphtheriefälle auf, gegenüber den sonstigen 20%. Wir wissen es, daß Spitäler Sammelplätze der schweren Fälle sind, und

wenn im Jahre 1895 die Spitäler dreimal so viel Kranke als sonst aufnahmen, so war im Jahre 1895, wenn die Epidemie so streng blieb wie früher, die Anzahl der schweren Fälle eine zwei- bis dreifache, aber da die Chefs der betreffenden Spitäler dies in Abrede stellen, so muß man sagen, daß viele solche weniger ernste Fälle zugelassen wurden, welche man sonst nicht aufgenommen hätte.

Natürlich ist die relative Mortalität statt 40% nur 20 und weniger, aber all dies wäre auch dann geschehen, wenn die Kranken keinen Tropfen Serum erhalten hätten. Und daß dem so ist, ersehe ich aus dem Umstande erwiesen, daß in anderen Städten ähnliche Verhältnisse herrschen. In der Berliner Charité war im Jahre 1886 das Maximum 160, im Serumjahre 300. So war es auch in den Prager Spitälern. Was also die Kranken und auch leichtere Fälle im Jahre 1895 bewog, die Spitäler in so großer Zahl aufzusuchen, darauf ist die Antwort in einer aus Ärzten bestehenden Versammlung, da wir alle die Psychologie der leidenden Menschheit kennen, eine sehr leichte. Das Serum hatte einen großen Ruf, es war ausgesprengt, daß es einen jeden Fall heilen könne, wenn man es nur früh genug anwende. Wo hätte die für das Leben ihres Kindes besorgte Mutter dieses Arkanum sicherer, rascher und wohlfeiler erhalten, als im Kinderspitale? Denn bis ein privater Arzt Serum erhält, können Stunden vergehen, und auch dann ist es eine Frage, ob er eine Serumspritze besitzt? Alles ist verhütet, wenn das Kind rasch ins Spital gelangt. Diesen einfachen, alltäglich menschlichen Momenten schreibe ich es zu, daß im Jahre 1895 in sämmtlichen Krankenhäusern zwei- bis dreimal so viel Kranke aufgenommen wurden, als sonst. Diesem Umstande schreibe ich es zu, daß leichte Fälle aufgenommen wurden, solche Fälle, welche in anderen Jahren nicht, oder nicht in solcher Anzahl in das Spital gelangten. Vor drei Jahre schon wies ich auf jene Fehler hin, welche begangen werden können, wenn man in der Anwendung statistischer Daten nicht vorsichtig vorgeht. Damals standen uns noch keine Zahlen zur Verfügung. Jetzt, in der Blütezeit der Serumaera, ist es gelungen mittels Zahlen nachzuweisen, daß jene Fehler, vor welchen ich damals verwies, faktisch begangen wurden.

Einer meiner sehr geehrten Fachgenossen benannte vor einem anderen Publikum das von mir letzthin über das Serum gesagte Rabulistik. Dies ist eine subjektive Redensart und entbehrt jedes Erfordernis einer objektiven Widerlegung. Nein, geehrte Versammlung, dies ist keine Rabulistik, dies ist therapeutische Statistik, deren Aufgabe es ist, auch Nebenumstände in Betracht zu ziehen.

Ein anderes, sehr gefälliges Argument, welches man für das Serum ins Treffen führt und welches auf die Laien, aber auch auf das Ärztepublikum eine geradezu faszinirende Wirkung ausübt, ist, daß man bei je früherer Anwendung eine desto geringere Mortalitätsproportion erlangt. Es giebt kaum einen Beobachter einer größeren Anzahl von Fällen, der dies nicht erwähnt. So las ich Ausweise über 400 bis 500 Fälle, aus welchen man ersehen konnte, daß von den am ersten Tage aufgenommenen 5%, von den am dritten Tage der Erkrankung aufgenommenen 15%, von den am sechsten aufgenommenen 40% und von den am achten aufgenommenen 75% starben.

Die geehrte Versammlung erinnert sich vielleicht noch, daß auch ich mich in meinem letzten Vortrage auf einen Fall berief, bei welchem eine Injektion am ersten Tage verabreicht wurde und da der Kranke starb, sagte ich, so ein Fall beweise mehr gegen das Serum als eventuell 10 geheilte

Fälle. Damals sagte Bókay sofort gegenüber dem von mir erwähnten Fall, es sei schwer, die Dauer der Krankheit zu bestimmen, da es keine derartigen klinischen Kriterien gäbe, aus welchen man auf die Dauer der Krankheit folgern könne. Ich anerkannte die Richtigkeit der Entgegnung und betonte, daß ich diesen einen Fall nur deßhalb erwähnte, weil er auf Wiederhofer's Klinik vorgekommen war, nämlich der Zustand des an Diphtherie Erkrankten besserte sich, aber er bekam in der dritten Woche von Neuem Diphtherie und wurde damals neuerlich injiziert; unter solchen Umständen konnte man wohl annehmen, daß der Kranke am ersten Tage seines zweiten Diphtherie-Anfalles injiziert wurde, da es doch unwahrscheinlich ist, daß der Ausbruch des Leidens der Aufmerksamkeit so vieler Beobachter entgangen wäre.

Was sehen wir nun jetzt? Beinahe ein jeder Beobachter kann nicht in einem, sondern in hundert Fällen sagen, daß man so viele und so viele Kranke am ersten, zweiten, dritten bis neunten Tage der Erkrankung ins Spital gebracht habe. Da wir aber, wie Bókay richtig betonte, nicht im Besitze eines Kriterium dessen sind, an welchem Tage der Erkrankung der betreffende Kranke sei, ruht die Aufstellung derartiger Kategorien kaum auf richtiger Basis. Sehen wir jedoch von der als Ausgangspunkt dieser Angaben dienenden Basis ab und reflektiere ich auch nicht auf die Behauptung, daß die an Infektionskrankheiten leidenden Patienten je früher ins Spital und unter zweckmäßige Behandlung kommen sollten, so kann man daraus, daß von den am ersten Tage injizierten 5%, von den am achten Tage in Behandlung genommenen hingegen 75% zu Grunde gingen, nur auf sehr gewagter und äußerst wenig ärztliche Logik verratender Weise zur Schlußfolgerung gelangen, daß all dies blos deshalb geschehen sei, weil der eine Patient am ersten, der andere aber erst am achten Tage Serum erhalten habe!

Zwischen dem am ersten und dem am sechsten Tage ins Spital aufgenommenen Kranken gäbe es also keinen anderen Unterschied, als daß der Eine früher und der Andere später Serum bekam? Der am achten Tage überführte Fall kam ja nur deshalb ins Spital, weil er sich fortwährend verschlimmerte, denn sonst hätte man ihn nicht ins Spital gebracht, so wie man die sich verbessernden Fälle nicht ins Spital brachte. Oder befindet sich unter dem am ersten Tage ins Spital gebrachten Fällen einer, der mit Serum nicht behandelt, sich nicht derart gebessert hätte, daß es nicht nötig gewesen wäre, ihn ins Spital zu überführen? Dies wäre nur dann zu behaupten, wenn vor dem Serum der Zustand eines einzigen Kranken sich nicht gebessert hätte. Und dies behaupten nicht einmal die enragirtesten Anhänger des Serum. Wir befinden uns demnach vor dem willkürlichen Spiele, daß am ersten Tage leichte und schwere Fälle und am achten Tage nur schwere Fälle in Betracht genommen wurden. Aber darin kann das Serum ganz unschuldig sein und damit kann man nichts beweisen. Dies ist eher ein Resultat der falsch angewendeten Statistik. Oder aber glauben die Anhänger des Serum, daß ich übertreibe, wenn ich sage, daß die am achten Tage ins Spital überführten Kranken gewöhnlich schwer erkrankt sind und ich glaube, daß auch solche, schon seit acht Tagen Erkrankte dorthin gebracht werden, welche leichtere Fälle vorstellen. Dies kann hie und da geschehen, aber gewöhnlich nicht. Nehmen wir an, daß am achten Tage leichtere Fälle in größerer Anzahl ins Spital überführt werden, dann wird die Lage noch eigentümlicher. Bei einem seit acht Tagen an Diphtherie erkrankten Kind — wenn es ein leichter Fall ist, so gesundet es gewöhnlich, abgesehen von den

Nachübeln, — wäre es schade das Serum zu verwenden, da ja auch Behring nur am ersten Tage Wirkung erhoffte. Seien wir demnach nicht päpstlicher als der Papst. Nehmen wir an, daß unter den am achten Tage ins Spital Aufgenommenen in genug großer Anzahl leichte Fälle vorhanden sind, es ist egal, ob wir injiküren oder nicht mit einem Worte: ohne Riskierung des Heilerfolges hängt die Statistik der mit oder ohne Serum Behandelten ganz von unserer Willkür ab. Wie konnten auch solch vorzügliche Beobachter, wie Heubner, Gerlóczy, Soltmann, auf Grund solcher Daten behaupten, daß der Heilerfolg um so sicherer sei, je früher wir das Serum anwenden. Wenn zwei solch begeisterte Beobachter, wie Heubner und Baginsky im Jahre 1895 in Berlin unter analogen Verhältnissen unter den am vierten Tage in Behandlung Genommenen eine Mortalität von 4% und 23% beobachteten, so sprechen diese beiden von einander abweichenden Resultate dafür, daß entweder das Serum kein Spezifikum sei, oder daß man die Statistik schlecht anwende, oder Beides. Ich meinerseits kann zu keinem anderen Resultate gelangen, als zu dem, daß man mit dieser schwankenden, jeder objektiven Basis entbehrenden und nach unserer Willkür modelbaren Statistik weder das beweisen kann, daß das Serum, je früher angewendet, desto erfolgreicher sei, noch, daß das Serum ein Spezifikum sei und als solches irgend einen Einfluß auf die Diphtherie hätte.

Aus dem bisher Erwähnten ersieht die g. Versammlung, daß, meiner Ansicht nach, weder die experimentelle Basis, noch die angeführten, uns zur Verfügung stehenden statistischen Daten derartige sind, daß sie für die Verläßlichkeit des Serum zeugen.

Betrachten wir nun die klinischen Symptome!

Ich fasse sie kurz zusammen. Wenn das wahr ist, was diese Zahlen sagen, daß in Ungarn allenthalben und in Budapest im Besonderen die Diphtherie-Mortalität und -Morbidität sich fortwährend vermindere, und wenn es, wie diese Zahlen sagen, wahr ist, daß die Budapester Krankenhäuser während der Serum-Aera zwei- dreimal soviel Kranke aufgenommen haben, als früher, (die Bedeutung dieser Daten darf so lange sie nicht widerlegt ist, nicht bezweifelt werden) dann kann dies keine andere Folge haben, als man es sowohl in der Privat- als in der Spitalpraxis mit leichten Fällen zu thun haben wird. Sowohl die allgemeinen, wie die lokalen Symptome bilden sich rascher zurück, in Folge dessen es seltener zu operativen Eingriffen kommen wird, und dann auch mit größerem Erfolge. Je früher sich die lokalen Symptome zurückbilden, umso seltener wird sich Gelegenheit bieten, daß aus nachträglichen Intoxikationen sich Infektionen entwickeln sollten; in diesem Verhältnisse werden weniger Menschen an Diphtherie sterben. Daß die günstige Gestaltung der Verhältnisse außer der linderen Form der Diphtherie, außer der veränderten Zusammenstellung des Spitalsmaterials und außer dem Aufhören der nachteiligen Behandlung auch dem Serum zu verdanken sei, dies wäre auch zu beweisen, aber leider verfügen wir nicht über solche Argumente, welche auf nichtsubjektiver Ansicht fußen. Oder wenn dem nicht so ist, so mögen mir die Anhänger des Serum nur ein einziges Symptom zeigen, über welches sie einstimmig übereinkamen, daß es sich gleichmäßig verändere, so wie dies Behring wünschte.

Der eine Beobachter sagt, der lokale Prozeß höre sofort auf, der zweite sagt, dies geschähe nur am dritten, vierten Tag, andere sehen gar keinen Zusammenhang zwischen Serum und dem lokalen Prozeß. So sagt z. B. Soltmann, ein begeisterter Anhänger des Serum, daß es auf deszendierenden

Croup keinen Einfluß habe; Wiederhofer sagt dasselbe und noch außerdem, daß es weder auf Puls und Temperatur, noch auf das Allgemeinbefinden einwirke.

Hier erlaube ich mir einige Fiebertabellen zu demonstrieren. Auf denselben sind zwei Kurven zu sehen, die eine stammt von einem Kinde, welches Serum erhielt, die andere von einem Kinde, welches solches nicht erhielt. Es sollte mich ungemein freuen, wenn es den Anhängern des Serum gelingen würde, zu erkennen, welche Kurve von dem einen, und welche von dem anderen Kinde herrührt.

Aus diesen Fiebertabellen wurde nach Heubner's Daten das (demonstrierte) Diagramm hergestellt. Erlauben Sie mir, gleich im Vorhinein zu bemerken, daß diese Tabellen nicht aus meiner Klinik herrühren, daß sie auch nicht von hundert Tabellen herausgesucht sind, sondern so eine Serie bilden, in welcher auf Leyden's Klinik der eine Fall wie der andere ohne Serum behandelt wurde.

Wie sehr betreffs der allgemeinen Symptome die Ansichten voneinander abweichen, zeigt die Aussage Soltmann's, welcher so spricht, wie Drasche und Vierordt, die entgegengesetzter Ansicht sind. Nach Heubner ist Albuminurie seltener, Soltmann behauptet das entgegengesetzte; interessant ist es, daß das Serum nach Soltmann die Paralysen nicht verhindern könne. Wenn man sieht, daß zwischen den Symptomen von mit Serum und ohne Serum behandelten Diphtheriefällen solch entgegengesetzte, so zu sagen chaotische Faktoren konstatiert werden, frage ich, ob wohl auch ein Schein dessen besteht, daß zwischen Serum und diesen Symptomen ein Kausalnexus existiert.

Ist es nicht einfacher — simplex est veri sigillum — daß zwischen dem Serum und den chaotischen Symptomen kein Zusammenhang ist, oder würde Jemand an die Spezifizität des Chinins und Quecksilbers glauben, wenn sich die Symptome in den entsprechenden Fällen verändern würden? Ich glaube, nein, und deshalb kann ich nach dem Vorangehenden, wie in meinem letzten Vortrage mit Recht sagen:

Nicht die durch das Ungefähr gebotenen Zahlen, nicht subjektive Impressionen, sondern durch die naturwissenschaftliche Kritik gut beobachtete und ausgewählte Faktoren, ferner zielbewußt eingerichtete Experimente haben darüber zu bestimmen, ob die Aera des Serum gekommen ist.

Und wenn Heubner sagt: „Und wenn das Genie seine Phantasie schweifen läßt", so sagen wir dagegen, insolange die medizinische Wissenschaft und demnach auch die Therapie mit den Naturwissenschaften verbunden sein will, darf sie sich nicht durch Ausgeburten der Phantasie leiten lassen; sie muß mit Faktoren fortschreiten, mit objektiven Faktoren, welche vor Ausgleiten hüten.

In der Diskussion, die auf Prof. Purjesz's Vortrag folgte, verteidigten v. Bókay, Grosz und Gerlóczy die Serumtherapie namentlich mit dem Hinweis auf die immer zunehmende Häufigkeit der Diphtheriebehandlung mit Intubation, die nur durch den günstigen Einfluß des Heilserums auf den Krankheitsprozeß ermöglicht werde. Die tatsächlichen Angaben Purjesz konnten aber von keinem der Gegner bestritten werden. Purjesz sagte in seinem Schlußwort, er würde sich sehr freuen, wenn man ihn von der Vorzüglichkeit des Serum überzeugen könnte, denn auch er sei Arzt und Familienvater. Er empfiehlt Bókay je zehn Krankheitsgeschichten aus den

Achtziger- und aus den letzten Jahren herauszugreifen, und er wird sich dann überzeugen, daß es damals kaum einen Fall gegeben habe, wo keine Perforation oder keine Drüsenanschwellung vorhanden gewesen wäre. Die Epidemie tritt heute schwächer auf, die Krankenhäuser werden in bedeutend größerem Maaße frequentirt, also scheint es nur natürlich, wenn sowohl die absolute, als auch die relative Mortalität geringer ist. Noch will er bemerken, daß nicht er der erste sei, der Behring das Ungenügende der Vorbereitung vorgehalten hätte; auch Liebreich verlieh seiner Ansicht Ausdruck, daß der pharmakologische Wert des Serum kein begründeter wäre, da sich das ganze Beweisverfahren auf einen einzigen Versuch stützte. Die Antwort Behring's lautete nicht etwa darnach, daß er 10 bis 30 Experimente zu Verfügung habe, sondern daß „ein großer Mut dazu gehöre, an dem Wert des Serum zu zweifeln". Auf eine ähnliche Einwendung Kassowitz erfolgte die Entgegnung, er möge mit seinen Daten daheim bleiben, „nachdem man Kassowitz in Wien nicht ernst nimmt". Aus all dem geht eben nur das hervor, daß das Serum experimentell mangelhaft vorbereitet war und deshalb wünscht er, man solle ihm gute, einwandfreie, den Umständen Rechnung tragende Ausweise vorlegen. Das Berufen auf das Gewissen wird dann getrost wegbleiben können.

Kleiner Lesetisch.

Die **Bestrebungen und Leistungen der modernen Heilkunst** charakterisierte Prof. Dr. Hueppe auf dem Moskauer Kongresse sehr treffend in folgender Weise:

Man kann unseren Versammlungen in der That die Berechtigung auch nur aberkennen, wenn man von uns die Lösung unmöglicher Aufgaben verlangt. Es ist nicht unsere Aufgabe, in irgend einem rückständigen Teile Rußlands Brücken oder Straßen zu bauen. Wir denken gar nicht daran, durch unmittelbares Eingreifen Seuchen, die irgendwo in Rußland die Bevölkerung dahinraffen, zu beseitigen. Wir sind nicht so naiv, zu meinen, daß noch so große Fortschritte der Medizin das Sterben abschaffen können. Wollten wir uns nur in Ländern versammeln, in denen es keine kulturellen, sozialen oder hygienischen Übelstände giebt, so müssen wir uns schon nach dem schönen Lande Utopien begeben. Auf dieser Welt giebt es keine solchen fehlerlosen Länder und Völker, und überall finden sich Mängel und Irrtümer. Wir würden uns aber auch mit unseren menschlichen Tugenden und Fehlern in einem solchen Ideallande recht unbehaglich fühlen.

Wir sind zusammengekommen, um zu arbeiten, zu lernen, und deshalb haben wir uns erreichbare Ziele gesteckt, weniger großartig, aber sicher erfolgversprechend. Wenn wir Brücken bauen und Wege eröffnen nach unserer Art, so wollen wir der Verständigung der Menschen unter einander dienen,

Verbindungen schließen, die uns aus Irrtümern zur Wahrheit führen. Wir wollen zu diesem Zwecke vor allem uns selbst besser kennen lernen und einander menschlich näher treten. Wir wollen erkämpfte neue Wahrheiten, geläutertes Wissen und Können den in harten Kämpfen von eigenen Arbeiten ferngehaltenen praktischen Ärzten übermitteln, um so den Stand der Ärzte zu heben und jeden einzelnen zu befähigen, daheim im engeren Kreise mit neuen Hoffnungen seine Arbeiten aufzunehmen, und das Verständnis für unsere selbstlosen Ziele zu fördern in jener eigenartigen Stellung, die gerade dem Arzte eine Vermittlerrolle zwischen den exakten Naturwissenschaften und den sozialen Aufgaben zuweist. Die einfachen, lösbaren und doch hohen Aufgaben, die wir uns gestellt haben, und nach denen wir auch verlangen können, von anderen beurteilt zu werden, ergeben sich aus den Richtungen, in denen sich die Fortschritte der Medizin in unserem Jahrhunderte bewegen.

Ich will an dieser Stelle nicht von den Fortschritten im naturwissenschaftlichen Sinne reden. Auch die praktische Medizin hat große Erfolge aufzuweisen, vor allem dadurch, daß sie vorurteilsloser geworden ist, daß sie den akademischen Zopf abgelegt hat. Man scheut sich nicht mehr, uralte einfache Heilmittel der Volksmedizin zu prüfen und zum Gemeingute der Ärzte zu machen. Man geniert sich nicht, ging darin vielfach sogar bis zur Kritiklosigkeit zu weit, die suggestiven Heilmittel der wunderthätigen Priestermedizin auf ihren Wert sich anzusehen und in einer psychologischen Heilkunst mit zu verwerten.

Die glänzenden Erfolge der operativen Medizin sind so berückend, daß man im Vertrauen auf dieselben bisweilen so weit gegangen ist, daß urteilsfähige Operateure schon vor einem Zuviel warnen mußten.

Sicher ist das Können der Ärzte ein größeres als jemals früher, und nur die Gefahr gar zu einseitig spezialistischer Behandlung ist noch nicht ganz überwunden.

Aber viel glänzender sind die Erfolge der Heilkunst dadurch geworden, daß dieselbe im Laufe unserer Zeit mehr und mehr eine sozialistische, eine nationalökonomische Kunst geworden ist. Der Arzt steht jetzt mehr als je im mittelbaren oder unmittelbaren Dienst der Gesamtheit, der er Opfer bringt, wie kein anderer Stand. Diese Seite unserer Bestrebungen hat den ausübenden Heilkünstlern viele Sorgen bereitet, hat aber den Völkern großen Nutzen gebracht, und hat uns auch das Interresse der Regierungen in steigendem Maaße zugewendet.

Die Bestrebungen der vorbeugenden Heilkunst sind in Krieg und Frieden so gewaltig, daß wir mit berechtigtem Stolze auf diese humanitären Leistungen unserer Zeit hinweisen dürfen. Welche Fälle von Not und Elend ist auf diese Weise verhütet worden, wie viel Tausende sind so, ohne jemals krank zu werden, gerettet worden, von denen viele — waren sie einmal erkrankt — wohl auch die Kunst des geschicktesten Arztes nicht hätte retten können! Welche Fülle von Volkskraft haben wir so erhalten können, die jetzt für die unsere ganze Kraft in Anspruch nehmenden sozialen Aufgaben zur Verfügung stehen! Diese unsere Ziele kommen allen Staaten zugute. Jede Regierungsform muß mit denselben rechnen.

Ziele und Wege zur Bekämpfung der Tuberkulose. Im Novemberheft 1897 der „Therapeutischen Monatshefte“ veröffentlicht Dr. Liebe einen in St. Andreasberg im Harz gehaltenen Vortrag über dieses Thema, in welchem er für allgemeine hygieinische Volksaufklärung durch die Aerzte sich ausspricht und mit Recht darauf hinweist, daß die Bekämpfung der

Tuberkulose von höchster sozialer Bedeutung sei und auch die Fragen der Arbeitszeit, der Frauenarbeit, der Berufsschädlichkeiten und der Lohnfrage durch sie einer gedeihlichen Lösung entgegengeführt werden könnten. Die kolossale Arbeit, die hier zu lösen ist, werde die kommenden Generationen beschäftigen und es sei zu wünschen, daß ein „Nationalverein für Volksgesundheit" erstehe, der das ganze deutsche Volk umfassen müßte. „Von einer über den lokalen Arbeiten erhabenen Zentrale ausgehend (Zentralisation) muß sich eine Bewegung, soll sie Nutzen bringen, systematisch sich verästelnd (Dezentralisation) über das ganze Land erstrecken. In jedem deutschen Orte muß und wird einmal eine Gruppe dieses Vereins, ein Ortsausschuß für Volksgesundheit sein. Preis der Generation, welcher die Verwirklichung dieses Planes zukommt!"

Eine bessere Zukunft wird diese Zukunftsträume wohl zur Wirklichkeit machen. Wir möchten nur darauf hinweisen, daß ein derartiger Verein nur dann Sinn hat und den erhofften Nutzen bringt, wenn ihm viele Millionen Mark zur Verfügung stehen. Vereine auf dem Papier giebts leider schon genug! Armut und Elend, die Hauptquellen der Tuberkulose, werden vor Allem durch Hebung des Wohlstandes abzugraben sein. —r.

Ueber den gegenwärtigen Stand der Behandlung der Tabes dorsalis hat Geheimrat A. Eulenburg in der Sektion für innere Medizin der 69. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Braunschweig (September 1897) Vortrag gehalten. Gegenüber der früheren einseitigen Lehre von der Hinterstrangdegeneration nimmt man jetzt die „Rückenmarkschwindsucht" als eine Erkrankung des als einheitlich aufzufassenden sensiblen Neurons, die in sehr verschiedenen Etappen von den sensiblen Hautnerven bis zur Großhirnrinde ihren Angriffspunkt finden kann. Während man noch vor 30 Jahren jede Behandlung der an dieser Krankheit Leidenden als völlig aussichtslos betrachtete, oder von dem Glüheisen, salpetersaurem Silber und Elektrotherapie Wunderdinge erwartete, hat man nunmehr mit hydro- und mechanotherapeutischen Prozeduren entschieden bessere Erfolge erzielt. Von pharmazeutischen Mitteln sind einzelne Narcotica und Antineuralgica individuell von Nutzen. Von allgemeinen Kuren in Badeorten hält Redner nicht viel, spricht aber einer ausgiebigen, intensiven, alle überhaupt angezeigten und disponiblen Mittel in möglichster Vollständigkeit umfassenden Behandlung und hygieinischen Regelung der gesammten Lebensweise unter strenger ärztlicher Kontrolle in geschlossenen Anstalten energisch das Wort. G.

Deutsche Nationalfeste. Das soeben erschienene 5. Heft der „Mitteilungen und Schriften des Ausschusses für deutsche Nationalfeste" (in allen Buchhandlungen erhältlich, 70 Pf.) vervollständigt in erfreulicher Weise das große und schöne Bild, das im Jahre 1900 zum ersten Male in die Wirklichkeit treten soll. Nachdem im 4. Heft Dr. F. A. Schmidt-Bonn über die Beteiligung des Turnens, Sports und Spieles eine vollständige und wohlgegliederte Übersicht gegeben hat, die in den beteiligten Kreisen mit großem Interesse aufgenommen und vielfach bereits zum Gegenstande von Beratungen geworden ist, gibt Hofrat Dr. Rolfs in München im 5. Hefte den ersten Teil seines Aufsatzes über die Beteiligung der Kunst auf den deutschen Nationalfesten. Obgleich von vornherein klar war, daß der deutschen Kunst ein hervorragender Anteil bei dem Feste der gesamten Nation zufallen werde, läßt sich doch erst aus der zusammen-

fassenden Arbeit von Rolfs ersehen, wie mannigfach und bedeutsam die Aufgaben sind, die der Kunst im Gesamtplane zufallen; bisher wurden diejenigen festgestellt, die die Baukunst, Malerei und das Kunsthandwerk betreffen; in dem nächsten Hefte beabsichtigt der Verfasser in gleicher Weise die Beteiligung des Schauspiels, der Musik und des Gesanges festzustellen, so daß sich dann das Gesamtbild, im ganzen wie auch im einzelnen, einigermaßen überblicken läßt. Daß dies ebenso großartig wie der hingebendsten Arbeit und Anstrengung zum Besten unseres Volkes wert sein wird, ist schon jetzt ersichtlich. Inzwischen geht auch die organisatorische Arbeit des Ausschusses zielbewußt und rastlos vor sich. Hervorragende Männer aller Berufsarten sind dem Ausschuß neu beigetreten. Die Orte, die sich um die Feststätte bewerben, sind bereits eingehend besichtigt und gehen selber mit Umsicht und vollem Verständnis vor; am Rhein haben sich die Orts-Ausschüsse schon zu einem „rheinischen Ausschuß für deutsche Nationalfeste" zusammenschließen können und mit wenigen ins Gewicht fallenden Ausnahmen scheint die öffentliche Stimmung in allen Klassen und Parteien, bei hoch und niedrig, dem vaterländischen Plane wohlwollend gegenüberzustehen. Hoffen wir, daß dieses Wohlwollen sich allmählich zu opferwilliger Begeisterung entwickeln wird. Mitte Januar tritt der Ausschuß in Berlin zusammen und beschließt über den Ort, der die Feststätte erhalten und nach dem Gedanken der Urheber des Planes für das deutsche Volkstum dereinst die Bedeutung erhalten soll, wie das hellstrahlende Olympia für die Welt der Alten.

Der deutsche Kaiser empfieng, wie die „Leipz. Illustr. Zeitung" vom 5. November 1897 berichtet, auf Schloß Pielsdorf das jugendliche Musikkorps Eislebens, das aus Hornisten, Pfeifern und Trommlern bestand und 103 „Mann" stark war. Der Kaiser begrüßte die muntere Schar im Schloßhofe, die nach kurzer Übungszeit auf den neuen, von ihm geschenkten Instrumenten sehr gutes leisteten und verabschiedete sie mit den Worten: Sehr gut gemacht, ausgezeichnet, Jungens! Die stolzen Knaben fanden dann im Freien zwei Tafeln gedeckt und wurden auf Kosten des hohen Gönners mit Kaffee und Kuchen reich bewirtet. — Wir möchten dieses Vorgehen eines Landesfürsten vor allem denjenigen Gemeindebehörden, Schulverständen ꝛc. zur Nachahmung empfehlen, die da meinen, man könne Kinder und Jünglinge nicht traktieren ohne Verabfolgung alkoholischer Getränke. „Freiheit".

Aus dem Gerichtssaal. Präsident (das Urteil begründend). „Auf die Erklärung des Angeklagten, er sei angetrunken gewesen, konnte keine Rücksicht genommen werden, da derselbe nicht so betrunken gewesen war, wie das Gesetz es vorschreibt!"

Personalia. Herrn Kurarzt Dr. Gerster in Braunfels ist vom König von Preußen der Charakter als Königl. preußischer Sanitätsrat verliehen worden.



Stuttgart, 15. März 1898.

Aerztliche Diätetiker aus dem 16. Jahrhundert.

Von

Sanitätsrat Dr. **Gerster**, Braunfels.

1. Dr. Stockar in Ulm.

Wenn man Blätter der sogenannten naturheilkundigen Richtung zur Hand nimmt, erfährt man, daß die Ärzte von jeher nichts waren, als gemeinschädliche „Giftmischer“, die sich allezeit nur darin gefallen haben, Kranke und Krankheiten mit ihren „Giften“ zu behandeln. Erst der „Naturheilkunde“ sei es gelungen, die Gesetze und Wege zu entdecken, auf denen ohne Anwendung von „Giften“ die Menschheit von ihren Krankheiten befreit wird.

Wer jedoch einen Blick auf die alte Medizin wirft, findet sofort, daß in der Medizin, wie in allen anderen Wissenschaften zwar auch das Einfachste von manchen allzu Gelahrten am wenigsten geschätzt wird, von genialen Köpfen aber doch allezeit als ewige Wahrheit erkannt und ihren Anschauungen und Bestrebungen zu Grunde gelegt wird. „Alles Gescheidte ist schon einmal gedacht worden“, sagt Göthe, und so sind auch die Grundgesetze der persönlichen Gesundheitspflege längst den Ärzten bekannt gewesen und von ihnen der Menschheit gepredigt worden. Es überrascht namentlich am Ausgang des „finstern“ Mittelalters, zur Zeit allgemeinen Arznei- und Hexen-Aberglaubens, bei einer Reihe ärztlicher Schriftsteller Anschauungen zu begegnen, die jedem modernen Lehrbuch der ärztlichen Hygieine Ehre machen würden. Wir wollen eine Anzahl dieser Schriftsteller unsern Lesern vorführen.

Aus dem Jahre 1538 stammt ein Buch, das den Titel führt:

Ain grundtlichs-wahrhaftigs Regiment / wie man sich mit aller speyß / getranck / und früchten halten sol / Auch genügsame erfarne und weytleufftige beschreibung / was zum gesund tauglich oder untauglich zu prauchen / es seyen Kreuter oder ander wein / Brot / gewächs / allerlay gekochts / Rhohes und ungekochts / Flaisch / Willpret / vöglen / und was man nyessen mag.

An Hertzogen Eberhardt von Wirtemberg / durch den Hocherfarnen Johann Stockar / Doctor der Artzney zu Ulm / unnd gantz angenem kostfreyen artzet geschriben und nach seinem tod gefunden.

In der „Vorrede zum Leser" rühmt unser Autor zunächst den „hochberümpten und in allerlay künsten übertreffenlichen Galen" als ein Muster aller Ärzte und klagt dann bitter über die damalige allgemeine Kurpfuscherei:

„Was jämmerlichs verderben erwechst dann dem armen man / so yetzund ain yeder verdorbner / vertrunckner bawr / handtwercksman / alts weib / ja Hencker / unn wer nur wil / das yebt / das er nie gelernet oder kainen grund hat? aber von dem vileicht bald mehr und gründtlicher / in summa / so vil ain wissender und erfarner getrewer Artzt / deren man noch viel findt / zu lieben / also vil seind im gegen tail die ungelernten fräfeler landtstreicher zu fliehen und zu meiden."

In der nun folgenden Vorrede an seinen „Durchleuchtigen Hochgebornen Fürsten und Herren Herren Eberharten Hertzogen zu Wirtemberg und zu Teck Graven zu Mümpelgarten" rät er diesem „ain kurtz regiment / zu auffenthalt E. F. G. natur und Complex / in gesundtheit" und teilt dies Regiment in sechs Teile:

„Der erst tail oder Capitel / Ist von dem Lufft. Das ander / von essen und trincken. Das dritt / von schlaffen und wachen. Das vierdt / von der übung und rhu. Das fünfft / von der föllin und lärin (Füllung und Leerung). Das sechst / von den zufällen des gemüts. Sollich E. F. G. Regiment setz ich auff die selben sechs stuck / dann wer sich darinn wohl halten kan / der wirt lang bewart vor natürlicher Kranckhait /"

Stockar empfiehlt Seiner fürstlichen Gnaden, von Zeit zu Zeit den Leib gründlich zu leeren und zu reinigen, dann aber

„soll E. F. G. mit ainer guten ordnung zu zeyten rasten / und nicht stätigs Artzney nemen".

Bezüglich der Luft rät er dem Fürsten:

„so soll E. F. G. sonder acht auff den lufft haben / und wann er trüb / nüblig und stinckend ist / so sol E. F. Gnad nit daran gehn / biß die Sonn den Nebel und trübin verzert / wann solcher trüber nübliger stinckender lufft / der nit lauter und gerainigt ist / trübt und feulet das gemüt und geblüt / vor allen dingen und auff das höchst / so sol E. F. G. vermeyden und fliehen den gefangnen und versperrten lufft / der da stinckt / als in den gemächern die lang versperrt seind / und lang niemandt darinn gewonet hat.... Weiter soll Ewer F. G. wissen, das fast haiß stuben schedlich seind dem hertzen und hirn / denn sie schwechen und verzerren die gaist des hertzen / und besonder die tämpfigen stuben / darinn vil hund ligen / Als der Fürsten und Herren gewohnhait ist / die zu Winterzeyten in haißen stuben ligen und vil stinckender hund bey ihnen / ist ain schedlich ding in vil weg / Es sollen auch die stuben oben tämpflöcher haben / die stättigs offen standen / Deßgleichen soll E. F. G. den lufft der gemächer erfrischen und ernewern lassen / wann E. F. G. morgens auffgestanden ist."

Vortrefflich sind auch die Ratschläge unseres alten Hygieinikers „Von Essen und Trincken":

„Zu dem andren so sol Ewer Fürstliche Gnad sondergroß und fleyssig und acht auff sich selbs haben / mit Essen und Trincken... Zu dem ersten so sol E. F. G. noch niemants essen / er habe denn verdauet die vorgenossen speiß und das überflüssig durch den stulgang außgetriben werd / denn die natur begert keiner speyß / sy habe dann die vorige verzert / Es ist auch nit zu essen / on lust und begird zu dem essen / die selbige begird kumpt gewonlichen den gesunden menschen zu der stund / als sy gewont haben jr speyß zu nemen / und wann die selbig begierd kumpt / so soll die speyß nit lang verzogen werden / ... Es wäre auch fast gut und loblichen / das E. F. G. ob ainem mal nit mehr dann ainerlay speyß nem / und selben gut und gnug. So aber E. F. G. in gewohnhait hat / und billich ist / nach E. F. G. manigerlay kostlichen trachten hat ob dem tisch / So soll E. F. G. darinn fleyß haben / das E. F. G. allwegen die leichtdewiger (leichtverdaulichere) speyß voran esse und die herdtdewiger hinden nach / ... Es soll nyemant glorieren in manigerlay speyß / wann ist es wohl das er ain zeyt ohn mercklichen schaden entrinnet / doch wechßt in jm böß blut / das nach viel tagen kranckhaiten bringt / und den tod / das ist / das er ain unsauber alter gwindt (gewinnt) / oder stirbt eh zeyt / Und dise regel merck E. F. G. wol eben / Es soll auch E. F. G. die speyß wol keuwen (kauen) / und nit gächlingen und fräßlichen / oder geytziglichen essen oder nyessen (genießen) / wann (denn) die speyß nymbt die erste gestalt der dewung (Verdauung) im mund / Es sol auch E. F. G. nymmer so viel speyß nemen zu aim mal / das der mag(en) davon beschwärt werd / Sonder es soll E. F. G. auffhören mit begird mehr zu essen / Auch so sol E. F. G. wissen / das under andren unordnung mit essen und trincken ist die aller böst / das sich ain mensch auff ain zeyt sehre überfüllet / der vorher hungrigklich gelebt hat / Als dann zu Faßnacht beschicht / und denen die auß genfengknuß kommen / wenn (denn) davon kommen vil schwärer Kranckhaiten / Es ist auch E. F. G. nützlich, das sich E. F. G. nach dem essen senfftlich yebe (übe) und bewege / nur so vil / das es E. F. G. den schlaff nemm / Aber große yebung und arbayt / und schwäre betrachtung des gemüts sol man gantz meyden / dieweil die speyß in dem magen ligt / Auch wer ain undewigen (schwerverdauenden) magen hat / der sol offt essen und wenig zu aim mal (auf einmal)" .....

Ist diese allgemeine Diätetik unsers alten Stockar nicht klassisch und heute noch brauchbar?

Es folgen nunmehr spezielle diätetisch-hygieinische Regeln. Vom Fleisch empfiehlt unser Autor namentlich das von Tieren, „die jre waid suchen an hohen bergen / fern von stinkenden wassern", weil diese weder zu fett noch zu mager sind, während die in Gefangenschaft lebenden Tiere eine „böse faistin" (schlimmes Fett) und „undewig flaisch" (schwerverdauliches Fleisch) haben. „Das loblicheſt flaisch seind Kelber von zwaien Monaten bis über vier Monat", vom Schweinefleisch hält er das von einem einjährigen, mit Eicheln und Bücheln gefütterten Eber am besten, „Doch so sol es E. F. G. zu seltzamen zeythen (nur selten) gebrauchen / und nit fast (fett) / von der nyeren (Nieren) wegen." Vom Wildpret empfiehlt er 3—4 Monate alte Wildkälber, halbjährige Hasen, Frischlinge von Wildschweinen, zu vermeiden ist „all schleymerig" Fleisch.

Junges Wildpret wird besser „im gesafft gebraten“, als gesotten. Von Geflügel rät er gute Hennen, Kapaunen, starke Hühner, „die nit eingesperrt seind / Sondern die iren freyen gang haben in ainem weyten hof oder garten“, auch junge Tauben und Wildtauben; von wilden Vögeln „dienen in sonderhait“ Rebhühner, Haselhühner, Fasane, Birkhennen u. s. w. Bedauerlich ist, daß unser Autor auch Amsel, Drosseln „und gemainklich all klain Vögel die man mit der Kautzen (Netz) fahet“ empfielt, „und insonderhait seind E. F. G. die Bachsteltzen gantz gut / dann sie dienen den nyeren fast“ ... „Aber Spatzen, Schwalben, Kräen und Rappen (Raben) / sol E. F. G. vermeiden / wann sy in kainem gebrauch seind .... Aber die großen Vögel / und besonder die jr wonung bey den wassern haben / Und gewonlich alle lang hälß haben / seind E. F. G. zu loben / als Gens / außgenommen die Pfauen“. Im Sommer soll S. Fürstliche Gnaden alles erlaubte Fleisch gesotten und im Winter gebraten essen, weil im Sommer die Verdauung schwächer ist als im Winter. „Davon kumpt die gewonhait / das man auff den abent gewonlicher gebratenes yßet wann zu ymbiß / wann (denn) die Kul in der nacht und die rhu stercken die dewung (Verdauung) auff die nacht / Doch so zimpt E. F. G. nit / daß vil zu nacht esse / und besonder sich nit bald darauff schlaffen leg / von deß fluß wegen im haupt / und von der schnuder (Nasenschleim) / wann sy wurd bewegt auff die brust / Darumb so ist E. F. G. nichts besser / dann wenig zu nacht essen und nit bald darauff schlaffen gehn.“

Von Fischen sind die besten die „auß fließenden frischen wassern / die vil schuppen haben und sich vil bewegen / wann (denn) all ungeschuppet visch seind voller böser Feuchtigkeit und schleyms und ist fast gut wann man die visch kochen wil / das sy vor ain gute weil im saltz ligen / ehe dann man sy koche / das zeucht jn auß vil böser Feuchtigkeit .... Es seind auch die Meer visch und gesaltzen visch besser dann die frischen / wann (denn) das saltz mindert jr schleimerige feuchtigkait ... Auch so ist zu wissen, das ain yeder schleimeriger visch besser ist gebraten oder gebachen / wann (als) gesotten und sol sy stätigs besprengen mit fast gesaltznem Wein oder Essich / wann man sy brat / das ist fast gut und loblich / Aber Ewer F. G. sol vermeiden all schleimerige visch / als Ael / Schleyen / newnaugen / und besonder Äl / wann (denn) sy haben die natur der Natern / und seind vergifft ... Wann sy aber E. F. G. ye gebrauchen wölt / von lust oder wol geschmäckin wegen / so sol E. F. G. sy werffen lassen in starcken wein und darinn ersterben lassen / Darnach sol man sy beraiten und abziehen / und ain zeyt ligen lassen in starckem Essich und saltz / Darnach wider mit wein außwäschen lassen / darnach sol man sy mit gutem wein und specerey beraiten / und besonder seind sy am besten gebraten an aine spiß / mit guten specibus und Lorbeerbletter dazwischen gethan / nimpt jnen all jr gifftigkait ... Was aber herdter visch seind / als Hecht, Persich / Alat / Aschen / die sol man sieden mit wein essich und wenig wassers / Saltz alsdann die gewohnhait ist ...“

Im Kapitel „Von den Krepsen“ erfahren wir, daß die Krebse schwerverdaulich, aber nahrhaft sind, doch sollen sie aus fließendem Wasser stammen und vor dem Sieden mehrmals sorgfältig mit Wasser von allem Schleim gereinigt und in fette Milch gelegt werden.

Hirn macht zwar den Magen „unlustig und speyerlich“, ist aber, wenn es gut verdaut wird, sehr nahrhaft; am besten wird es erst gesotten und dann mit guten Gewürzkräutern auf dem Rost gebraten.

Herz-Fleisch ist „gantz herdt dewig und gat lanckſam auß dem magen / wenn es aber wol verdewet wirdt (ſo gibt es dem leib vil und gute narung.“

Das Blut lobt unſer Dr. Stockar nicht: „Auch ſoll E. F. G. wiſſen / das ain yegliches Blut / oder ſchwaiß von den thieren herdt zu dewen (ſchwer zu verdauen) iſt / beſonder das grob . . . Darum ſoll es yedermann vermeyden.“

Die Milch beurteilt er dagegen ſehr günſtig: „So ſoll E. F. G. mercken / das die Milch iſt leicht dewig / ainer guten narung und füret wol den leib / Doch ſo ſol man ſy erwölen und nyeſſen / mit den umbſtenden wie hernach volget / E. F. G. ſol erwölen oder gebrauchen Milch die nit zu feucht oder wäſſerig ſey / wenn (denn) ſy durchbricht den leib und blät die Därm / Auch die nit zu faißt (fett) iſt / Als (denn) der Milch rom verſtopffet alle weg und Adern / macht auch vil windt und iſt faſt herdtdewig / und ainer lanckſamen dewung . . . E. F. G. ſoll erwölen die Gayßmilch / die iſt die beſt unter allen / Sol man ſy anfahen zu brauchen von dem mittlen des Glentz (von Mitte des Frühlings) untz (bis) in den Sommer / und ſoll ſein faſt weyß und wolgeſchack von ainer jungen Gaiß / Die jr narung an den bergen neme / und ſoll ſein 40 Tag zu dem minſten (mindeſtens) von dem, das ſy jungen hatt gehabt / und wenn E. F. G. gebrauchen will / So ſoll ſy E. F. G. nemen am morgen / wann E. F. G. wol ermuntert iſt / und vor gerainigt vom ſtulgang und tarm / mag E. F. G. 12 oder 14 lot auf ainmal, mit Zucker oder gutem honig ſieß gemacht / und ſol E. F. G. darauff faſten 3—4ſtund / das mag E. F. G. alle wochen zwaymal thun / Die Milch alſo genomen / ſeubert und rainigt den leib / und dient der bruſt und Lungen / weythert den Athem und thut ſunſt vil guter werck in dem menſchen / doch (Diejenigen) die hauptwee / grimmen im magen / und ain kalten feuchten magen haben / ſollen ſy vermeiden / Es ſoll auch die Milch nit lang ſtehen / wenn gemolcken wirt / ſonder von ſtund an genoſſen werden / wann (denn) jr krafft wirt bald zerſtört / Es iſt auch gut / daß man den mund und zeen (Zähne) nach dem nyeſſen (Genuß) außſpyel mit honigwaſſer oder Met . . . man ſol auch darnach nit vil weins trincken / auch nit die Milch mit anderen ſpeyſen gebrauchen / und beſonder nit mit Viſchen / wann (denn) ſy wurd liederlich verwandlet in ain faul böß geblüt / und gemainicklich ſollen auch die vermeyden die Milch / die haben eng weg der Lebern und Niern / und ain ſchwachen follen und unrainen magen.“

Das „Käßwaſſer“ wird denen verboten, „die genaigt ſeind auf die rhur und die da haben böß kalt Derm“. Die „ſaure Milch / die man Rürmilch haißt / zympt baß hitzigen Leuten / . . . . So ſoll ſy E. F. G. eſſen vor andern ſpeyſen / mit ain wenig Zuckers / und trinck E. F. G. nit darauff in ainer guten zeyt und weyl.“

Neuer Käſe „machet Kranckhaiten der verſtopffung . . . Darumb ſo iſt er nit zu gebrauchen zu der geſundthait / beſonders müſſigen leuten . . . der Käs iſt am beſten / der mittelmäßig iſt zwiſchen newem und alten / nit zu zäch noch zu ſpör / nit zu waich noch zu herdt / und der ſich naygt zu einer kleinen ſieſſen (Süſſe) nit zu vil noch zu wenig geſaltzen / nit weyß noch löchert noch rynnet / wenn man jn ſchneydt / ſol auch nit ſein leicht / ſonder ſchwer / wohlgeſchmack und lieblich / nit von beraubter Milch / nit faul noch ſchymmlig / und der nit lang im magen lig / ſollicher Käß iſt zu loben für ander / und füret wol den leib der arbayt und den Menſchen die in großen yebungen ſeind . . . ain wenig Käß genoſſen / auff oder nach andern ſpeyſen beſchleußt den magen und hilfft jm dewen (verdauen) / aber vil zumal und

besonder denen / die auff verstopffung genaygt seind / den (denen) ist er schedlich und undewig und ist insonderheit E. F. G. nit gut.

Vom Butter oder Schmalz und Baumöl heißt es: „Weyther soll E. F. G. wissen / daß Butter von seiner viel Feuchtigkait und faistin sich nit zympt und gut ist zu der speyß / und besonder wer sein vil gebraucht... er macht den magen unlustig / und macht die speyß schwimmen und emporgehen in den magen mund / und laxiert den Magen und bauch über die maß / und raytzet und zwingt den Magen zu dem undewen (schlechte Verdauung) / Darumb so soll nyemandt gebrauchen Butter in speyß weiß (nicht roh essen)... Aber zu machung und beraitung der speiß mag jn E. F. G. gebrauchen... Sonder so vermeyd E. F. G. übel schmeckend schmaltz / das riech ist (übel riecht) / das ist gleich als gifftig... wo man das baumöl möcht frisch und süß haben / das es nit rächlig wäre / so wäre es zimlicher zugebrauchen an den speißen.... Darumb alle speiß die man mit gutem baumöl kocht ist besser und gibt mehr guter narung / dann das schmaltz.... Aber in unsern landen mögen wir solch öl nit gehaben / gebraucht man das schmaltz von der gewonhait wegen."

Die Eier werden gelobt: „Ist zu wissen / daß die Ayr von jungen hennen und Fasianen die besten seind... Auch von Rephünern seind sy fast zu loben... Mehr soll E. F. G. wissen / das die Ayr am besten zu loben seind / die nit gantz herdt noch gantz waych gesotten seind / sondern mittelmäßig / wenn (denn) der selbig Ayr todter gibt viel narung und gute ringe dewunge (leichte Verdauung) und gibt ain fast gut geblüt / das sich bald mit dem hertzen verainigt / Darumb so zymen solche Ayr / doch nun (nur) der Ayr todter den alten schwachen abkommen / und besonder den (denen) / die erst von großen Kranckhaiten aufgestanden seind / und geben jnen Krafft und geblüt für all (vor allen) onder ding / Auch soll E. F. G. wissen / das das weyß von dem ay nit schedlich ist / wann es waych ist / Aber wann es herdt ist / so sol es yedermann vermeiden / Aber ayer die in der äschen (Asche) gebraten werden / bis sy herdt werden / oder in schmaltz / geben dem leib fast ain böse narung / seind herdtdewig (hartverdaulich) und geben viel überflüssigkait. Aber die fast waychen rotzigen ayer seind fast leichtdewig / linderen die brust und lungen und linderen auch den leib... Und die ayer von den Enten / Gensen / Straußen / Es seyen klein oder groß / sol man vermeiden und seind nit zu gebrauchen in speyß weyß (zum Kochen)."

„Von dem Honig und Zucker sol Ewer F. G. mercken, das sy wenig den leib füren / aber sy geben ain gnug lobliche narung... den feuchten / kalten und flüssigen leuten zympt das Honig baß (besser) dann der Zucker / Aber den hitzigen und jungen leuten zympt das Honig nit... das best honig ist das im Frühling gesamelt wird von jungen Immen (Bienen) und das süß und lieblich ist."

„Von den Selsen (Saucen) zu Flaisch und Vischen sol E. F. G. wissen / das sy nit fast gelobt werden bei den Maistern der Ertzney (ärztlichen Autoritäten) in ain weg / wann (denn) die füller (Völler) haben sy erdacht von lustes wegen / wann (denn) von solliches wolgeschmacks wegen / so yßet der mensch mehr / wenn (als) sein natur verdewen mag... Derumb ain yeder gesunder mensch / der in allem seinem wesen wolgeschickt ist / soll sy nit gebrauchen / Es sey dann von gewohnhait wegen / oder das der mensch unlustig sey und ain unwillen hab zu dem essen... Es soll E. F. G. mercken das alle hitzige ding schedlich seind zu Summers zeyten / Darumb so soll E. F. G. zu den zeyten meyden all Selsen die von Knobloch / Zwiebel und senff gemacht seind / wiewol sy sunst E. F. G. zu kainer Zeit gut seind.

Von den Früchten meint unser Autor, daß sie zwar keine eigentliche Nahrung abgeben, aber bei mäßigem Genuß zur Löschung der „hitz des geblüts“ sehr zu empfehlen sind. Alles wässerige Obst, wie Pfirsiche, Trauben, Melonen, Kirschen und Pflaumen soll man vor der Malzeit, Quitten, Mispeln und Birnen nach der Malzeit genießen. Melonen und Kürbisse sind hartverdaulich, löschen aber den Durst. Unzeitige und überzeitige Früchte und die von Insekten zerfressenen sind zu meiden, namentlich „wenn gemainklich in denselben jaren die pestilentz regiert.“ Für Leute, die harten Stulgang haben, empfehlen sich Feigen, zeitige Trauben, Pflaumen, weiche Pfirsiche, Maulbeeren, Kirschen und zeitige Weichseln, aber sie müssen eine Zeitlang vor Tisch genommen und dann muß gewässerter Wein oder „ain gute warme brü“ drauf getrunken werden. Frische Weintrauben „pläen den leib und auch den bauch auff und machen grimmen darin / besonder denen die auff die grimmen genaigt seind“, man soll daher Trauben erst 2—3 Tage in der Luft aufhängen. „Klaine weinber und Cibiben die stercken den Magen und die Leber und öffnen all verstopffungen.“

Es folgen nun spezielle diätetische Angaben über Feigen, Maulbeeren, Pflaumen („dürr oder gederrt Pflaumen geben besser narung dem leib denn die grünen“), Dornschlehen („verstellen und stopffen den leib“), Pfirsiche, Birnen, Aepfel, Mispeln, Pomeranzen, Kastanien, Welschnüsse, Mandeln und Datteln. Stockar giebt als „gemaine Regel“ beim Genuß von Früchten an, „daß niemandt auf ain mal sol manigerlay frücht gebrauchen / Als wann man ysset Trauben / so sol man Pfersich vermeiden / oder wenn man gebraucht Birn / so sol man öpffel vermeiden / Sonder man soll auff ain mal nur ainerlay geschlecht der Frucht gebrauchen / Auch zu gleicher weyß sol man vermeyden mangerlay speyß / zu auffenthalt der gesundhait / auff ein mal / Noch viel mehr sol man vermeiden mancherlay frücht . . .

Eingehend werden sodann die hygieinischen Vor- und Nachteile der Kräuter geschildert. „Hitzige Kreutter“, wie Salbei, Petersilie, Zwiebel, Knoblauch, Senf u. A. sollen nur als Arzneien betrachtet und nur im Winter genossen werden, während Endivie, Ochsenzunge, Borago u. A. für den Sommer passen. Man soll kein Kraut gebrauchen, sobald es Samen trägt und soll keines mit Milch kochen, sondern mit guter Fleischbrühe. Speziell besprochen werden sodann: Laktuca, Ampfer, Endivien, Rapunzel, Mangolt, Molten, Binetsch, Portulaca, Kürbis, Melonen, Köl- (Kohl) kraut, Boraga, Ochsenzunge, Spargeln („zympt wol dem magen / treibt den harm / rainigt die blater (Harnblase) und nyren“), Hopfenschößlinge, Capern, Oliven, Peterling, („treibt den harm“), Fenchel („öffnet alle verstopffung der leber / nyrn und platern, macht den seugenden Frawen vil milch und scherpfft sehr fast das gesicht von außen und innen gebraucht“), Kressich, Salbei, Minzen, Majoran, Melissen („macht frölich und vertreibt den gestanck des mundes“), Ißop, Rautten, Rosmarin, Zwiebel („die kalter natur seind und vil kalter zäher feuchtigkait haben in dem magen und dermen, die mygen sy zymlich gebrauchen gesotten und gekocht“), Porree, Knoblauch („ist der Bauern Tyriaca / wann (da) er ist gut für die gifft der natern und wiettenden hundtßbiß / tödt die Würm, dient dem Magen und Dermen wee“), Rettig („wer jn nach essens gebraucht / so treibt er die speyß bald aus dem magen in die Derm und durchgeht und lindert den leib“), Senf, weiße und gelbe Rüben, Pastinak, Morcheln und Pfifferling (das best ist das man sy gantz vermeyd“).

Es folgen nunmehr die Gewürze, von denen Stockar mit Recht sagt: „sy haben mehr die natur der Ertzney und gar nit der speyß.“ Pfeffer, Nägelchen, Zimmt, Ymber, Saffran, Muskatnuß und -blüthen, Cubeben und schließlich die Samen: Fenchel, Anis, Coriander und Kümmel werden in ihren Wirkungen beschrieben. Vom Salz gibt er an, daß es die Fäulnis verhindert, die Verdaulichkeit von Speisen (namentlich von fettem Fleisch, Schweinefleisch und Fischen) erhöht; sein übermäßiger Gebrauch schadet dem Magen, macht runzlig und alt.

Das Brot wird eingehend abgehandelt. Stockar kennt Brot aus Waizen, Roggen, Gerste, Hafer, Reis, Hirse. Das beste ist das Korn- oder Waizenbrod, das weder ganz frisch noch zu alt ist. Kleienbrod giebt dem Leib wenig Nahrung, geht bald durch Magen und Darm „und ist ainer bösen und groben narung und herdt zu dewen / macht wee und windt im leib ... etlich die gebrauchen zween oder drey bissen Brots vor essen von grobem Brot / das vil kleyen hatt / Darumb / das sy die stulgäng desto ringer (leichter) haben mögen.“

Das „zwirgebachen brot“ (Zwieback) / das man gewonklich auff dem Meer braucht, das stellet und sperret fast den leib zu / und stellet die stulgäng / darumb so dienet es für die / so die rhur haben ... und dienet am maisten denen die da haben ain feuchten magen und Derm und die mager begeren zu werden.“

„Von dem Gebachens in der Pfannen oder von den Zelten gewollen / und von den Fladen und dicken breynen (Breien)“ erfahren wir, „daß sie fast hardtdewig seind, ligen lang im magen ... Doch wan sie wol verdewet werden / so geben sy ain gute narung und fürung dem leib und seind fast gut den arbaytsamen leuten / die groß arbayt des leibs haben / Als den Bauren und arbeitern.“ Sodann werden die Eigenschaften des Roggens, der Gerste, des Hafers, der Hirse, des Reises und der Leguminosen (Bohnen, Erbsen, Linsen) eingehend erörtert; die schwere Verdaulichkeit letzterer wird hervorgehoben und geraten, man soll sie zweimal kochen und die erste Brühe weggießen.

Zum Schluß bespricht Stockar die Getränke: „Man sol wissen / das man gebraucht natürlich tranck und gemacht tranck / das natürlich tranck ist wasser und wein / das gemacht tranck ist manigerlay / als Bier / Meth / öpfeltranck (Apfelwein) Weychseln- oder Kirschentranck ... Es sol E. F. G. wissen / welcher sich in der gesundhait auffenthalten wöll / der sol nit vil trincken / weder im anfang des tisch noch im mittel / sondern schier an dem ende ... Man soll auch wissen / das etlich haben ain unnatürliche durst / das die keel / zung und mund dürr wirt vom staub oder starcker yebung (Uebung) wegen / oder von großer hitz / der zympt nit zu trincken / aber sy sollen spülen und gurglen ain fast wol gemischter wein / oder sollen kyfen (saugen) etliche Frücht / und den gesafft hinab schleyffen lassen.“

Eine längere Abhandlung widmet Stockar dem Wein: „Sol man wissen / wiewol das wasser zu leschung des durstes besser ist denn der wein / aber angesehen manigerlay guter tugent so der Wein hat / so ist der Wein vil zymlicher in auffenthaltung (Hinsicht) der gesundhait dann das wasser / besonder zu der vermischung der speyß, wann (da) er füret die speyß bald in die glider / hilfft sy bald dewen / das thut das Wasser nit.“ Er lobt

die wärmende Eigenschaft des Weines für Gesunde, empfiehlt aber, bei hitzigen und starken Fiebern nur Wasser zu trinken. Nachdem er noch verschiedene gute Eigenschaften des Weines hervorgehoben hat, fügt er hinzu: „Doch so sol man verstehn zymlich gebraucht / und zu der rechten zeyt / und nit überflüssig / wer jn aber gebraucht überflüssig und unordentlich biß zu der truncken-hait / so schwecht er die vernunfft und leschet sie auß / und machet den menschen vihisch / und naigt und bringt jn zu Zorn... weyther sol man wissen / das der wein unmäßlichen gebraucht sehr schediget das Hirn und das weyß geäder (Nervensystem) / bringt das Paralisis (Lähmung) / den krampff / und das treffen / den gähen Tod / und vil andrer böser Kranckhaiten / und endtlich so sterben solch überflüssig unordentlich weintrincker bald und werden bald alt und kindisch / und denselben wer vil besser sy truncken wasser dann wein."

Als Regeln zur Vermeidung der Trunksucht gibt Stockar an: Man soll 1) niemals nüchtern oder mit hungrigem Magen Wein trinken, noch weniger aber für den Durst, 2) nie während des Essens und nach großen Anstrengungen Wein trinken, 3) den Wein gut mit Wasser mischen, 4) zu frischen Früchten keinen starken Wein trinken, 5) niemals schweren Wein vor dem leichten trinken, 6) erst am Ende der Malzeit, 7) nur nach trocknen Speisen trinken, 8) Kindern und Säugammen niemals Wein geben („man sol wissen / das der tranck des weins den kindern eben ist / als der feur zu feur legt / wann (denn) der Kinder Hirn und weyß geäder (Nervensystem) ist fast schwach und waych"), 9) Leuten mit schwachem Hirn nur ganz schwachen, gewässerten Wein geben, 10) neuen Wein meiden. Endlich giebt Stockar an, daß es besser ist, von Zeit zu Zeit einen Trink-Exzeß zu begehen, als ständig zu trinken: „Die sich aber halten in guter ordnung / sollen solche Regel meyden und nit gebrauchen. Es soll auch die füllin oder trunckenhait nit so grob sein / daß sy dem hirn schedlich sey / Also / daß sy unvernünfftig mach den menschen / wann solche trunckenhait brechte mehr schadens dann nutz / das der schlaff und rhu nit widerbringen möcht / es soll die trunckenhait also sein / das sy den schläfferig mach und vertreybe alle sorgfältigkeit / Aber gantz truncken werden das sy den menschen unvernünfftig macht / ist gantz schandtlich und schedlich der natur und sytten."

Über Kräuterweine (Wermut-, Rosmarin-, Alat-, Rosen- und Salbeiwein) wird gesagt, daß sie nur als Arznei gebraucht werden sollen, um Haupt, Magen und Glieder zu stärken. —

Hiemit schließt das Buch, dessen Autor zwar in keiner Geschichte der Medizin erwähnt ist, aber doch einen Platz verdient unter den hippokratischen Ärzten.

Lungenschwindsucht heilbar.

Vor etwa 20—25 Jahren hat man es dem Begründer dieser Monatsschrift, weil. Sanitätsrat Dr. Paul Niemeyer in Berlin, in wissenschaftlichen Kreisen aufs Stärkste verübelt, daß er in seinen Schriften immer und immer wieder die Heilbarkeit der Lungenschwindsucht betonte. Er hat den Vorwurf des Charlatanismus und der Unwissenschaftlichkeit über sich ergehen lassen müssen, wie es Jedem geht, der die Kühnheit hat, gegen den Strom zu schwimmen.

Freilich kann man nicht so ganz allgemein sagen: „die Lungenschwindsucht ist heilbar", wie überhaupt keine Krankheit als solche heilbar oder unheilbar genannt werden kann, sondern man kann nur dem und jenem lungenschwindsüchtigen Kranken zur Genesung verhelfen.

Die „Heilstätten-Korrespondenz" bringt, nach Nr. 51 des „Ä. Z. A.", die nachstehende interessante Unterredung mit Herrn Geh.-Rat von Leyden:

Man sollte meinen, daß über die Heilbarkeit der Lungenschwinsucht Zweifel nicht mehr beständen. Die Gelehrten aller Länder bemühen sich seit Jahren, die ebenso niederziehende wie gefährliche Vorstellung zu bekämpfen, daß man dieser verheerenden Krankheit machtlos gegenüberstände. Die Heilerfolge in den Privat-Heilanstalten und den in immer größerer Zahl entstehenden Volksheilstätten bestätigen ständig von neuem, daß man sich in diesem Punkte keiner Täuschung hingebe. Auf Grund sorgfältig geprüfter, medizinalstatistischer Nachweise hat vor zwei Jahren das kaiserliche Gesundheitsamt in einer Denkschrift die Verhältnisse betreffs der Heilbarkeit der Tuberkulose und ihrer aussichtsvollen Bekämpfung klargelegt.

Trotz alledem liest man in dem amtlichen Bericht über die Sitzung der Berliner Stadtverordneten-Versammlung vom 4. November v. J., wie in dem Ausschußprotokoll die Ansicht vertreten werden konnte, „daß von wirklichen Heilungen nach allem, was darüber bekannt geworden sei, wohl kaum die Rede sein könne". Der Neubau einer Heilstätte für Lungenkranke wurde von der Versammlung abgelehnt.

Das Vorkommnis ist nicht unbedenklich. Der Nichteingeweihte könnte die Stelle, an welcher derartige Auffassungen das Feld behaupten konnten, hinsichtlich der Beurteilung medizinischer Anschauungen für autoritativ genug halten, und so wäre es nicht ausgeschlossen, daß zum Schaden der erfolgreich eingeleiteten Schwindsuchtsbekämpfung neue Zweifel angeregt würden.

Die Redaktion der „Heilstätten-Korrespondenz" hat deshalb einen der ersten und anerkanntesten Sachverständigen auf diesem Gebiete, den Geheimen Medizinalrat Prof. Dr. von Leyden-Berlin, um seine Meinung befragen lassen.

Der um die Heilstättensache besonders verdiente Gelehrte, der vor kurzem auf dem internationalen medizinischen Kongreß in Moskau unter allgemeinem Beifall über die Notwendigkeit der Errichtung von Heilstätten für Lungenkranke sprach, und dessen Ansichten, wie in einer ausgezeichneten Diskussion der Sektionssitzung für innere Medizin ersichtlich war, mit denjenigen aller übrigen Autoritäten im Einklang stehen, äußerte sich etwa wie folgt:

„Die Lungenschwindsucht ist heilbar, und Anstalten, welche nach der hygieinisch-diätetischen Behandlungsmethode geleitet werden, sind als **Heilstätten** für Lungenkranke anzusehen. Das sind unumstößliche Wahrheiten, sind Grundsätze, auf welche man unbedenklich die für Schwindsuchtsbekämpfung erforderlichen Maßregeln aufbauen kann. Zum Beweis erinnere ich an die Thatsache, daß am Seziertisch so oft geheilte oder in Heilung begriffene tuberkulöse Prozesse sich vorfinden bei Personen, die mitten in anscheinender Gesundheit stehend, von einem Unglücksfall betroffen wurden oder an irgend einer andern Krankheit gestorben sind; an die wissenschaftliche Beobachtung, daß man überhaupt etwa in jeder dritten bis vierten Leiche geheilte Prozesse der in Rede stehenden Art nachweisen kann. Was klinische Beobachtungen betrifft, so wird jeder einigermaßen erfahrene Arzt Fälle gesehen haben, die als unzweifelhafte Heilungen von Lungenschwindsucht angesprochen werden müssen. Heutzutage, wo die Diagnose durch die Untersuchung des Auswurfs auf Tuberkelbazillen vollkommen gesichert ist, können dergleichen Beobachtungen auf etwaige Fehler in der Diagnostik nicht zurückgeführt werden.

Für diese Fälle der privaten Praxis läßt sich nun freilich keine Statistik erbringen; darauf gestützte Beweise müssen wir den Anstaltsberichten erfahrener und angesehener Leiter von Lungenheilstätten entnehmen. Ich verweise in dieser Hinsicht u. a. auf Dettweiler in Falkenstein und Koeniger in Lippspringe, von denen der erstere über 72, der letztere über 192 Fälle von geheilter Lungenschwindsucht berichtet, die während längerer Jahre in ständiger Beobachtung sich als definitiv geheilt erwiesen. Auch in der letzten Veröffentlichung der Königlichen Akademie der Medizin in Belgien macht der Generalsekretär des Kongresses für Tuberkulose in Paris, Dr. Louis-Henry Petit, Mitteilung über Fälle langjähriger Heilung von Tuberkulose, bei denen das spätere Wiederauftreten durch Influenza veranlaßt wurde. Ich verweise außerdem auf die Erfahrungen in den länger bestehenden Volksheilstätten, in deren Berichten sich immer wieder bestätigt findet, daß ein erheblicher Prozentsatz von Lungenschwindsüchtigen geheilt oder wesentlich gebessert wird und sich bei nachträglicher Untersuchung als in diesem Zustande geblieben erweist. Wie sollten alle diese erfahrenen Ärzte sich derart täuschen, daß man ihnen mit Recht entgegenhalten könnte, von einer Heilung der Lungenschwindsucht könne nicht die Rede sein! Ihre Berichte beruhen auf genauer Kenntnis der Krankheit und ihres Verlaufs und gewissenhafter, zum Teil sehr langer Beobachtung ihrer Patienten.

Als treffenden Beweis für die nachhaltige Heilung der Lungenschwindsucht führe ich ferner die Erfahrungen unter der Arbeiterschaft der Badischen Anilin- und Sodafabrik in Ludwigshafen an. Das etwa 5000 Arbeiter beschäftigende Werk besitzt neben anderen mustergiltigen Wohlfahrts-Einrichtungen seit 1892 eine gut eingerichtete Heilstätte für Lungenkranke. Trotz der wenig günstigen Auslese, nach welcher manch' ungeeigneter Fall der Anstalt überwiesen wurde, standen drei bis vier Jahre nach der Entlassung noch 24 Prozent der Behandelten in Arbeit und Verdienst.

Also nochmals: An der Heilbarkeit der Schwindsucht ist nicht zu zweifeln, und es wird gelingen, diese Krankheit wesentlich einzuschränken, wenn wir auf dem Wege der Heilstättenfürsorge unbeirrt fortschreiten.

Sie fragen, wie es kommt, daß trotzdem gegenteilige Ansichten Bestand behalten können. Mir ist das aus der Veränderung der allgemeinen medizinischen Anschauungen bis zu einem gewissen Grade verständlich.

Man hat früher fast ausschließlich von der Heilung einer Krankheit gesprochen, wenn man über Medikamente gebot, die mit mehr oder weniger Sicherheit die Krankheit zum Erlöschen brachten. Es war also die Meinung verbreitet, die ärztliche Kunst könne nur dann eine Krankheit heilen, wenn ihr ein spezifisches Heilmittel zu Gebote stände. Nach den neuen medizinischen Anschauungen würde das in Bezug auf die Tuberkulose so auszudrücken sein, die ärztliche Kunst könne nur dann die Tuberkulose heilen, wenn sie mit einem sichern Mittel die Erreger, d. h. die Tuberkelbazillen, im kranken Körper zum Verschwinden zu bringen imstande sei. Dann erst wäre die Krankheit geheilt.

Nun hat allerdings auch die heutige Medizin, trotz der großen Fortschritte, die sie gemacht hat, noch kein solches Spezifikum gefunden. Wie bekannt haben sich die größten Hoffnungen an das von Koch entdeckte Tuberkulin geknüpft; aber auch diese Hoffnungen haben sich nicht in dem erwünschten Grade verwirklicht. Noch viel weniger haben sich andere Medikamente bewährt, welche von weniger bedeutenden Männern als spezifische Heilmittel empfohlen wurden. Insofern könnte man also sagen, daß auch die heutige Medizin noch nicht eine „aktive" Heilung zustande bringen könne, daß sie nicht über ein Mittel gebiete, welches die Tuberkulose aktiv, d. h. direkt zum Erlöschen bringe.

Allein dieser Standpunkt muß gegenwärtig als ein einseitiger betrachtet werden. Wir können eine Krankheit auch dadurch heilen, daß wir die Mittel und Wege unterstützen, welche die Natur selbst dem menschlichen Organismus verliehen hat, um die Krankheit zu überwinden und die Erreger der Krankheit zu beseitigen. Wir können täglich sehen, daß der eine, wenn er von der Tuberkulose ergriffen wird, ihr unterliegt, daß aber der andere, der einen kräftigeren Körper hat und unter besseren Verhältnissen lebt, der Krankheit widersteht. Wenn es uns gelingt, die geringen Kräfte in dem Körper des ersteren so zu unterstützen, daß er das Maaß der Kräfte des zweiten erreicht, so haben wir ihm damit die Fähigkeit gegeben, die Krankheit zu überwinden, d. h. wir haben ihn geheilt. Und diese Heilung hat durchaus denselben Wert, wie die Heilung durch ein Spezifikum, ja einen größeren deshalb, weil der betreffende Organismus in sich die Kraft zum Überstehen der Krankheit gewonnen hat. Er ist also in hohem Grade vor Rückfällen geschützt, was bei dem ersten nicht der Fall ist.

Nachdem nun die Bestrebungen, ein spezifisches Heilmittel gegen die Tuberkulose zu finden, trotz zahlreicher Versuche, trotz vielfacher Anpreisungen bisher nicht zum Ziele gelangt sind, hat die neue Medizin seit Brehmer den Weg betreten, durch andere, physikalische Einflüsse den Organismus mit den zur Überwindung der Krankheit erforderlichen Eigenschaften auszustatten. Daß durch diese Methode die Heilung der Tuberkulose erreicht wird, ist allseitig anerkannt, und Brehmer's zuerst angezweifelte Behauptungen sind seit fast einem Menschenalter durch zahlreiche Beobachtungen und Erfahrungen in solchem Umfange erwiesen worden, daß ein Zweifel an dieser Thatsache nicht mehr bestehen kann.

Ich kann mich daher einer gewissen Verwunderung nicht enthalten, daß man an einer so hervorragenden Stelle diesen Erfahrungen der modernen Medizin nicht hat Rechnung tragen wollen, und es erfüllt mich mit Genugthuung, daß man durch Widerspruch von anderer Seite denselben gerecht geworden ist.

Auf welchem Wege eine Krankheit geheilt wird, ist gleichgiltig. Es handelt sich allein darum, ob der Kranke wirklich gesund wird. Bei der Tuberkulose gehört nicht zum Zeichen der Gesundheit, daß alle Tuberkelbazillen verschwunden sind, sondern der Beweis, daß der vorher sieche Patient seine Kraft, seine Erwerbsfähigkeit, seine Lebensfreudigkeit wiedergewonnen hat und dies in unverkümmertem Maße jahrelang behauptet."

Zur Erweiterung des medizinischen Unterrichts.*)

Wie die Wiener medizinischen Wochenschriften melden, geht das österreichische Unterrichtsministerium mit der Absicht um, an der Wiener Universität einen Lehrstuhl für Hydrotherapie zu errichten; der um die wissenschaftliche Fortbildung dieses Zweiges der Heilkunde hochverdiente Prof. Winternitz soll mit dem offiziellen Lehrauftrag betraut werden. Wenn sich die Nachricht bestätigen sollte, so müßte man der österreichischen Unterrichtsverwaltung lebhaften Beifall dafür zollen, daß sie den Anfang damit macht, dem wirklich vorhandenen und oft ausgesprochenen Bedürfnis nach einer Erweiterung des medizinischen Unterrichts Rechnung zu tragen und für eine gründlichere Ausbildung der Studierenden in der Krankenbehandlung die geeigneten Grundlagen zu schaffen. Man darf sich dabei der Hoffnung hingeben, daß das Vorgehen der österreichischen Regierung auf die Verhältnisse in Deutschland befruchtend einwirken und ähnliche Maßnahmen unserer Regierung zeitigen werde. Bei den Erörterungen über die von der deutschen Unterrichtsverwaltung geplante Reform der medizinischen Studienordnung ist ja wiederholt und an verschiedenen Stellen mit Nachdruck betont worden, daß es, um das Wissen und Können der angehenden Ärzte wesentlich zu fördern, mit einer Änderung des Studienplanes allein nicht abgethan ist, daß vielmehr mit der zweckmäßigen Verteilung des Lernstoffes und mit der Verlängerung der Lehrjahre eine Verbesserung der Lehreinrichtungen und eine Vermehrung der Lehrkräfte Hand in Hand gehen muß. Ob und wann die beabsichtigte Umbildung der medizinischen Studienordnung ins Leben treten wird, darüber dürfte heutzutage trotz verschiedener Zeitungsnachrichten noch Niemand eine sichere Auskunft geben können: um so mehr sollte die Regierung sich veranlaßt fühlen, die Lücken, die sich in dem Bildungsmaterial der medizinischen Studenten finden, nach Möglichkeit schon jetzt auszufüllen, zumal da die für die Durchführung dieser Verbesserung aufzuwendenden Mittel sich nur in bescheidenen Grenzen zu halten brauchen.

Allerdings erscheint es uns nicht ratsam, das Beispiel der österreichischen Unterrichtsverwaltung vollkommen nachzuahmen und sich auf die Einrichtung

*) Den ausgezeichneten Vorschlägen, die in diesem Aufsatz (Deutsche medizinische Wochenschrift vom 3. Febr. 1898, Nr. 5 gemacht werden, stimmen wir vollkommen bei. Die Annahme und Durchführung derselben halten wir für die wichtigste aller ärztlichen „Standesangelegenheiten."
D. Red.

eines Lehrstuhls für Hydrotherapie zu beschränken; abgesehen davon, daß diese einseitige Bevorzugung der Wasserheilkunde durch nichts gerechtfertigt wäre, muß man dringend wünschen, daß, wenn einmal darangegangen werden soll, notwendige Ergänzungen des medizinischen Unterrichts zu schaffen, man nicht bei einem einzigen Hilfsfach der Medizin stehen bleiben, sondern „ganze Arbeit“ machen soll. In gleicher Weise wie für die Hydrotherapie muß auch für die Heilgymnastik mit der Massage, die Diätetik und Ernährungstherapie, die Balneologie und Klimatologie und für die Krankenpflege eine Lehrstätte gegründet werden, denn alle diese Disziplinen der Heilkunde werden im klinischen Unterricht, wenn überhaupt, nur nebenher berücksichtigt und in einer ihrer wahren Bedeutung völlig zuwiderlaufenden Weise stiefmütterlich behandelt. In der That ist es auch für den Kliniker völlig unmöglich, bei der Fülle der von ihm schon zu bearbeitenden Gegenstände aus der gesamten Pathologie und Therapie den genannten Heilfaktoren eine genügende und für den Studenten nutzreiche Würdigung zu Teil werden lassen, und so ist es nur eine natürliche Konsequenz, daß der Arzt in der Regel auf die Menschheit losgeht, ohne von der Technik eines Halbbades, einer kalten Abreibung, einer schottischen Douche — von den Methoden der Heilgymnastik und Massage mehr als eine unbestimmte Ahnung zu haben, ohne von der Krankenküche viel mehr als den Begriff der „blanden“, „milden“, „schwerverdaulichen“ Diät mitzunehmen und von den Aufgaben und Leistungen der Krankenpflege mehr als die elementarsten Dinge zu wissen. Den Nachteil von dieser unvollkommenen praktischen Ausrüstung der Ärzte haben die Kranken und die Ärzte selber: die Kranken natürlich, insofern manche Maßnahmen, die ihre Genesung zu fördern geneigt wären, unterbleiben oder gar schlecht und zum Schaden der Patienten ausgeführt werden; die Ärzte dadurch, daß, wie schon oft und mit Recht hervorgehoben worden ist, die Laien sich der von ihnen vernachlässigten Zweige der Heilkunde bemächtigen und eine erfolgreiche Konkurrenz gegen die legitimen Vertreter der Medizin eröffnen.

Um solche Mißstände durch den medizinischen Universitätsunterricht zu beseitigen, ist es nicht notwendig, daß für jede der genannten therapeutischen Disziplinen ein eigener Lehrstuhl geschaffen werde: eine so weitgehende Forderung würde speziell in Preußen um so weniger Aussicht auf Verwirklichung haben, als im vorigen Jahre bei der Beratung des Etats im Abgeordnetenhause ein ähnlicher Spezialitätenwunschzettel von Ministerialdirektor Althoff mit beißender Satire abgethan wurde. Thatsächlich wäre aber auch ein derartiges Postulat in sich völlig unbegründet. Die Klimatologie wie die Hydrotherapie greift so sehr in das Gebiet der Balneologie, die Diätetik und Ernährungstherapie so sehr in das Gebiet der Krankenpflege — und vice versa — hinüber, daß eine gesonderte Darstellung dieser Materien durch verschiedene Professoren eine schädliche Zersplitterung des Lernstoffes und der Lernkräfte der Studierenden involvieren würde. Die allein zweckmäßige Lösung der Frage wäre die Zusammenfassung der genannten Disziplinen unter dem höheren Gesichtspunkte der allgemeinen Therapie: in einer über zwei Semester sich ausdehnenden Vorlesung könnten dem Studenten die theoretischen Grundlagen und — unter Benutzung ausreichender Mittel — die technischen Fertigkeiten für die Ausübung der bedeutungsvollen Methoden einer praktischen Heilkunst gelehrt werden, ohne welche der Arzt den Anforderungen seines Berufs heutzutage nicht mehr völlig zu genügen vermag. Mögen die zuständigen Behörden in klarer Würdigung dessen, was not thut, den Ärzten und den leidenden Menschen gegenüber ihre Pflicht thun!

Staub und Staubkrankheiten.*)

Über die Möglichkeit der Übertragung von Infektionskrankheiten sprach Herr Universitätsprofessor Dr. R. Emmerich, der bekannte Hygieiniker, in dem letzten Vortrage seines sechsstündigen Zyklus im Volkshochschulverein München, ein Vortrag, der bei dem berechtigten Aufsehen, welches die Flügge'schen Versuche in allen Kreisen hervorriefen, besonndere Beobachtung verdient, zumal er geeignet ist, die Furcht vor Ansteckungsgefahr auf das richtige Maß zurückzuführen.

In seinem vorletzten Vortrage behandelte Herr Universitätsprofessor Dr. R. Emmerich die Verbreitungsweise von Mikro-Organismen und Krankheitskeimen durch die Luft unter besonderer Berücksichtigung der neuen von Professor Flügge in Breslau ausgeführten Versuche, deren Resultat die bisherige Lehre von der Verbreitungsweise der Infektionsktionskrankheiten wesentlich umgestalten. Schon Nägeli hatte nachgewiesen, daß von feuchten Flächen (Boden, Kleiderstoffe rc.) selbst durch sehr heftige Luftströmungen bis zu 60 Meter in der Sekunde keine Keime lösgelöst werden; trockener Staub dagegen, welcher auf dem Boden, den Kleidern rc. lose aufliegt, wird schon durch Luftgeschwindigkeiten von 1 bis 2 Meter in der Sekunde teilweise fortgeführt, eine gänzliche Entfernung des Staubes gelingt aber selbst bei Luftströmungen von 13 Meter Geschwindigkeit nicht leicht. Der Glaube, man könne mit Krankheitserregern behaftete Kleider, an denen keimhaltige Flüssigkeiten angetrocknet sind, dadurch desinfizieren, daß man mit denselben einige Zeit an die Luft geht, ist daher ein großer Irrtum.

Wenn einmal bakterienhaltiges Material zerstäubt, also in Staubform in die Luft gelangt ist, so sind schon Luftgeschwindigkeiten von weniger als einem Millimeter in der Sekunde, wie sie stets in jedem geheizten Zimmer vorhanden sind, genügend, um die keimhaltigen trockenen Stäubchen in allen Teilen des Zimmers zu verbreiten und können in ruhiger Zimmerluft länger als vier Stunden schwebend bleiben. Tappeiner, Buchner und Miquel hatten schon beobachtet, daß beim Zerstäuben von Flüssigkeiten außerordentlich feine Flüssigkeitströpfchen entstehen, welche beim Einatmen leicht in die tieferen Partien der Luftwege gelangen und durch minimale Luftströme weithin verbreitet werden. Flügge konnte nachweisen, daß solche feinste bakterienhaltige Flüssigkeitströpfchen auch beim Ausgießen einer infizierten Flüssigkeit auf den Boden beim Waschen, Scheuern des Fußbodens, sowie beim lauten Sprechen, Niesen und Husten gebildet und durch die minimalsten Luftströmungen in allen Teilen eines großen Zimmers verbreitet werden. Der Vortragende erläuterte diese Thatsachen durch vortrefflich gelungene Experimente mit der Betonung, daß solche feinste, bakterienhaltige Tröpfchen schon durch Luftgeschwindigkeiten von nur 0,07 Millimeter in der Sekunde horizontal und durch solche von 0,2 Millimeter in der Sekunde vertikal fortbewegt und überall in der Zimmerluft verbreitet werden, in welcher sie vier bis fünf

*) Münchener Neueste Nachrichten Nr. 602, 1897.

Stunden schweben. Diese zur Fortbewegung feinster Tröpfchen und Stäubchen genügenden Luftgeschwindigkeiten sind tausendmal geringer als jene Luftbewegungen, welche wir durch unsere empfindlichsten Hautstellen eben noch wahrnehmen können. Aus Flügges Untersuchungen ergiebt sich die wichtige Thatsache, daß auch solche Krankheitsbakterien, welche durch Austrocknen zu Grunde gehen und daher in trockener Staubform nicht verbreitet werden, in Form von Flüssigkeitströpfchen leicht verschleppt werden und, von Menschen eingeatmet, zur Entstehung von Krankheiten führen können.. Krankheiten, bei welchen die Übertragung durch beim Husten, Niesen 2c in die Luft geschleuderte Tröpfchen des Mund-, Nasen-, Rachen- und Kehlkopfschleimes der häufigste Übertragungsweg ist, sind Influenza, Keuchhusten, croupöse Lungenentzündung, Rachen- und Mandelentzündung und der gewöhnliche Nasenkatarrh. Mit diesen Thatsachen stimmt auch die Beobachtung überein, nach welcher ein kurzer Besuch bei einem Influenzakranken die Uebertragung auf den Besucher zur Folge hat, indem ja die Influenzabazillenhaltigen Tröpfchen bei jedem Hustenstoß von Neuem in die Luft gelangen und dort stundenlang schweben bleiben. In ähnlicher Weise kann ein an Schnupfen leidendes Familienglied alle Anderen infizieren. Bei einer Gruppe von Krankheiten, bei Masern, Scharlach und Blattern ist die Luftinfektion der gewöhnlichste und wichtigste Übertragungsweg; im Anfange der Krankheit kann die Übertragung auf Gesunde durch Verschleudern des Auswurfes 2c. in Tröpfchenform erfolgen, während im späteren Verlauf, den Abschuppungsstadien, die Infektion jedenfalls durch trockene Stäubchen bewirkt wird, welche sich von der spröden Haut der Kranken leicht ablösen und durch die minimalsten Luftströmungen in der Zimmerluft verbreitet werden.

Während bei Typhus und Cholera die Infektion höchst wahrscheinlich fast immer durch infizierte Nahrungsmittel erfolgt, muß bei Lungenschwindsucht die Übertragung durch feinste Tröpfchen des Auswurfs als möglich bezeichnet werden; die Gefahr ist aber jedenfalls nicht so groß, wie man nach den obigen Experimenten zu schließen geneigt ist. Es gelingt allerdings, wie Flügge zeigte, Meerschweinchen dadurch tuberkulös zu machen, daß man einen Schwindsüchtigen in den ringsum dicht verschlossenen Käfig der Versuchstiere husten läßt, aber abgesehen davon, daß bei diesem Experiment die Bedingungen der Übertragungsmöglichkeit ungemein viel günstiger liegen, als beim Verkehr gesunder Menschen mit Lungenkranken, ist jedes Meerschweinchen für die Tuberkulose außerordentlich empfänglich, während viele Menschen für diese Krankheit gar nicht disponiert sind. Die persönliche Disposition und Körperbeschaffenheit spielt hier eine ganz hervorragende Rolle und es kommt bekanntlich sehr häufig vor, daß Ehegatten und Pflegerinnen trotz jahrelangem engstem Zusammenleben mit Tuberkulösen nicht angesteckt werden. Das Resultat der Flügge'schen Versuche giebt also keinen Anlaß zur Beunruhigung; im Gegenteil, Flügge zeigte, daß der Auswurf Schwindsüchtiger in trockener Staubform die Krankheit nicht zu übertragen vermag, daß somit eine Gefahr nicht existirt, die gerade in den letzten Jahren so drastisch geschildert und zum Ausgangspunkt aller Desinfektionsmaßnahmen gemacht wurde. Jedes Hotelzimmer, in dem in den letzten Monaten ein Tuberkulöser wohnte, hielt man für verdächtig, jedes Eisenbahncoupé, jeder Pferdebahnwagen und die Kleider des Kranken schienen gleich gefährlich zu sein, während eine solche Gefahr nicht besteht.

Der Vortragende setzte noch auseinander, wie man die Übertragung von Krankheitskeimen in Tröpfchenform vermeiden kann und sprach sich

gegen die Unsitte des Ausklopfens und Ausbürstens von Kleidern und Teppichen namentlich in Korridoren und in den Treppenhäusern auf das Energischste aus, solche Reinigungen sind im Freien und am besten durch hiefür besonders eingerichtete Anstalten vorzunehmen. Zu Ende seines Vortrages, der das ganz besondere Interesse der Zuhörer in Anspruch genommen hatte, ermahnte Herr Prof. Emmerich das Auditorium, in der opferfreudigsten Pflege lungenkranker Anverwandter und Freunde nicht zu erlahmen, da diese armen Kranken, welchen jede Freude an den Schönheiten der Welt durch ihre Krankheit verleidet wird, unserer werkthätigen Liebe besonders bedürftig sind.

Heilanstalt
für
minderbemittelte und unbemittelte Lungenkranke in Bayern betr.

Im Hinblick auf den vor kurzem in mehreren deutschen Blättern erschienenen Aufruf zur Gründung einer „Deutschen Heilstätte in Davos“, sind wir in der Lage, die Nachricht zu geben, daß seit längerer Zeit schon in maßgebenden Kreisen die Absicht besteht, eine Heilanstalt für minderbemittelte und mittellose Lungenkranke in Bayern ins Leben zu rufen, womit einem längst gefühlten, wirklichen Bedürfnisse abgeholfen werden soll.

Durch unsere jetzt so regen humanitären Bestrebungen auf diesem Gebiete können einerseits reiche oder doch vermögende Lungenkranke in Privatheilanstalten wie in Görbersdorf (Schlesien), in Falkenstein i. T. oder Hohenhonnef a. Rh. u. a. Heilung suchen, während anderseits mit jedem Jahre neu entstehende Volksheilstätten den Lungenkranken der arbeitenden und dienenden Klasse unseres Volkes eine Zufluchtsstätte bieten. Es ist in der That als eine vielseitig hart empfundene Lücke zu bezeichnen, daß noch nirgends im Deutschen Reiche jener armen, unglücklichen Lungenkranken gedacht ist, welche weder reich genug sind, um die meist recht bedeutenden Kurkosten einer Privatheilanstalt zu bestreiten, noch infolge ihrer Berufs- oder sozialen Stellung Anspruch haben auf die Versorgung durch unsere bestehenden Krankenversicherungseinrichtungen.

Wir gedenken hiebei jener zahlreichen Lungenkranken des sogenannten Mittelstandes, welcher sich aus minderbemittelten oder mittellosen Offizieren, kleinen Beamten und Angestellten, aus Geistlichen, Lehrern, Geschäftsleuten u. s. w., deren Familien oder deren Witwen und Waisen zusammensetzt, jener in der That unglücklichen, verlassenen Kranken, die im günstigsten Falle auf ein bescheidenes Einkommen oder eine kärgliche Pension angewiesen, thatsächlich schlechter daran sind, als selbst der geringste Arbeitsmann aus dem Volke, für den durch unsere staatlichen und kommunalen Krankenversicherungseinrichtungen in so reichem Maße gesorgt ist.

Auf Anregung des prakt. Arztes Dr. Hohe, k. Major a. D. in München, bildet sich zur Zeit der Ausschuß von maßgebenden Persönlichkeiten, welcher sich die baldthunlichste Verwirklichung dieses ebenso schönen, wie edlen Projektes angelegen sein lassen wird, nachdem der genannte Arzt bereits eine Anzahl reichbegüteter, edler Wohlthäter für dasselbe gewonnen und deren Zusage zur Beteiligung und Unterstützung erhalten hat.

Dieses schon seit längerem geplante Unternehmen, im eigenen Lande eine derartige Anstalt ins Leben zu rufen, kann durch den oben erwähnten Aufruf nicht berührt werden, weil es sich bei diesem ja nur um eine Heilstätte für Davoser deutsche Kurgäste handelt, welche nicht in der Lage sind, die hohen Kurkosten der dortigen Privatheilanstalten zu erschwingen.

Überdies besteht, wie wir hören, für die in Bayern zu gründende Wohlthätigkeitsanstalt die Absicht, dieselbe mit Hilfe eines, teils aus Wohlthätigkeitsbeiträgen, teils aber auch aus Darlehen reichbegüterter, edler Wohlthäter bestehenden Grundkapitals zu errichten, wobei es ermöglicht werden soll, bei einem mäßigen Pensionspreise auch eine bemessene Anzahl von ganzen oder partiellen Freiplätzen für minderbemittelte oder gänzlich mittellose Lungenkranke der besagten Kategorien zu schaffen.

Der Kampf gegen diese entsetzliche Krankheit steht ja heutzutage mehr denn je im Vordergrund unserer therapeutischen Bestrebungen, nachdem man einerseits den Umfang der zerstörenden Folgen dieses Erbfeindes unserer Volksgesundheit erkannt hat, andererseits aber auch zu dem tröstlichen Bewußtsein kommen durfte, daß die Tuberkulose in der That eine heilbare Krankheit ist.

Die schönen Erfolge, welche in unseren geschlossenen Heilanstalten seit den letzten Dezennien erzielt wurden, haben dafür den unumstößlichen Beweis erbracht und bringen ihn täglich.

Möge deshalb der Ruf an den stets hilfsbereiten Wohlthätigkeitssinn in Deutschland warmer Sympathie für unsere unglücklichen, hilfelosen Mitmenschen begegnen und die Bitte zur Beteiligung an diesem echt deutschen Unternehmen Eingang finden in unsere deutschen Herzen!

Möge es den Bemühungen dieser edlen Männer gelingen, eine recht baldige Verwirklichung dieses schönen Projektes zu erreichen!

Bayern, unser durch die Natur so reich gesegnetes Land, bietet mit seinen herrlichen Waldungen und seinem für die Behandlung der Tuberkulose nach den jetzt geltenden Grundsätzen bevorzugten Berg- und Alpenklima ganz besondere Vorteile für die Errichtung einer solchen Anstalt; überdies spricht die geographische Lage des Landes im Hinblick auf die bis jetzt bestehenden Privatheilanstalten für Lungenkranke zu gunsten Bayerns.

Mag auch die Errichtung einer Heilstätte für deutsche Kurgäste in Davos zur Zeit vielleicht eine gewisse Berechtigung haben, so wird man doch einräumen müssen, daß eine wirkliche Notwendigkeit für die Gründung einer solchen Anstalt in allererster Linie im eigenen Lande selbst besteht.

Wenn Geheimrat v. Leyden in Übereinstimmung mit anderen Fachautoritäten auf dem letzten Moskauer Kongresse wiederholt betont hat, daß Lungenleidende auch in unseren Klimaten bei guter staubfreier Luft, und in, gegen scharfe Winde geschützter Lage mit gutem Erfolge behandelt werden können und Heilung finden, daß es hiezu der so häufig aufgesuchten und berühmten südlichen Kurorte nicht bedarf, ja wenn derselbe sogar die Behauptung aufstellt, daß Patienten, welche längere Zeit

im Süden gelebt haben, sich bei ihrer Heimkehr in ihr nördliches Vaterland einer großen Gefahr der Erkältung aussetzen und dadurch rückfällig werden können, so ist es wahrlich nicht einzusehen, warum noch immer so viele Lungenkranke aus Deutschland im fernen Süden Heilung suchen, noch weniger aber, wozu deutsches Geld für die Gründung einer Heilstätte ins Ausland fließen soll. Wir verweisen unsere Leser in dieser Beziehung auf die in jüngster Zeit erst im Drucke erschienene, sehr lesenswerte Schrift, „Die Bekämpfung und Heilung der Lungenschwindsucht und Deutschlands geschlossene Heilanstalten für Lungenkranke", von Dr. med. Ad. Hohe, prakt. Arzt, k. b. Major a. D., München 1897, Piloty und Loehle", worin der Verfasser in beredter Weise gerade auch diese Verhältnisse näher beleuchtet und dem jetzt zur Mode gewordenen Zuge nach Davos, Arosa u. dgl. im Interesse unserer Lungenkranken aus voller Überzeugung entgegentritt.

Mögen aber auch reiche Leute immerhin ihrer Neigung für diese südlichen Kurorte nachgeben, nimmermehr aber sollten minderbemittelte Kranke ihre ohnedies bescheidenen Subsistenzmittel durch eine so kostspielige Reise und einen teuren Kuraufenthalt zum Opfer bringen müssen.

Möchten diese doch vor allem bedenken, daß die Tuberkulose auch ohne spezifisches Heilmittel, aber auch ohne südliches Klima zur Heilung gebracht zu werden vermag durch ein rechtzeitig angewandtes hygienisch-diätetisches Heilverfahren in unseren heimischen Heilanstalten.

Prof. Eulenburg's und Prof. Samuel's Lehrbuch der allgemeinen Therapie. II.

Der zweite Teil umfaßt die Allgemeine Heilmittellehre.

Den ersten Abschnitt dieses Teils — **Die Krankenpflege** — hat Privatdozent Dr. Mendelsohn bearbeitet. Er nennt seine Arbeit einen „Versuch, für die Krankenpflege einen gleichberechtigten Platz unter den anderen exakten wissenschaftlichen Disziplinen der Therapie anzustreben". Unsers Erachtens ist dieser Versuch — um das gleich vorweg zu sagen, ganz vortrefflich gelungen. Mit sicherer Hand zieht Mendelsohn die Grundlinien einer neuen medizin-wissenschaftlichen Disziplin, die für den Arzt von der höchsten Bedeutung ist.

Während die Medizin in den letzten Jahrzehnten in vielen Disziplinen Außerordentliches leistete, hat sie die Ausbildung der Krankenpflege, die, wie Mendelsohn zutreffend bemerkt, das gesamte ärztliche Handeln durchdringen soll, dem Pflegepersonal überlassen. Geniale Pflegerinnen wie Miß Florence Nightingale giebt es aber nicht viele und somit war bis zum heutigen Tage die Krankenpflege mehr oder weniger dem Zufall und Glück überlassen,

daß tüchtige Pflegerinnen ihres Amtes walteten. Die Ärzte in Spitälern und auch in der Privatpraxis gaben sich zwar oft viele Mühe, die Krankenpflege so zu regeln, wie es für die Kranken am besten war, aber nur sehr wenige Ärzte waren in dieser Hinsicht selbst geschult worden und viele, die alles Interesse für die wissenschaftlichen Fortschritte ihres Berufes hatten, hielten es unter ihrer Würde, die Krankenpflege eingehend kennen zu lernen, oder sie gar dem Pflegepersonal zu lehren.

Mendelsohn erwirbt sich um die ganze Kollegenschaft und die leidende Menschheit ein großes Verdienst, indem er hier den Entwurf zu einer wissenschaftlichen Durchbildung der vornehmen Kunst, Kranke zu pflegen, vorlegt, „die der Arzt bis in ihre kleinsten Details hinein zu kennen und zu beherrschen die Pflicht hat". Da er als durchaus selbstständiger Kopf nicht in ausgefahrenen Geleisen wandelt, kennt er keine Krankheiten an sich, die nach Schema A oder B zu pflegen sind, sondern lehrt, kranke Individuen zu pflegen.

Er stellt „Die Aufgaben und den Umfang der Krankenpflege" fest, erläutert „Die materiellen und unmateriellen Heilmittel der Krankenpflege" und deren Anwendungsart, sowie die der Hausgeräte in der Krankenpflege bis ins Kleinste, giebt Ratschläge über die gesammte Hygieine (Kleidung, Ernährung, Hautpflege, Bewegung, Wahl und Einrichtung des Zimmers, Lüftung 2c. und psychische Behandlung des Kranken, giebt Aufschlüsse über die Wirkungsweise der Heilmittel der Krankenpflege und deren Indikationen, und schließt seine ausgezeichneten Ausführungen mit den Worten, die wir vollkommen unterschreiben:

„Wir glauben sagen zu können, daß unter solchen Gesichtspunkten wie hier Krankenpflege noch nicht geschrieben worden ist. Es gab ja bisher überhaupt noch keine „Krankenpflege für Mediziner". Wird jedoch erst die Disziplin nach dem in den vorstehenden Ausführungen entwickelten Systeme vertieft, werden erst die experimentellen und klinischen Grundlagen geschaffen und ausgebaut, auf denen die Kenntnis von der Wirkungsweise der Heilmittel der Krankenpflege beruht, so wird sich mit Notwendigkeit ergeben, daß nicht nur, um mit E. v. Leyden zu reden, „die Krankenpflege, in ihrer Bedeutung nunmehr allgemein anerkannt, besonders durch die Entwicklung der letzten Jahre sich mehr und mehr zu einem unentbehrlichen, selbstständigen, zu einem Spezialfache der wissenschaftlichen Medizin erhebt", sondern daß sie auch alle Berechtigung und alle Anwartschaft hat, eine wissenschaftliche Methode selbstständiger Art zu werden, die an Umfang und Bedeutung in nichts neben der Schwesterwissenschaft der Krankenpflege: der Gesundheitspflege, der Hygieine, zurückzustehen braucht und zurückstehen wird".

Leider giebt die Verlagsbuchhandlung Urban & Schwarzenberg, bei der das Lehrbuch der allgemeinen Therapie erscheint, einzelne Hefte des Werkes nicht ab. Wir hätten sonst den frommen Wunsch ausgesprochen, daß jeder deutsche Arzt Mendelsohn's treffliche Arbeit im gesonderten Abdruck seiner Bibliothek einverleiben möge. Hoffentlich aber giebt Mendel-

sohn früher oder später seine „Krankenpflege" als besonderes Werk heraus. Ohne die bekannte Sucht nach „Neuem" und „Neuestem" zu befriedigen, bringt sie Bekanntes in wissenschaftlich gediegene Form und gehört zum Besten, was für Ärzte geschrieben wurde.

Den zweiten Abschnitt des 2. Teiles des Eulenburg-Samuel'schen Lehrbuches — **Allgemeine Diätotherapie** — hat Prof. Dr. Th. Rosenheim in Berlin geschrieben.

Im Vorwort betont Rosenheim die Wichtigkeit des Individualisierens bei der Diät. Ein exakter Diätotherapeut bedarf nach seiner Ansicht „eine richtige Schätzung der vorliegenden Krankheit ganz besonders im Hinblick auf die Beeinflussung der vegetativen Funktionen, eine genaue Würdigung der Individualität des Patienten, einer eindringenden Kenntnis der Physiologie und Pathologie des menschlichen Stoffwechsels, er muß wissen, wie unsere gebräuchlichsten Nahrungs- und Genußmittel zusammengesetzt sind, wie sie unter normalen und pathologischen Verhältnissen auf den Organismus wirken und verwertet werden."

Rosenheim stellt zunächst „Die Grundlagen der Physiologie des Stoffwechsels und der Ernährung" auf, um dann auf die „Nahrungs- und Genußmittel und künstlichen Nährpräparate" näher einzugehen. Obschon er viel von Berücksichtigung der Individualität spricht, geht er doch von all den bekannten physiologischen Gesetzen aus, die durch Laboratoriums-Experimente gefunden sind, sich aber nicht ohne Weiteres in die Therapie übertragen lassen. Die Rolle, die Eiweiß, Fett und Kohlehydrate im Organismus spielen, steht durchaus nicht so fest, wie die heutige Physiologie annimmt. In der Frage der Ernährung hält Rosenheim mit Recht die gemischte Diät für Gesunde wie für Kranke für die souveräne; auch darin stimmen wir mit ihm überein, daß er zwischen tierischem und pflanzlichem Eiweiß keinen prinzipiellen Unterschied gelten läßt. Wenn er aber glaubt, daß man das Eiweißbedürfnis des Organismus bei rein pflanzlicher Kost nur durch sehr große Mengen derselben befriedigen kann, widerspricht das der Erfahrung. Auch darin stimmen wir ihm nicht bei, daß er in langen erschöpfenden Krankheiten den Alkohol als „Sparmittel ersten Ranges" empfiehlt. Für Kinder hält er ihn mit Recht durchaus entbehrlich, auch bei erregbarem Nervensystem will er ihn vermieden wissen. Vom Kaffee weiß Rosenheim nur Gutes zu sagen, wenn er ihn auch bei den meisten Herzkrankheiten und bei Erkrankungen des Nervensystems mit gesteigerter Erregbarkeit nicht empfiehlt und anhaltenden Genuß großer Mengen starken Kaffees für schädlich hält. „Besonderen" Wert soll der Kaffee dadurch haben, daß er ein äußerst geeigneter Träger für Nährstoffe ist, von denen Zucker und Milch die beliebtesten sind. In diesem Sinne schätzen wir den von Rosenheim ignorierten sog. Malzkaffee, bei dem umgekehrt die Getreide-Nährstoffe die Träger der empyreumatischen Öle der Kaffeefrucht sind. Vorzüglich sind die weiteren Angaben über Nahrungs- und Genußmittel.

Bei „Verdaulichkeit der Nahrung“ halten wir nur wenig von den sog. Verdaulichkeitskalen verschiedener Speisen und Getränke und ebensowenig von allen Kostordnungen, wenn auch da und dort brauchbare Resultate zu finden sind. Der tüchtige diätetische Arzt wird, meinen wir, stets darnach streben müssen, das für den Einzelnen Schwerverdauliche nach und nach leichtverdaulich zu machen. Die Verdaulichkeit der Speisen und Getränke hängt nicht so fast von ihrer Zusammensetzung, als von der individuellen Verdauungsfähigkeit des Konsumenten ab, die wiederum je nach physischen und psychischen Umständen schwankt und durch geeignetes therapeutisches Regime, Regulierung der gesamten Lebensweise und Schulung der einzelnen Organe (Atmungs-, Zirkulations-, Verdauungs- und Bewegungs-Organe) wesentlich im Sinne der Hebung und Besserung zu beeinflussen ist. Außer der Chemie und Physik (Physiologie) der Verdauung ist aber auch die Psychologie der Verdauung sehr zu beachten und gerade hierauf wird leider nur äußerst selten genügende Rücksicht genommen.

Im folgenden Absatz prüft Rosenheim den Stoffumsatz in Krankheiten und unterscheidet Kranke, bei denen der Stoffverbrauch genau derselbe ist, wie bei Gesunden, und Kranke, bei denen die Krankheit an sich die Stoffwechselvorgänge nachweislich beeinflußt. Da er hier nach Wärmeeinheiten (Calorien) pro Körperkilo und Tag und die Calorienwerte auf 100 Gramm Substanz berechnet, erweckt er den Anschein, als ob die Bestimmung der Diät für jeden Kranken nur ein höchst einfaches Rechenexempel wäre. Leider stört die Practica multiplex alle derartigen Rechnungen, so „exakt“ sie sich auch auf dem Papier ausnehmen. Zutreffend und praktisch brauchbar sind aber die Ratschläge, die Rosenheim über die Ernährung Fiebernder giebt; er stellt mit vollem Recht den Satz auf, daß die Diät in fieberhaften Zuständen niemals schablonenhaft einseitig geregelt werden kann, sondern eindringendstes Sachverständnis und viel Erfahrung verlangt, kurz, daß wir bei der Individualisierung eine äußerst schwierige Aufgabe zu lösen haben. Es berührt angenehm, daß Rosenheim, im Gegensatz zu zahlreichen Ernährungs-Autoren und -Autoritäten, nicht der Einseitigkeit vorwiegender Fleisch- und Eierkost huldigt, sondern alle Naturreiche gebührenden Anteil am Kochzettel nehmen läßt. Vollkommen einverstanden kann man auch mit dem sein, was Rosenheim über Unter- und Über-Ernährung schreibt; er weist hier nicht nur auf die Mithilfe anderer Faktoren (Aufenthalt im Freien, aktive und passive Bewegung, Bäder ꝛc.) am Erfolg hin, sondern überläßt auch das Wie der individualisierenden ärztlichen Kunst im Einzelfall. Da die Theorien Ebstein's, Hirschfeld's und die von Oertel ausgeklügelten Ernährungstifteleien erwähnt und kritisch beleuchtet werden, hätten auch die Ideen anderer Autoren mindestens Erwähnung verdient.

Vortrefflich sind die hygieinischen Ratschläge, die Rosenheim im letzten Kapitel giebt und man wird gerne den Sätzen zustimmen, mit denen er schließt: „Aus all dem, was ich, auf klinischer Beobachtung gegründet,

hier an die Hand gegeben habe, sollen niemals bindende Gesetze für unsere Patienten konstruiert werden. Dem Takt und der Einsicht des Arztes ist der weiteste Spielraum vorbehalten, um im gegebenen Falle, je nach der Individualität des Kranken, der Art des Grundleidens, der Beschaffenheit des Verdauungsapparates hygienisch-diätetische Bestimmungen zu treffen, doch dürften obige Erfahrungssätze dem Berater für viele Fälle brauchbare Gesichtspunkte an die Hand geben."

Den dritten Abschnitt des Eulenburg-Samuel'schen Werkes — **Pharmakotherapie** — hat Prof. Dr. Hugo Schulz bearbeitet.

Im medizingeschichtlichen Abriß, den Schulz an die Spitze seiner Arbeit gestellt hat, berührt die Objektivität, mit der er manchen verkannten Männern gerecht wird, sehr angenehm. So spricht er von dem „durch sein eminentes Wissen und die geistige Verarbeitung desselben hoch über seine Zeitgenossen emporragenden" Paracelsus und von den Lehren Hahnemann's rein sachlich-objektiv und stellt Wahrheit und Irrtum, Licht und Schatten gegenüber. Man sollte es eigentlich für selbstverständlich halten, daß im Reiche der Wissenschaft jede Hypothese und jede Theorie Anspruch auf Beachtung und Prüfung hat, wenn sie auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit begründet wird. Für viele, ja man kann nahezu sagen alle heutigen „Exakten" gilt die Homöopathie als ein derartiges Nonsens, daß schon ihre Prüfung als Entweihung der heiligen Wissenschaft betrachtet wird und daß ein förmlicher Mut dazu gehört, die für die wissenschaftliche Therapie brauchbaren Gedanken aus ihr herauszuschälen, auf ihre Richtigkeit zu prüfen und die Prüfungsresultate zu veröffentlichen. Man riskiert bei solchen Publikationen über verfehmte Dinge seinen guten wissenschaftlichen Namen und darum ist es hoch anzuerkennen, daß Schulz sich nicht gescheut hat, der Wahrheit, nachdem er sie als solche erkannt hat, die Ehre zu geben. Sehr zutreffend ist, was Schulz über die unvorsichtigen therapeutischen Schlußfolgerungen sagt, die man aus Tierversuchen zu ziehen pflegt. Er erinnert an die Lehre von der Antipyrese (bei jeder abnorm hohen Temperatur „das Fieber herabsetzende" Arzneien zu geben), die eine Zeitlang die wissenschaftliche Therapie beherrschte und nun wie unzählige andere therapeutischen Theorien und Systeme verlassen worden ist. Auch die pharmako-therapeutischen Schlußfolgerungen aus physiologischen, chemischen und physikalischen Experimenten haben viele Irrtümer gezeitigt, wie auch bei der auf bakteriologische Studien begründeten „inneren Desinfektion" Ursache und Wirkung verwechselt und die Folge an Stelle des Grundleidens zu behandeln versucht wurden.

„Der Versuch im Reagenzglase mit künstlich hergestelltem Nährboden oder dem Organismus irgend eines Säugers durchgeführt, darf nicht zu unmittelbarer Folgerung auf ein gleichartiges oder auch nur ähnliches Verhalten des untersuchten Materiales im menschlichen Organismus herangezogen werden".

Das Mißtrauen und die Geringschätzung, die man vielfach der modernen

Pharmakotherapie entgegenbringt, haben ihre guten Gründe. Schulz sagt ganz richtig: „Es geht ein unruhiger, weil durch Unsicherheit erzeugter Zug durch die pharmakotherapeutischen Bestrebungen unserer Zeit. Immer neue Wege werden ersonnen, mit Mühe geebnet und gangbar gemacht, aber sie wollen zu dem, für die Praxis allein wünschenswerten Ziele nicht führen. Die vergeblichen Anstrengungen, auf ihnen weiter zu kommen, führen entweder zum ausgesprochenen Nihilismus, oder man versucht, sich mit den durch Erfahrung gewonnenen, für bestimmte Fälle als brauchbar erkannten Methoden und Arzneimitteln zu helfen, so gut es geht. Daraus entsteht dann notwendigerweise eine gewisse Routine, die oft genug zum Ziele führt, aber auch oft genug im Stiche läßt."

An die Spitze seiner Ausführungen über die Arzneiwirkungen stellt Schulz den Satz: „Wir können keine Krankheit unmittelbar mit einem Arzneimittel heilen. (Was sagen dazu die Herren Serumtherapeuthen?? Ref.) Die landläufige Vorstellung, daß die Medizin die Krankheit vertrieben habe, ist unrichtig. Das Einzige, was wir thun können und müssen, ist, dem erkrankten Organe oder Organismus helfen in seinem Bestreben, das normale, physiologische Gleichgewichtsverhältnis wieder zu erlangen." Schulz setzt zunächst die Grundlagen fest, von denen aus das Wissen über die Leistungsfähigkeit eines Arzneistoffes im Allgemeinen gewonnen wird, untersucht dann das Verhalten des Arzneimittels im kranken Organismus uns zieht endlich daraus die Schlüsse für die Pharmakotherapie. Das Tierexperiment läßt er nur zu, um große, allgemeine Grundsätze über Arzneiwirkung kennen zu lernen, ein Individualisieren hiebei ist unmöglich. „Vom Menschen kann ich auf den Menschen schließen, der Sprung vom Tier aus nach demselben Ziel führt ins Blaue". Schulz geht bei Prüfung der Arzneimittel von dem biologischen Grundgesetz aus, daß schwache Reize die Thätigkeit eines Organes anregen, stärkste sie völlig lähmen können. Indem er bei Nutzanwendung dieses Gesetzes auf Arzneiwirkungen näher eingeht, läßt er den Grundgedanken der homöopathischen Schule gebührende Gerechtigkeit widerfahren, indem er vollkommen richtig bemerkt: „Eine Wissenschaft, wie die Medizin, die das inhaltsschwere Wort: Salus aegroti summa lex! auf ihre Fahne geschrieben hat, muß, wie jede Wissenschaft überhaupt, auch solche Anschauungen und Resultate prüfen, wirklich sachlich prüfen, die auf das eine gemeinsame Ziel hinstrebend, Wege gehen, die außer der gewohnten Bahn dahinziehen. Es genügt in der That nicht, blos theoretisch absprechend sich zu verhalten."

Nicht ganz verständlich ist Schulz, wenn er vom Arzt außer gründlichen Kenntnissen in der Arzneimittellehre auch eine eingehende Diagnose des jedesmal vorliegenden Falles in jeglicher Beziehung fordert und vom sorgfältig durchgeführten Individualisiren der Krankheit selbst sich Gutes erwartet. Die Diagnose (meist Wortdiagnose) ist ein sehr heikles Ding und das Individualisieren einer „Krankheit" noch viel heikler. Unseres Erachtens ist die sorgfältigste physische und psychische Individualisierung des Kranken vom Arzt zu fordern; wenn Schulz diese als „Diagnose" bezeichnen will, sind wir mit ihm einverstanden.

Schulz versucht, die Arzneistoffe nach den einzelnen Organen und Organbestandteilen zu gruppieren. Bei Aufzählung narkotischer Mittel verwirft er die zwar recht bequeme, aber verwerfliche Manier, den Patienten mit einem solchen Mittel abzufinden, statt eine gründliche Therapie zu unternehmen. „Wer giebt uns", fragt er, „das Recht, das Gehirn eines Menschen wochen- und monatelang der Reizwirkung differenter Mittel auszusetzen, bei dem ein wirklich zwingender Umstand, ein allseitig als unheilbar erkanntes Leiden nicht vorliegt? In dem wenig erquicklichen Kapitel der therapeutischen Vergiftungen liefert diese Sorte von Therapie ein Material von geradezu unheimlicher Ausdehnung." Sehr zutreffend ist auch das, was Schulz über die Anwendung antiseptischer Mittel, speziell des Sublimat, sagt: „Wir versuchen die Mikroorganismen zu treffen und wirken gleichzeitig sicher auf das menschliche Gewebe ein."

Die Physiologie hat, wie Schulz mit Recht betont, nicht die Aufgabe, zu individualisieren und deshalb können die lediglich aus physiologischen Erwägungen entspringenden therapeutischen Maßnahmen nur ungewisse Erfolge haben. Bei der Anwendung aufs Individuum sind eben auch individuell-psychologische Eigenheiten zu berücksichtigen, die sich nicht verallgemeinern lassen. Aus diesem Grunde hätte Schulz bei Betrachtung der Arzneimittelwirkung den psychologischen Faktor unbedingt hervorheben oder wenigstens erwähnen müssen.

Im Schlußkapitel „Methodik der Arzneiapplikation" ist die innere und äußere Anwendung und die Form der Arzneimittel bündig und treffend dargestellt. Der letzte Satz der Schulz'schen Arbeit lautet:

„Die Medizin besitzt in den Arzneimitteln ein Hilfsmaterial für ihre spezielle Aufgabe, das, von richtig beobachteten und beurteilten Erfahrungen aus angewandt, berufen ist, in erster Reihe dem Arzte zur Seite zu stehen in dem erst mit dem Vergehen des Menschengeschlechtes zur Ruhe kommenden Kampfe um Leben und Gesundheit."

Wir sind vollkommen mit diesem Satz einverstanden, wenn Schulz unter den „Arzneimitteln" nicht etwa nur die paar Droguen versteht, die man in den Apotheken verkauft und auf Papierstreifen in lateinischer Sprache wie Ablaßzettel verschreibt, sondern das ganze Reich der belebten und unbelebten Natur.

Der vierte Teil des Eulenburg-Samuel'schen Werkes ist von Prof. Dr. Heinrich Kisch in Prag-Marienbad geschrieben und behandelt die **Klimatotherapie**. Die klimatischen Elemente: die Luftwärme, die Luftfeuchtigkeit, die atmosphärischen Niederschläge, die Strömungen und die Richtung der Luftbewegung die Luftreinheit, die Verhältnisse der Luftelektrizität, der Ozongehalt, ferner die Beschaffenheit und Konfiguration des Bodens und seine Vegetation werden in überaus klarer und übersichtlicher Weise abgehandelt.

Der fünfte Teil: **Pneumatotherapie** ist von San.-Rat Dr. Lazarus in Berlin geschrieben. Er erläutert die Pneumatik oder Aerotherapie als einen Teil derjenigen Therapie, in welcher die Luft als Heilmittel verwendet wird, indem gewisse physikalische und chemische Eigenschaften derselben (Druck, Temperatur, Feuchtigkeits- und Sauerstoffgehalt) in genauer Dosierung als Heilfaktoren Anwendung finden. Schon Hippokrates betonte die Wichtigkeit der klimatisch-meteorologischen Verhältnisse für den Arzt, doch ist die methodische Benützung der genannten Faktoren erst neueren Datums; die komprimierte Luft hatte zuerst der Arzt Henshaw (1664) angewandt. Eine aktive pneumatische Methode ohne Anwendung von Apparaten ist die Atemgymnastik, bei deren Besprechung unsers Erachtens Paul Niemeyer's Verdienste um ihre Ausbildung Erwähnung verdient hätten; unter den vielen zitierten Autoren ist nicht einmal der Name dessen genannt, der den Begriff und Namen einer Atmiatrie geschaffen. Die pneumatischen Methoden mittels Apparaten und ihre therapeutische Würdigung sind eingehend behandelt und — ebenso wie die dann folgenden passiven pneumatischen Methoden durch sehr instruktive Zeichnungen dem Verständnis des Lesers nähergebracht. Als vorwiegend wirksamen Faktor des sogenannten pneumatischen Kabinets betrachtet Lazarus die mechanischen Einflüsse der komprimierten Luft, durch welche die Darmgase komprimiert werden, das Zwerchfell herabrückt und die Lunge zur vollen Entfaltung kommt; bei starrem Rippenkorb, unelastischen Bauchdecken und bei Geschwülsten oder Wasseransammlung in der Brust- oder Bauchhöhle ist das pneumatische Kabinet nicht anwendbar.

Als „Anhang" beschreibt Lazarus die Bergkrankheit, die Luftschifffahrt und experimentelle Untersuchungen über die Wirkung des verminderten Luftdrucks, aus denen er Schlußfolgerungen für die therapeutische Anwendung zieht. Er weist bei seinen Ausführungen über die physikalischen und chemischen Wirkungen der Pneumatotherapie stets auf die Rolle hin, welche auch der psychische Faktor (Konstitution und Stimmung des Menschen) hiebei spielt.

Mit der Lazarus'schen Arbeit schließt der erste Band des Eulenburg-Samuel'schen Werkes ab. Wir werden nach Erscheinen der weiteren Bände dieses Werkes, denen wir mit Interesse entgegensehen, nicht versäumen, unseren Lesern, bei denen wir gleiches Interesse voraussetzen, Bericht zu geben.

Gerster.

Kritik.

Becker, Dr. Carl, prakt. Arzt und Physikatsassistent beim k. Landgericht München I., **Handbuch der Medizinalgesetzgebung im Königreich Bayern.** Heft I.: Das Leichen- und Begräbniswesen. Vollständige Sammlung der in sanitätspolizeilicher und gerichtlich-medizinischer Hinsicht hierauf bezüglichen und gegenwärtig geltenden Reichs- und Landesgesetze, Verordnungen, Ministerialentschließungen und oberpolizeilichen Vorschriften. München 1898. Verlag von J. F. Lehmann. 8°, 141 Seiten, Einzelpreis Mk. 4.—, Subskriptionspreis Mk. 3.—

Bei amtlichen und praktischen Ärzten, sowie bei allen bei der Sanitätsverwaltung beteiligten Personen in Bayern, hat sich der Mangel einer neuen Sammlung der einschlägigen Gesetzesbestimmungen aus den Reichs- und Landesgesetzblättern, den Amtsblättern der verschiedenen Ministerien und den Kreisamtsblättern immer fühlbarer gemacht. Herausgeber und Verleger eines neuen Handbuches der bayr. Medizinalgesetzgebung erwerben sich daher ein unstreitiges Verdienst, indem sie diesem Mangel abhelfen. Vorliegendes 1. Heft des 1. Bandes ist von einem tüchtigen Kenner des praktischen amtsärztlichen Dienstes geschrieben und dem Kgl. Kreis-Medizinalrat Dr. Aub, dem bekannten derzeitigen energischen Vorstand des Deutschen Ärztevereinsbundes, zugeeignet. Eine Reihe wertvoller Fußnoten erläutern und ergänzen die angeführten gesetzlichen Bestimmungen, die sehr übersichtlich angeordnet sind. Allen bayerischen Kollegen sei das neue Handbuch angelegentlich zur Anschaffung empfohlen. Gerster.

Hinz, Dr. med., **Die Rätsel der Entstehung und Entwickelung des Menschen und deren Lösung.** In neuer Beleuchtung dargestellt für Ärzte und Laien, 8°, 36 Seiten, Preis Mk. 1.—. Verlag von J. Pröbster, Neusalz a. d. Oder.

Der Verfasser, bekannt durch sein Werk: Soziale Reformen im Gesundheitswesen (J. Pröbster's Verlag in Neusalz a. Od.), hat hier eines der schwierigsten Probleme zu lösen unternommen. Wo das Mikroskop aufhört, Bau- und Lebens-Vorgänge der männlichen und weiblichen Samenzellen und das noch so wenig erforschte Geschlechtsleben zu beleuchten, da setzt Verfasser mit seinen höchst interessanten Beobachtungen, Betrachtungen und vorsichtigen Schlüssen und Folgerungen ein. Die Resultate, zu denen er kommt, sind klar und einleuchtend und das Dunkel, welches bisher das innerste Wesen des Geschlechtslebens und der Fortpflanzungs-Organe verhüllte, schwindet vor unserem geistigen Auge, ein Gemälde tritt klar und deutlich hervor, reich an Leben und Wahrheit oder doch größter Wahrscheinlichkeit. Die Schrift ist sehr anregend und leicht verständlich geschrieben, ihre Lektüre ist interessant und nützlich.

Kantorowicz, Dr. B., Hannover, **Ueber den therapeutischen Wert des Alkohols bei akuten Krankheiten.** Eine kritische Studie. Berlin W. 35. Verlag von Oscar Coblentz. 1898. 8°, 39 Seiten.

Eine wertvolle, zum Teil polemisch gehaltene wissenschaftliche Studie, in welcher Verfasser den Nachweis zu führen sucht, daß der Alkohol weder als exzitierendes Mittel, noch als Nahr- oder Sparmittel, noch als Heilmittel Wert hat. Es stehe zwar fest, daß er eine kurze Exzitation des Herzens und der Atmung hervorrufe, aber es folge darauf nach 10—15 Minuten eine Erschlaffung; seine temperaturherabsetzende Wirkung könne nach dem Urteil fast aller Autoren nicht therapeutisch verwertet werden, als Sparmittel sei er unsicher und Nahrungsmittel oder -Stoff absolut nicht. Als einzige

Indikation könne er bei vorübergehenden Schwächezuständen des Herzens in Anwendung kommen. Es sind keinerlei wirklich überzeugende Beweise vorhanden, daß der Alkohol auf die Krankheiten selbst günstig einwirkt.

Unsers Erachtens sind die Thesen mit Geschick verteidigt und zwingen dem Leser ihre Anerkennung ab. G.

Reichsmedicinalkalender für Deutschland auf das Jahr 1898. Begründet von **Dr. Paul Börner.** Herausgegeben von Geh.-R. Prof. **Dr. Eulenburg** und **Dr. Jul. Schwalbe.** Theil II. Leipzig. Verlag von Georg Thieme 1898.

Jeder deutsche Arzt kennt „den Börner" und ein ärztlicher Schriftsteller oder Redakteur kann unter den meistgebrauchten Nachschlagebüchern auf seinem Schreibtisch dieses Buch nicht missen. Eine den praktischen Ärzten sicher willkommene Erweiterung bildet die preußische Gebührenordnung und die tabellarische Übersicht über die am häufigsten zur Anwendung kommenden Bestimmungen der Gebührenordnung sämtlicher deutscher Bundesstaaten. Gerichtsentscheidungen, sanitäre Gesetze, das deutsche ärztliche Vereinswesen, die medic. Fakultäten des Deutschen Reiches, Deutsch-Österreichs, der Schweiz und der russischen Ostseeprovinzen bilden die übrigen Kapitel des ersten Hauptabschnittes. Die „Personalien des deutschen Civil- und Medicinalwesens" bilden den zweiten Hauptabschnitt. Wir schließen uns dem dringenden Ersuchen der mit unendlichen Schwierigkeiten kämpfenden Redaktion des Personalverzeichnisses an, die Ärzte möchten doch die geringe Mühe nicht scheuen, die Änderungen ihrer Personalien auf einer Postkarte kundzugeben. C. G.

Esmarch, Dr. Erwin von, Professor a. d. Universität Königsberg i. Pr, **Hygieinische Winke für Wohnungsuchende.** Berlin. Verlag von Julius Springer. 1897. 8°, 64 Seiten, Preis Mk. 1.—

Jeder, der in die Lage kommen kann, eine Wohnung zu suchen oder ein Haus zu kaufen, wird mit größtem Nutzen das Büchelchen lesen, das ihn in den Stand setzt, gröbere hygieinische Mißstände von Haus und Wohnung zu erkennen. Es ist vorzüglich und für jeden Menschen verständlich geschrieben und verdient weiteste Verbreitung. G.

Ludwig von Cornaro, Sonniges Alter oder vier Abhandlungen eines Hundertjährigen über die Kunst, mäßig zu leben. Übersetzt und mit einem Vorwort nebst ergänzenden Bemerkungen versehen von J. Steinberg. Revidirt von Th. Hahn. 3. Auflage. Leipzig. Verlag von H. Hartung & Sohn (G. M. Herzog). 12°, 131 Seiten, Preis broch. Mk. 1.—

Das in vieler Hinsicht lehrreiche und interessante Büchlein wurde von Paul Niemeyer und in der Hygieia bereits wiederholt und eingehend gewürdigt; Mancher, der wie Cornaro in seinen besten Jahren „aufgegeben" ist, mag mit diesem versuchen, durch Ordnung und Mäßigkeit sein Leben zu verlängern. Die Empfehlungen von Firmen, Anstalten und dem famosen Sitzreibebader Louis Kuhne in den „Schlußbemerkungen" wären besser weggeblieben. St.

Medizinischer Taschenkalender für das Jahr 1898. Herausgegeben von den Herren Priv.-Doz. Dr. Kionka, Prof. Dr. Partsch, Breslau, S.-R. Dr. Leppmann, Berlin XI. Jahrgang. Breslau 1898. Verlag von Preuß & Jünger. In Lwd. gebd. mit 4 losen Quartalsheften Mk. 3 —

Der alte, bewährte und beliebte Kalender enthält alle für den ärztlichen Praktiker nötigen Notizen und ist handlich und billig. St.

Kleiner Lesetisch.

Die Krankenpflege-Sammlung im Königl. Charitékrankenhause zu Berlin beschreibt Dr. Martin Mendelsohn, Privatdozent der inneren Medizin an der Universität und Vorsteher der Sammlung im XXII. Jahrgang der Charité-Annalen (Sonder-Abdruck mit 5 Abbildungen, gedruckt bei L. Schuhmacher, Berlin 1897.) Es ist ein von der wissenschaftlichen Medizin bisher fast völlig vernachlässigtes Gebiet, das der Krankenpflege oder Hypurgie, das Dr. Mendelsohn wissenschaftlich zu gestalten und auszubauen unternommen hat. Über die Entstehung der Sammlung berichtet er Folgendes:

„Ihre materiellen Anfänge verdankt sie ebenso wie eine andere ähnliche Lehrmittel-Sammlung der Universität, wie das Hygienemuseum, einer allgemeinen öffentlichen Ausstellung. Auf der Berliner Gewerbeausstellung vom Jahre 1896 war unter den Ausschüssen, welche dem Werke vorstanden, auch ein solcher für „Gesundheitspflege und Wohlfahrteinrichtungen“ gebildet worden, dessen Vorsitz der Geheime Medizinalrat Professor Dr. Virchow führte und welcher zwei Untergruppen umfaßte, eine für „Krankenhäuser und Krankenpflege“ unter dem Vorsitze des Geheimen Oberregierungsrats, Verwaltungs-Direktors der Königl. Charité Spinola, und einer weiteren für „Militärgesundheits- und Militärkrankenpflege“ unter dem Vorsitz des Oberstabsarzts Dr. Haase, zwei Gruppen, welche späterhin zu einer einzigen verschmolzen wurden. Bereits am 20. November 1894 wurde in einer Sitzung des Ausschusses für „Krankenhäuser und Krankenpflege“ auf Anregung des Herrn Spinola der Beschluß gefaßt, die gegebene Gelegenheit, weite Kreise des Publikums mit den Hilfsmitteln moderner Krankenpflege bekannt machen zu können, dahin zu benutzen, daß der Vorstand des Ausschusses selber in offizieller Weise „Krankenpflegergeräte in vergleichender Uebersicht“ in möglichst weitem Umfange zur Vorführung bringe; und zwar wurden mit der Ausführung dieses Beschlusses der Geheime Oberregierungsrat Spinola und der Privatdozent an der Universität Dr. Martin Mendelsohn betraut, während gleichzeitig eine zweite, chirurgische Geräte umfassende Zusammenstellung von dem Geheimen Medizinalrate Prof. Dr. Olshausen und dem Professor Dr. Nasse geleitet werden sollte. Thatsächlich kamen diese Vorführungen des Vorstandes in zwei eigens zu diesem Behufe aufgerichteten Baracken zur Ausstellung und fanden allgemeine Beachtung und vielfaches Interesse. Die in der Krankenpflege-Ableilung vorgeführten zahlreichen und verschiedenartigen Geräte waren von den einzelnen Herstellern oder von den Fachpersonen, welche sie konstruiert hatten, unmittelbar erbeten worden; fast alle Herren, an welche das entsprechende Ersuchen gerichtet worden war, hatten sich in dankenswertester Weise entgegenkommend gezeigt.

Die Objekte dieser Ausstellung bilden den Grundstock der Krankenpflege-Sammlung im Kgl. Charité-Krankenhause. Schon während der Ausstellung

waren mit den einzelnen Beteiligten Verhandlungen begonnen worden, die ausgestellten Gegenstände zum Zwecke des Unterrichts der zu begründenden Sammlung von Krankenpflege-Geräten zu belassen; und wenn auch die wertvollen und größeren Stücke zunächst nicht zu erhalten waren, so führten diese Verhandlungen dennoch zur Überlassung einer nicht unbeträchtlichen und für einen ersten Anfang ganz ausreichenden Anzahl von zweckentsprechenden Gegenständen. Diese fanden ihre Aufbewahrung zunächst nur verpackt und ohne besondere Aufstellung nach Schluß der Ausstellung in Nebenräumen des Kgl. Charité-Krankenhauses; bis die Kgl. Charité-Direktion unter dem Datum des 22. Februar 1897 zwei angemessene im südlichen Flügel des Hauptgebäudes der alten Charité im Erdgeschoß belegene Räume zum Zwecke der Einrichtung einer Krankenpflege-Sammlung anwies und den Privatdozenten Dr. Martin Mendelsohn mit deren Leitung und Weiterführung betraute. Die Sammlung umfaßt zur Zeit, die Ersatzstücke und Duplikate eingerechnet, weit über 1000 einzelne Geräte, welche in ihrer Gesamtheit den ganzen materiellen Apparat der Krankenpflege in ziemlicher Vollständigkeit ständigkeit darstellen. Wenn auch diese Geräte zum größten Teile, insbesondere diejenigen, die zur direkten Handhabung durch den Kranken und zur unmittelbaren Anwendung an seinem Körper selber bestimmt sind, naturgemäß nur mäßige und wenig umfangreiche Dimensionen besitzen, so ist anderen Krankenpflege-Utensilien wiederum, beispielsweise mechanischen Krankenbetten oder Krankenaufhebern, eine so erhebliche räumliche Ausdehnung zu eigen, daß eine Aufstellung zahlreicher derartiger Objekte in natürlicher Größe, trotzdem diese der Sammlung in nicht unbeträchtlicher Zahl zufließen würden, für die nächste Zeit wenigstens, aus räumlichen Gründen sich verbietet ... Die „Krankenpflege-Sammlung" hat nicht ungünstige Auspizien für die Zukunft. Hat sie doch in den erst wenigen Monaten ihres offiziellen Bestehens einen Bestand an Materialien erreicht, welcher sie schon jetzt als eine genügende und zureichende Unterrichtsanstalt erscheinen läßt."

Der 16. Kongreß für innere Medizin findet vom 13.—16. April 1898 in **Wiesbaden** statt. Das Präsidium übernimmt Herr Geh. San.-Rat Professor Dr. Moritz Schmidt (Frankfurt a. M.).

Folgende Themata sollen zur Verhandlung kommen:

Am ersten Sitzungstage, Mittwoch den 13. April: Über den medizinisch-klinischen Unterricht. Referenten: Herr Geheimerat Professor Dr. v. Ziemssen (München) und Herr Professor Dr. R. v. Jaksch (Prag).

Am dritten Sitzungstage, Freitag, den 15. April: Über intestinale Autointoxikationen und Darm-Antisepsis. Referenten Herr Professor Dr. Müller (Marburg) und Herr Professor Dr. Brieger (Berlin).

Auf besondere Aufforderung des Geschäftskomités hat sich Herr Professor Dr. Leo (Bonn) bereit erklärt, einen Vortrag über den gegenwärtigen Stand der Behandlung des Diabetes mellitus zu halten.

Folgende Vorträge und Demonstrationen sind bereits angemeldet:

Herr Schott (Nauheim): Über chronische Herzmuskelerkrankungen. — Herr van Niessen (Wiesbaden): Der Syphilisbazillus (Demonstration). — Herr B. Laquer (Wiesbaden): Über den Einfluß der Milchdiät auf die Ausscheidung der gepaarten Schwefelsäuren. — Herr Determann (St. Blasien): Klinische Untersuchungen über Blutplättchen. — Herr Weintraud (Wiesbaden): Ueber experimentelle Mageneltasien.

Weitere Anmeldungen von Vorträgen nimmt der ständige Sekretär des Kongresses Herr San.-Rath Dr. Emil Pfeiffer, Wiesbaden, Parkstraße 9b, entgegen.

Mit dem Kongresse ist eine Ausstellung von neueren ärztlichen Apparaten, Instrumenten, Präparaten u. s. w., soweit sie für die innere Medizin von Interesse sind, verbunden. Besondere Gebühren werden dafür den Ausstellern nicht berechnet. Hin- und Rückfracht, Aufstellen und Wiedereinpacken, sowie etwa nötige Beaufsichtigung sind üblicher Weise Sache der Herren Aussteller. Anmeldungen und Auskunft bei Herrn San.-Rat Dr. Emil Pfeiffer (Wiesbaden), Parkstraße 9b.

Satzungen des Aerztevereins für physikalisch-diätetische Therapie.*)

Die physikalisch-diätetische Therapie ist so alt, wie die Medizin überhaupt. Die besten Ärzte aller Zeiten verdankten und verdanken ihr ein gut Teil ihrer Erfolge.

Gleichwohl wird ihre Bedeutung in der ärztlichen Praxis in zu platonischer Weise gewürdigt. Nach wie vor steht das Verschreiben einer Drogue im Vordergrunde der therapeutischen Maßnahmen. Erst wenn alles, was die Pharmakopoe nur irgend aufweist, vergeblich versucht, dann erinnert man sich der physikalisch-diätetischen Therapie.

Der umgekehrte Weg ist aber zweifellos der einfachere, er entspricht auch allein dem Vermächtnis unseres Altmeisters Hippokrates, ein Vermächtnis, das 2000 Jahre nach ihm einer seiner würdigsten Schüler: Friedrich Hoffmann, der erste Professor der Medizin zu Halle, in die Worte kleidete: „Ehe man mit Arzneien etwas wagete, sollte man erst alle nur erdenklichen gelinderen Mittel versuchen."

Diese Mittel giebt die physikalisch-diätetische Therapie, d. h. die Hydrotherapie in Verbindung mit den verwandten Heilfaktoren, wie Diätetik, Heilgymnastik, Massage, Suggestionstherapie &c. in größester Mannigfaltigkeit an die Hand. Nur hat leider der Arzt wenig Gelegenheit sich auf der Schule mit Technik und Indikation der physikalisch-diätetischen Therapie bekannt zu machen. „Hier klafft", wie Kußmaul, der geniale Kliniker und Lehrer, sagt — „in der Schulung unserer Ärzte eine breite Lücke, hier liegt die wirkliche Ursache ihrer Schwäche in dem Wettbewerbe um die Gunst des Publikums mit Laien, die vermöge angeborener Begabung oder dazu abgerichtet, sich Erfahrungen im Wasserheilverfahren erworben haben, und hier müßte eine Revision der Studienordnung vor allen Dingen den Hebel ansetzen." Gründliche Beschäftigung mit der physikalisch-diätetischen Therapie seitens der Ärzte ist sicherlich die wirksamste Waffe gegen das gerade auf diesem Gebiete überwuchernde Kurpfuschertum. Unser Ziel ist, daß der heiße Wunsch unseres Vorkämpfers Winternitz: Die physikalisch-diätetische Therapie solle aufhören die Domäne von Spezialisten zu sein, sie solle Gemeingut aller Ärzte werden — in Erfüllung gehe.

1.

Zweck des Vereins ist die wissenschaftliche Förderung der physikalisch-diätetischen Therapie.

---

*) Seit Begründung dieser Zeitschrift sind wir stets mit allem Nachdruck dafür eingetreten, daß das Rüstzeug des Arztes durch gründliche Ausbildung in den physikalisch-diätetischen Heilfaktoren zu vervollständigen sei und daß auf diesem Wege der Kurpfuscherei und dem ärztlichen Notstand am wirksamsten begegnet werden kann. Wir begrüßen daher die Entstehung eines Ärztevereins, der der sog. hygieinischen Reform unter den Ärzten eine Gasse bricht.

Red. d Hyg.

2.

Diesem Zwecke dienen die Vereinssitzungen, die regelmäßig jeden ersten und dritten Donnerstag im Monat, und zwar Abends 8 1/2 Uhr stattfinden.

3.

Die Tagesordnung wird am Sonnabend vor der Sitzung in den „Berliner Anzeigen der amtlichen Tagesordnungen der ärztlichen Vereine“ bekannt gemacht; sie besteht im Wesentlichen aus einem Vortrag mit daranschließender Diskussion und Mitteilungen aus der Praxis.

4.

Mitglied des Vereins kann jeder approbierte Arzt werden. Die Anmeldung zur Aufnahme erfolgt beim Vorstande resp. bei der Aufnahmekommission. Ist die Majorität der Aufnahmekommission für den Angemeldeten, so entscheidet Zweidrittel-Majorität der ordentlichen Mitglieder.

5.

Jedes ordentliche Mitglied hat einen halbjährlichen Beitrag von 5 Mark pränumerando an den Kassenwart zu zahlen.

6.

Jeder Arzt hat das Recht, den Vereinssitzungen dreimal als Gast beizuwohnen.

7.

Korrespondierende Mitglieder können diejenigen auswärtigen Ärzte werden, von deren Mitarbeit der Verein eine wissenschaftliche Förderung erwartet.

8.

Zu Ehrenmitgliedern ernennt der Verein Ärzte, die sich um die physikalisch-diätetische Therapie besonders verdient gemacht haben.

9.

Der Vorstand des Vereins wird jährlich in ordnungsgemäß einberufener Sitzung der ordentlichen Mitglieder und zwar in der ersten Januar-Sitzung erwählt. Zettelwahl mit einfacher Mehrheit, ev. auf Antrag Akklamation entscheiden.

10.

Der Vorstand besteht aus dem Vorsitzenden, dem Schriftführer, dem Kassierer und Archivar.

11.

Die Aufnahmekommission besteht aus 5 Mitgliedern.

12.

Ausschluß eines Mitdliedes erfolgt auf Antrag des Vorstandes mit Zweidrittel-Mehrheit.

13.

Antrag auf Statutenänderung muß von einem Drittel der ordentlichen Mitglieder unterstützt sein. Die Änderung erfordert Zweidrittel-Mehrheit.

Die Dauer einer wissenschaftlichen Sitzung soll die Zeit von 1 1/2 Stunden nicht überschreiten. Über eventuelle Ausnahmen entscheidet die Mehrheit der Versammlung. Vorträge sollen 45 Minuten, Mitteilungen 15 Minuten, Diskussionsreden 10 Minuten nicht überschreiten.

In jeder Sitzung wird das Protokoll der vorhergehenden vom Schriftführer verlesen, und wenn kein Widerspruch erfolgt, vom Vorsitzenden durch Gegenzeichnung genehmigt.

Nach dem wissenschaftlichen Teil findet die geschäftliche Sitzung der ordentlichen Mitglieder statt.

Berlin, den 28. Dezember 1897.

Der Vorsitzende.
z. Z. Dr. Ziegelroth,
Kurfürstenstr. 128.

Der Schriftführer.
z. Z. Dr. Parow,
Oranienstr. 162.



Stuttgart, 15. April 1898.

v. Leyden's Handbuch der Ernährungstherapie und Diätetik.

I.

Die Diätetik, bisher dem subjektiven Ermessen der Ärzte und des — Küchenpersonals preisgegeben, hat sich erst in den beiden letzten Jahrzehnten zu einer wissenschaftlichen Disziplin gestaltet und den Rang einer selbständigen Behandlungsmethode erlangt, die Geheimrat Professor Dr. v. Leyden als Ernährungstherapie bezeichnete. Um deren Bedeutung „vom klinischen Standpunkt aus zu entwickeln, sowie die Indikationen und die Methode ihrer Durchführung in der Praxis auf der Basis wissenschaftlicher Forschung und klinisch geprüfter Erfahrung möglichst präzise zu formulieren", hat v. Leyden die Herausgabe des genannten Handbuchs unternommen, von dessen erstem Bande die erste Abteilung nunmehr bei Georg Thieme in Leipzig erschienen ist. Als Mitarbeiter des groß angelegten Werkes sind genannt: Biedert (Hagenau), Boas (Berlin), Dettweiler (Falkenstein), Ewald (Berlin), Fürbringer (Berlin), Hoffmann (Leipzig), Jolly (Berlin), Klemperer (Straßburg), Klemperer (Berlin), Leube (Würzburg), Liebreich (Berlin), M. Mendelsohn (Berlin), Minkowski (Straßburg), Mosler (Greifswald), Müller (Marburg), v. Noorden (Frankfurt a. M.), Nothnagel (Wien), Oertel (München), Peiper (Greifswald), Petersen (Kopenhagen), Reuvers (Berlin), Riegel (Gießen), Rubner (Berlin), Senator (Berlin), Stadelmann (Berlin), v. Winckel (München), v. Ziemssen (München).

In der „Vorrede" spricht der Herausgeber der illustren Schaar der Mitarbeiter seinen Dank aus und zeichnet in kurzen scharfen Linien den Grund-

riß des ganzen Werkes. Die Aufgabe der Ernährung in Krankheiten muß weiter gefaßt werden als bisher: „sie beschränkt sich nicht darauf, die Kräfte nach Möglichkeit zu erhalten und dadurch günstig auf den Verlauf der Krankheit einzuwirken; es genügt nicht, dahin zu streben, daß die diätetischen Maßregeln stets den therapeutischen Anordnungen konform bleiben.“ Die Ernährungstherapie ist vielmehr eine eigene therapeutische Methode, die ihre eigenen Indikationen und Leistungen hat. Wenn auch manchmal die Ernährung des Kranken nur eine Unterstützung der übrigen Therapie ist, ist sie in anderen Fällen das allein Maßgebende, allein im Stande, das Leben zu erhalten und die Gesundheit wieder herzustellen Dieser Standpunkt, obschon im Prinzip anerkannt, muß erst in der ärztlichen Praxis wie im Laienpublikum allgemein bekannt und festgehalten werden. Wenn aber auch die Ernährungstherapie eine selbständige Methode ist, ist sie darum nicht eine isolierte oder überlegene; sie macht in der Regel einen wesentlichen Teil des gesammten Heilplanes aus und wird im Verein mit anderen therapeutischen Methoden ausgeübt. Eine feste wissenschaftliche Basis auf diesem Gebiete hat bisher gefehlt und es soll Aufgabe dieses Werkes sein, gegenüber den bisherigen Willkürlichkeiten Klarheit zu schaffen, ein wissenschaftlich begründetes Urteil zu ermöglichen und damit auch der Praxis eine größere Sicherheit zu geben.

Wenn wir v. Leyden recht verstehen, lehnt er jede einseitige „Methode“ in der Therapie, also auch die Ernährungstherapie als Methode ab und will mit den großen hippokratischen Ärzten aller Zeiten in jedem Einzelfall Alles angewandt wissen, was Wissenschaft und Kunst dem Arzte an die Hand geben. Daß die Wissenschaft der Ernährung (ebenso wie andere hygieinisch-diätetische Heilfaktoren!) bisher ein Stiefkind der offiziellen Wissenschaft war, hat jeder hygieinisch denkende Arzt tief beklagt. Es ist mit größter Genugthuung zu begrüßen, daß diese schwere Unterlassungssünde nun erkannt wird und dem ärztlichen Praktiker neue Wege erschlossen werden, die besser als alle Gesetze der Naturheilpfuscherei den Boden abgraben und das Ansehen der Ärzte erhöhen werden.

Die vorliegende erste Abteilung des ersten Bandes des v. Leydenschen Handbuches ist in vier Kapitel eingeteilt.

Das erste Kapitel: **Zur Geschichte der Ernährungstherapie** hat der bekannte ärztliche Historiker Prof. Dr. Julius Petersen in Kopenhagen geschrieben. An der Hand dieses ausgezeichneten Führers durchwandert der Leser die Zeiten von Hippokrates bis zur Jetztzeit und erfährt, daß „der tiefe und scharfsinnige Geist, welcher Wissenschaft und intuitive Kunst in organischer Weise zu verschmelzen suchte, sich trotz aller Mängel der physiologischen Grundlage eine gewisse, nicht zu unterschätzende aktuelle Bedeutung und Tragweite auf dem diätetischen Gebiete behauptet hat.“ Die Grundlinien der hippokratischen Lehre sind ewig jung und ewig neu: „Die große kurative Bedeutung der Krankendiät, das Prinzip des genauen Individualisierens in seiner besonderen Anwendung auf die Nahrungszufuhr des Kranken,

die volle und eingehende Berücksichtigung des Allgemeinzustandes, des Zustandes der Kräfte wie des Stadiums der Krankheit, um darnach die Diät zu regulieren, die erforderliche große Vorsicht im Übergange von einer strengen zu einer freigebigeren Diät in Fieberkrankheiten und, last not least, das Prinzip „Nicht schaden", immer die erste und unabweisbare Hauptaufgabe des Arztes — das ist alles in den hippokratischen Schriften in der klarsten Weise auseinandergesetzt und festgestellt".

Von großen Ärzten waren es namentlich Aretäus, Celsus, Galenus, Alexander von Tralles, Sydenham, Boerhaave und Fr. Hoffmann, die in hippokratischen Bahnen wandelten. Das 19. Jahrhundert begründete die neue wirklich rationelle Ära der Ernährungstherapie, dennoch aber „ist die rationell-wissenschaftliche Einsicht noch zu unvollkommen, um gültige Regeln daraus deduzieren zu können, und wäre sie auch der Vollkommenheit näher gerückt, so werden die individuellen Momente in ihrer verwickelten, unendlichen Nuancirung sich immer noch geltend machen und andere Ansprüche an den Arzt richten als die Anwendung eines wissenschaftlichen Systems. Der alten Kunst und Genialität und Intuition im hippokratischen Sinne bedarf es daher fortwährend, wenn es gilt, dem einzelnen Kranken die gebührende Diät zu regulieren, und die hippokratischen Gesichtspunkte werden sich zudem um so gewichtiger geltend machen, je mehr die humoralpathologischen Anschauungen der Neuzeit mit der daran geknüpften Wiederbelebung der Diathesenlehre Eingang gewinnen und die bisherige exklusiv-pathologisch-anatomische Grundbetrachtung verdrängen."

Unsere „Hygieia" hat stets die hier von Petersen ausgesprochenen Anschauungen vertreten und auch der Schlußsatz des trefflichen historischen Aufsatzes Petersen's ist uns aus der Seele gesprochen:

„Das innige, vertiefte Zusammenwirken der rationellen Deduktion — auf solider, nicht wie früher auf chimärischer Grundlage — mit der klinischen intuitiven Empirie muß die Losung der diätetisch-therapeutischen Bestrebungen der Neuzeit werden."

Im zweiten Kapitel behandelt Geheimrat Prof. Dr. M. Rubner in Berlin die **Physiologie der Nahrung und Ernährung** in 5 Abschnitten.

Im 1. Abschnitt — Allgemeines über die Ernährung — werden die Bedeutung der Ernährung, die Zusammensetzung des Körpers, die chemischen Verhältnisse und die Verbrennungswärme der Nahrungsstoffe und die Feststellung des Stoff- und Kraftverbrauches erörtert. Um die Lebensprozesse voll zu begreifen, müssen, wie Rubner zuerst nachgewiesen hat, außer den chemischen Prozessen bei den Ernährungsvorgängen auch die bei letzteren im Wechsel der Kräfte ihren Ausdruck findenden physikalischen Vorgänge zu deren Erklärung beigezogen werden. „Unter gleichbleibenden Lebensäußerungen wählt der tierische Organismus die Mengen der Stoffe nach ihrem Energiinhalt aus. Die organischen Nahrungsstoffe ersetzen sich für die Unterhaltung des Lebens nach Maßgabe ihrer Spannkräfte. Die Zelle hat einen bestimmten Bedarf von Kräften, der von mehreren Umständen abhängig ist, und diesen gemäß entnimmt sie dem Säftestrom die ihr zugeführten Nahrungsstoffe." Die Ernährungslehre hat neben den Prozessen des Kraftwechsels noch eingehend den Chemismus des Stoffwechsels zu betrachten.

„Der quantitativ bedeutungsvollste Vorgang im Leben der Warmblüter ist der Ersatz und die Zufuhr von Spannkräften.“ Der menschliche Körper besteht aus Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Sauerstoff (zusammen 95,6 Prozent), ferner aus Chlor, Schwefel, Phosphor, Kalium, Natrium, Calcium, Magnesium, Eisen, Silicium, Fluor (zusammen 4,4 Prozent). Die organischen Nahrungsstoffe sind: Eiweißstoffe, Fette und Kohlehydrate, die anorganischen: Sauerstoff, Wasser und Salze. Bezüglich der Verbrennungswärme der Nahrungsstoffe hat Rubner nachgewiesen, daß sich, wenn man den Verbrauch von Nahrungsstoffen kennt, durch Rechnung die Menge des gesamten Verbrauches an Kräften berechnen läßt. Die organischen Nahrungsstoffe enthalten alle eine mehr oder minder große Menge von Kräften in sich aufgespeichert, welche bei Zersetzung der Stoffe im Körper frei werden; dieser Kraftvorrat wird durch die Bestimmung der Verbrennungswärme genau gemessen, welche letztere in großen oder kleinen „Kalorien“ gemessen wird. (Die zur Erwärmung von 1 Kilo Wasser um 1° nötige Wärmemenge heißt eine große, die zur Erwärmung von 1 Gramm Wasser um 1° nötige Wärmemenge eine kleine Kalorie.) Bei Eiweißstoffen bestimmt Rubner den Verbrennungswert im Tierkörper, indem er sie verfüttert und dann Harn und Kot auf ihren Verbrennungswert prüft. Das, was vom Eiweiß an Wärmewert übrig bleibt, wenn man Harn- und Kot-Verbrennungswärme abzieht, nennt Rubner den physiologischen Nutzeffekt.

Der 2. Abschnitt handelt von den Ernährungsgesetzen. Im 1. Kapitel — Die organischen Nahrungsstoffe — werden die Folgen der Entziehung organischer Nahrungsstoffe, die Zufuhr derselben und ihre Vertretungswerte, sowie Gesammtstoffwechsel und Kraftwechsel abgehandelt, im 2. Kapitel das Wasser (Entziehung und Ausscheidung), im dritten die Salze, im vierten die äußeren Umstände, welche Stoff- und Kraftwechsel beeinflussen (Lufttemperatur und Wärmeregulation, Sonnenwirkung, Bäder, Bekleidung, Luftfeuchtigkeit), im fünften körperliche Zustände in ihrer Rückwirkung auf Stoff- und Kraftwechsel (Körpergröße, Muskelarbeit, Ruhe, Schlaf, Nahrungszufuhr, Gifte), im sechsten theoretische Betrachtungen über den Stoff- und Kraftwechsel. Eine Reihe wertvoller Resultate der Forschungen Rubner's und Voit's sind in diesem Abschnitt niedergelegt, die in der heutigen wissenschaftlichen Physiologie allgemeines Bürgerrecht erlangt haben.

Der dritte Abschnitt behandelt die Lebensmittel in 5 Kapiteln: Die Zubereitung von Speisen, Animalische Nahrungsmittel (Fleisch, Milch, Käse, Eier), Vegetabilische Nahrungsmittel (Cerealien, Leguminosen, präparierte Mehle, Gemüse und Obst, Schwämme und Pilze), Gewürze, Alkohol- und alkaloidführende Getränke.

Sind die vorhergehenden Abschnitte zunächst von wissenschaftlichen Wert, so ist der 4. Abschnitt — Die Grundsätze einer rationellen Er-

nährung von hervorragend praktischer Bedeutung. In ihm werden erörtert: 1. Beurteilung der Quantitätsverhältnisse vom Standpunkt des Kraftwechsels, 2. Ausnutzbarkeit, 3. Die Ertragbarkeit, 4. Vorgänge im Darmkanal, 5. Vegetarische Bestrebungen, 6. Das Bedürfnis an Eiweißstoffen, 7. Mischungsverhältnisse der Nahrungsstoffe, 8. Das Volum der Kost, 9. Der Wasserbedarf, 10. Genußmittel, 11. Reizmittel für das Nervensystem, 12. Appetit und Ekel. Von Sätzen, die allgemeines Interesse haben, finden wir in diesem Abschnitt folgende. Die Frage, wieviel der Mensch an Nahrung braucht, ist nicht allgemein zu lösen, es giebt kein Normalmaß, keine Schablone, wonach man die Nahrung Aller beurteilen kann. „Allen Körperleistungen entspricht eine bestimmte Größe des Kraftwechsels, welche durch die Zufuhr genau gedeckt sein muß. Steht für einen bestimmten Fall das Maß des Kraftwechsels (in Kalorien) fest, so fügt sich hieran die weitere Aufgabe, aus der Fülle unserer Lebensmittel die Kost zu wählen und aufzubauen". Diesem Satze Rubner's pflichten wir bei, aber nicht in dem Sinne, daß man aus Tabellen der physiologischen Werte einzelner Nahrungsmittel die Auswahl treffen kann, sondern daß in jedem Einzelfall der Arzt erst feststellen muß, welchen Wert die einzelnen Nahrungsmittel für das betreffende Individuum haben. Ebenso kann der Arzt sich bezüglich der Ausnutzbarkeit und Ertragbarkeit nicht an physiologische Daten halten, sondern seine Aufgabe ist, dafür zu sorgen, daß beide durch hygieinisch-diätetische Maßnahmen auf das individuelle Maximum gesteigert werden. Bezüglich der vegetarischen Kost verwirft Rubner jede Einseitigkeit, nennt mit Recht die Ansicht vieler Bemittelter, die nur tierische Kost genießen, weil sie Pflanzenkost für minderwertig halten, ein törichtes Vorurteil und macht namentlich auf den außerordentlich hohen Nährwert guten Brotes aufmerksam. Ein ausschließlich mit Brot ernährter Mann von 75 Kilo Gewicht hielt sich vollkommen im Eiweißgleichgewicht. Wichtige Nahrungsmittel sind auch Mais und Reis. Das Eiweißminimum, mit welchem ein Mensch im Experimente eben zu existieren vermag, kann nicht allgemein, sondern nur für ganz genaue individuelle Verhältnisse und nur für ein ganz bestimmtes Nahrungsmittel festgestellt werden. Da animalische Nahrungsmittel bei verhältnismäßig geringem Gesamtkraftverbrauch einen guten Bestand an Muskeln schaffen, verleiht ihnen der Laie das Prädikat „kräftigend". Wird bei großem Kraftverbrauch ungenügend Eiweiß zugeführt, entsteht frühzeitige Ermüdung und Hang zum Mißbrauch der Spirituosen. Eine hohe Entwickelungsstufe eines Volkes prägt sich nicht im Verzicht auf die Genußmittel aus, sondern in einer Verfeinerung der Bedürfnisse des Geschmacks- und Geruchssinnes. Bezüglich der Reizmittel für das Nervensystem (Kaffee, Thee, Bier, Wein, Branntwein) stellt Rubner den Satz auf: „Wer in der glücklichen Lage

ist, jederzeit, wenn er sich geistig oder körperlich müde fühlt, durch Ruhe und Erholung sofort die richtigste und zweckmäßigste Korrektur seines Befindens eintreten zu lassen, wird ohne weitere Hifsmittel des Nervenreizes auskommen. Da wir aber mit unseren Leistungen äußeren Bedingungen uns anzubequemen genötigt sind, so müssen wir auch Mittel, welche den Körper nach unserm Belieben leistungsfähig machen, anwenden und für zulässig, ja geradezu für notwendig ansehen". Wir stimmen diesem Satze in seiner allgemeinen Fassung nicht bei, sondern glauben, daß die Gewöhnung die Hauptrolle spielt und nur allzuhäufig und irrtümlich mit „Bedürfnis" verwechselt wird.

Der 5. Abschnitt handelt vom Kostmaß unter verschiedenen Umständen. Er erörtert: Die Beurteilung der Kost, den Nahrungsbedarf des Erwachsenen, den Stoff- und Kraftwechsel alter und herabgekommener Personen, den Stoff- und Kraftwechsel der Kinder, die Massenernährung mit vorwiegend vegetabilischer Kost und die Verteilung der Speisen auf die einzelnen Mahlzeiten. Eine gemischte Kost soll nach Rubner im Durchschnitt etwa 35 Prozent der als notwendig erkannten Eiweißstoffe in Form von Fleisch darbieten, wozu 191 Gramm reines, bezw. 230 Gramm vom Schlächter bezogenes Fleisch notwendig sind. Die noch restierenden 65 Prozent des Eiweißes werden in anderer Weise gedeckt. Im Brot sind im Allgemeinen 70 Prozent aller nötigen Kohlenhydrate vorhanden. Den Rest von 30 Prozent deckt man in Suppen, Gewürzen u. s. w. An Stelle von Fleisch kann man animalisches Eiweiß in anderer Form nehmen, wie Leber, Milz, Nieren, Milch, Eier u. s. w. Frauen haben geringeren Nahrungsbedarf als Männer. Voit verlangt für eine arbeitende Frau pro Tag: 94 Gramm Eiweiß, 49 Fett, 400 Kohlenhydrate. Alte und kranke Personen mit geringen Muskelleistungen haben gleichfalls geringen Stoffverbrauch.

Rubner's Untersuchungen über Ernährung, zum Teil gemeinschaftlich mit Voit angestellt, sind für die gegenwärtige Physiologie grundlegend geworden. Jeder Arzt muß sie kennen. Wir möchten aber darauf hinweisen, daß die Physiologie nicht die Aufgabe hat, zu individualisieren, während der Arzt diese Aufgabe bei jedem Krankheitsfall hat. Dieser muß sich bei Übertragung physiologischer Theorien in die Praxis bewußt bleiben, daß sie ihm wohl die allgemeine Richtschnur, nicht aber die Indikationen zu seinem Thun und Lassen als Diätetiker bieten können. Der Arzt soll es nie mit „Krankheiten" zu thun haben, für welche die oder jene Kost paßt, sondern nur mit kranken Individuen, die nach allen physiologischen und psychologischen persönlichen Eigenheiten zu behandeln sind. —

Das dritte Kapitel des v. Leyden'schen Werkes — **Allgemeine Pathologie der Ernährung** — schrieb Dr. Friedrich Müller, ordentl. Professor an der Universität Marburg.

Die Pathologie des Stoffwechsels ist eine noch junge Wissenschaft, in der es gilt, den Errungenschaften der Physiologie nachzueifern; namentlich wird man, wie Müller hervorhebt, die ausschließlich quantitative Untersuchung des Stickstoff- und Kohlenstoff-Stoffwechsels durch ein tieferes Eindringen in die qualitativen Änderungen des Chemismus zu erweitern und auch nähere Beziehungen zwischen der chemischen Stoffwechselpathologie und der pathologischen Anatomie und Histologie zu suchen haben.

Unter normalen Verhältnissen zerfällt fortwährend ein Teil des Organisierten und muß wieder erneuert werden. Dies ist auch unter krankhaften Verhältnissen der Fall: der Eiweißstoffwechsel und die gesammten Oxydationsvorgänge können dabei in verschiedener Weise gestört sein, doch ist uns über letztere nur wenig bekannt. Müller schildert die Methodik zur Feststellung dieser Vorgänge und die Fehlerquellen, welche die Resultate unsicher machen. Ein wichtiges Mittel, um den Ernährungszustand des Körpers zu verfolgen, stellt die Beobachtung des Körpergewichtes dar, die längere Zeit fortgesetzt werden muß. Beim gesunden Menschen hält sich dasselbe ungefähr stets auf gleicher Höhe; psychische und körperliche Zustände, die mit Verminderung des Appetits einhergehen oder Furcht vor Nahrungsaufnahme erzeugen, verursachen Unterernährung und hiedurch Gewichtsverlust. Bei länger dauernder Unterernährung (infolge von Krankheit oder Not) kann eine Anpassung des Körpers zu Stande kommen, so daß er sich mit einer geringeren Nahrungszufuhr auf seinem Bestande erhalten kann, als ein gutgenährter Mensch. Nach längerer Unterernährung und in der Rekonvalescenz findet eine erhebliche Neubildung von Organeiweiß statt.

Müller bespricht nun die allgemeinen Ernährungsverhältnisse bei Fettsucht, Myxödem, Basedow'scher Krankheit, Addison'scher Krankheit, beim Fieber, bei bösartigen Neubildungen, bei schwerer Anämie, bei Diabetes, bei Gicht, bei Krankheiten der Nieren, des Herzens, der Lunge, der Leber, des Magens nnd Darms. Die Beobachtung Müller's, daß bei Kindern, die mit übermäßig langgekochter Milch (beim Soxhlet-Apparat waren anfänglich 45 Minuten vorgeschrieben!!) oder anderen sterilisierten Nahrungspräparaten aufgezogen werden und dabei scheinbar vorzüglich ernährt sind, häufig Rachitis und die Barlow'sche Krankheit auftreten, können wir (Ref.) aus eigener vielfacher Erfahrung bestätigen.

Müller hat einem sehr schwierigen und noch wenig geklärten Gebiet, wie die Pathologie der Ernährung ist, in vorliegender Arbeit eine sehr brauchbare Grundlage verliehen und den gegenwärtigen Stand der Wissenschaft auf diesem Gebiet klar und scharf präzisiert. Gerster.

Deutschlands Jugend und die Natur.

Ein Beitrag zur Schulfrage.

Von

Arthur Schulz, Berlin.

Wir leben in einer kampfesfrohen, aufgeregten Zeit. Wohin wir in unserm Vaterlande schauen, allenthalben können wir heftige Kämpfe wahrnehmen, die unseres Volkes Leidenschaften von Grund aus aufwühlen und seine geistigen Kräfte vollauf in Anspruch nehmen. Sehen wir von den äußeren politischen Kämpfen ab, so haben wir im Innern den Streit zwischen den wirtschaftlichen Ständen, zwischen den oberen und niederen Klassen, zwischen den verschiedenen Nationalitäten, sogar zwischen verschiedenen Racen und zwischen den Konfessionen der christlichen Religion. Unterdessen ruht die Wissenschaft nicht; Philosophie und Naturwissenschaft haben sich von Neuem den Fehdehandschuh hingeworfen, die Theologie kämpft gegen den übermächtig andringenden Atheismus, die Juristerei hat eben erst mit der Aufstellung des bürgerlichen Gesetzbuches seinen Zoll an die Anschauungen einer neuen Zeit gezahlt und welche Kämpfe auf dem Felde der Medizin ausgefochten werden, ist den Lesern dieses Blattes wohl bekannt. Selbstverständlich wogt es auch auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur hin und her; hier ringen die Alten und die Jungen um die Palme des Sieges. Selbst das sonst so ruhige und sanfte Gemüt der schöneren Hälfte des Menschengeschlechtes ist von der allgemeinen Kampfesleidenschaft erfaßt worden, die Frau ist in die Arena getreten, um ihre Kraft an der des Mannes zu messen.

Alle diese Kämpfe werden unter Anteilnahme fast des gesamten Volkes ausgefochten, jeder Staatsbürger weiß von ihnen, jeder nimmt irgendwie Stellung dazu. Und das ist vom Standpunkte einer kräftigen Entwickelung unseres Volkes hoch erfreulich. Wenn die Gemüter sich ereifern und erhitzen, wenn die Parteien sich wütend hassen und zu vernichten suchen, so werden auch alle Kräfte zur äußersten Anspannung gezwungen; das Beste, was man an Scharfsinn und Wissen besitzt, muß hergegeben werden, um die Sache zu verteidigen, zu stützen, durchzubringen. Und so gebiert der Kampf natürlich neue und nützliche Dinge, eine Erfahrung, die ja schon vor einigen tausend Jahren in einem philosophischen Satze ausgesprochen ist.

Nicht so laut und auch nicht unter so lebhafter Teilnahme des großen Volkes spielt sich ein Kampf ab, der ebenfalls dem wissenschaftlichen Gebiete

angehört — der Kampf um die Schule. Man hört von ihm nur wenig, weil er fast ausschließlich von Lehrern geführt wird. Dies wiederum ist außerordentlich zu verwundern. Man sollte erwarten, daß jeder sich über die Schulfrage ein Urteil zu bilden suchte und diesem gemäß in den Streit eingriffe. Hat doch wohl jeder irgendwie Teil an dem Wohl und Wehe eines Kindes, sei es das eigene oder Verwandter, sei es das des Kindes von Freunden oder Bekannten. Und wenn man sich schon um die kleinen Freuden und Leiden der Kinder kümmert und sorgt, so verdient doch die Schule, die so tief und gründlich in das Leben der Jugend einschneidet, erst recht volle Aufmerksamkeit und Beachtung.

Doch nicht genug. Von den größten Männern fast aller Zeiten, gleichviel ob sie sich dem Staat, der Kunst oder Wissenschaft widmeten, ist stets die Erziehung und der Unterricht der Jugend als das Wichtigste angesehen worden. Man würde gut thun, sich das Verhalten jener Männer zur Richtschnur zu nehmen. Denn in der That werden auf dem Kampfplatze der Schule zugleich alle übrigen Kämpfe ausgefochten. Was nützen z. B. die vorzüglichsten und ausführlichsten Gesetze, wenn es den Staatsbürgern an der Gesinnung fehlt und an dem Willen, sie zu halten? Die Erfahrungen der Gegenwart zeigen uns zur Genüge, mit welcher Leichtigkeit sich Gesetze umgehen lassen. Gute Sitten sind mehr wert als gute Gesetze, dies Wort wird in Ewigkeit nichts an Kraft der Wahrheit einbüßen. Was nützen weiter die blendenden Erfolge, die großartigsten Errungenschaften in der Medizin, wenn die Schule nicht lehrt, gesundheitsgemäß zu leben, oder wenn sie sogar, was ja kein Geheimnis mehr ist, durch ihr verfehltes Unterrichtsverfahren die leibliche Gesundheit schädigt? Was nützen ferner alle rührsamen Predigten, was die Strenge kirchlicher Ermahnungen und Verordnungen, wenn der Schule die Fähigkeit abgeht, das Gemüt, die Seele der Kinder zum Glauben und zu echter Frömmigkeit hinzuführen? Was nützen alle politischen Erfolge, wenn nicht ein Geschlecht heranwächst, das thatenfreudig und willensfest die Erbschaft von seinen Vätern übernimmt? Und betrachten wir die Kunst! Seien wir aber dabei aufrichtig! Für wen ist sie da? Wer genießt sie? Wer versteht sie? Sind nicht die schönen Erzeugnisse der Kunst umsonst vorhanden, wenn nicht die Jugend zum Verständnis derselben erzogen wird? Wo kann das aber besser erreicht werden, als in der Schule?

Wer sich also an den Kämpfen im Schoße unseres Volkes beteiligt, muß wissen, was er unter Umständen für einen wertvollen Bundesgenossen an der Schule hat. Umgekehrt wird die Schule, wenn sie auf falschen Bahnen wandelt, wegen ihrer Mißerfolge dem wütendsten und mächtigsten Feinde gleich zu erachten sein, da sie alle Bestrebungen, so gut sie auch seien, so tüchtig sie auch ausgeführt werden mögen, im Keime schon ersticken wird.

Nicht nur jeder Lehrer, sondern jeder Staatsbürger, der seinem Vaterlande nützen will, hätte aus politischen, religiösen, künstlerischen, wissenschaft-

lichen Gründen die Pflicht, sich aufs genaueste zu vergewissern, ob die Jugend Deutschlands in entsprechender Weise erzogen und unterrichtet wird.

Wie schon oben gesagt, werden auch auf medizinischem Gebiete heiße Kämpfe geführt, sie sind dem Leser dieses Blattes wohl bekannt. Diese Kämpfe dürfen nicht blos das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, gelehrt zu haben, wie die Natur für die Zwecke der Heilkunst nutzbar gemacht werden kann, sie haben auch gezeigt, wie aus der Natur geistiger und sittlicher Nutzen zu ziehen ist, sie haben die allgemeine Aufmerksamkeit auch auf den reichen Segen gelenkt, der aus jener für Herz und Gemüt zu ersprießen vermag. Freilich, noch ist der Sieg nicht völlig errungen, noch fehlt viel daran, daß jeder Mann in deutschen Landen von der Erkenntnis durchdrungen wäre, daß Gott uns nicht umsonst in die lebendige Natur hineingeschaffen hat.

Dieser Punkt ist es, worauf ich die verehrten Leser hinzuführen wünschte. Auch hier darf mit dem besten Recht behauptet werden, daß der guten und gesunden, von diesen Blättern vertretenen Bewegung neben anderen Vorurteilen vor allem die Schule im Wege steht, und zwar in mannigfacher Beziehung.

Wenn heute sich Einer gleichgültig von der Natur abwendet, woran liegt das? Sehr oft trägt irgend eine Krankheit daran Schuld, die den davon Behafteten von der Natur abschließt, indem sie ihn schwach oder zu träge macht, Heilung zu suchen im Wald und Feld, im Wasser und auf den Bergen; möglichenfalls ist er auch schlecht beraten. Noch häufiger aber sind es Leute, die schon von der Jugend her jene unselige Gleichgiltigkeit zur Schau tragen. Durch die Schule an die dumpfe Klasse gewöhnt, treten sie ins Leben, um von neuem durch die Arbeit tagsüber ans Zimmer gebannt zu sein; am Abend besuchen sie zur Erholung die Kneipe. Mit der Natur kommen sie nur selten in Berührung, jedenfalls zu selten, um sie ihrem vollen Werte nach schätzen zu lernen.

Das Leben selbst wird in den wenigsten Fällen den Menschen zur Natur zurückbringen; darum hätte die Schule die heilige Pflicht, die Kinder in die Natur zu führen, damit sie lernen, daß das Verweilen darin nicht blos ein Genuß, sondern eine Notwendigkeit ist, damit ihnen eine verständige Gelegenheit gegeben werde, zu erfahren, wo der Mensch sich Gesundheit und Lebensmut hole, wo er sich wirklich zufrieden fühlt.

Wie aber die Schule heute eingerichtet ist, wird sie immer wieder einen Haufen von Stubenhockern und unfreien Seelen hervorbringen, wird sie Brillenmenschen schaffen mit kurzsichtigem Blick und Verstande. Und ohne Übertreibung kann man behaupten, daß die große Bewegung zu Gunsten der Natur immer wieder in Frage gestellt ist, so lange nicht die Schule ihr verwerfliches System ändert. Darum, meine ich, sollten die Anhänger dieser Bewegung wohl die Schulfrage in den Kreis ihrer Sorgen hineinziehen.

Und wäre es schließlich nur der Schade, daß die Kinder durch die Schule zu merkwürdigen, verkehrten Ansichten kämen, das wäre vielleicht noch

nicht das Schlimmste; sehr schlimm aber ist die direkte Schädigung der Gesundheit der Kinder, wodurch die Gesamtheit unseres Volkes eine ungeheure Summe von Kraft einbüßt.

Selbstverständlich kann aber eine Schädigung der Gesundheit nicht ohne Leiden stattfinden. Ich will es mir versagen, hier die Leiden aufzuzählen, denen unsere Kinder während der ganzen Schulzeit unterworfen sind. Wenn man erst einmal seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet hat, so ist es fast unmöglich, sie nicht wahrzunehmen, so zahlreich und so offenbar sind sie. Und schließlich gesteht das auch die Schule ein. Doch zugleich behauptet sie, es könne in der Hauptsache nichts geändert werden. Wer die Höhe der neuzeitlichen Bildung erreichen wolle, müsse schon in diesen sauren Apfel beißen.

Dies ist aber eine grobe Kurzsichtigkeit der Schule. Wer gewohnt ist, auf das Wirken der Natur zu achten, „wo alles sich zum Ganzen webt, wo goldne Himmelskräfte auf- und niedersteigen“, wer erst einmal Ehrfurcht vor dem darin waltenden Geiste erlangt hat, wird nie und nimmer glauben, daß es irgendwo in ihr unzweckmäßige Einrichtungen gäbe, daß irgendwo die Natur zu sich selbst in Widerspruch träte.

Wäre es aber nicht eine Einrichtung völlig unzweckmäßiger Art, wenn der Mensch, um zur wahren Ausbildung des Geistes und Körpers zu gelangen, erst seinen Leib verkümmern lassen müßte, wenn er, um gesund zu sein, erst krank werden müßte? Und eine solche Einrichtung soll auf Gott und Natur zurückzuführen sein? Einen derartigen Widerspruch muß jeder gesund fühlende und denkende Mensch weit von sich zurückweisen, und nur Kurzsichtige können ihn als notwendig hinnehmen, wie dies allerdings Jahrhunderte lang die gelehrtesten Männer auch wirklich ohne Murren gethan haben.

Man wird also gut thun, nicht der Natur etwas Naturwidriges zuzuschreiben, sondern die Gelehrten in dieser Sache als die Verkehrten anzusehen.

Und wirklich läßt sich auf zwiefachem Wege den Übeln der Schule abhelfen. Der erste bekanntere Weg ist, daß wir von dem lächerlichen und öden Wissenskram, womit uns die Köpfe vollgepfropft worden sind, ein vollgerüttelt Maß abwerfen, so die Quälereien in der Grammatik der alten Sprachen, so die alten Geschichten, so den religiösen Gedächtniskram u. s. w. Der andere, wichtigere und hauptsächliche Weg liegt in einem völlig veränderten Lehrverfahren, nämlich darin, daß allem theoretischen Unterricht in der Klasse — Lesen, Schreiben und Rechnen inbegriffen — ein Unterricht in der Natur vorauszugehen hat, um erstens den Leib und Geist zu höherer Reife zu bringen und dann, um das zum theoretischen Unterricht unumgänglich notwendige Sachwissen zu erlangen.

Die Schule hat nämlich völlig übersehen, daß unter sämtlichen Büchern der Welt die Natur selbst das beste, billigste und lehrreichste ist, aus welchem alle Menschen, also auch die Jugend, ungeheure Kenntnisse erwerben können, ohne der vielen undeutlichen, langweiligen, weitschweifigen Bücher zu bedürfen, die gleichsam als Marterwerkzeuge des lebendigen Geistes angesehen werden

müssen. Wir gehen hierbei noch nicht einmal so weit, zu sagen, daß der Buchstabe den Geist tötet. In Wahrheit aber sind thatsächlich schon viele Menschen von ursprünglich regem Geiste und reicher Veranlagung durch den Buchstabendrill völlig abgestumpft worden.

Mit der Behauptung, daß man geradewegs, ohne jegliche Umschweife, aus der Natur Wissen und Belehrung schöpfen kann, versetzt man den Schulmann alten Schlages in äußerste Bestürzung und Verwirrung. Man denke, er, der einstmals Stunden lang auf der Bank jeden Tag mit gefalteten Händen gekauert hat, wo schon ein verstohlener Blick auf den lockenden Sonnenschein und den grünen Baum als todeswürdiges Verbrechen galt, er, der in heiliger Scheu mit eingedrückter Brust und brennenden Augen vor abgerissenen Büchern gesessen hat, still und unverwandt darin lesend und lernend, er, der womöglich mit heimlichen Stolze bekannt, daß ihm das fleißige Studium die Augen verblödet, die Glieder erschlafft, Lunge und Stimme abgeschwächt, Gang und Haltung verdorben hat, er, der mit der Entsagung von tausend natürlichen Wünschen sein Herz gequält, der einen feierlichen Ernst sich erworben oder gar sein Gemüt verfinstert hat, er soll sich nun vorstellen, daß ein Kind mit gehobener Brust, mit starken und gesunden Gliedern, offenen Sinnes und fröhlichen Herzens in der Natur wandern sollte, um darin die ihm allein angemessene, von Gott selbst so reichlich und deutlich dargebotene Geistesnahrung aufzunehmen und zu verarbeiten? Schrecklich! Entsetzlich! Unmöglich!

Die Hoffnung allerdings ist wohl aufzugeben, daß ein so stubenversessener Mann dazu belehrt werden könne, die Natur als das zugleich gesündeste und beste, als das natürlichste Lehrmittel anzusehen. Er kann sich Gelehrsamkeit ohne den widrigen Staub und Moder nicht denken. Aber das ist zu hoffen, daß diejenigen, welche in einer Beziehung erst den ungeheuren Wert der Natur schätzen gelernt haben, nun auch in anderer Beziehung offenen Auges die Natur anschauen werden und erkennen, wie viel sich darin lehren und lernen läßt. Und sie werden jenem armseligen Manne — im Grunde wird er ja wegen seiner Verständnislosigkeit am eigenen Leibe außerordentlich bestraft — wenn er meint, in der Natur ist nichts zu lernen, mit Göthe zurufen:

> Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot,
> Auf, bade, Schüler, unverdrossen,
> Die ird'sche Brust im Morgenrot.

Ja, wer noch offenen Sinn hat und ein lebendig schlagendes Herz, wird bald herausmerken, daß in der Natur nicht nur auf dem eigenen Gebiete der Naturgeschichte Unterricht erteilt werden kann, sondern daß sich auch in ihr für Sprache, Religion, Mathematik, Geschichte und Geographie der reichlichste Anlaß zum Lehren und Lernen bietet.

Freilich wird der Klassenunterricht nicht aufhören. Aber es ist doch ein Unterschied von grundlegender Bedeutung, ob die Natur so nebenher von

der Schule beachtet wird, oder ob sie zum Ausgangspunkt gemacht wird, zum Grundstein, auf dem sich ein reiches, lebendiges Wissen, ein echtes, religiöses Gefühl und ein vornehmes Kunstverständnis aufbaut. Wohl zu beachten ist ferner, daß mit dem Unterricht im Freien der Anfang gemacht wird, nicht mit Lesen, Schreiben und Rechnen. Daß man für diese drei Fertigkeiten drei bis vier Jahre nötig hat, noch dazu solche Jahre, in denen das zarte Kind sich in der Natur erst entwickeln sollte, ist geradezu ein Skandal zu nennen. Dies ist nur möglich durch eine großartige Verkennung der physischen und psychischen Bedürfnisse des Kindes. Schreiber dieser Zeilen hat dies näher erörtert in der Broschüre: „Mehr Kenntnisse! Weniger Zeit!“ (Verlag Heinrich in Charlottenburg).

Wir können jetzt nicht ausführlicher angeben, wie ein solcher neuer Unterricht angefaßt werden müsse; vielleicht wird es uns noch einmal gestattet sein, an dieser Stelle das Wort zu ergreifen. Aber darauf möchten wir die verehrten Leser dieses Blattes hinweisen, daß solche Bestrebungen überhaupt im Gange sind,*) und daß es nötig ist, diejenigen, welche den Kampf mit dem alten Schulsystem aufgenommen haben und ein neues vorzubereiten suchen, nach Kräften zu unterstützen. Denn wir meinen, wer erst an seinem eigenen Leibe und Geiste die Wohlthaten und Segnungen der Natur erkannt hat, der müsse mit Freuden eine Bewegung begrüßen, die auch den Kindern die Natur zurückerobern will. Daß aber der Kampf leichter ist und schnelleren Erfolg hat, wenn die Eltern sich in großer Masse daran beteiligen und ihre Unterstützung nicht versagen, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden.

Das Land-Erziehungsheim.

Von Dr. phil., Lic. theol. **Hermann Lietz**.

Wir kennen sie alle diese Unterrichtskasernen inmitten des Lärms, Staubes und Schmutzes der Großstadt. Wir kennen sie nur zu wohl diese Schulstuben, in denen wir mit 30, 40, 50 oder mehr eingesperrt waren vier oder fünf Stunden lang jeden Morgen und oft noch des Nachmittags. Wir kennen sie nur zu gut diese Grammatiken, Leitfäden, Grundrisse, Zahlentabellen, Katechismen, deren Weisheit wir am Schnürchen hersagen mußten; diese Extemporalienhefte mit ihren — oft nur zu vielen — roten oder blauen Strichen, die uns so manche angstvolle traurige Stunde, wenn nicht gar Schlimmeres, bescheerten; diese Zensuren mit ihren viel oder wenig (?) sagenden Zahlen oder geistreichen Worten. Wozu also, was wir nur zu gut in 7, 8, 9, 10 Jahren kennen gelernt — vielleicht mit Darangabe eines guten Stücks unserer Gesundheit und Jugendfrische, was wir täglich bei unseren Kindern, jungen Freunden oder Verwandten — nicht selten unter

*) Vergl.: Der Bahnbrecher zu einem gesunden Erziehungs- und Unterrichtsverfahren nach den Forderungen der Natur. Zeitschrift für Eltern und Lehrer. Charlottenburg. Verlag von Richard Heinrich.

großem eigenen Schmerz oder Zorn — sich wiederholen sehen, wozu das noch wieder eingehend beschreiben oder nun gar zum 1001ten Male beurteilen?!

Lassen Sie, verehrte Leser, lieber mit mir Ihre Gedanken, Ihre Blicke schweifen von der Stadt-Unterrichtsschule zum Landerziehungsheim, lassen Sie uns einen Besuch dort abstatten.

Der Zug, mit dem wir die Großstadt verlassen haben, hält. Bald sind wir an den wenigen Häusern des Stationsortes vorübergeschritten. Nach einer kurzen Wanderung durch ein Wäldchen befinden wir uns auf dem Gebiete eines schön gelegenen Landgutes — nein, eines Erziehungsheimes. Das beweist uns sofort jene Gruppe von Knaben — sie mögen wohl 9 bis 11 Jahre alt sein — die dort laut jubelnd Ball spielt. Das verraten uns auch jene älteren, die dort auf einem kleinen Bauplatz eifrig an einem Geflügelhäuschen zimmern. Wir bleiben überrascht stehen beim Anblick dieser glücklichen, in Gesundheit und Körperfrische strahlenden Kinderschaar. Unser Auge schweift von ihnen auf die schöne Umgebung. Dort die glatten Fluthen eines Sees; hinter ihm Wald, vor ihm schwellende Wiesen, zur Seite ein Hügel. Und nun das schöne Schulhaus mit vielen Fenstern, hell, luftig, geräumig; daneben mehrere kleine, niedliche Häuschen, wohl für einzelne Schülerfamilien. Hinter dem Hause große Gärten mit Obstbäumen, Gemüse und Blumen und Feld mit wogendem Getreide. Wir atmen hier erleichtert auf.

Sollte hier nicht echte Jugenderziehung möglich sein? Sollte es sich nicht verlohnen, das Leben hier zu belauschen? Sich in die hier herrschenden Ideen der Erziehung zu vertiefen?

Nachdem wir Wochen, wenns angeht, Jahre lang hier verweilt, haben wir folgendes Bild vom „Erziehungsschulstaat" gewonnen.

Schüler und Lehrer verkehren hier miteinander als jüngere und ältere Freunde. Die Ideen der Kammeradschaft, Freundschaft, des einander Dienens beherrschen den Schulstaat. Dieser will einmal einer Familie gleichen und sodann einer kleinen Gemeinde für sich, einem Staat im Staate. Alles Kasernenmäßige ist aus ihm verbannt. Da im Leben, in Übung und Kunst, der Wissenschaft, der Arbeit überall nach dem Guten, Schönen, Wahren, Tüchtigen hier gestrebt wird, da edle, packende Vorbilder oft eindrucksvoll vor Augen gestellt werden, da Lehrer, Diener der Schule, ältere Schüler ein möglichst vorbildliches Leben in dieser Ringschule des Wahren und Edlen vorleben: so ensteht eine gesunde moralische Atmosphäre, in der Böses nicht aufkommen kann, oder im Keime erstickt wird. Die Jugend kommt auf Schlechtigkeiten und vollbringt solche nur da, wo sie diese von Anderen absieht, wo sie ohne erzogen zu sein oder zu werden, sich selbst überlassen bleibt; wo sie nicht gelernt hat oder keine Gelegenheit findet, sich in Freude bereitender Weise zu beschäftigen; wo ihre Strebungen und Kräfte nicht benutzt werden. Da entstehen dann Kneipen-, Schüler-Verbindungswesen, Unkeuschheit, Rowdythum. Derartiges ist in der Erziehungsschule einfach unmöglich. Im Allgemeinen wird der Schüler den Tag über in Anspruch genommen. Durch das Zusammenarbeiten und -Spielen im Schulstaat werden die sozialen Eigenschaften der Schulbürger hervorragend entwickelt. Daneben jedoch wird überall verfolgt Erziehung zur Selbstständigkeit, zum starken persönlichen Willen. Bei den Beschäftigungen im Freien wie im Raum wird der Bethätigung jedes Einzelnen weiter Spielraum gelassen. Dazu können sie sich am Wochenfreinachmittag, an einem großen Theil des Sonntags und einem mehrmals im Semester eingeschobenen ganzen Freitag beschäftigen, wie sie gerade wollen. Sie haben so viele zusagende Thätigkeiten gelernt — Rudern,

Radfahren, Handarbeit und Spiele jeder Art, daß sie in dieser freien Zeit, ohne sich beobachtet zu wissen, sich diesen schönen Dingen hingeben und die Laster der Alten nicht nachäffen. Wie oft habe ich im Erziehungsstaat gesehen, wie am Wochenfreinachmittage Einige sich zusammenschlossen, etwa, um ein Ruderboot zu bauen, Andere um Fußball oder Kricket zu spielen, Andere um zu photographieren, Andere um geologische oder botanische Exkursionen zu machen, Andere um auf dem Fahrrad eine entfernte Fabrik, Ruine o. A. zu besuchen. Nie erlebte ich unter ihnen ein Beispiel von Unmäßigkeit etwa im Trunk.

Die Speisen, Getränke, die bei den stets gemeinsamen Mahlzeiten genossen werden, die gesunde Lebensweise hier bekämpfen auch mittelbar jene Hauptursachen alles Unheils. Alkoholika, starke Gewürze u. A. sind hier unbekannt, dagegen wird viel Obst genossen, viel Gemüse, frische Eier und Fische. Die gesunden Lebensgewohnheiten hier — Abhärtung, tägliche Bäder, naturgemäße Diät u. A. — gehen allmählich den Schulbürgern in Fleisch und Blut über. Sie können schließlich auch außerhalb und nach der Schule gar nicht anders mehr leben. Dazu kommt das überall angewandte Prinzip des Wechsels zwischen Arbeit und Erholung, zwischen Kopf- und Muskelarbeit. Nie findet unmittelbar vor und nach der Mahlzeit angestrengte Thätigkeit statt. Auch ist im ländlichen Schulstaat nicht jedes zweite oder dritte Haus eine Kneipe, in welche die Jugend um so sicherer hineingetrieben wird, je weniger ihr guter, edler Genuß zur Gewohnheit geworden ist und edle Persönlichkeiten sich ihr Herz gewonnen haben. Ist dies beides aber einmal geschehen, so überwinden die Zöglinge vermöge des gekräftigten Willens und Körpers alle städtischen Gefahren mit Sicherheit und Leichtigkeit.

Für die körperliche Ausbildung genügen wöchentlich drei Stunden Turnunterricht, der anderswo zumeist in der Halle erteilt wird, keineswegs. Spiel jeder Art im Freien, zumal Ballspiele, wie Schlag-, Wurf- oder Fußball; täglicher Lauf; Schwimmen, im Sommer im Fluß oder See, im Winter im Bassin, Rudern, Wandern, tägliches Zweiradfahren, Ringen, Ger- und Diskoswerfen, Springen, Klettern, Pferd, Bock, Reck, Freiübungen mit Eisenstäben, Hanteln und Holzkeulen werden draußen im Freien vorgenommen. Dabei wird planmäßig der Körper gestählt und abgehärtet; Mut, Gewandtheit, Kraft und Ausdauer werden entwickelt. Freude, Lust, Jubel — nicht lähmender Drill und Zwang herrscht bei Allem.

Zu Spiel und Körperübungen kommt als weiteres Erziehungsmittel *praktische Handarbeit im Garten und Wald*, auf Feld und Wiese, in Werkstätte und auf Bauplatz. Auch hier nichts Sklavenmäßiges, der Jugend Unangenehmes, sondern Beschäftigung, die ihr zusagt, ihr Freude bereitet, die zweckdienlich und ihrer Kraft angemessen ist. Hier im Garten graben, Beete anlegen, pflanzen, begießen, hacken; dort auf der Wiese und dem Felde einernten; bei der Bienenkultur mithelfen, praktische Gegenstände aller Art aus Pappe oder Holz anfertigen, ja schließlich gar kleine Boote, Brücken, Häuser aus Balken, Brettern, Wellblech bauen, im Walde Wege bahnen, ausholzen; einen Bach eindämmen, eine Bachschleuse bauen, kleine Entwässerungen anlegen und Ähnliches: das Alles bereitet jedem Jungen, dem vornehmsten wie ärmsten, Freude, dabei erfährt sein Geist fortwährend Bereicherung, werden seine Glieder geschickt, sein Körper gewandt und stark, wird er praktisch, ernst, gewissenhaft. Gerade dieser Art Arbeit ist ein Hauptmittel, das „kindische“ Wesen, wie allen Hochmut, alle Geckenhaftigkeit zu beseitigen, Jedem zu zeigen, was er kann, wofür er sich eignet. Ein

Handfertigkeitsbetrieb dagegen, der nur auf etwas Schnitzen, Laubsägen u. Ae. hinausläuft, der nicht ein ganzes praktisches Kunstwerk schaffen läßt, hat nur geringen Wert.

Körperpflege, -Übung und -Arbeit, diese charakterbildenden Erziehungsmittel ersten Ranges, werden aufs Glücklichste ergänzt durch Kunstübung im Schulstaat. Wie bei jenen vor Allem die starken männlichen Eigenschaften: kühner Mut, kraftvolle Energie, Willensstärke entwickelt werden, so bei diesen die zarteren, weicheren, gewöhnlich als „weibliche" bezeichneten Gemüts- und Gefühlsempfindungen. So vereinigt sich sittliches und religiöses, Willens- und Gefühlsleben zur Harmonie des Charakters. — Alle Zöglinge haben nach Körpern, nach der Natur Zeichenunterricht vom ersten bis zum letzten Jahr, mindestens 3 Stunden wöchentlich. Möglichst Alle haben auch Vokal- und Instrumental-Musikunterricht. Die Musikausübung der ganzen Schulgemeinde veredelt, verfeinert den Geist im ganzen Schulstaat. So sind dann die „Andachten" — die, der Kindernatur angepaßt, viel tiefer als die herkömmlichen „Religionsstunden" wirken — unendlich erfolgreicher zu gestalten. So können leicht kleine Schulkonzerte stattfinden. Das Leben entbehrt infolge aller bisher genannten Veranstaltungen der Eintönigkeit, welche so oft die Jugend in die Wirtshäuser und in schlechte Gesellschaft treibt. Sie gewinnen in der Musik, dem Zeichnen, Malen, der Handarbeit treue Freunde fürs ganze Leben, die ihnen manche Stunde jetzt und später verschönern.

Vom „Leben" ist zum Lernen, von der Praxis zur Theorie, von der Übung zur Anschauung, zur Vorstellung, zum Begriff überzugehen. Dies psychologische Grundgesetz führt der Erziehungsschulstaat für alle Unterrichtsfächer durch. Damit findet alles bisher Ausgeführte seine volle Begründung, wie eine flüchtige Wanderung durchs Unterrichtsgebiet zeigt. Wie ganz einfach und anregend sind doch Naturwissenschaften und Mathematik hier zu gestalten! Das Kind, das Nachmittags im Garten, Wald und auf dem Feld sich beschäftigt, lernt doch dabei auf Schritt und Tritt Botanik. Was vorher dort praktisch gethan ist, das wird später im Unterricht durchdacht; die Thatsachen, Gesetze, Gründe werden aufgefunden. Der Knabe, der täglich die hauptsächlichsten Tiere um sich sieht, sie zum Teil pflegt, nicht nur ihre Gestalt, sondern auch ihre Lebensgewohnheiten so kennen gelernt hat, kann der nicht mit bestem Erfolg dem zoologischen Unterricht folgen? Wie segensreich fürs ganze Leben des Zöglings wird der Unterricht in Gesundheitspflege in Erziehungsschulgemeinden, in denen die hygieinischen Gesetze von allen Bürgern tagtäglich angewandt werden? In den „Tagesschulen" würde solch Fach zumeist wirkungslos bleiben, da das Leben im Elternhaus nur zu oft den hygieinischen Gesetzen, welche die Kinder in der Schule zu hören bekommen, widerspricht. Wer ferner in der Werkstätte Gegenstände, Körper aus Pappe und Holz verfertigt, der treibt doch damit praktische Mathematik. Wenn er nun noch dazu mit dem Lehrer das Schulgrundstück, Bäume, Gebäude u. A. vermißt, so wird er auch der theoretischen Geometrie mit größtem Eifer sich hingeben, da er ihren Zweck, ihre Notwendigkeit eingesehen hat. Alles bei der Übung draußen gewonnene Material wird im Unterricht sorgfältig benutzt. So nur kann erfolgreich Naturwissenschaft und Mathematik getrieben werden. In der Schulstube allein wird mechanisches Wort-, nicht Sachwissen und Sachkönnen, wird Gedächtniß-, aber nicht Beobachtungskraft gewonnen.

Auch Erdkunde kann nicht innerhalb der Stadt- und Schulhofräumen erlernt werden. Man muß doch mindestens die geographischen Typen nicht

bloß einmal, sondern sehr oft, ja täglich sehen und gesehen haben, um eine lebhafte Vorstellung, einen richtigen Begriff von Feld, Wiese, Wald, Ebene, Thal, Berg, See, Fluß, Meer u. s. w. sich bilden zu können. Im gut-gelegenen ländlichen Schulstaat lebt der Schüler inmitten solcher Umgebung. Schulwanderungen und -Reisen bringen ihm die fehlenden Typen. Und dann kann er vom Gesehenen aus richtige Schlüsse ziehen, dann lernt er abstrahieren. Beginnen aber darf man mit dem abstrakten Begriff weder bei diesem, noch irgend einem andern Gegenstand. Man bilde sich auch nicht etwa ein, durch Zuhilfenahme von Globus, Relief, Karte, Bild, Plan, Modell u. s. w. richtige Vorstellungen beizubringen. Denn diese „Anschauungsmittel“ richtig zu „lesen“, erfordert schon einen hohen Grad von Abstraktionsfähigkeit, die eben nur auf dem angegebenen Wege vom Leben in der Wirklichkeit draußen zu erwerben ist.

Dies gilt auch fürs Hauptfach der „humanistischen Gruppe“, die Kulturgeschichte. Um von den Hauptbegriffen dieser: Gemeinde, Staat, Rechte und Pflichten der Bürger, Gesetz und Verwaltung, Stände u. s. w. eine anschauliche Vorstellung zu verschaffen, geht man am einfachsten aus von der kleinen Schulgemeinde, dem Schulstaat, in dem der Schulbürger lebt, arbeitet, Pflichten erfüllt und Rechte ausübt, einem fühlbaren Gesetz unterstellt ist, andere verwalten und regieren sieht, dies und jenes Amt bekleidet u. s. w. Zur Klarstellung dieser und anderer Gebilde bedarfs dann nicht vieler Worte, zumal der Erzieher genau den geistigen Horizont seiner Zöglinge kennt, mit denen er Tag ein und aus zusammenlebt; genau weiß, wo er anzuknüpfen hat und welche Allen gleich bekannte Klarstellungsmittel ihm zu Gebote stehen. So wird denn in Kulturkunde wie -Geschichte nirgends bloßes Gedächtniswissen beigebracht. Lebhafte Bilder des Lebens, der Helden gegenwärtiger wie vergangener Tage, der Naturbeschaffenheit und Kulturarbeit in nahen und fernen Gegenden, in neuer oder alter Zeit schaut er erstaunt und verständnisvoll.

Der Gefahr, bloßes Wort-, Phrasen-, Schein-Gedächtniswissen beizubringen, sind im herkömmlichen Unterrichtsbetriebe alle Fächer ausgesetzt; nirgends jedoch ist sie drohender, größer, als im Religionsunterricht. Denn bei der Religion kommts doch noch mehr, wie sonst überall aufs Empfinden, Erfahren, Erleben, Beherzigen, Ausüben an. Kann aber von Erziehung zu solchem im Religionsunterricht der Großstadt-Tagesschulen die Rede sein, in denen der Lehrer zumeist weder das Leben der Schüler, noch das der Eltern kennen kann? Dagegen leben im echten Schulstaat Erzieher wie Zöglinge täglich wie in einer Familie zusammen, üben täglich gemeinsam die Haupttugenden oder -Pflichten aus, als da sind Ehrfurcht, Treue, Liebe, Herzensreinheit; beweisen sie gegen Gott und Natur sowohl wie gegen höher- und niederstehende Mitmenschen. Wo täglich Gelegenheit ist, Religion zu leben, wo durch tägliche Kunstübung die Herzen weicher und zarter gestimmt werden, da bleiben dann auch die klassischen Worte edler religiöser Vorbilder aller Zeiten und Völker, insonderheit der Worte Jesu, die bei feierlichen Gelegenheiten — Andachten, Wanderungen im Wald und unterm Sternenhimmel, an Gedenktagen u. s. w. — vernommen werden, nicht leerer Schall, sondern werden empfänglichen Gemüts aufgenommen als Speise und Trank ewigen Lebens.

Auch beim Sprachunterricht wird im neuen Erziehungsschulstaat vom Leben ausgegangen. Es wird über die Erfahrungen des Tages, über die Gegenstände des Sachunterrichts frei gesprochen; daran werden freie schriftliche Übungen geknüpft. Am Inhalt wird die Form durch Übung

gelernt. Das gilt für fremdsprachlichen ebensowohl wie für heimatsprachlichen Unterricht. In der Weise der Erlernung beider besteht kein Unterschied. In der Fremdsprachstunde muß darum die Klassen- zur Kinderstube oder zum Wohnzimmer werden. Nicht nur für die Gegenstände, auch für die Handlungen, Bewegungen, die wir in ihm vornehmen, gebrauchen wir die englischen oder französischen Worte — denn natürlich fangen wir mit diesen lebenden und nicht todten Sprachen an. Wir unterhalten uns gegenseitig dabei möglichst nur in der Fremdsprache. Den anfänglich kleinen Kreis erweitern wir allmählich und wandern so vom Schulzimmer zum Schulhof, -Garten, -Gebiet; und von diesem dann nach England und Frankreich, indem wir englische und französische Kulturkunde und -Geschichte in englischer und französischer Sprache treiben. Anschauungsbilder, Karten, später auch gute Schriftsteller leisten dabei nützliche Dienste. Für die freien Schreibübungen wird derselbe Inhalt verwandt. — Bedürfen Schüler der alten Sprachen, so folgen für sie diese den neuen.

Woher kommt die Zeit für dies Alles? fragt vielleicht mancher Leser. Sie wird durch richtige Tageseinteilung gewonnen: Morgens Unterricht, Nachmittags Spiel und praktische Arbeit, Abends (eine Wiederholungsstunde nur) Kunstübung. So vereinigt sich wissenschaftliche, körperliche, praktische, künstlerische, religiös-sittliche Erziehung zum Ideal der harmonischen Charakterbildung.

Im Buch „Emlohstobba“ (F. Dümmlers Verlag 97) ist der hier nur skizzierte Schulstaat anschaulich, eingehend dargestellt — ja „abgebildet“ auf 22 Photographien. Durch diese allein schon wird dort bewiesen, daß es sich hier nicht um Gebilde und Einbildungskraft handelt. Solche Erziehungsheime giebts nicht nur heute im Auslande, sie waren auch bei uns vor Jahrzehnten vorhanden. Es wird hohe Zeit, daß Deutschand wieder thatkräftiger an die Verwirklichung der hohen Ziele der großen pädagogischen Meister deutscher Vergangenheit herangeht: eines Luther, Comenius, Salzmann, Pestalozzi, Jahn, Fichte, Arndt, Fröbel, Herbart. Ihre Ideen sinds, die im Landerziehungsheim ausgeführt werden sollen. Die hohen Kulturaufgaben, die das Deutsche Reich in allen Erdteilen zu leisten begonnen hat, der immer schwerer werdende Kampf ums nationale wie soziale Dasein der Gesammtheit wie der Einzelnen, zwingt uns zum rückhaltlosen Beschreiten neuer, jedoch von den Propheten der Vergangenheit bereits längst ausgewiesener Bahnen auf dem Gebiet der Erziehung. So, wie ehedem und bisher Altphilologen, so dürfen die Männer nicht herangebildet werden, die bis in die fernsten Meere und Länder, in den Urwald und die Prärie die Ehre des deutschen Namens tragen und dort wahren sollen; so dürfen die nicht aufwachsen, welche unsere Landwirtschaft wieder emporbringen, welche als Ingenieure, Fabrikanten und Kaufleute kühnen deutschen Unternehmungsgeist beweisen, welche als Verwaltungsbeamte, Richter, Ärzte, Geistliche, Lehrer, Schriftsteller, Volksvertreter hinfort eine gewaltig innerliche Wirksamkeit entfalten müssen, damit trotz des Kampfes ums Dasein, trotz der ungeheuren wirtschaftlichen und sozialen Gegensätze, ja gerade aus ihnen Heil und Segen, Blüte und Frucht deutscher Kultur im 20. Jahrhundert erwachse.

Zwar können nicht alle Schulen in Landalumnate umgewandelt werden. Aber wohl können und müssen die Kinder aus der Stadt oder vom Lande, welche aus irgend einem Grunde das Elternhaus verlassen, sei's weil keine Zeit oder Gelegenheit, keine höhere Schule in der Nähe vorhanden ist, sei's weil man sie in der Großstadtluft nicht aufwachsen lassen will — nicht wieder

in Schulen in ungesunder Stadtluft, sondern in Landerziehungsheimen beschriebener oder ähnlicher Art erzogen werden. Wohl können und müssen ferner überall da, wo in Dörfern, Vor- und Kleinstädten neue Schulen begründet werden, diese nicht im Ort, sondern draußen in der Nähe des Ortes erbaut werden. Einen Weg von 10—20 Minuten zur Schule zurückzulegen, ist den Schulkindern nur dienlich; die Landschulkinder müssen ja jetzt noch viel weiter gehen und befinden sich sehr wohl dabei. Große Vorteile für Schulerziehung werden so erkauft. — Aber auch die Großstadtschulen von der Volksschule bis zum Gymnasium und der „höheren Töchter"-Schule können schon jetzt ein gut Teil vom beschriebenen Erziehungssystem durchführen. Man quäle sie nicht mit zwei, drei und mehr Stunden häuslicher Stubenarbeit, lasse sie auch — wenns Wetter nicht dazu zwingt — nicht in engen Stadtturnhallen turnen, sondern nach dem Unterricht am Vormittag im Schulhaus und nach der Malzeit im Elternhaus sammle man sie um sich an den Nachmittagen außerhalb der Stadt im Freien zu Spiel, Turnen, körperlicher Arbeit beschriebener Art. Zu weit entfernt wohnende Gemeindeschüler, besonders des Zentrums, müssen mit der Bahn umsonst ins Freie hinausbefördert werden. Die Mittel hierzu und zu den weiteren notwendigen Einrichtungen draußen sind zu beschaffen und müssen beschafft werden, denn es handelt sich um die Erhaltung der Volkskraft und Gesundung. Dafür Opfer zu bringen, sollten Gemeinden, Vereine und Privatleute wetteifern. Vom Altertum und Ausland können sie's lernen.

Aber wenn so auch die Stadt-Unterrichtsschulen den Erziehungsheimen sich angenähert haben, so bedürfen wir auch dann noch besonderer Landerziehungsstätten, denen alle die, welche die Kinder ganz von der Großstadtluft entfernt wissen wollen und die, welche sie vom Lande nicht in eine Stadtpension schicken wollen, sie getrost anvertrauen können. Allerdings besteht im augenblicklichen „Berechtigungs"wesen, oder besser vielleicht Unwesen für die beschriebenen Landalumnate eine Schwierigkeit. Es wäre aber ganz verfehlt, wegen dieser die Durchführung der erzieherischen Ideale vor der Hand aufzugeben und die Hände in den Schooß zu legen, bis jene Schwierigkeit beseitigt ist. Denn das dürfte lange dauern, und es kann nur geschehen eben durch Erziehungsarbeit in der oben aufgewiesenen Richtung. Jenes Hindernis ist auch keineswegs unüberwindlich. Was bei den Prüfungen zum einjährigen Dienst u. s. w. zu leisten ist (nach den Prüfungsbestimmungen) und geleistet wird, ist keineswegs Kindern zu leisten unmöglich, die nach den angegebenen Grundsätzen erzogen sind. Auch da, wo Karakterbildung und nicht die Prüfung Erziehungsziel ist, kann diese Prüfung als äußerer Nebenerfolg sehr wohl erreicht werden. Die oben angegebenen Unterrichtsgrundsätze ersparen bei richtiger Anwendung uns viel Zeit, die Aneigung viel unnützen Gedächtniskrams und helfen schließlich zu größerem Können, stärkerer Anwendungsfähigkeit, geistiger Elastizität. Es soll aber bei uns die Prüfung nie auf Kosten der Gesundheit und Körperfrische bestanden werden. Greise, halb Blinde, hochgradig Nervöse, Rückenmark-Gekrümmte von 17, 18 Jahren können, auch mit dem „Abiturienten-Zeugniß" ausgestattet, weder der Eltern, noch der Nation Stolz und Streben sein. „Nicht überstürzen" muß als oberster Erziehungsgrundsatz gelten. Was schließlich mit gebrochenem Körper bisweilen im 17., 18. Jahr erreicht wird, ist wertlos im Verhälnis zu dem, was der 20jährige Gesunde, Körper-, Willens-, Seelenstarke sich angeeignet hat. Gerade die, welche sehr jung die Universität von der Großstadtschule aus beziehen, bieten bald das allertraurigste Bild — und nun

gar, wenn sie ins praktische Leben unmittelbar von der Schule aus hineinkommen!

Über Reformschulen ist schon unendlich viel bei uns geschrieben worden, ohne daß wir dadurch merklich weiter gekommen sind. Worauf bei uns heute Alles ankommt, ist die praktische Umsetzung in die Wirklichkeit. Dies kann nur gelingen unter Mithilfe der Eltern, die verständnisvoll ihre Kinder zur Erziehung Männern anvertrauen, welche opferbereit — ohne persönliche Aufopferung ists nicht möglich — körper- und willensstark, wissenschaftlich und pädagogisch gut ausgerüstet, voller Begeisterung ihr Leben an die Durchführung der erzieherischen Reformideen setzen — zum Heil unserer Jugend, unseres Volkes.

„Unterhaltungsbeilage der Täglichen Rundschau" Nr. 41 und 42.

Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, zwei menschliche Lustgefühle.

„So, da hast du deinen Denkzettel!" sagte die Frau Mama und steckte die Rute, mit der sie eben gestraft, hinter den Spiegel. Anscheinend aus bloßer Langeweile hatte nämlich ihr Ernst eine Viertelstunde lang vor sich hin geheult. „Jetzt geh auf die Gasse", sagte sie streng, „und spiele mit Deinen Freunden! Das bringt dich auf andere Gedanken. Willst du aber wieder weinen, da sag's nur! Ich will dir's schon austreiben." Der Junge gieng. Nach einer Weile kam er zurück, rieb sich weinerlich die Augen und erklärte mit Kinderaufrichtigkeit: „Ach, meine gute Mutter, ich hab schon wieder Lust zu heulen", und damit heulte er wirklich. Sehen wir nun zu, was uns diese Kindergeschichte lehrt. Der Junge *weiß*, daß es Schläge setzt, wenn er von neuem heult. *Dennoch* gesteht er mit rührender Kinderehrlichkeit seinen Innendrang und bethätigt denselben auch gleich darauf. Die natürliche Furcht vor Schmerz und Strafe wird in ihm überboten vom Drange zur Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit. Dies aber läßt sich dadurch erklären, daß „sprechen, wie uns wirklich zu mute und von uns geben, was in uns lebt, besonders wenn es uns belastet", im allgemeinen ein *Lustgefühl* ist; und zwar in unverdorbenen Naturen, wie ja echt Kinder, oft von solcher Stärke, daß dagegen selbst die Furcht verblaßt. Auch die großen Kinder, also besonders naive Frauen und Mädchen, lassen eine ähnliche Wahrnehmung zu. Auch sie sagen und gestehen oft manches, was sie lieber für sich behalten hätten, ihnen Nachteil bringen oder was von anderen zu ihrem Schaden benutzt werden könnte. Sie sprechen und geben sich aber — selbst direkt gegen ihre Einsicht und Besorgnis — so, wie sie in Wahrheit denken und fühlen, weil eben Aufrichtigkeit und der Wahrheit entsprechendes Verhalten entlastet und mindestens für den Augenblick ein Lustgefühl und inneres Wohlbehagen

erzeugt. Das sich zu verschaffen, trachten reine Frauengemüter oft auch dann noch, wenn sie in dieser Beziehung üble Erfahrungen gemacht haben. Ruht doch im hingebenden Vertrauen eine wahre Seligkeit. Wer dies weis und bethätigt, der zeigt damit, daß er ein unverdorbenes Gemüt besitzt. Deshalb sind weibliche Wesen von echtem Aufrichtigkeitsdrange zwar gewöhnlich die unselbständigeren und unpraktischeren, in der Regel aber auch die gemütvolleren und liebenswürdigeren. Wer das in Wirklichkeit noch nicht erfahren hat, der lese die herzerquickende Szene zwischen Egmont und Klärchen in Goethes „Egmont“. Für vorstehende Behauptung dürfte auch das Vorhandensein der Beichte, besonders der Ohrenbeichte, sprechen. Denn diese könnte kaum eine befreiende und erhebende Wirkung ausüben, wenn der Satz: „Aufrichtigkeit ist ein Wonnegefühl an sich“, nicht wahr wäre. „Ach, ich vergesse mich so oft und sage in meiner Herzensfreude oder -Traurigkeit manches, was ich nicht sollte“, gesteht wohl oft mit alleu Anzeichen rührender Ehrlichkeit ein weibliches Wesen; ein Beweis ihrer Echtheit. Jener Satz gewährt aber nicht nur einen Maßstab zur Erkenntnis des Menschenwertes, er bildet auch eine Hauptstütze für den Glauben an das Gute, für die optimistische Weltanschauung, welche in Ermangelung dieses Aufrichtigkeitsdranges von dem jetzt ganz natürlich herrschenden Pessimismus gar bald verdrängt werden müßte.

Dem Aufrichtigkeitsdrang entspricht ein anderes Gefühl in unserer Brust, das der Gerechtigkeit, das Gefühl, andere Menschen gerecht zu beurteilen. Wir sollen lernen, fremden Seelenleben auf den Grund zu blicken, andere Motive zu begreifen, die keineswegs so schlechte sind, als wir von vornherein zu glauben geneigt sind. Es gilt eine seelenkennerische, individualisierende Fähigkeit zu erwerben. Diese wirkt am meisten der zwar natürlichen, aber so tausendfach verderblichen Neigung des einzelnen entgegen, nur von sich auf andere zu schließen, d. h. eigene Vorstellungen, Absichten und Beweggründe auch von anderen anzunehmen und sie ihnen zu unterstellen; ein Thun, das zahllos oft eine schmerzende und ungerechte Beurteilung und Behandlung unserer Mitmenschen nach sich zieht. Der Mensch ist des Menschen größtes Bedürfnis, höchstes Interesse und interessantestes Studium. Daher schafft nichts so viel Weh aus der Welt, fördert nichts so sehr anderer Glück und Wohlergehen und folgedessen auch wieder das eigene, als jene Fähigkeit, jedem einigermaßen gerecht zu werden. Sobald aber unsere Umgebung Gerechtigkeit von uns erfährt und wir selbst uns derselben urteilend und handelnd bewußt sind, erfüllen sich die Grundforderungen wahrer Sittlichkeit von selbst. „Es ist so schön gut zu sein.“

„Volkswohl“ XXI, 49.

Kritik.

Böing, Dr. med. H., Arzt in Berlin, **Neue Untersuchungen zur Pocken- und Impf-Frage.** Berlin 1898. Verlag von S. Karger, Karlstraße 15, 8°, 188 Seiten und Register. Preis Mk. 5.—

Das Buch stellt eine Fortsetzung, Erweiterung und Vertiefung der vom gleichen Verfasser 1882 bei Breitkopf & Härtel in Leipzig erschienenen „Thatsachen zur Pocken- und Impffrage" dar. Sie beginnt mit einer kritischen Würdigung des vom Kais. Gesundheitsamt zur Begründung seiner Impfschutzlehre benutzten Materials und führt dann die Untersuchung an den sich hieraus entwickelnden Ergebnissen weiter. Von allgemeinem kulturhistorischem Interesse ist die Schilderung des Autors (S. 6 seiner Einleitung), wie es ihm mit seiner Publikation von 1882 ergieng. Er hält die Einsetzung einer gemischten Kommission von Impffreunden und -Gegnern zur Prüfung der Grundlage des Reichs-Impfgesetzes für ein Gebot der Gerechtigkeit und politischen Klugheit, und wünscht, der Bundesrat hätte dem Antrag des Reichstages vom 8. Mai 1896 auf Einsetzung einer solchen Kommission stattgegeben:

„Vielleicht würde auch ich, als ein sehr friedliebender Bürger, mich dabei beruhigt und die alte Streitaxt nicht wieder ausgegraben haben. Dem Frieden meines Daseins wäre es sicher zuträglicher, wenn ich schwiege. Haben doch meine früheren Gegner, mit denen ich um den Impfzwang in Fehde lag, mich nach mannigfachen Torturen ans Kreuz geschlagen, todtgesagt, und als gänzlich abgethan behandelt. Und wie wohl befand ich mich bei diesem vorzeitigen Begräbnis! In die friedliche Stille der Landpraxis zurückgekehrt, vergaß ich allmählich, welchen Sturm der Entrüstung ich entfesselt hatte, als ich im Jahre 1883 mit meinen „Thatsachen zur Pocken- und Impffrage" an die Öffentlichkeit getreten war und zwar nicht die Existenz des Impfschutzes und die relative Berechtigung der Impfung, wohl aber die statistischen, sittlichen und rechtlichen Grundlagen des Impfzwanggesetzes angegriffen hatte*); ach, damals lernte ich, was es heißt, gegen den Strom zu schwimmen und welch' undankbare Aufgabe es ist, gegenüber der Autorität und Herrschsucht der Schule uud der Macht tief eingewurzelter, dogmatisch erstarrter Begriffe eine selbständige Meinung zu äußern; ich lernte die Dame Wissenschaft und ihre Anbeter, zu deren bräutlichem Antlitz ich als kleinstädtischer Arzt mit unbegrenzter Verehrung aufgeschaut hatte, auch als Eheleute kennen und gestehe aufrichtig, daß mein Absturz aus den idealen Höhen der Romantik in die brutale Wirklichkeit ein sehr ungemütlicher war. Indeß tröstete mich bald die Erkenntnis, durch meine Arbeit ein wenig dazu beigetragen zu haben, daß das Verlangen der Impfgegner, die Impffrage den Beratungen einer gemischten

---

*) Dies entspricht vollkommen dem Standpunkt, den die Hygieia in der Impffrage stets eingenommen hat und heute noch einnimt. Red. d. Hyg.

Kommission zu unterbreiten, im Jahre 1884 vom Bundesrat erfüllt und durch die Beschlüsse dieser Kommission einige Verbesserungen des Gesetzes von 1874 angebahnt wurden. Diese Erfolge, die, sogar nach dem Zugeständnisse mancher Impffreunde, vorzugsweise der Agitation der Impfgegner zu verdanken sind, ließen mich jede persönliche Unbill verschmerzen; sie sind es auch, die mich heute über die Bedenken hinwegheben, nochmals in diesem Streit, der beiderseits so oft mit vergifteten Waffen geführt wird, das Wort zu nehmen, thue ich es doch nur, weil ich glaube, etwas Neues vorzubringen und wichtige Fragen aus der Ätiologie der Pocken und aus der Lehre vom Impfschutze von Gesichtspunkten aus beleuchten zu können, die bisher meines Wissens noch gar nicht oder in mangelhafter Weise berücksichtigt worden sind."

Böing bejaht das Recht des Reiches auf Erlaß eines Zwangsgesetzes, betont aber andrerseits die heilige Pflicht des Gesetzgebers, aufs eingehendste und gewissenhafteste alle sachlichen Bedenken und Einwendungen zu prüfen, die nach der Einführung und längeren Anwendung des Gesetzes gegen seine Wirksamkeit und Zweckmäßigkeit erhoben werden. Namentlich ist es wichtig, die statistischen Angaben, auf welche sich das Gesetz stützt, strengstens zu untersuchen und alle Momente in den Kreis der Erörterung zu ziehen, die möglicherweise zur Zeit der Einführung der Impfung auf die Verbreitung der Pockenseuche von Einfluß gewesen sein können. Das Kais. Gesundheitsamt stellt in seiner Statistik die Sterblichkeit an Pocken vor und nach Einführung der Impfung für ganze Länder oder große Städte nach den kirchlichen oder standesamtlichen Todtenlisten in Vergleich und aus der sich (allerdings zweifellos ergebenden!) Abnahme der Pockentodten nach Einführung der Impfung wird der Schluß auf die Schutzkraft der Impfung gezogen.

Böing unterzieht das vom Kais. Gesundheitsamt benützte Material und die daraus gezogenen Schlüsse einer kritischen Besprechung. Wir möchten unsere Leser, namentlich die ärztlichen, die sich für den Gegenstand interessieren, auf die Lektüre des Buches selbst verweisen. Die ungemein klaren, logischen, streng sachlichen und wissenschaftlichen Darstellungen des Verfassers müssen Jeden, auch den hartgesottensten Impffanatiker dazu bringen, die Schlußfolgerungen Böings anzuerkennen. Sie lauten:

1) Die Abnahme der Pocken-Epidemien zu Anfang unseres Jahrhunderts hat mehrere zusammenwirkende Ursachen, und zwar: a) die Erkenntnis, daß die Pocken ein **vermeidbares** Übel seien, b) das durch diese Erkenntnis völlig umgewandelte Verhalten der Bevölkerung, der Ärzte und der Behörden gegen die Seuche, c) die dadurch bedingte Abschaffung der Inokulation; d) die Einführung sanitäts-polizeilicher Maßregeln, namentlich der Isolation und Desinfektion; e) die Einführung der Kuhpockenimpfung. Der Einfluß der letzteren auf die Abnahme der Seuche ist stark übertrieben worden, aber zweifellos hat die Impfung insofern segensreich gewirkt, als 1) die Erkenntnis von der Vermeidbarkeit des Übels in alle Kreise der Bevölkerung getragen, 2) das Verbot der Inokulation gestattet, 3) einen Teil der Bevölkerung auf längere oder kürzere Zeit vor der Ansteckung geschützt hat.

Die Berechtigung des Staates zur Zwangsimpfung ließe Böing nur gelten, wenn 1) der beabsichtigte Zweck wirklich erreicht würde, 2) es kein anderes Mittel gäbe, denselben Zweck in demselben Umfang ohne Zwang zu erreichen; 3) die Abwendung einer unmittelbar bevorstehenden oder bereits gegenwärtigen Gefahr den Zwang erheischte. Hiezu fügt er bei:

„Das ist aber nicht der Fall; denn meine Untersuchungen haben ergeben:

1) daß die Impfung zwar einen gewissen zeitweiligen Schutz gegen die Pocken gewährt, daß sie aber weder den Abfall der Pockenseuchen zu Anfang unseres Jahrhunderts bewirkt hat, noch im Stande war, heftige Ausbrüche der Pockenseuche im Laufe des Jahrhunderts zu verhindern;

2) daß es früher häufig gelungen ist, ausbrechende Pocken-Epidemien ohne Impfung durch andere Mittel, nämlich durch strenge Sperre, Isolation und Desinfektion auf ihre Anfänge zu beschränken und zu unterdrücken;

3) daß demnach die Wohlfahrt des Reiches keineswegs die Aufrechthaltung des Impfzwangs verlangt, und zwar um so weniger, als es sich nicht um die Beseitigung einer gegenwärtigen Gefahr handelt, sondern um eine solche, von der gänzlich unbekannt ist, ob und wann sie eintreten wird."

Möge das ausgezeichnete Böing'sche Buch dazu beitragen, weiteres Licht in eine so außerordentlich wichtige und einschneidende Sache zu bringen!

Gerster.

Knipps-Hasse, Dr. med. V., prakt. Arzt, **Der chronische Morphinismus und Cocainismus** und seine sichere und dauernde Heilung. Berlin 1898. Verlag von Max Richter, S. O., Wienerstr. 14. 8°, 55 Seiten.

Verfasser hat alle Freuden und Leiden des Morphinismus am eigenen Leibe erfahren und ist darum ein sehr kompetenter Beobachter für den Verlauf dieses Zustandes. Von ganz besonderem Interesse sind aber die Erfahrungen, die er in den verschiedenen Heilanstalten und bei den verschiedensten Kollegen (auch dem bekannten Dr. Freiherrn von Schrenck-Notzing in München, den er sehr wohlwollend „vielleicht die bedeutendste Autorität auf dem Gebiet der Suggestion und Hypnose in Deutschland" nennt!) durchgemacht hat, ohne auch nur die geringste Besserung seines Leidens erzielt zu haben. Erst als er eine energische hygieinisch-diätetische Kur unter gleichzeitig vorsichtiger Herabminderung der Morphiumdosen ($1^1/_2$ Gramm Morphium und 2 Gramm Cocain pro Tag!!) in einer Wasserheilanstalt unternahm, gewann er allmählich seine geistigen und körperlichen Kräfte wieder und betrachtet sich, nachdem er 3 Jahre lang keinen Rückfall erlitten hat, als geheilt. Die Broschüre ist für Morphinisten und solche, die es nicht werden wollen, sehr lesenswert.

G.

Schiffner, Gustav, Niesky, O.-L., **Die menschliche Zelle.** Grundzüge ihres wahren Daseins. Niesky, O.-L., Verlag vom Naturheilbad „Bethesda". 1897. 8°, 83 Seiten.

Dem Verfasser ist es, wie er im „Vorwort" schreibt, gelungen, die die Frage zu lösen: „Mensch, wie lebst du?" Er will seinen (sein?) Verdienst nicht dadurch schmälern, daß er sich Lob und Dank erbittet, — „nein, was ich that ist Pflicht, und Pflicht ist heilig." Was that nun der Herr Schiffner? Er wies im 1. Teil seiner Schrift nach, daß es ohne die lebendige Kraft des Sonnenlichtes kein Leben der Zelle, weder der tierischen

noch der pflanzlichen gibt, im zweiten versetzte er der modernen Ernährungslehre den „Todesstoß", im dritten erklärte er die bisher ganz dunklen Funktionen des Nervensystems durch seine Lichttheorie. In seiner Schlußbetrachtung führt er aus, daß der Mensch das einzige Wesen sei, das sich selbst vernichtet, während alle andern, den Naturgesetzen gehorchend, sterben. Da nach dem Herrn Verfasser „eine Umstürzung dieser Zellenlehre nicht möglich ist, außer man belügt sich selbst", denken wir nicht daran sie umzustürzen, sondern freuen uns blos, daß er so klug war, sie nicht der ganzen Menschheit, sondern „seinen lieben Großeltern" zu widmen. St.

Kleiner Lesetisch.

Ueber Trinkzwang schreibt ein Kaufmann unsers Leserkreises aus seinen Erfahrungen:

„Man braucht nicht gerade ein Temperenzler strengster Observanz zu sein, um den in verschiedenen Erwerbszweigen sowie bei geselligen Vereinigungen jüngerer Leute herrschenden Trinkzwang als eine verwerfliche Sitte und eine lästige Einschränkung der persönlichen Freiheit zu empfinden. Die Nötigung zum Genusse geistiger Getränke findet sich nicht nur in den Kreisen solcher Geschäftsleute, welche Wirte zu Kunden haben (vergl. Heft 4 Seite 116 ff.), sondern bekanntlich auch bei Studenten, Gymnasiasten und jungen Kaufleuten.

Die jungen Leute, deren Körper und Geist noch in der Entwicklung begriffen, also noch nicht genügend gereift und gefestigt sind, werden durch den im Trink-Komment liegenden moralischen Zwang veranlaßt, übermäßige Mengen von Alkoholika durch die Kehle zu jagen und zwar mit einer Geschwindigkeit, welche einen wirklichen Genuß kaum aufkommen läßt. Wer die meisten Seidel im Laufe weniger Stunden hinuntergießen kann, ohne deutliche Zeichen von Trunkenheit zu verraten, der hat allein Anspruch auf den Namen eines wackeren Mannes, während der minder Leistungsfähige mitleidig über die Achseln angesehen, als Feigling, zum Mindesten aber als kein „echter Deutscher" betrachtet wird!! Von vernünftiger Rücksichtnahme auf die so ungeheuer verschiedene körperliche Verfassung und Individualität ist da keine Rede; nur die Menge des genossenen Bieres oder Weines ist entscheidend.

Daß aber die Aufnahmefähigkeit des Körpers für geistige Getränke, kurz gesagt die Trunkfestigkeit, keineswegs Hand in Hand mit geistiger Tüchtigkeit geht, sondern hiermit nichts zu thun hat, dafür dürfte ein jeder gute Beobachter Beweise und Beispiele genug im Leben vorfinden. Ich kannte z. B. einen Mann (Kaufmann seines Zeichens), dessen sehr kräftiger Körper

ihm gestattete, in den Abendstunden 20—25 Glas Bier und zwischen diesen noch eine Anzahl Schnäpse zu vertilgen und dabei „nüchtern“ zu bleiben. Die geistigen Leistungen dieses Menschen waren aber so unbedeutend, daß er mehr und mehr in seinen Verhältnissen zurückging, schließlich ganz verarmte, nur von guten Freunden vor dem Verhungern geschützt wurde und, als er starb, seine Familie in den traurigsten Verhältnissen zurückließ. Zum Teil mag eben der starke Biergenuß mit Schuld daran gewesen sein, daß es dem Manne an Thatkraft fehlte, dem Bergabgehen seiner wirtschaftl. Verhältnisse rechtzeitig Einhalt zu thun und eine lohnendere Thätigkeit zu ergreifen, wozu ihn die sonstige Biederkeit seines Wesens und sein Bildungsgrad wohl befähigt hätten. — Ich meine, das Vermögen, geistige Getränke in Masse zu vertilgen, ist noch lange kein Zeichen sonstiger Tüchtigkeit. Das Trinken der jungen Leute (und mancher älteren) „aus Tapferkeit“ und auf Kommando hat somit keinen rechten Sinn und die ihm zu Grunde liegende Vorstellung ist eine falsche. Dazu kommt noch, daß das, was anfänglich „aus Tapferkeit“ geschah, später oft aus Gewohnheit und sehr leicht in immer stärkerem Maße geschieht.

Zwar bilden sich jene „Tapferen“ gewöhnlich ein, ihr Körper sei so zäh und ausdauernd, daß er ohne Schaden die ihm zugeführten Alkoholika verarbeiten könne. Allein, das ist ja nur eitel Täuschung, denn das Übermaß davon bewirkt bei jedem Menschen ohne Ausnahme eine Schwächung der wichtigsten Lebensorgane und macht sie widerstandslos gegen die Angriffe der gesundheitsschädliche Einflüsse.

Eher zu verstehen, als das Trinken auf Kommando ist dagegen noch das Mußtrinken mancher Geschäftsleute „aus Geschäftsinteresse,“ so bedauerlich auch dieses ist. — Der Wein-, Bier-, oder Schnapsreisende sieht sich veranlaßt, beim Besuche seiner Kunden etwas zu verzehren, um dadurch die letzteren gefügiger und zu Bestellungen geneigter zu machen.

Leider gibt es nun viele Wirte, die gar sehr auf solchen Verzehr sehen und sogar nach der Größe desselben die Größe ihres Auftrages einrichten. Gescheit ist das jedoch niemals von den Wirten, denn der Kaufmann, der doch die hohen Reisespesen wieder herausschlagen muß, kann so anspruchsvolle Kunden unmöglich so gut bedienen, als andere, die nicht derartige Unkosten verursachen. Er wird ihnen also eine geringere Waare schicken und dem Wirt bleibt infolgedessen mancher Gast aus, ohne daß er sogleich merkt warum.

Vielfach liegt jedoch auch der Fehler auf Seiten der Reisenden, namentlich der jüngeren, noch weniger erfahrenen, welche sich gleich hinter eine Flasche Wein setzen, aus der dann oft mehrere werden, ohne sich rechtzeitig darüber Klarheit zu verschaffen, ob der Verzehr überhaupt Zweck hat. Denn der Wirt kann ja gerade vor Kurzem seinen Bedarf vollauf gedeckt, oder er kann verwandtschaftliche oder sonstige Verpflichtungen gegen andere Kaufleute haben.

Der Reisende erhält dann statt eines Auftrags höchstens ein paar billige Versprechungen für die Zukunft. Ist der Wirt aber zugänglich und

beteiligt sich an dem Mußtrinken, das sich in viel besuchten Lokalen recht oft wiederholt, so hat auch er den Schaden davon, nämlich in Bezug auf seine Gesundheit. Es ist statistisch festgestellt, daß die durchschnittliche Lebensdauer der Wirte eine ziemlich kurze ist; infolge der unregelmäßigen Lebensweise geht eben eine ganze Menge an Nieren-, und Herzleiden x. vorzeitig zu Grunde.

Durch etwas mehr vernünftige Überlegung auf beiden Seiten, d. h. bei den Wirten sowohl wie bei den Reisenden, könnte dem auf diesem Gebiete herrschenden unhygieinischen Wesen sicherlich gesteuert werden.

Alter der Eltern und Gesundheit der Kinder. Über den Einfluß des Alters der Eltern auf die Gesundheit der Kinder wird uns von einem unserer ärztlichen Mitarbeiter geschrieben: Die Statistik, namentlich die medizinische, ist oft recht grausam, weil sie jeden Idealismus zerstört, den Menschen ganz unabhängig von seinen Gefühlen machen und ihn unter die Alleinherrschaft der Vernunft stellen will. Sie sagt in trockenen Zahlen zum Beispiel: Wenn Du willst, daß deine Kinder an Geist und Körper gesund und kräftig sein sollen, so daß sie den Fährlichkeiten des Lebens mit Erfolg Widerstand leisten können, dann darfst Du nicht willkürlichen Weisungen des schelmischen Amors verblendet Folge leisten, sondern mußt Dir eine Lebensgefährtin wählen, welche nach Konstitution und Alter zu Dir paßt. Namentlich über das Alter der Eltern in Bezug auf die Gesundheit der Kinder hat sich in den letzten Jahren das statistische Material ziemlich angehäuft. Danach stammen die schwächsten Kinder im Allgemeinen von den jüngsten Müttern ab, und die stärksten Kinder haben Väter von 30 bis 40 Jahren. In Ehen, wo die Frauen etwas älter sind als die Männer, wird die Lebenskraft der Kinder nicht beeinflußt; ist der Vater bedeutend älter als die Mutter, so hat dies ungünstige Folgen für die Lebensdauer der Kinder. Am günstigsten gestaltet sich die Gesundheit der Kinder aus Ehen von Müttern zwischen 20 und 30 Jahren mit Vätern, die 10 Jahre älter sind; weniger günstig, wenn die Väter junger als die Mütter, oder aber 20 Jahre älter sind. Besonders auffallend ist die Verringerung der Lebensdauer bei Kindern aus Ehen von Männern, welche sehr junge Mütter, unter 20 Jahren, heiraten. Dies ist namentlich unter den Arbeiterklassen der Fall und trägt entschieden zur großen und frühen Sterblichkeit von deren Kindern bei. Die Resultate dieser Altersstatistik fassen wir am besten in folgenden Sätzen zusammen:

Mädchen sollen nicht heiraten, ehe sie 20 Jahre alt sind; Frauen (oder Mädchen) unter 30 Jahren thun gut, Heiraten mit Männern von über 50 Jahren zu vermeiden;

Frauen, welche über den Anfang der Dreißiger Jahre hinaus sind, sollen sich nicht mit jungen Männern unter 30 Jahren verheiraten;

Alte Männer sollen nicht junge Frauen nehmen; Männer dürfen nie Mädchen unter 20 Jahren heiraten;

Männer von 20 bis 30 Jahren mögen ihr Herz nur solchen Frauen schenken, die den Anfang der Dreißiger Jahre noch nicht überschritten haben;

Männer im Alter von über 50 Jahren sollen nur solche Frauen wählen, welche über 30 Jahre alt sind.

Im Allgemeinen stimmen ja diese Resultate der Statistick mit Brauch und Sitte überein, wenn auch Gott Amor immer einmal durch einen beson-

ders genialen Schelmenstreich alle Vernunft über den Haufen wirft. Aber nochmals hervorgehoben und betont sei namentlich die Thatsache, daß durch viele, viele tausende von Fällen unumstößlich bewiesen worden ist, daß Kinder von Müttern unter 20 Jahren an Lebenskraft und Lebensdauer am ungünstigsten unter allen Menschenkindern dastehen. Dr. O. G.

(Frankf. Gen.-A. Nr. 35).

Über **„Unsere Litteratur"** entnehmen wir der „Deutschen medizin. Wochenschrift" die nachstehenden Ausführungen, denen wir vollkommen beipflichten:

„Es ist ein heikles Thema, an das hier die Sonde gelegt wird, aber die Wunden, welche beim Sondieren schmerzen, bedürfen bekanntlich am meisten eines therapeutischen Eingriffes. Ein grauer, hervorragender Kliniker bemerkte mir einmal, als ich Weisheiten aus der neuesten Litteratur auskramen wollte: Lieber Kollege, lesen Sie einmal ältere Werke, da ist das alles schon und viel besser gesagt. Mit diesem Zitate soll unsere neuere Litteratur nicht gerichtet sein, es würde mir leicht sein, Beispiele zu bringen, welche beweisen, daß auch in unserer Zeit noch Hervorragendes geleistet wird. Aber bis zu gewissem Grade hatte der Alte doch recht. Es giebt in unserer Büchermacherei Arbeiten, welche mehr und mehr den Stempel eines unverfrorenen Plagiatorentumes an sich tragen. Neben guten Kompilationen, in denen man die eifrige sichtende Arbeit des Autors, das geistige Verarbeiten des Stoffes leicht erkennt, existieren Elaborate, an denen nichts eigene Arbeit ist, als die Gänsefüßchen, wenn sie nicht mit peinlicher Gewissenhaftigkeit weggelassen wären.

Es muß dies festgenagelt werden. So wird beispielsweise mit dem wörtlichen Abschreiben einzelner Lieferungen der deutschen Chirurgie ein grandioser Unfug getrieben. Man schneidet mit der Papierscheere entsprechende Abschnitte aus, stellt sie zusammen, und alsbald ist ein neues Lehrbuch fertig. Wer die Thätigkeit eines solchen Horribiliskribifax verfolgt, der weiß aus klassischen Beispielen, wie das gemacht wird. Ich will eines fingieren. Ich möchte ein Lehrbuch über „Die Lokalisation der Geschwülste" schreiben. Ich nehme Band für Band der deutschen Chirurgie, streiche die betreffenden Abschnitte an und lasse sie abschreiben. Um der Arbeit einen für mich legitimeren Karakter zu geben, empfieht es sich, die Abschrift selbst zu besorgen. Strenge ich mich ganz besonders an, dann schreibe ich noch einige verbindende Sätze und ein Vorwort. Das Buch geht in die Welt, hat das unverdiente Glück, „einem längst empfundenen Bedürfnis" entgegenzukommen. Der Name aber des Autors, der das Material mit Bienenfleiß zusammengetragen hat und allenthalben die aktenmäßigen Belege für seine Quellen liefert, wird unterschlagen, der Unkundige beruft sich auf die Autorität des geistlosen Plagiators.

Habent sua fata libelli. Solche Bücher erleben Auflagen. Während wir daneben originelle, dem einschlägigen Bedürfnis besser Rechnung tragende Darstellungen haben, steht diese Parasitenlitteratur in üppigem Flor.

Oder ich lese von einer „neuen bestehenden" Theorie des Herrn X., befasse ich mich damit, so steht diese Theorie zwar nicht schon im Hippokrates, aber einige Dezennien liegt ihre Schöpfung doch zurück. Und was das traurigste ist, die „neue bestehende" Theorie des Herrn X. ist mit vollem Bewußtsein wörtlich abgeschrieben. Der intellektuelle Urheber ist der Vergessenheit mit greifbarer Absicht anheimgegeben, und man spricht jetzt nur von

der X.'schen Theorie. Und das gespendete Lob geht von einem Autor aus, von dem man eigentlich voraussetzen muß, daß er dieses Gebiet völlig beherrscht.

Man könnte mir einwerfen, das sei Übertreibung meinerseits, aber ich kann versichern, daß ich den Beweis dafür bis in Einzelheiten erbringen kann, aber aus naheliegenden Gründen muß darauf verzichtet werden. Ich weiß auch, daß ich mit meinen Anschauungen nicht allein stehe.

Um unserer selbst willen muß diesem unanständigen Gebahren ein Ende gemacht werden; Reform thut dringend not. Sie kann vorerst nur einen Weg beschreiten. Die Kritik in unserer Litteratur ist eine zu rücksichtsvolle, zu kollegiale — man ist doch sonst nicht so zartfühlend — sie beschränkt sich meist darauf, neuen Erscheinungen einen empfehlenden Begleitbrief mitzugeben, sie tadelt zu wenig und leistet deshalb als Kritik auch nichts Förderndes. Mit einem Wort: Unsere Kritik ist keine Kritik. Wäre unser Kritik besser, dann würden sich gewisse Bücher der erwähnten Art nicht an die Öffentlichkeit wagen, sie würden nicht geradezu in ihrer unberechtigten Existenz sanktioniert. Die Kritik muß unbedingt, wo es notwendig ist, mit vernichtender Strenge vorgehen. Sie muß aber auch gerecht sein. Bekanntlich kann auch einmal ein geschätzter Autor etwas minderwertiges schreiben. Während man auf anderen Gebieten solche Erscheinungen mit der erforderlichen Rücksicht beurteilt, aber immerhin einer Kritik unterzieht, pflegt man in unserer Litteratur solche Schwächeanfälle dem Konto des Autors im Gegenteil gutzuschreiben. Im Stillen gesteht man sich allerdings dann, es war doch eine recht mäßige Leistung von Z. Diese immer lobhudelnde, byzantinische Autoritätsverehrung paßt nicht mehr in unser Zeitalter. Eine gute Kritik hat aber noch den großen Vorzug der Ehrlichkeit.

Also mehr Kritik! Dazu bedarf es Leute, welche in der Litteratur zu Hause sind, welche in der Geschichte der Medizin Bescheid wissen. Unsere heutige Litteratur enthält Bücher, welche für jeden Kenner ein Stein des Anstoßes sind. Ihnen muß im Interesse des wirklichen gediegenen der Prozeß gemacht werden. Was ich wünsche, wird sich nur langsam erreichen lassen. Es wird gut sein, wenn sich ältere, erfahrene Kräfte an diese Aufgabe machen. Aber im Interesse gegenseitiger Achtung muß diese Manier des unlauteren Wettbewerbes an den Pranger gestellt werden. Besonders aber sei hier an unsere klinischen Lehrer die Bitte gerichtet, dem angehenden Arzte mit Empfehlung guter Litteratur an die Hand zu gehen".

Praktische Humanität. Regierungs-Rat v. Bruce hat der Stadt Warmbrunn zur Errichtung einer Schnitzerschule im Riesengebirge 300 000 Mark vermacht. — Zu Gunsten der Kinder von Beamten und Arbeitern, welche in der Elektrizitäts-Aktiengesellschaft vormals Schuckert & Co. in Nürnberg beschäftigt sind, hat die in Wiesbaden lebende Frau verwitwete Kommerzienrat Sophie Schuckert vor Kurzem eine die Summe von 300 000 Mark betragende Stiftung errichtet. Nunmehr sind die dabei beabsichtigten Einführungen ins Leben getreten, nämlich für die in der Fabrik beschäftigten Lehrlinge eine technische Fortbildungsschule, dann für Knaben im Alter von 10 Jahren an ein vortrefflich organisierter Knabenhort, während für bereits der Schule entwachsene Mädchen eine Haushaltungsschule die nötige Fortbildung beschafft. Ein späterhin zu errichtender Kindergarten wird auch noch für die Kleinsten sorgen. Zur Führung des zukünftigen einfachen Haushaltes werden junge Mädchen in der Haushaltungsschule angeleitet, indem ihnen gründlicher Unterricht in Kleider- und

Wäschenähen, im Ausbessern, im Waschen, Plätten und Kochen erteilt wird. Um keine Halbbildung zu schaffen, werden nur immer 15 Mädchen in einem drei Monate währenden Kursus aufgenommen. — Kommerzienrat Heinrich Lanz in Mannheim stiftete bei seinem 60 Geburtstage eine Million Mark zur Unterstützung hilfsbedürftiger Arbeiter. — Der Landbesitzer Lenior in Meran (Tirol), vermachte seiner Vaterstadt Kassel abermals behufs Errichtung einer Waisenstiftnug eine halbe Million Gulden.

„Das rothe Kreuz“, XVI, 3.

Komitee für die Zentralisation der Wohlfahrtspflege in Berlin. Der Gedanke von der Notwendigkeit der Zentralisierung der Wohlfahrtspflege in Berlin gewinnt glücklicherweise immer mehr Boden. Jetzt haben sich die „Vereinigungen der Wohlfahrtsbestrebungen“, wie schon seit langem geplant, zehn sind es, zusammengeschlossen, indem ihre Vorsitzenden und Schriftführer sich als „Komitee für die Zentralisation der Wohlfahrtspflege in Berlin“ konstituiert haben. Das also gebildete Komitee hat aus sich heraus einen Arbeitsausschuß gebildet, welcher sich aus theoretisch und praktisch für die Zentralisationsbestrebungen sich interessierenden Personen kooptieren kann. Derselbe ist vom Komitee beauftragt, planmäßig mit der Anregung von Zentralisationen in den bis jetzt noch nicht berücksichtigten Teilen der Stadt vorzugehen. Auch soll er nach und nach mit allen in Betracht kommenden, der Wohlfahrtspflege obliegenden Faktoren in Verbindung treten, um eine prinzipiell und praktisch die Zentralisationsbestrebungen fördernde Stellung derselben anzubahnen. Es ist dabei zu bemerken, daß sowohl die Vertreter der öffentlichen Armenpflege, als auch die der kirchlichen und eine große Anzahl privater Wohlthätigkeitsvereine durch ihre einzelnen Vertreter schon jetzt in den verschiedenen „Vereinigungen“ eifrig mitarbeiten. Es soll endlich die Bildung einer Zentralkasse, aus welcher alle aus dem Zentralisationswerk erwachsenden Verwaltungskosten zu bestreiten sind, in die Wege geleitet werden. Dabei wird die Hoffnung gehegt, daß die großen Wohlthätigkeitsvereine Berlins, die teilweise bisher schon zu den Kosten der einzelnen Vereinigungen beisteuerten, nun zur Zentralkasse beitragen und daß auch ganz besonders Privatpersonen diese bedenken werden. Der Ausschuß soll vor allen Dingen dahin streben, daß die kommunale, kirchliche und private Armenpflege einträchtig zusammenarbeiten und dafür sorgen, daß das letzte Ziel aller Zentralisationsbestrebungen — die nachhaltige, gemeinsame Fürsorge für wirklich Bedürftige — im Vordergrund bleibt. — Ein Ziel, dem jeder Freund der Armen und Notleidenden von Herzen zustimmen wird.

Berlin-Brandenburger Heilstätten-Verein. Der Vorstand und der Ausschuß des Vereins war kürzlich in der Wohnung des Geheimrats von Leyden zu einer Sitzung zusammengetreten, um über die Bauausführung der Lungenheilstätte bei Belzig und über die Bleichröder-Stiftung Beschluß zu treffen. Die Generalversammlung hatte die Errichtung einer Lungenheilstätte auf dem bei Belzig angekauften Terrain beschlossen unter Zugrundelegung eines vorgelegten Projektes. Die Baukommission hat nun, wie die Herren Baurat Diestel und Geh. Rat Prof. B. Fränkel in der Sitzung ausführten, vorgeschlagen, bei dem projektierten Krankenhaus den besonderen Saalbau zu streichen und den Speisesaal dafür in disponible Räume des ersten Stockwerks zu legen, dagegen das ganze Gebäude zu unterkellern und den Bau des westlichen Flügels erst dann in Angriff zu nehmen, wenn die dazu erforderlichen Mittel vorhanden sein werden. Durch diese Abänderungen

wird die Bausumme auf 430 000 Mk. reduziert, wobei der von der „Samuel Bleichröder-Stiftung“ in Aussicht gestellte Kostenbeitrag schon in Anrechnung gebracht ist. Das Vereinsvermögen beträgt zur Zeit ungefähr 340 000 Mk. einschließlich des Legates von 100 000 Mk. der Frau Hauptmann Freytag. Vom deutschen Zentralkomitee wird ein größerer Beitrag mit Sicherheit erwartet, es bleiben aber immerhin noch etwa 50 – 60 000 Mk. für den Bau zu decken. Der Bau soll derart gefördert werden, daß am 1. Juni 1899 die Eröffnung des Krankenhauses erfolgen kann. — Sodann berichtete Geh.-Rat Fränkel über die „Samuel Bleichröder-Stiftung“. Die Baupläne für dieselbe sind ebenfalls ausgearbeitet. Ursprünglich sollte für die von dem verstorbenen Geh.-Rat G. v. Bleichröder gestiftete Million ein Krankenhaus mit 20 Betten errichtet werden, dessen Insassen auf Kosten der Stiftung verpflegt werden sollten. Durch weitere Mittel, welche vom Geheimen Rat Schwabach und der Familie Bleichröder gewährt werden, soll nunmehr die Stiftung auf dreißig Betten ausgedehnt werden. Das projektierte Krankenhaus der Bleichröder-Stiftung wird in unmittelbarer Nachbarschaft der Lungenheilstätte des Vereins erbaut werden und verspricht, in jeder Beziehung eine Musteranstalt werden, sowohl was die äußere Ausstattung wie die innere und hygieinische Einrichtung betrifft. Außer den reichlich bemessenen Tagesräumen für die Patienten ist u. A. auf den Schlafraum jedes Kranken ein Mindestmaß von 40 Kbm. Luft gerechnet.

Soll man beim Essen trinken? Diese nicht unwichtige Frage behandelt Geheimrat Professor Ewald, der Direktor des Augusta-Hospitals in Berlin, in der neuesten Nummer der von dem Privatdozenten Mendelsohn herausgegebenen „Zeitschrift für Krankenpflege.“ Die vielfach gemachten Einwände, daß durch das Trinken der Magensaft zu sehr verdünnt, der Magen überfüllt werde, daß kalte Getränke den Magen zu sehr abkühlen u. s. w. läßt Professor Ewald ohne Weiteres nicht gelten. Im Gegenteil kann man nach Ewald's Ansicht den Satz aufstellen, daß mäßiges Trinken vor oder während des Essens den Appetit anregt, indem es zu einer erhöhten Absonderung des Magensaftes und der, für die Verdauung überaus wichtigen Salzsäure führt. Aus diesem Grunde ist auch das Essen von Suppen als Einleitung zum Essen unter Umständen empfehlenswert. Der thatsächliche Nährwert der meisten Suppen ist dagegen bekanntlich sehr gering. Gegen übermäßige Zufuhr von Getränken weiß der Magen sich zu schützen, indem er sich derselben schnell entledigt, sie in den Darm befördernd. In Fällen, wo dem Magen größere Mengen sehr kalter Flüssigkeiten zugeführt werden, wird durch erhöhte Wärmeentwickelung dafür Sorge getragen, daß ein Ausgleich stattfindet. Doch ist dieses letztere noch am gefährlichsten, indem es leicht zu katarrhalischen Erkrankungen des Magens führen kann. Also mäßiges Trinken vor, während oder nach den verschiedenen Mahlzeiten ist Gesunden zu empfehlen, natürlich schadet Übermaß hier wie überall. Wogegen Professor Ewald energisch Einspruch erhebt, das ist gegen den „Frühschoppen“. Anders liegen freilich die Verhältnisse bei Erkrankungen des Magens, oder solchen Erkrankungen, die auf den Magen zurückwirken. Übrigens nützt oft eine Anfeuchtung des Gaumens gegen den Durst, ohne daß die Personen die Flüssigkeit schlucken. Auch gegen die früher viel gehandhabte Methode, Fieberkranken fast gar nichts zu trinken zu geben, wendet sich Professor Ewald. Wenn heute auch von Ärzten nach dieser Richtung hin oft des Guten zu viel gethan wird, wie die jüngst in den homöopathischen Blättern abgedruckte

Rechnung einer Krankenkasse beweist, wonach ein Arzt einer Näherin bei einer akuten Lungenentzündung in der Zeit vom 10. Januar bis 18. Februar 33 1/2 Flaschen Champagner verschrieben hat und ein anderer bei eim Typhusfall in 91 Verpflegungstagen 32 Liter Wein und 44 Flaschen Bier verordnet hat.

Die Gesundheitspflege in den Barbierstuben. Unter diesem Titel veröffentlicht Dr. Heinrich Berger soeben eine kleine Broschüre (Basel und Leipzig. Karl Sallmann. 75 Rpp.), welche als eine Anregung auf diesem Gebiet der Hygieine dankbar begrüßt werden dürfte. Er fügt seinem Büchlein einige Schlußsätze bei, deren meiste Forderungen freilich gegenwärtig noch nicht durchführbar sein werden, mit denen sich aber die Hygieine der Zukunft immer mehr wird zu beschäftigen haben. Sie lauten: 1. Die Hygieine (Gesundheitspflege) in den Barbier- und Frisierstuben ist nicht zeitgemäß; es ist eine größere Berücksichtigung hygieinischer Grundsätze notwendig, wogegen auch die Honorierung des Barbiers eine höhere werden muß. 2. In den Barbier- und Frisierstuben können Haut-, Haar-, Bart- und Geschlechtskrankheiten, auch andere Infektionskrankheiten übertragen werden. 3. Der Barbier muß frei sein von Epilepsie, Krämpfen jeder Art, Trunksucht und ansteckenden Übeln. 4. Mit ansteckenden Haut-, Haar-, Bart- und Geschlechtskrankheiten Behaftete dürfen in öffentlichen Barbier- und Frisierstuben nicht behandelt werden, sie sind zurückzuweisen und nur in ihrer eigenen Wohnung mit eigenen Instrumenten zu behandeln. 5. Am besten läßt sich jeder in einer Barbierstube nur mit eigenen Instrumenten behandeln. 6. Als Bürsten für Haar und Bart dürfen nur gute Haarbürsten verwendet werden, welche eine regelmäßige Reinigung gestatten. Die Kämme sollen aus gutem Horn, Kautschuk oder Schildpatt sein. 7. Anstatt der Puderquasten verwende der Barbier kleine Wattebäusche, welche nach der Benutzung wegzuwerfen sind. 8. Handtücher, Mäntel, Servietten müssen immer sauber, frisch gewaschen sein; anstatt der leinenen Servietten empfehlen sich der Billigkeit wegen papierne, welche nach dem Abtrocknen weggeworfen werden. 9. Kämme sind nach dem Gebrauch mechanisch zu reinigen und in Sublimatlösung zu desinfizieren; Scheren, Rasiermesser und Rasierpinsel sind nach dem Gebrauch auszukochen oder mit in absoluten Alkohol getauchten Wattebäuschchen abzuwischen. 10. Anhauchen und Abwischen des Streichriemens mit der Hand ist verboten. 11. Der Kopf soll öfter gereinigt werden, wobei Kratzen zu vermeiden ist; der Gebrauch der sogenannten Walzen ist verwerflich. 12. Die Hände des Barbiers müssen immer peinlichst sauber sein; der Anzug soll hell sein und am Halse und an den Händen straff schließen. 13. Das Wegpusten der Haare beim Haarschneiden ist verboten. 14. Der Barbier sowohl als das Publikum sind über die ansteckenden Leiden, speziell über Haut-, Haar-, Bart- und Geschlechtskrankheiten zu belehren. 15. In Barbier- und Frisierstuben ist ein Regulativ in Plakatform an einer in die Augen fallenden Stelle anzubringen, in welchen die in den vorhergehenden Sätzen aufgestellten Regeln enthalten sein müssen. 16. Die Barbier- und Frisierstuben sind einer Konzession und einer fortwährenden sanitären Beaufsichtigung zu unterwerfen. „Volkswohl“ XXI, 51.



Stuttgart, 15. Mai 1898.

v. Leyden's Handbuch der Ernährungstherapie und Diätetik.

II.

Vom vierten Kapitel: **Allgemeine Therapie der Ernährung** hat den ersten Abschnitt — Indikationen der Ernährungstherapie — der Herausgeber des Werkes, Dr. E. v. Leyden, geh. Med.-Rath und ord. Prof. an der Universität Berlin, selbst geschrieben.

1. **Diätetik (Ernährungstherapie) des Gesunden.** Die großen Ärzte des Mittelalters haben sämtlich betont, daß der Arzt nicht nur für die Kranken, sondern — sogar in erster Linie — für die Gesunden da sei. Die Kunst, die Gesundheit zu schützen und zu erhalten, galt nicht nur des Arztes würdig, sondern auch als seine Pflicht. So berührt es den hygieinisch denkenden Leser sofort sympathisch, wenn die ersten Sätze der E. v. Leyden'schen Abhandlung lauten:

„Die Diätetik — als Teil der medizinischen Wissenschaft — fängt nicht erst bei dem kranken Menschen an: sie hat sich auch mit dem gesunden zu beschäftigen. Sie hat die Grundsätze einer rationellen Ernährung festzustellen, welche 1) die Gesundheit und ein langes Leben am sichersten zu erhalten und 2) Krankheiten vorzubeugen oder gegen Krankheiten widerstandsfähig zu machen im Stande ist.

Die Stellung des Arztes gegenüber den außerordentlich widersprechenden Anschauungen der Menschen über die „richtige" Diät charakterisiert v. Leyden folgendermaßen:

„Im Allgemeinen ist die alltägliche Ernährung eine Sache der Gewohnheit und Überlieferung, an welcher der Arzt zunächst keinen Anteil hat.

Allein man wird nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß ärztliche Erfahrungen und die Fortschritte des ärztlichen Wissens auf diesem Gebiete unmerklich in die volkstümlichen Anschauungen übergehen. Man begegnet Einrichtungen und Gewohnheiten, welche die verschiedenen Theorien der ärztlichen Wissenschaft widerspiegeln. Schon dieser Einfluß, mehr noch die individuellen Anschauungen und Eigenheiten der Laien, bringen Widersprüche und Unsicherheiten hervor, mehr noch die Neigung zum Halbwissen und Besserwissen, welche in unserer parlamentarischen Zeit, die jeder Autorität abgeneigt ist, mehr und mehr um sich greift. So haben in den verschiedenen Gesellschaftsschichten die verschiedensten Ansichten und Methoden der Ernährung Fuß gefaßt und werden mit großem Eifer und Fanatismus als die allein seligmachenden vertheidigt. Die Einen loben das Fleisch, die Anderen sind Vegetarianer und halten dies für die einzig gesunde Lebensweise; die Einen loben Wein und Bier, die Anderen halten Bouillon für die kräftigste Nahrung, die Anderen verschmähen sie u. s. w. Alle diese und noch andere Eigenheiten können, wenn sie mit Vernunft zur Anwendung kommen, lange Zeit ohne Schaden für die Gesundheit festgehalten werden. In dem Zwiespalt der Meinungen soll der Arzt entscheiden, welche Ernährungsweise (Diät) die richtige, die beste ist. Die Kenntnis der Nahrungsmittel und ihres Wertes, sowie die Kenntnis einer zweckmäßigen Ernährung unter den verschiedenen individuellen Verschiedenheiten der Jetztzeit ist daher für jeden Arzt unentbehrlich. Er muß seinen Klienten, gesunden wie kranken, auch in diesem wichtigen Punkte mit maßgebendem Rat zur Seite stehen können.

Eine absolut normale Diät giebt es freilich nicht. Sie kann und soll nach der Individualität, nach Gewohnheit, nach der Art der Arbeit und Beschäftigung, nach der körperlichen Anlage und namentlich der Kraft der Verdauungsorgane eingerichtet sein. Auf individuelle Eigenheiten, sogenannte Idiosynkrasieen ist gebührende Rücksicht zu nehmen. Die Grundsätze aber der richtigen Ernährung sind wissenschaftlich und praktisch genügend erforscht und erprobt, und haben hinreichend allgemeine Geltung, so daß es bis auf Einzelheiten nicht schwer fällt, ein Regime für gesunde Ernährung festzustellen."

Bei Betrachtung der „Hygienischen Diätetik des gesunden Menschen" beantwortet v. Leyden die Frage: Was soll die Ernährung für den gesunden Menschen leisten? dahin, daß sie seine Gesundheit, d. h. sein Wohlbefinden, seine geistige und körperliche Leistungsfähigkeit ungeschmälert erhalten und einen vollständigen Ersatz für die durch die Lebensvorgänge bedingten Stoffverluste geben, d. h. die vorhandene gesunde Körperfülle (Körpergewicht) erhalten soll. Die Nahrungsmittel sollen gut und bekömmlich, gleichzeitig so zubereitet und nach Mahlzeiten verteilt werden, daß sie ohne Schwierigkeit aufgenommen und ohne Beschwerden verdaut werden; endlich soll die Ernährung eine Quelle des Genusses und der Freude sein. Sanitätspolizei und Nahrungsmittelgesetze sorgen zwar für gesundheitsgemäße Beschaffenheit der Nahrungsmittel, aber bei Auswahl und Zubereitung derselben durch Kochen fällt doch der Familie und dem Einzelnen noch eine weitere Aufgabe zu. Wasser, Milch, Obst, Fleisch u. s. w. können durch Verdorbensein großen Schaden bringen. Die Kochkunst ist kein Luxus, sondern eine hygieinisch-notwendige Sache.

Die Ordnung der Mahlzeiten hängt von Umständen und Gewohnheit ab, bei uns nimmt man gewöhnlich drei Mahlzeiten. Das erste Frühstück sollte reichlich, das Mittagessen mäßig, das Abendessen frugal sein. „Die gesundheitsgemäße Ordnung der ganzen Lebensweise knüpft sich naturgemäß an die drei wichtigsten Dinge: Ernährung, Arbeit, Schlaf. Ordnung und Maß in diesen Dingen, die so sehr ineinandergreifen, schützt die Gesundheit, verlängert das Leben, und übt zugleich die bedeutenden Charaktereigenschaften der Ordnung, der Mäßigkeit und Selbstdisziplin."

Die „Nahrhaftigkeit" der Speisen ist theoretisch leicht zu bestimmen: Eiweiß und Kohlehydrate sind in der Gestalt der Speisen an festem (wasserfreiem) Nahrungsstoff an Nährwert nahezu gleich zu setzen, während die Fette fast den doppelten Nährwert haben. In der Praxis aber ist die Frage nach der Nahrhaftigkeit allgemein kaum zu beantworten und muß individuell entschieden werden.

„Im Publikum gelten vielfach noch die Fleischspeisen für besonders nahrhaft (nach Liebig'scher Theorie), daher kommt es auch, daß der Glaube an die Nahrhaftigkeit der Fleischbrühe gar nicht auszurotten ist." Im Allgemeinen kann man nur sagen, daß feste Speisen (Fleisch, Eier, Chokolade, Käse, Brot, Zucker, Fett u. s. w.) nahrhaft sind.

Die Verdaulichkeit der Speisen ist nicht nur von deren Zusammensetzung und Zubereitung, der Zeit der Aufnahme u. s. w., sondern auch von der Beschaffenheit der gesamten Kau- und Verdauungsorgane abhängig. Gewohnheit, Geschmack und Vorstellung spielen hier eine große Rolle und greifen vielfach ineinander ein. So ist auch der Begriff „ungesunde" Speisen ein relativer.

Der sogenannte Ballast, d. h. der unverdaut bleibende Rest der Nahrung hat den Zweck, die eigentlichen Nährsubstanzen zu verteilen, so daß die Verdauungssäfte dazwischen eindringen können: er macht die kompakte Nahrung porös. Durch den auf die Darmbewegung ausgeübten Reiz fördert er ferner die Fortschiebung des Inhalts.

Bezüglich der Getränke ist v. Leyden der Meinung, Kaffee, Thee und alkoholische Getränke seien bei mäßigem und rechtzeitigem Genusse dem Gesunden nicht schädlich. Den Alkohol betrachtet er als Sparmittel und Stimulans, ohne sich vom ärztlichen Standpunkt aus den Schädlichkeiten und Gefahren zu verschließen, welche der gewohnheitsmäßige Gebrauch der Alkoholika in sich schließt. Er verpönt alkoholische Getränke bei Kindern, sowie bei Gicht- und Nierenleidenden.

Das Wasser kommt bei hygieinisch-diätetischer Prüfung qualitativ und quantitativ in Betracht. v. Leyden kann eine beträchtliche Entziehung der Flüssigkeitsaufnahme als allgemeine Regel nicht gutheißen, sondern hält ein gewisses Maß von Durchspülung der Nieren, sowie der Körperorgane überhaupt der Gesundheit förderlich. Die tägliche Harnmenge soll 1500 bis 2000 gr betragen. Das viele Wassertrinken ist zumeist nur schlechte Gewohnheit, zuweilen auch krankhaft bedingt; bei Tisch ist es unbedingt schädlich.

Stark kohlensäure-haltige Mineralwässer soll man abstehen lassen oder ihnen etwas Wein zusetzen.

Appetit und Verdauungskraft können von einander unabhängig sein, d. h. man kann bei sehr gutem Appetit schlecht verdauen und umgekehrt. v. Leyden macht darauf aufmerksam, daß Appetitlosigkeit ebenso wie Hungergefühl oft nur psychisch sind und daher die ganze Kunst des Arztes herausfordern.

Die „prophylaktische Diätetik des Gesunden" soll Krankheiten, zu welchen Alter, Geschlecht, äußere Verhältnisse oder auch Erblichkeit disponieren, vermeiden helfen und tritt auch dann in Wirksamkeit, wenn der Patient, ohne krank zu sein, einen Teil der Widerstandsfähigkeit seiner Konstitution eingebüßt hat. Für Kinder verlangt v. Leyden tadellose Milch und hebt die Grundsätze der persönlichen Gesundheitspflege für die Schuljugend hervor; Erwachsene müssen festhalten, daß eine richtig geleitete Ernährung und Abhärtung die Widerstandsfähigkeit des Körpers gegen Krankheiten überhaupt stärkt, namentlich gegen Tuberkulose, aber auch gegen Gicht, Schlagfluß, Zuckerkrankheit u. a. Wenn größere Epidemieen herrschen (Cholera, Ruhr, Typhus, Sumpffieber, Influenza, Scharlach, Diphtherie, Brechdurchfall der Kinder), ist vor Allem die Krankheitsfurcht zu bekämpfen. Viele als sichere Prophylaktika empfohlene Mittel (auch die Impfungen bei Cholera und Pest) hält v. Leyden nur suggestiv und beruhigend wirksam. Am besten ist es, wenn Jeder in Art, Ordnung und Mäßigkeit der gewohnten Lebensweise verbleibt. Der Arzt sei nicht ängstlich und sorge für strenge Durchführung seiner Verordnungen.

Bei Klimawechsel hat der Arzt, der über die Hygieine in den verschiedenen Klimaten der Erde Bescheid wissen soll, seine Klienten zu instruieren und ihnen diätetische Ratschläge zu geben.

Von allgemeiner Wichtigkeit ist, was v. Leyden über den Nutzen der Diätetik für Kränkliche schreibt:

„Die prophylaktische Diätetik tritt auch dann in Wirksamkeit, wenn der Patient, ohne krank zu sein, einen Teil der Widerstandsfähigkeit seiner Konstitution eingebüßt hat. Es handelt sich dabei um schwächliche, kränkliche Individuen, häufig nur solche, die durch mangelhafte Ernährung schlecht entwickelt oder verweichlicht sind. Solche Personen fühlen sich schwächer als Gesunde, können weder körperlich noch geistig noch so viel leisten und trauen sich weniger zu; sie sind durch Anstrengungen leicht für längere Zeit erschöpft. In der Regel sind es magere, blaß aussehende Individuen, welche sich schlecht nähren; nicht selten sind sie auch von schlaffem zaghaftem Charakter, von geringer Arbeitskraft und beschränkter Fähigkeit der Selbstüberwindung.

Manche dieser schwächlichen, kränklichen Individuen sind von Jugend auf so gewesen, sei es in Folge von erblicher Anlage oder unzweckmäßiger Erziehung. Andere sind erst später so geworden, nicht selten durch wiederholte Krankheiten in der Jugend, welche sie ängstlich und weicher gemacht

und das Vertrauen zu ihrer Gesundheit untergraben haben. Noch andere sind durch übermäßige (geistige und körperliche) Arbeit, durch Sorge und Aufregung, kurz alles, was den Kampf ums Dasein begleitet oder ausmacht, in diesen Zustand geraten. Sehr gewöhnlich ist neben den genannten Ursachen eine lange Zeit umfassender Vernachlässigung der körperlichen Pflege und Ernährung anzuklagen. Der Konsum der Kräfte wird gesteigert, während der Wiederersatz zurückblieb. In solchen Fällen hat die Ernährungstherapie einzutreten und dem Arzte fällt die Aufgabe zu, inmitten der Sorge und Ängstlichkeit, den Unlustgefühlen und der Appetitlosigkeit abzuhelfen, um die körperliche und geistige Kraft wieder zu heben und die Widerstandsfähigkeit gegen Krankheit auf ihr normales Maß zu bringen. Auch hier wollen wir nicht unterlassen, zu bemerken, daß wir nicht auf die Ernährungstherapie allein bauen, sondern alle Mittel und Methoden herbeiziehen, welche Körper und Geist zu kräftigen geeignet sind.

Als eine fünfte Art der diätetischen Prophylaxe wollen wir diejenigen Fälle bezeichnen, wo ein nicht ganz vollkommener, aber doch ein relativer Gesundheitszustand besteht, welcher durch eine zweckmäßige diätetische Lebensweise erhalten, durch unvorsichtige Ernährung gestört werden kann. Abgesehen von der schon erwähnten Fettleibigkeit und Magerkeit denke ich hier namentlich an Diabetische, Herz- und Magenkranke. Erstere bedürfen auch in leichten Fällen stets einer ärztlichen Beaufsichtigung der Diät, welche eine stärkere Abmagerung und eine hartnäckige Dyspepsie sorglichst zu vermeiden hat. Herzkranke sollen ebenfalls auch im Stadium vollkommener Kompensation eine bestimmte Ernährungsmethode einhalten, welche eine zu starke wie zu schwache Ernährung, große Mahlzeiten, harte Speisen, die den Magen ausdehnen und aufblähen, ausschließt, Flüssigkeitsaufnahme nicht zu sparsam und nicht zu reichlich gestattet. Auch die Disposition zu Gallensteinen, sowie zu Magen- und Darmkrankheiten (Säurebildung, Verstopfung) oder die ihnen folgenden Schwächezustände erfordern prophylaktisch-diätetische Vorschriften".

Auf diesem Gebiete — der hygieinisch-diätetischen Prophylaxe — erwächst unsers Erachtens den ärztlichen Sanatorien und Kurpensionen ein großes, leider noch sehr wenig bebautes Feld. Gerade in den Fällen, wo noch keine ausgesprochene „Krankheit", noch keine ernste organische Läsion, vorliegt, kann der mit der Diätetik gründlich vertraute Arzt unendlich segensreich wirken, indem er seine Patienten zu der individuell geeigneten Diät (im Verein mit allen andern hygieinischen Maßnahmen) erzieht und sie hiedurch vor künftigen Schädigungen bewahrt, die, einmal eingetreten, mehr oder weniger irreparabel sind.

2. **Die Ernährungstherapie in Krankheiten.** An die Speisen, die dem Kranken dargereicht werden, stellt v. Leyden als erste Anforderung, daß sie ihm nicht schaden, als zweite, daß sie ihn erquicken und als dritte, daß sie ihm nützen. Um zu entscheiden, welche Ernährung für den Kranken die geeignetste ist, muß ihn der Arzt längere Zeit beobachten und seine Individualität genau studieren. Um Schädlichkeiten möglichst zu vermeiden, müssen der Zustand des Magens und des Verdauungskanals im Einzelfall, die Individualtiät (Neigung oder Abneigung gegen bestimmte Speisen) und die Art der Erkrankung berücksichtigt werden und Verschlim-

merungen durch die Kost ausgeschlossen sein. Ganz besondere Schwierigkeiten macht die Ernährungsweise in der Rekonvaleszenz von schweren Krankheiten. Auf die Fähigkeit des Kranken, Nahrung zu nehmen, hat das ganze Gebiet des Komfortes der Krankenpflege den größten Einfluß und dementsprechend müssen Auswahl, Zubereitung und Anrichtung der Speisen mit größter Sorgfalt geschehen.

„Eine normale Krankenkost", sagt v. Leyden mit vollem Recht, kann ebensowenig aufgestellt werden, als eine allgemein giltige Normaldiät für Gesunde." Im Prinzip sind die Aufgaben für Ernährung der Kranken wie der Gesunden die gleichen, der Unterschied liegt nur darin, daß man den idealen Aufgaben der Ernährung des Kranken nicht immer, wenigstens für längere Zeit nicht, genügen kann, sondern in Bezug auf Menge, Auswahl und Zubereitung der Nahrung andere Wege einschlagen muß.

„Die Vorstellung, daß der Kranke eine ganz besondere Nahrung haben müsse, hat zu einem viel zu ausgedehnten und verständnislosen Gebrauch der künstlichen Nährpräparate geführt. Ärzte wie Laien glauben den Kranken etwas besonders Nahrhaftes gegeben zu haben, wenn sie der Milch oder Bouillon 1 Eßlöffel Fleischextrakt oder Somatose zusetzen. Für den Kranken haben diese Zusätze häufig nur suggestiven Wert, d. h. der Kranke, welcher sieht, daß er nicht genug zu sich nimmt und außer Stande ist, mehr zu genießen, beruhigt sich und hofft Stärkung durch künstliche Nährpräparate."

Von Nahrungsmitteln, die für gewöhnlich zur Krankenkost gerechnet werden, erwähnt v. Leyden:

Milch (kalt, warm, heiß, roh, gekocht, sterilisiert, mit Kaffee, Thee, Chokolade, Cacao versetzt, Molken, Buttermilch, saure Milch, Kefir, Kumiß, Magermilch), Mandelmilch, Cocosmilch, Mehlsuppen, Obstsuppen, Bouillon, („Fleischbrühe gilt unglaublicher Weise immer noch selbst bei Ärzten für sehr nahrhaft und kräftigend, während der Nährwert fast Null ist, wenn er nicht durch Zusatz von Ei oder Sago, Leguminose, Arrowrot etwas erhöht wird"), Getränke (Kaffee, Thee, Chokolade, Wein, Apfelwein [„hatte eine Zeit lang einen besonderen Ruf als heilkräftiges Getränk für viele Krankheiten, ein Renommée welches aus geschäftlichen Gründen gepflegt wurde"], Limonaden, Wasser), feste Speisen (Ei, Zwieback, Kartoffelpurée, Kompot, geschabtes Fleisch, Fleischpurée von Huhn oder Taube), Weißbrot geröstet, Zucker, Gemüse (Spargel, Spinat, Blumenkohl, junge Carotten, Salat).

Bezüglich der Methode der Krankenernährung empfiehlt v. Leyden bei genügender Nahrungsaufnahme drei Mahlzeiten, bei ungenügender häufigere kleine Mahlzeiten. Die Art und Weise der Nahrungszufuhr richtet sich nach dem betreffenden Krankheitszustand.

3. **Die kurative Bedeutung der Ernährungstherapie in Krankheiten.** In Kürze charakterisiert v. Leyden die verschiedenen, zum Teil von Alters her gebräuchlichen Ernährungskuren: Milch-, Hunger-, Schwitz-, Frühlings-, Ekel-, Trocken-, Regenerations-, Entfettungs-, Obst-, Fleisch-, Wasser- und andere Kuren, mit denen besonders Gicht, Krankheiten des Herzens, der Nieren, der Verdauungsorgane, der Haut und der Lungen behandelt werden.

Als medikamentöse Wirkungen der Nahrungsmittel kann man die Wirkungen auf Appetit und Verdauung, Erwärmung oder Kühlung, Beruhigung, Schmerzstillung, Stärkung, Harntreiben, Schweiß u. s. w. betrachten. Bei Erwähnung von unterstützenden wirklichen „Medikamenten" sagt v. Leyden: „Die Suggestion, welche nun einmal den aus den Apotheken entnommenen Stoffen innewohnt, kommt ihnen zu Gute." Die Organsafttherapie „steht noch auf ziemlich schwanken Füßen, hat sich aber in den Kreisen der Ärzte wie der Kranken schnell einen großen Anhang erworben, welcher über die Grenze des sicher Erprobten weit hinaus geht."

4. **Die quantitativen (kurativen) Indikationen der Ernährungstherapie in Krankheiten (Kostmaß für Kranke).** Während die qualitative Ernährung die Aufgabe hat, dem Kranken nicht zu schaden und womöglich zu erquicken, soll die quantitative in den Behandlungsplan aktiv eingreifen und durch die Art der Ernährung die Herstellung des Patienten befördern. Gewöhnlich ist der Ernährungszustand zu bessern (Überernährung), seltener herabzusetzen (Unterernährung). Krankhaft beschleunigter Stoffumsatz und Appetitmangel können Abmagerung und zunehmende Schwäche veranlassen und ist hiebei das Kostmaß nicht nach dem Appetit der Patienten, sondern mit Rücksicht auf Hebung des Ernährungszustandes zu bemessen. Große Umsicht, Übung und Geduld seitens des Arztes und des Patienten ist nötig, um die Schwierigkeiten dieser Aufgabe zu beseitigen. Der Appetit kann trügerisch sein, der Magen verlangt in krankhaften Zuständen oft zu wenig, oft zu viel: mit bloßer ärztlicher Verordnung bekömmlicher und dem Verbot etwa schädlicher Speisen ist es nicht gethan. v. Leyden hat gerade dieser Seite der Ernährungstherapie, der quantitativen Ernährung, seit Jahren sein besonderes Augenmerk zugewandt und hat sie, gestützt auf die physiologischen Arbeiten von v. Voit und Rubner auf das Niveau einer Wissenschaft erhoben. Die von ihm aufgestellten leitenden Gesichtspunkte sind etwa folgende:

Die Abmagerung in Krankheiten ist ein wesentlicher Faktor der Krankheit, der auf die Prognose einen erheblichen Einfluß hat; wenn sie einen hohen Grad (etwa 40% Verlust des ursprünglichen Körpergewichts) erreicht, gefährdet sie die Erhaltung des Lebens. Die Ursachen der Konsumption sind verminderte Nahrungsaufnahme, vermehrter Stoffumsatz und verminderte Ausnutzung und Assimilation der genossenen Nahrung. Als Kostsatz oder Kostmaß für den Kranken ist diejenige Nahrungs- oder Kraftmenge (von Eiweiß, Fett, Kohlehydraten und Salzen) zu bezeichnen, die den Stoffverbrauch des kranken Menschen deckt, so daß kein Gewichtsverlust stattfindet. Zur genauen Bestimmung des Stoffumsatzes bei einem Kranken gehört so viel Zeit und Übung, daß sie der behandelnde Arzt in seiner Praxis nicht durchführen kann. Er muß aber im Einzelfall wissen, ob er den Körperbestand auf gleicher Höhe zu erhalten, oder ob er mit Unter- oder Überernährung zu behandeln hat; manchmal kann wegen des Zustandes der Ver-

dauungsorgane die Abmagerung nicht vermieden, sondern nur verlangsamt werden. Die Form und Mischung, Zubereitung und Verteilung der Nahrungszufuhr ist vom Arzt aufs Sorgfältigste zu regeln. Bei fehlendem Appetit muß er streben, nach und nach die nötige Nahrungsmenge zu erzielen.

Die quantitative Ernährungstherapie in Krankheiten hat nach v. Leyden folgende Indikationen:

1. Erhaltung der Körpersubstanz und des Körpergewichtes (physiologisches Kostmaß).
2. Herabsetzung der Körpersubstanz: Unterernährung.
3. Verlangsamung der Konsumption: möglichst geringe Unterernährung oder relative Überernährung.
4. Ersatz der durch vorangegangene Krankheiten verlorenen Körpersubstanz (einfache Überernährung).
5. Überwindung der Krankheiten durch Überernährung, zum Teil mit zwangsweiser Überernährung.
6. Unmögliche Aufgabe bei Carcinom, Leucämie, schwerer Anämie, gewissen Magen- und Darmkrankheiten.

In näherer Ausführung dieser Indikationen betont v. Leyden die Schwierigkeit der Aufgabe, im Anfang einer Reihe von Krankheiten, die erfahrungsgemäß früher oder später ein Sinken des Körpergewichts (Abmagerung) zur Folge haben, für die gleichmäßige Erhaltung desselben Sorge zu tragen. Bei Zuckerharnruhr bildet die fortwährende Abmagerung eine große Gefahr, ebenso bei Nieren- und Blasenkrankheiten (bei letzteren ist oft die richtige Ernährung der wichtigste Teil der Behandlung!), sowie bei Neurasthenie. Die Aufgabe, durch „Unterernährung“ Abmagerung herbeizuführen, ist dann zu erfüllen, wenn entweder die bestehende Körperfülle für den günstigen Verlauf der vorliegenden Krankheit schädlich ist (z. B. bei manchen Herz- und Lungenkrankheiten), oder wenn der Kranke keine erhebliche Menge Nahrung aufzunehmen vermag, ohne sich zu schaden (z. B. bei vielen Magen- und Darmkrankheiten). In einer Reihe von Fällen (namentlich in akuten fieberhaften Krankheiten) muß man dem Patienten mehr Nahrung zuführen, als er nach eigenem Triebe nehmen würde und zwar muß die Zufuhr nach und nach so gesteigert werden, daß trotz des langwierigen Krankheitsverlaufs die Grenze der Inanition nicht erreicht wird. War ein Mensch durch schlechte Ernährung (aus Not oder Unkenntnis, Überarbeitung oder Kummer oder fieberhafte Krankheit) längere Zeit abgemagert, muß der Substanzverlust durch relative „Überernährung“ ersetzt werden. Diese Aufgabe ist im Anfang oft sehr schwierig und erfordert Aufmerksamkeit und methodische Schulung des Arztes. Manche Krankheiten, z. B. die Lungentuberkulose, können durch gebesserte, reichliche Ernährung überwunden werden. Der Arzt muß es verstehen, den Appetitmangel oder Widerwillen der Patienten durch Güte oder Strenge zu überwinden. In Fällen, wo gesteigerte, eventuell forcierte Ernährung den Kranken noch längere Zeit zu erhalten vermag, ohne jedoch das

Leiden zu bessern (Krebs, Leukämie, perniciöse Anämie, Hodsgin'sche Krankheit), soll man nicht so weit gehen, den Kranken zu quälen.

Im Anschluß an die Ernährungstherapie wiederholt v. Leyden die Bemerkung, daß diese Therapie fast überall unter Mitwirkung anderer Elemente der Therapie geschehen soll; so sind manchmal Medikamente von Werth; frische Luft und Klimawechsel, Ruhe (ev. Bettruhe), Bewegung (Sport), Abhärtung und psychische Erfrischungen sind von großer Bedeutung. Disziplin und Ordnung sind ein notwendiges Element einer erfolgreichen Behandlung:

„Der Kranke und die Krankenpflege muß frühzeitig den Begriff bekommen, daß die verordnete Nahrung mit derselben Pünktlichkeit zu nehmen resp. zu geben ist, wie die Arzneien. Diese Regelmäßigkeit giebt dem Patienten einen moralischen Halt und stärkt seine Fähigkeit, auch andere Unannehmlichkeiten zu überwinden, was nicht selten für den Fortschritt zur Genesung nothwendig ist. Sodann hat die konsequente methodische Ernährung auf den Patienten einen erfrischenden und belebenden Einfluß: Erfrischend durch die kleinen Genüsse und Freuden, welche man ihm durch Auswahl von Lieblingsspeisen bereiten kann, belebend dadurch, daß er der Kräftigung und Genesung zugeführt wird, daß er nicht aufgegeben ist". Endlich liegt in der Ernährung an sich eine Beschäftigung, welche belebt und eine Erfrischung, welche durch die Auswahl, Herstellung und Anrichtung der Speisen noch erhöht wird, alles Elemente, welche für die erfolgreiche Behandlung wesentlich in Betracht kommen."

Zur Methode der qualitativen Ernährungstherapie bemerkt v. Leyden noch, daß es oft mehr oder minder langer Zeit bedarf, um die Disziplin des Kranken und seiner Umgebung durchzuführen, bis diesem endlich das gewünschte Kostmaß beigebracht werden kann. Bei Appetitmangel müssen die Nahrungsmittel mit großer Sorgfalt ausgewählt und in guter Ordnung gereicht werden; die Steigerung der Zufuhr muß sehr allmälig erfolgen. Um über die genossenen Mengen Klarheit zu haben, empfiehlt es sich, täglich aufzeichnen zu lassen, was der Kranke an Speise und Trank qualitativ und quantitativ genossen hat; besonders wichtig ist dies für die Milch, Brot, Fleisch, Mehlspeise und Flüssigkeit, weniger wichtig für Kaffee, leichte Gemüse, Bouillon, Obst u. s. w. Der Arzt muß die Tabellen täglich kontrolieren, auch Urin- und Stuhlentleerung. Alle Wochen am selben Tage, zur gleichen Stunde und in derselben Kleidung ist der Patient zu wiegen. Im Anfang ist die Körperzunahme oft sehr schwer zu erzielen, später aber beträgt sie $^1/_2$—1 Kilo pro Woche im Durchschnitt.

Exakte Ernährungskuren lassen sich in der Privatpraxis oft kaum durchführen, die Kranken sind schwer an Exaktheit zu gewöhnen, machen gern falsche Angaben, um vom Arzt nicht gescholten zu merden, und Freunde und Verwandte üben durch Besserwisserei und Korrektur der ärztlichen Verordnungen oft einen schlimmen Einfluß. Es ist daher am besten, derartige Kuren in Kliniken oder Privatsanatorien zu machen, wo die Patienten unter methodischer Kontrole stehen und anderen störenden Einflüssen entrückt sind.

„Im Publikum ist die Auffassung sehr verbreitet, daß die Luft an sich stärkt und unter Zunahme des Körpergewichtes kräftigt; daß aber die Luft (Luftkur), der man gegenwärtig eine solche Wirkung zuschreibt, nicht alles dies machen kann, ist klar; die gute Luft hat eine erfrischende, erheiternde und anregende Wirkung, zumal wenn sie sich mit Wechsel des Aufenthaltes, mit schöner Gegend und sorgenloser Stimmung verbindet. Unter solchen Umständen kehrt der verlorene Appetit wieder, die Patienten nehmen mehr Nahrung zu sich. Wo dies nicht der Fall ist, da kehrt der Patient aus dem schönsten Luftkurort ebenso elend und mager zurück, als er hingegangen ist."

Den hier in Kürze skizzierten Ausführungen v. Leydens haben wir nur wenig hinzuzufügen. Unsere Kritik hat sich zu einem Excerpt gestaltet, denn was sollte vollendeter ärztlicher Meisterschaft gegenüber kritisiert werden? Es tritt uns in v. Leyden ein Kliniker gegenüber vom Schlag der alten Hippokratiker, der nicht Krankheiten, sondern Kranke behandelt, dem die ganze Natur Arznei ist und der den menschlichen Organismus stets im Ganzen, nach Leib und Seele, beurteilt und die Therapie nicht nach „Methoden", sondern nach Individualitäten betreibt. Die Prophylaxe stellt er über die Krankenbehandlung, im Arzte erblickt er zunächst den Prophylaktiker und Hygieiniker und erst in zweiter Linie den Krankenbehandler. Hierin, wie in den oben skizzierten hygieinisch-diätetischen Grundsätzen, decken sich v. Leyden's Anschauungen vollkommen mit denen, die wir seit Gründung unserer Zeitschrift vertreten haben, eine Übereinstimmung, die uns im Hinblick auf die vielfachen Bitterkeiten des Kampfes für die hygieinische Reform nicht nur eine hohe Ehre dünkt, sondern auch mit der Genugthuung erfüllt, für eine gute Sache gekämpft zu haben.

Wenn Kliniker vom Schlage eines v. Leyden für den Ausbau der inneren Therapie nach der psycho-physiatrischen Seite energisch auftreten, bedeutet dies den Beginn einer neuen Ära in der wissenschaftlichen Medizin. Ein solcher Mann, dem Wissenschaft und Kunst gleichermaßen dienstbar sind und der die Kluft zwischen beiden genial überbrückt, ist berufen, den Ärzten einen ungemein wichtigen Dienst zu erweisen, indem er ihr Wissen und Können auf einem Gebiete vervollständigt, auf welchem seither das Volk in unklarem Sehnen unbeholfener Selbsthilfe gehuldiget hatte, zum eigenen Schaden und dem der Ärzte.

Der zweite Teil der „Allgemeinen Therapie der Ernährung" — **Ueber Nährpräparate** — stammt aus der Feder von Dr. G. Klemperer, a.-o. Professor an der Universität in Berlin.

In einer vorausgestellten „Allgemeinen Übersicht" wird betont, daß vor Allem quantitative Gesichtspunkte die Wichtigkeit der Nährmittel bestimmen; von den künstlichen Präparaten müssen ebensoviele äquivalente Mengen zugeführt werden, als von den natürlichen Nahrungsmitteln not-

wendig sind. Der Appetit ist von vielen (namentlich auch psychischen) Einflüssen abhängig; die Küche kann für die individualisierende Zubereitung mehr leisten, als die Industrie künstlicher Nährmittel. Gestörte Mundfunktionen erheischen flüssige oder lösliche Nährpräparate, krankhafte Zustände des Magens stellen oft komplizierte Ansprüche an die Nährpräparate.

Bei Besprechung der einzelnen Nährpräparate giebt Klemperer zunächst eine tabellarische Übersicht der aus Fleisch bezw. Milcheiweiß bereiteten Nährpräparate und unterscheidet solche von anregenden und solche ernährender Wirkung. Zu ersteren rechnet er Fleischextrakt, Flaschenbouillon, Beeftea, Fleischsaft und meat juice, zu letzteren fein zerkleinertes Eiweiß (Fleischpulver), lösliche Eiweißpulver und verdautes Eiweiß (Peptone und Albumose). Er warnt, vom Fleischextrakt mehr als 5 Gramm auf einmal und mehr als 10 Gramm pro Tag zu genießen, da sonst zu starke Nervenerregung und (durch die Kalisalze) eine Beeinträchtigung der Herzthätigkeit stattfinden könnte. Der Eiweißgehalt des Fleischextraktes ist minimal, der Preis unverhältnismäßig hoch. Von ernährender Wirkung ist weder beim Fleischextrakt, noch bei einem andern der genannten Präparate die Rede, während Fleisch- und Eiweißpulver 85—90 Prozent Eiweiß enthalten, also sehr brauchbar zur Ernährung solcher Kranken sind, die von Milch, Eier oder Fleisch nichts oder nur wenig aufnehmen können oder wollen. Von Peptonen und Albumosen (Präparate von ganz oder halb verdautem Eiweiß) werden namentlich die von Kemmerich und Koch hergestellten viel verwendet. Die Somatose (Albumose in Pulverform) enthält in einem Theelöffel (10 Gramm) 8 Gramm lösliches, gut resorbierbares Eiweiß, also ebensoviel als in 40 Gramm magerem Fleisch.

Von Kohlehydrat-Nährpräparaten werden fein verteilte Mehle, Malzextrakt, Honig, Kakao (und Chokolade) und Milchzucker besprochen, von Fettpräparaten Leberthran und Lipanin, von Milchpräparaten die bekannten Präparate von Biedert, Hewel & Veithen in Köln (vegetabilische Milch), Voltmer, Rieth u. A. Kefir und Kumys werden von Kranken wegen ihres pikanten Geschmackes vielfach der gewöhnlichen Milch vorgezogen.

Der „Allgemeinen Therapie der Ernährung" dritten Teil — **Die medikamentösen Unterstützungsmittel der Ernährung** — hat Dr. Oscar Liebreich, geh. Med.-Rath und ord. Professor an der Universität Berlin, geschrieben.

Der Autor geht von der Erwägung aus, daß man bei allen Maßnahmen der Ernährung dafür zu sorgen habe, daß die Funktionen des Ernährungsapparates in normaler Weise thätig sind und daß man da, wo eine Funktion leidet, Hilfsmittel in Anwendung ziehe, um dieselbe zu kräftigen oder für sie Ersatz zu schaffen. Wir können dies nur unter der Beschränkung zugeben, daß der Arzt unter allen Umständen zunächst dafür zu sorgen hat, daß die leidende Funktion durch die eigenen Kräfte des Organismus

und, wenn diese nicht ausreichen, durch hygieinisch-diätetische und psychologische Heilfaktoren zur Norm zurückgebracht werde. Erst dann, wenn diese Mittel versagen, soll er zu solchen greifen, die im individuellen Fall oft erst mühsam ausprobiert werden müssen und häufig von zweifelhaftem Erfolg sind. Durchaus einseitig, ja pflichtwidrig wäre es aber vom Arzte, wenn er aus irgendwelchen Gründen medikamentöse Mittel auch dann verschmähen würde, wenn die Lage des Falles und der Umstände ihre Anwendung erheischen.

Liebreich beschreibt die Natur und Wirkung aller Medikamente, die im Verdauungskanal von der Nase und der Mundhöhle bis zum Ende des Mastdarms mit Nutzen anwendbar sind. Seine Ausführungen enthalten eine Fülle ausgezeichneter Winke und Ratschläge prophylaktischer und therapeutischer Natur, deren Kenntnis dem praktischen Arzte von großem Wert ist.

Der vierte (und letzte) Teil des 1. Bandes des vorliegenden Werkes **Bäder, klimatische Kuren, Bewegungstherapie** — entstammt der Feder des Geh. Med.-Rates und a.-o. Prof. an der Universität Berlin Dr. H. Senator.

„Die Zwecke der Ernährungstherapie können durch gewisse Maßnahmen wesentlich gefördert werden, welche, obgleich sie mit der Ernährung im engeren Sinne, d. h. mit der Zufuhr von Nahrungs- und Genußmitteln nichts zu thun haben und den Verdauungsapparat direkt nicht in Anspruch nehmen, auf die Anbildung oder den Verlust von Körpersubstanz einwirken und so indirekt den Stoffwechsel beeinflussen. Solche Maßnahmen sind: Bäder, klimatische Kuren und Bewegungstherapie in ihren verschiedenen Formen (Gymnastik, Sport, Massage)“.

Bei Betrachtung der Wirkungen des Wassers auf den Körper in physikalischer und physiologischer Beziehung betont Senator bezüglich der Temperatur mit Recht, daß diese allein noch keinen verläßlichen Maßstab für die Anwendung der Wasserbehandlung bildet, sondern, daß es sich in jedem Einzelfall erst zeigen muß, ob der Zustand des Nervensystems, die Erregbarkeit der Hautgefäße und des Herzens, überhaupt die Widerstandsfähigkeit des Kranken hohe, mittlere oder niedere Wassertemperaturen nötig und nützlich machen. Bei fieberhaften wie bei nicht fieberhaften Krankheiten lassen sich außer Vollbädern auch alle möglichen anderen Formen von Wasseranwendungen in den verschiedensten Temperaturgraden machen:

„Immer ist streng zu individualisieren, häufig erst durch vorsichtiges Fortschreiten vom milderen zu stärker angreifenden Verfahrungsarten die Widerstandsfähigkeit der Patienten und ihre Reaktionsfähigkeit auszuproben, bezw. allmählich zu steigern und von Fall zu Fall das Verfahren den individuellen Verhältnissen anzupassen. Es ist nicht allein und in erster Linie die Temperatur des Wassers, auf welche es dabei ankommt, sondern auf die Art der Anwendung, durch welche bei gleicher Temperatur doch die verschiedensten Wirkungen erzielt werden können.“

Vollkommen beipflichten kann man Senator auch in dem, was er über die Wirkungen der sog. Badekuren schreibt. Als gemeinsame Heilfaktoren bei sämtlichen derartigen Kuren betrachtet er:

„1. die Entfernung aus den gewohnten Lebensverhältnissen mit ihren aufreibenden oder sonstwie der Gesundheit und Gesundung entgegenwirkenden Verhältnissen, als da sind die Sorgen des täglichen Lebens oder auch nur seine Einförmigkeit, „das ermüdende Gleichmaß der Tage", unzweckmäßige Gewohnheiten und Lebensarten; 2. der längere Aufenthalt und die ausgiebige Bewegung in freier gesunder Luft, in anderen klimatischen Verhältnissen; 3. die Änderungen in der Diät; 4. Zerstreuung u. s. w. Dazu kommt 5. der Umstand, daß in fast allen Badeorten neben den Bädern noch von anderen Heilfaktoren Gebrauch gemacht werden kann."

Eingehende Ratschläge giebt Senator für den Gebrauch der Seebäder, Kochsalz- und Soalbäder, Stahlbäder u. a.

In den folgenden Kapiteln werden „Klimatische Kuren" und „Bewegungstherapie" abgehandelt und zwar in überaus klarer und zutreffender Weise. Wir führen hier nur das Urteil an, das Senator über den Bewegungssport abgiebt und dem jeder Verständige beipflichten wird:

„Das Prinzip der Übung, welches diesem Zweige der Bewegungstherapie zu Grunde liegt, ist die allmähliche, in zielbewußter Weise fortschreitende Erziehung und Gewöhnung zu einer immer stärker anwachsenden Muskelarbeit bis zu einer Grenze, welche einerseits von dem zu erreichenden Zweck, andererseits und ganz besonders von der Körperbeschaffenheit und namentlich der Leistungsfähigkeit des Gefäß- und Atmungsapparates abhängt. Was gegen dieses Prinzip verstößt, ist Übertreibung, welche, wie überall, so auch bei Leibesübungen Schaden stiftet, statt Nutzen."

Mit der Senator'schen Arbeit schließt die 1. Abteilung des 1. Bandes den großen v. Leyden'schen Handbuches der Ernährungstherapie. Wir halten dieses Werk für einen Markstein in der Geschichte der Therapie. Zum erstenmal seit vielen Jahrzehnten gedenkt die innere Medizin in diesem Werke wieder hippokratischer Grundsätze, die sie im Lauf ihrer ruhmreichen Geschichte zwar schon oft zur Königin aller ärztlichen Therapie gemacht haben, die aber immer wieder bald von Systemen aller Art erstickt wurden. Möchten die Ärzte, die v. Leyden's Handbuch studieren, daran denken, daß die Therapie, die hier zum Wort und zu vollen Ehren kommt, ein Teil der hygieinisch-diätetischen Therapie ist, die alle ärztlichen therapeutischen Systeme überdauert hat und überdauern wird und daß wir nur dann, wenn wir diese gründlich beherrschen, des alten Gladestone Wort erfüllen können:

„Die Ärzte werden die Führer der Völker sein!"

Gehirn-Ermüdung und -Ueberbürdung.

Von

Dr. med. **Adalbert Kupferschmid**, Forstbad (böm. Riesengebirge).

Jede aufmerksame Mutter bemerkt wohl sofort, wenn ihr Kind einmal unruhig schläft, wenn es zu jammern und stöhnen beginnt, sich hin und herwirft und dann oft mit einem tiefen Seufzer oder lauten Aufschrei erwacht, wie wirre oder trunken um sich blickt, nach einigen beruhigenden Worten aber wieder einschläft und munter erwacht.

Man nennt diese Erscheinung im Volksmunde: das nächtliche Aufschrecken oder Aufschreien der Kinder, und schenkt demselben im Allgemeinen wenig Beachtung, sobald der erste Schreck hierüber selbst überwunden ist.

Das soll aber nicht sein!

Dieser nächtlichen Ruhestörung soll in allen Fällen mehr Beachtung geschenkt werden, als in der Regel geschieht, insbesonders aber dann, wenn selbe sich auch noch über das Kindesalter hinaus zeigt, und der Schulbesuch bereits begonnen hat.

Denn dieses nächtliche Aufschrecken oder Aufschreien, oder „pavor nocturnus", wie es die Ärzte heißen, ist immer und stets der Ausdruck einer Hirnermüdung, entweder hervorgegangen aus einer angeborenen Schwäche oder Entwicklungshemmung dieses Organes, ein Warnzeichen der Natur, daß da etwas sich nicht im richtigen Geleise befindet, daß man dieses Organ falsch behandelt, sei es durch eine unrichtige Ernährungs- oder Lebensweise, sei es durch Überanstrengung in irgend einer Richtung. Bei dem mächtigen Einflusse, mit welchem das am kunstreichsten entwickelte Gebilde des menschlichen Körpers auf alle körperlichen und geistigen Vorgänge einwirkt, ist es daher wohl geraten, die kleinste Störung seiner Lebenseigenschaften ganz anders zu beurteilen als bei minderwertigen Organen.

Ein Reizungs-, ein Entzündungszustand, eine einfache Durchfeuchtung wird in diesen feinen, zarten Geweben und Hüllen, welche die Natur schon durch eine feste Knochenkapsel, den Schädel, von allen Seiten geschützt hat, einen ganz anderen Charakter zeigen, als z. B. dies auf der äußeren Haut, im Muskel- oder Knochensysteme der Fall ist, dort kann eine schwache Blutüberfüllung, ein leiser Druck auf das Hirnmark schon tödtlich enden, während hier schwere Eiterungs- und Entzündungsprozesse ohne Nachteil verlaufen.

Das Studium der Geisteskrankheiten hat dann ferner ergeben, daß eine oft gut überstandene Entzündung, ein kaum beachteter Defekt oder Verletzung dieser Teile, ein Hieb, ein Sturz auf die Schädeldecke genügt, um nach Jahr-

zehnten Veranlassung zum Ausbruche geistiger oder nervöser Übel zu bieten und die ärztliche Erfahrung hat uns weiter belehrt, daß damit noch nicht der ganze Prozeß beendet ist, sondern, was sicherlich von weit größerer Bedeutung ist, die Anlage zu derartigen Krankheiten auch auf die Nachkommenschaft sich überträgt und hier oft in viel schlimmeren Formen zu Tage tritt.

Wenn wir daher die Aufmerksamkeit der Leser auch auf diesen Punkt hinlenken, so glauben wir damit keine überflüssige Bemerkung zu machen, denn, wenn wir uns vergegenwärtigen, welche Plage, Mühe und Aufregung die Pflege eines Kranken schon verursacht, der des edelsten Teiles seines Selbst nicht mehr Herr ist, so ist jenes Bewußtsein vielleicht noch niederdrückender, daß gleichzeitig mit ihm auch dessen Nachkommen der Gefahr einer gleichen oder vielleicht noch schwereren Geisteserkrankung ausgesetzt sind.

Was können wir nun in einem solchen Falle thun, wo bei einem Kinde diese genannte Erscheinung häufiger auftritt, denn ein vereinzeltes Vorkommen, vielleicht ein bis zweimal in längeren Zeitabschnitten, soll uns nicht gleich besorgt machen und mit ängstlichen Gedanken erfüllen.

Vor allem den gesamten körperlichen Zustand untersuchen! Man warte da nicht lange, bis etwa Konvulsionen (Fraisen) oder anderweitige Krämpfe dazutreten, die man auf Eingeweidewürmer, insbesondere aber auf die Zahnung schiebt. Ausgezeichnete Ärzte haben nachgewiesen, daß damit oft viel Unheil angerichtet wird.

Haben wir es mit einem schwächlichen, in der gesamten Entwickelung zurückgebliebenen, blutleeren, oder an einem anderen Übel (Darmkatarrh, Rachitis ꝛc.) leidenden Kinde zu thun, so schreite man zuerst zur Beseitigung dieser Zustände.

Welchen Weg man da einschlägt, ist Sache der Überzeugung und des Vertrauens, und wir bemerken nur von unserem Standpunkte aus, daß darüber wohl alle Richtungen der heutigen Medizin einig sind, man müsse hiebei die Hauptrolle einem rationellen hygieinischen Régime einräumen.

Nachdem es diese Zeitschrift nicht als ihre Aufgabe betrachtet, in dieser Richtung ärztliche Ratschläge zu erteilen, wollen wir nur bemerken, daß ein richtiges Vorgehen entscheidend für die Zukunft dieser Kinder ist, wird da nicht gleich an der Wurzel frisch angefaßt, so nützt dann alle spätere Mühe nicht viel mehr, der Giftkeim entwickelt sich, und ist kaum zu vernichten. Denn schwieriger wird die Beseitigung derartiger Ermüdungszustände, wenn der Schulbesuch einmal begonnen hat, also die Zeit der eigentlichen Hirnarbeit. Denn Lernen, Studieren naturwissenschaftlich betrachtet ist ja nichts anderes als gewisse Hirnzellen zu ihrer eigentümlichen (spezifischen) Thätigkeit anzustrengen, und zwar hauptsächlich deshalb auch, weil diese Aufgabe dann nicht ausschließlich mehr in der Hand des Arztes liegt, sondern zugleich jener der Pädagogen und des Staates.

Uns nötiget dies, uns daher mit allen jenen wichtigen Thatsachen be-

kannt zu machen, welche mit der Frage der geistigen Überbürdung unserer schulbesuchenden Jugend zusammenhängen.

Die auffallende Zunahme nervöser und geistiger Erkrankungen in der Gegenwart beschäftiget immer lebhafter die öffentliche Aufmerksamkeit; und hat es sich nach den Beobachtungen der Nervenärzte auch herausgestellt, daß die größte Schuld hieran zunächst wohl alle jene Einflüsse tragen, welche durch unser gesammtes modernes Leben verursacht werden, so läßt es sich trotzdem nicht von der Hand weisen, daß oft hiezu und frühzeitig der Grund gelegt wird durch alle jene Einrichtungen, die eine geistige Überbürdung unserer Jugend mit dem vorgeschriebenen Lehrstoff veranlassen.

Nachdem es nicht zur Sache vorliegender Erörterung gehört, zu untersuchen, worin die pädagogische Seite dieser Erscheinung liegt, und ob es notwendig ist, daß sie besteht; sondern wir nur einmal zu zeigen haben, daß sie überhaupt da ist und deren Zusamenhang mit der behaupteten Thatsache nicht geleugnet werden kann, führen wir an, daß durch eine große Reihe von Untersuchungen an Schülern mittelst eigener konstruierter Apparate (Eulenburg's Aesthesiometer, Ergograph) außer allem Zweifel gestellt wurde, daß der derzeitige Unterricht für einen großen Prozentsatz von Schülern ganz evident alle jene Störungen nach sich zieht, die wir als Hirnermüdung bezeichnen müssen.

So sagt ein angesehener Forscher auf diesem Gebiete, Herr Professor Dr. med. et phil. H. Griesbach:

„Wenn die Methoden zur Ermittlung geistiger Ermüdung nicht gänzlich unzureichend sind, und wenn zahlreiche Beobachtungen in Bezug auf krankhafte Zustände nicht trügen, dann steht es fest, daß kein Schulknabe und selbst kein Erwachsener, ohne Gefahr für seine Gesundheit, Tag ein und Tag aus geistig so lange zu arbeiten im Stande ist, wie es der heutige höhere Unterricht bei strenger Durchführung erheischt.

Kein Wunder, wenn sich unter solchen Bedingungen Überbürdungserscheinungen bemerklich machen, und daß es so ist, trifft leider zu."

Es ließen sich nach den einzelnen Schulstunden (Griechisch, Latein, Geschichte, Mathematik, Zeichnen, Turnen, Musik, Spielstunde rc.) nicht allein mittelst dieser instrumentellen Methode ganz genau der Grad und die Stärke der Nervenermüdung messen, sondern außerdem würden auch noch eine Reihe anderweitiger Symptome beobachtet, die als ein sicheres Anzeichen dauernder Hirnermüdung zu gelten haben wie Druck im Kopfe, in den Oberaugenhöhlen, in der Stirne, Nasenbluten und wie wir bereits erwähnt, unruhiger Schlaf mit nächtlichem Aufschrecken und Schreien, insbesonders aber würden Schüler aus höheren Klassen vor und nach dem Examen oft in einem Zustande unbeschreiblicher Nervenerregung gefunden, die oft leider manchmal sogar mit Selbstmord endete.

Alle Eltern und Aufsichtsorgane unserer studierenden Jugend sollen daher, insbesonders auf die zuletzt gegebenen Erscheinungen, die ja leicht zu

konstatieren sind, recht genau achten, dann werden sie dadurch viel Unheil und Schaden verhüten!

Nicht alle Organe des Menschen entwickeln sich in gleichmäßiger Weise, wir wissen, wie häufig z. B. in der Kindheit das Wachstum der Knochen zurückbleibt, dieselben lange weich und biegsam bleiben und jenen Zustand darstellen, welchen man als englische Krankheit (Rachitis) bezeichnet, bei entsprechender Pflege und Behandlung jedoch wieder ausgleichen kann und wie im späteren Alter ein solcher erkrankter Knochen gerade so fest und widerstandsfähig wird wie ein gesunder und die gleichen Dienste thut.

Ebenso ergeht es mit allen die geistige Arbeit leistenden Organe: Gehirn, Rückenmark, Nerven, die in Bezug auf ihre Entwicklung ja den ganz gleichen Gesetzen unterworfen sind wie jedes andere Körperglied. Wie lange dauert es da oft, bis die Milliarden von Nervenzellen auf jener Höhe ihrer Ausbildung angelangt sind, um allen jenen Funktionen zu entsprechen, die der Lehrplan den Gehirnen unserer Schüler vorschreibt. Begabung, Fleiß, Aufmerksamkeit 2c. 2c., wie immer diese Noten in den Schulzeugnissen lauten mögen, sie deuten dem tiefer Blickenden oft nichts Anderes als den Grad des körperlichen Fortschreitens jener Organe an, die uns die Natur zur Bethätigung dieser Eigenschaften verliehen hat und wozu sie sich nicht zwingen läßt, auch nicht durch den — Schulmeister.

Ich will damit diesem ehrenhaften und vielgeplagten Stande, dem ich stets ja nur dankbar bin, keinen Vorwurf machen, sondern ich möchte ihn nur um Milde und Nachsicht bitten bei der Beurteilung der Schüler, damit sie oft nicht Manches als Nachlässigkeit deuten, was nur Mangel an Kraft ist, und sich diese Betrachtung stets vor Augen halten.

Wenn wir einmal Schulärzte haben, wird dies für die Lehrer ja auch leichter sein, aber vorderhand müssen wir einmal an diesen Beobachtungen festhalten, die ja selbst der Volkswitz schon kodifiziert hat, indem er seit Jahrhunderten gewissen Bewohnern unseres Vaterlandes (Schwaben, Tyrolern, Steiermärkern, Salzburgern 2c.) nachsagt, daß sie erst mit 40 Jahren „gescheidt" werden, oder ihnen der „Knopf" aufgeht, wie der Franzose dies von einigen seiner Landsleuten in gewissen Departements ebenfalls behauptet.

Und soll ich mich da schließlich äußern, was angesichts dieser Thatsachen zu thun ist, sobald sich untrügliche Zeichen einer geistigen Überbürdung oder Hirnermüdung bemerkbar machen, so kann ich mich entsprechend dem Umfange dieser Darstellung nur auf Andeutungen beschränken, die vom ärztlichen Standpunkte aus zu beachten wären, wer sich lebhafter aber hiefür interessiert, den müßte ich auf das Buch von Herrn D. L. Wagner „Unterricht und Ermüdung" und das oben bereits erwähnte Werk des Herrn Professor Dr. med. et phil. H. Griesbach „Energetik und Hygiene des Nervensystems" verweisen.

Denen zufolge also wird das Hauptmittel sein, oder wie die Ärzte sagen, die „Indicatio causalis" fordern, daß ungenügend veranlagte Schüler,

zu ihrem eigenen Heile schon von höheren Studien ferne bleiben, und die Lehrer oder Schulärzte, wo solche vorhanden sind, entscheiden, was zu erreichen und was zu vermeiden ist.

Es muß ja nicht gerade ein Jeder Doktor oder Professor werden, oder kann es wenigstens nicht werden, wenn es an den nötigen organischen Grundlagen fehlt, an der Wiege schon wird ja nicht Jedem mit gleichem Maße sein Pfund zugewogen; das ist aber gerade auch kein Unglück, man emanzipiere sich einmal von diesem Gedanken, daß darauf los studiert werden muß um jeden Preis, und ende es zuletzt auch mit dem — Irrenhause. —

Gleich mir wird es vielleicht Einigen von den diese Zeilen Lesenden aus ihrer Erinnerung bekannt sein, daß so mancher Kollege, der sich oft mühsam einige Jahrgänge durch — ochste, und der dann plötzlich einmal über einige griechische oder mathematische Wurzeln stolperte und sich nicht mehr erheben konnte, trotzdem später dann ein berühmter Maler, Architekt, Schauspieler, Musiker, ein genialer Kaufmann, Landwirt rc. geworden ist, und umgekehrt, wenn auch nicht so häufig, mancher „Primus" und Musterschüler, auf der Hochschule und im praktischen Leben kläglich endete — in jeder Beziehung!

Der Geist des Menschen kann nicht beklopft und behorcht werden, er entzieht sich unserer physikalischen Untersuchung, und wir können daher keine solchen Aussprüche machen wie über das Herz oder die Lungen. Des „Himmels Fackel" wird nicht jedem Irdischen in gleicher Gabe zu teil, dem Einen strahlt sie früher, heller, glänzender — länger, dem Andern erlischt sie oft schon gar frühzeitig, und „wehe, den ewig Blinden" — aber, leider, sie sind eben auch da, und werden nicht immer als solche geboren.

Fahren wir nun weiter fort, so entsteht eine zweite wichtige Frage, was ist zu raten in Fällen, wo ein Urteil über die geistige Qualifikation eines Schülers nicht gleich so klar zu Tage tritt?

Im Sinne der hiefür giltigen ärztlichen (psychiatrischen) Anschauungen, die eine Unabhängigkeit des Geistes vom Körper nach philosophischem Begriffe, eine Zweiteilung (Dualismus), nicht anerkennen, werden wir uns aus der Analyse aller körperlichen und seelischen Funktionen ein Bild der gesamten Individualität zu entwerfen suchen, auf dieser Grundlage beobachtend (exspectativ) vorgehen, und hienach unsere Ratschläge und Maßregeln geben.

Die hiebei konstatierten Mängel oder organischen Fehler, Anomalien der Ernährung, der Knochen- und Muskelentwickelung rc., die wir selbstverständlich hier nicht aufzählen können, werden uns zunächst aufmerksam machen, in welcher Richtung der Weg einer weiteren Untersuchung auszudehnen ist.

Wir werden dann ferner nicht verabsäumen, die Beschaffenheit der Lunge, des Herzens, der Unterleibsorgane, des Nerven- und Gefäßsystems, des Drüsensystems, zu untersuchen, eine Prüfung des Gehör- und Sehapparates, aller sichtbaren Schleimhäute rc. rc. vorzunehmen, und werden hier gleich einschreiten, wenn etwas verdächtiges vorliegt. Hiebei werden wir aber

auch gleichzeitig unwillkürlich den für uns sehr wichtigen Einblick in das gesamte diätetische Verhalten gewinnen, wir werden erfahren, wie die Einteilung der täglichen Mahlzeiten, die Menge und Wahl der Speisen und insbesonders der Getränke, die Zeit und Art des Schlafes, der Erholung, des Spieles, der körperlichen Übungen (Schwimmen, Baden, Fechten &c.) Spaziergänge, Ausflüge, Lektüre stattfindet, wie man es hält in Bezug auf den Besuch des Theaters, von gesellschaftlichen Vergnügungen, Wahl der Freunde, überhaupt wie es mit der ganzen geistigen und körperlichen Thätigkeit außer der Schule steht, selbst die Entfernung der Schule vom Hause ist oft zu beachten, kurz und gut, man wiege da jede Kleinigkeit ab und kann übermäßig pedantisch gar nie werden.

Denn nur auf diese Weise wird man früher oder später zu dem richtigen Endresultat gelangen, ob wir im vorliegenden Falle es mit einem absoluten Ermüdungszustande zu thun haben, der ganz anders beurteilt werden muß, oder einem relativen.

Wie wir nun weiter zu verfahren haben, scheint uns jedoch nicht mehr im Rahmen gegenwärtiger Erörterung enthalten zu sein, weil hier dann vielfach schon die pädagogische Thätigkeit einzugreifen hat, und wir schließen daher, indem wir uns nur noch einige wenige Worte erlauben über den Wert der hier geschilderten Untersuchungen im allgemeinen.

Wie häufig kommt es zu Meinungsdifferenzen, die manchesmal entscheidend sind für die Existenz, die Ehre und Zukunft des Betreffenden, zwischen Sachverständigen, ob gewisse Dienstleistungen, welche gerade die volle Arbeit unserer höheren Organe, des Gehirnes und der Nerven, erfordern: Fleiß, Aufmerksamkeit &c. überhaupt oder individuell, innerhalb einer bestimmten Grenze, zu anstrengend sind oder nicht?

Wie viele Unregelmäßigkeiten, Unglücksfälle auf den Eisenbahnen und allen maschinellen Industriebetrieben, Ungerechtigkeiten im militärischen und dienstlichen Leben, frühzeitige Abnutzung der menschlichen Kraft und Gesundheit erfolgen da oft, weil man sich nicht klar ist über die Faktoren, welche im schädlichen Sinne zusammenwirken, und ließen sich vermeiden, wenn wir einen Maßstab besitzen würden, der uns ziffermäßig die Größe dieser Arbeitsleistung fixieren ließe.

Die eben angegebene instrumentelle Methode (mittelst des Eulenburg'schen Ästhesiometer) setzt uns jetzt in die Lage, auch hiefür feste Anhaltspunkte zu gewinnen, und es wäre daher zu wünschen, daß man auch auf diesen und anderen Gebieten selbe so eifrig pflegen würde, damit sie eben so nutzbringend wird, wie auf dem Gebiete des Unterrichtes.

Krankenpflege auf dem Lande.

Der Bauer geht lieber zum Advokaten als zum Arzt. So schnell er im allgemeinen bereit ist, sein wirkliches oder vermeintliches Recht bei dem Gericht zu suchen, so schwer entschließt er sich, in Gesundheitsnöten den Arzt zu Rate zu ziehen. Es giebt Ausnahmen; aber sie sind verhältnismäßig selten. Oft plagt sich der Bauer Wochen, Monate und Jahre lang mit einem Leiden, ehe er zur Heilung desselben auch nur einen Nickel opfert. Höchstens kauft er eine Wundersalbe, ein Pflaster oder irgend einen 'scharfen „aufgesetzten" Schnaps. Holt er den Arzt, so soll dieser in drei Tagen ein Leiden kurieren, das vielleicht drei Jahre vernachlässigt ist; der Bauer ist in dieser Beziehung keineswegs gescheidter wie viele Städter. Doch alle Mühen des Arztes sind in den Dörfern oft vergeblich, weil es dort meistens an jeder, auch nur die bescheidensten Ansprüche befriedigenden *Krankenpflege* fehlt. Der ohnehin schon viel geplagte Landarzt kann sich natürlich nicht stundenlang an jedes Krankenbett stellen, er kann nicht auch die eigentliche Krankenpflege noch mit übernehmen. Er kann der Umgebung des Patienten nur bei jedem Besuche das scharf einprägen, was zum Besten des Kranken gethan werden muß.

Es ist unglaublich, was in den Dörfern trotz dieser sich immer wiederholenden eindringlichen Vorschriften und Ermahnungen des Arztes auf dem Gebiete der Krankenpflege gesündigt wird. Gegen die Unwissenheit und grobe Gleichgiltigkeit kämpft oft die Kunst des gewissenhaftesten und tüchtigsten Arztes vergeblich. Seinen Anordnungen wird kein Verständnis entgegengebracht. Alles, was lästig ist, glaubt man oft, sei nicht notwendig. Die einfachsten Anordnungen werden häufig überhaupt nicht, oder gänzlich verkehrt ausgeführt. So führt der Landarzt nicht nur einen aufreibenden Kampf mit den Krankheiten, sondern auch mit der Umgebung des Kranken. Die Folgen sind für beide Teile üble. Der Arzt verbraucht seine Kraft weit früher als bei einsichtsvoller Krankenpflege und die Kranken haben bei den gegenwärtigen Zuständen eine geringere Aussicht, gesund zu werden. Früher Tod und jahrelanges Siechtum sind oft lediglich die Folgen der mangelnden Krankenpflege.

In jeder größeren Fabrik giebt es heute Einzelne, die bei Unglücksfällen und Erkrankungen die erste sachgemäße Hilfe leisten können; Verbandstoffe, Apothekerwaren und ein passender Raum für den nächsten Aufenthalt des Kranken oder Verunglückten sind meistens vorhanden. Diese Fürsorge ist getroffen, obgleich in den Städten und Industrieorten ein Arzt schnell zu erreichen ist und auch verhältnismäßig bequeme Gelegenheit zum Transport des Kranken nicht fehlt. Auf dem Lande ist in dieser Beziehung Mangel an *allem*; mit wenigen Ausnahmen. Der Arzt wohnt oft in einem anderen Orte und kann mit dem besten Willen erst nach Stunden, nicht selten auch erst am anderen Tage eintreffen. Im ganzen Dorfe ist oft *nicht eine* Person, die auch nur die Anfangsgründe der Krankenpflege inne hätte; natürlich fehlt es auch an Arzneien, schmerz- und blutstillenden Mitteln, Verbandzeug ꝛc. Der Tod würde in manche Familie nicht unerwartet eingekehrt sein, hätte man in dieser Beziehung besser vorgesorgt.

In der Stadt hält man Samariterkurse ab, in den eigentlichen Bauerndörfern ist das bisher, soweit wir wissen, nie geschehen. Aber mit den Samariterkursen allein würde auf dem Lande wenig gedient sein; fehlt es doch oft selbst an einem geeigneten Raume zur Unterbringung der Kranken. Jedes Dorf hat ein Spritzenhaus und meistens auch einen vergitterten Raum als Gefängnis, es hat seine Wirtshäuser, Tanzsäle und Winkelkneipen; aber ein passendes Zimmer zur Unterbringung eines Kranken oder Verunglückten hat es nicht. Dieser Mangel führt oft zu Vorgängen, die geradezu barbarisch sind. Es ist nicht selten, daß plötzlich erkrankte Fremde auf dem Lande in irgend einem Stall untergebracht werden. In unserer Nachbarschaft ereignete es sich vor einigen Tagen, daß die auf der Reise plötzlich lebensgefährlich erkrankte Ehefrau eines Arbeiters von den Bauern in den kalten Stall des Dorfwirtshauses auf Stroh gelagert wurde. Dort lag die Unglückliche bis zum anderen Tage. Dann gelang es endlich den energischen Bemühungen des Arztes, dieselbe wenigstens in einem Bodenraum unterbringen zu lassen. Die Bauernfrauen wollten Betten und einen passenden Raum für die Kranke nicht hergeben. Das ist ein Fall von vielen. Jeder Landarzt weiß, wie traurige Zustände in dieser Beziehung oft herrschen.

Es liegt im Interesse der bäuerlichen Gemeinde selbst, mit den gegenwärtigen Verhältnissen aufzuräumen. Es ist sowohl eine Pflicht der Humanität, wie eine Maßregel vorbeugender Armenpflege, darauf zu dringen, daß in jedem Dorf wenigstens ein Raum zur Unterbringung solcher kranker oder verunglückter Personen vorhanden ist, die entweder fremd sind oder für die es in der eigenen Wohnung einen passenden Raum nicht giebt oder deren Krankheit eine Absonderung erfordert. Ein derartiges dörfliches Krankenzimmer muß auch mit den notwendigsten Geräten zur Krankenpflege, besonders aber mit Badewanne, gewissen Arzneimitteln, Verbandzeug 2c. ausgerüstet sein. Vor allem aber ist es notwendig, daß in jedem Dorf wenigstens eine männliche und eine weibliche Person vorhanden ist, entweder um Gotteslohn oder gegen angemessene Entschädigung am Krankenbett thätig zu sein. Wo eine Hebamme im Dorf wohnt, kann diese die Thätigkeit der Krankenpflegerin vielleicht mit übernehmen; natürlich nur, wo sich das mit ihrem anderen Amt vereinbaren läßt. In Sachsen sind in einzelnen Dörfern Schwestern des sich mit der Krankenpflege befassenden „Albertvereins" thätig. Überall, wo dieses der Fall ist, weiß auch die landwirtschaftliche Bevölkerung die äußerst segensreiche Arbeit dieser Samariterinnen zu schätzen. Es läßt sich also annehmen, daß auch in anderen bäuerlichen Gegenden das Verständnis für eine geordnete und sachgemäße Krankenpflege mit dieser selbst kommen wird. Die Kosten für die Einrichtung derselben sind so gering, daß es sich nur aus der erwähnten bäuerlichen Gleichgiltigkeit erklärt, wenn die Gemeinden es fast überall versäumten, der hergebrachten Hilflosigkeit auf diesem Gebiet endlich ein Ende zu machen. Wo die Gemeinden keinen eigenen Raum, der sich als Krankenzimmer eignet, besitzen, da läßt sich für sehr wenig Geld ein solcher mieten. Die Einrichtungs- und Anschaffungskosten für Bett, Wanne, Arzneimittel betragen schwerlich mehr als einige hundert Mark. Die laufenden Unterhaltungskosten sind, auf den Kopf der Bevölkerung verteilt, selbst in armen Gemeinden kaum zu spüren. Auch die öffentliche Wohlthätigkeit wird nicht versäumen, derartige gemeinnützige Einrichtungen zu bedenken. So können die Kosten um so weniger eine Rolle spielen, da die eigentliche Krankenpflege nur in den Fällen von der Gemeinde zu bezahlen ist, wo es sich um Ortsarme handelt. Für diese

zahlen die Gemeinden schon heute oft noch höhere Kosten, da derartige Kranke, weil es im Dorf selbst an einem geeigneten Raum und an zweckentsprechender Pflege fehlt, in das Krankenhaus der nächsten Stadt überführt werden müssen. Diese Überführungen — gleich, ob es sich dabei um Ortsarme oder um einen reichen Bauer handelt — müssen meistens auf gänzlich ungeeigneten Wagen vorgenommen werden und nicht selten wird eine derartige Fahrt dem Kranken oder Verunglückten verhängnisvoll. Es würde sich empfehlen, wenn die Verwaltungsbehörden sich im Interesse des öffentlichen Wohls einmal damit beschäftigen wollten, welche Vorkehrungen eigentlich in den Dörfern für die Unterbringung erkrankter oder verunglückter Personen und für eine sachgemäße Krankenpflege getroffen sind. Vielleicht findet sich dann auch ein Weg, um den Gemeindevertretungen einen Tropfen gemeinnützigen Denkens einzuimpfen und mit Zuständen aufzuräumen, deren sich unsere Kultur schämen muß. „Volkswohl" XXII. 11.

Kritik.

Hausbücher für Gesundheitspflege. Band 3 und 4. 1., **Die Hustenkrankheiten,** ihre Entstehung, Behandlung und Verhütung. 2., **Die Erkältungskrankheiten** (rheumatische, katarrhalische und sogenannte) ihre Ursachen, Behandlung und Verhütung. Von weil. Sanitätsrat Dr. **P. Niemeyer.** Vierte bezw. dritte Aufl. Herausgegeben von Sanitätsrat Dr. **Gerster.** Berlin, W. Möller's Verlag, Prinzenstr. 95. 8°, 72 und 54 Seiten, 1897. Preis gebunden à Mk. 1.—

Paul Niemeyer darf wohl mit Recht ein Bahnbrecher oder Pionier der „hygieinischen Therapie" genannt werden. Er hatte, wie Petersen in seiner genialen Geschichte der Medizin sagt, „in dieser Reformbewegung die wichtige Aufgabe übernommen, die Bedeutung der frischen Luft und die verhängnisvollen antihygieinischen Sünden aufzuklären, deren man sich überall, im gesunden und kranken Zustande, schuldig macht."

Auch die beiden vorliegenden, eigentlich zusammengehörenden Bändchen sind der Lösung dieser Aufgabe gewidmet. Darin darf man aber durchaus keine Beschränkung betreffs des Inhalts erblicken, denn wo Niemeyer auch immer den gesunden oder kranken Menschen betrachtet, er nimmt ihn stets als ein Ganzes, indem sich die Atmungsorgane weder vom Magen und Gehirn, noch von der Haut und den Nieren trennen lassen. Er zeigt uns in klarer Weise, wie wir uns verhalten müssen, uns vor Husten- und Erkältungskrankheiten zu bewahren, er zeigt uns aber auch, daß dieselben hygieinischen Faktoren, welche uns gesund erhalten, in den meisten Krankheitsfällen auch genügen, uns die Gesundheit wiederzugeben. Überall giebt er uns etwas Ganzes und überall ist sein Leitmotiv, daß es besser und verdienstvoller ist — wenn auch nicht für den Geldbeutel des Arztes! — Krankheiten zu verhüten, als Krankheiten zu heilen.

Und wenn der zu früh geschiedene P. Niemeyer seinerzeit mitunter durch unvermittelte Schroffheiten Anstoß und Widerstand erregte, ja seinen Gegnern auch scheinbare Waffen in die Hand gab, so ist es bei dem bleibenden Wert seiner Arbeiten um so dankbarer zu begrüßen, daß sein berufener

Nachfolger, Herr Sanitätsrat Dr. Gerster, bei der Neuherausgabe der vorliegenden Hefte mit Takt und Geschick jene Schroffheiten gemildert hat, ohne doch den eigenen Reiz Niemeyer'scher Darstellungskunst, welcher besonders in seinem urwüchsigen, herzerfrischenden Humor und in seinen packenden Bildern liegt, zu beeinträchtigen.

Arzt und Laie werden diese Arbeiten mit gleichem Genuß und Nutzen lesen; und gerade als Arzt wünschte ich ihnen und ihren hygieinischen Wirkungen auf allen meinen Berufswegen zu begegnen, weil ich dann nicht nur einer verständnisvollen Ausführung meiner Anordnungen, sondern auch eines leichteren und besseren Erfolges gewiß sein könnte.

Fröhlich, Brösen.

Hirschfeld, Dr. med. M., prakt. Arzt in Charlottenburg, **§ 175** des Reichs-Strafgesetz-Buches. **Die homosexuelle Frage im Urteile der Zeitgenossen.** Leipzig, Verlag von Max Spohr 1898. kl. 4°, 71 Seiten.

Verfasser hat eine Eingabe an den Reichstag verfaßt, der § 175 möge beseitigt werden und eine große Anzahl ausgezeichneter Männer aus allen Schichten der Gesellschaft, darunter viele Kliniker und Ärzte ersten Ranges, haben sie unterzeichnet. In vorliegender Broschüre plädiert Hirschfeld eingehend für Abschaffung jenes omniösen — man darf wohl sagen, ungerechten Paragraphen, bringt aber auch eine große Anzahl gegnerischer Anschauungen zum Ausdruck. Es wäre sehr zu wünschen, daß der Gesetzgeber endlich daran gienge, diesen Paragraphen aufzuheben. Das treffliche Schriftchen sei Interessenten empfohlen.

G.

Buddhistische Mission. Das christliche Barbarenthum in Europa. Von einem Lama. Leipzig, Verlag von W. Friedrich. Generalvertrieb durch die Theosophische Buchhandlung Anton Hartmann, Leipzig, Albertstraße 15/II. 12°, 48 Seiten Preis 50 Pfg.

Für Theosophen und Solche, die's werden wollen, geschrieben, aber auch für andere lesenswert.

St.

Brand, Dr. Ludwig, approb. Zahnarzt, **Die Zähne und ihre Behandlung.** Populäre Mitteilungen. 3. Aufl. Göttingen. Verlag von Franz Wunder. 12°, 39 Seiten. Ohne Jahrzahl. Preis 75 Pfg.

Ein für Jedermann nützlicher kleiner Ratgeber, der alles über Pflege der gesunden und kranken Zähne Wissenswerte in gedrängter Form enthält.

K.

Volchert, Helene, **Rezeptbuch für vegetarische Rohkost** (nebst Anhang: Reformküche). Notwendige Ergänzung zu allen Kochbüchern. 2., verb. Auflage. Paul Zillmann's Verlag, Berlin-Zehlendorf. 1897. 8°, 113 Seiten, Preis Mk. 1.—

In England und in den romanischen Ländern werden viele Gemüse und Salate roh genossen, während bei uns von Vegetabilien nur Obst, Rettige, Radieschen und Gurken ungekocht verzehrt werden. Zweifellos sind jedoch eine große Anzahl von Vegetabilien bei geeigneter Zubereitung im Rohzustand schmackhaft und zuträglich und eine Bereicherung unseres Tisches, z. B. Spinat, Sauerampfer, Tomaten, Zuckerschoten, Spargel, Meerrettig, Mohrrüben, Blumenkohl, Schwarzwurzel, Tapioka, Hafergrütze, Weizen, Mohn u. s. w. Die Rezepte, welche die Verfasserin angiebt, sind durchweg gut erprobt, aber auf ihren vegetarischen Normalwegen vermögen wir ihr nicht zu folgen, da in der Kost das Individualisieren am wenigsten zu umgehen ist.

St.

„Berichte" der „Deutschen graphol. Gesellschaft" II. Jahrgang, 1898. (Verlag der „Dtsch. graphol. Gesellsch." jährlich 12 Hefte. 8 Mk. Für Nichtmitglieder durch den Buchhandel à Heft 80 Pf.)

Das vorliegende Heft I. enthält graphologische und charakterologische Aufsätze und Mitteilungen von Bussa, Hähn, Klages und Dr. Meyer. Heft I wird zur Ansicht gratis und franko versandt durch R. Hähn, Schriftführer der D. g. G. München, Dachauerstr. 103.

Berthold Sigismund's Kind und Welt. Für Eltern und Lehrer, sowie für Freunde der Psychologie mit Einleitung und Anmerkungen neu herausgegeben von Chr. Ufer, Rektor der Gebr. Reichenbach-Bürgerschule in Altenburg. 2., verm. Aufl. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn. 1897. 12°, 199 Seiten.

Der Herausgeber wünscht, die neue Ausgabe des Werkes eines tüchtigen Arztes und Psychologen möchte zur Ausbreitung und Kräftigung des Interesses an den Forschungen über die Entwickelung des kindlichen Seelenlebens einiges beitragen. Es ist ihm dies durch seine trefflichen Anmerkungen zu den wertvollen Beobachtungen Sigismunds gelungen, und wir glauben, daß das Büchlein der Psychologie und Pädagogie brauchbare Dienste leistet.

C.

Kleiner Lesetisch.

Zur Hygieine der Fußbekleidung teilt Prof. Rubner (Berlin) im „Archiv für Hygiene" eine Reihe von Versuchsergebnissen mit, welche die schon so oft gestellten Fragen nach dem besten Schuhwerk und der besten Strumpfbekleidung eingehend beantworten. Bisher sind, wie wir einem Auszug der „Tgl. Rdsch." entnehmen, in den Betrachtungen über das beste Schuhwerk fast ausschließlich die anatomischen Verhältnisse des Fußes maßgebend gewesen, d. h. man suchte die Schuhform der Gestalt des Fußes mehr anzupassen. Das Schuhwerk ist jedoch auch ein Teil der allgemeinen Bekleidung, und es hat darum nicht allein die Aufgabe, den Fuß gegen äußere mechanische Verletzungen zu sichern, sondern es muß unter ungünstigen äußeren Verhältnissen den Fuß gegen Wärmeverluste schützen oder im Sommer ihn vor Wärmestauung bewahren. Ob ein Schuhwerk in der Festigkeit den Anforderungen entspricht, darüber hat Jedermann nach seinen Erfahrungen sein besonderes Urteil; anders ist es aber für die Beantwortung der hygieinischen Fragen über die Wahl des Leders, der Wolle für Strümpfe u. s. w. In dieser Hinsicht verdienen die Rubner'schen Versuchsergebnisse die weiteste Beachtung. Die Farbe des Leders ist wie bei der Kleidung auch beim Schuhwerk für die Wärmehaltung wichtig. Sommerschuhwerk soll hell gehalten sein, ein Gesichtspunkt, der in den letzten Jahren auch zum Teil schon befolgt worden ist, freilich wohl nicht aus gesundheitlichen, sondern aus Erwägungen der Mode heraus. Das Leder, so fest es erscheint, schließt doch, was Manchen überraschen wird, nicht unbedeutende Mengen Luft ein; selbst im Sohlenleder sind zum Mindesten noch 42 v. H. Luft, und darum ist Leder ein so schlechter Wärmeleiter wie Loden; es ist also außerordentlich wärmehaltend. Weit geringer ist das Wärmehaltungsvermögen derjenigen Stoffe, die gelegentlich als Ersatz

für Sohlenleder dienen sollen, Kork und Pappe. Am wärmsten hält noch eine Lage Kork, am wenigsten warm Lederpappe. Von den zur Verstärkung des Leders im Innern des Schuhes benützten Stoffen hat Leinen einen nur nebensächlichen Wert für die Wärmehaltung, einen erheblichen aber alaungares und sämisches Leder. Der Wärmeverlust am Fuße ist nicht bloß von der Dicke des Schuhwerks, sondern auch von den Temperatur-Unterschieden an der Innen- und Außenseite des Leders abhängig und ferner von der Größe der Fläche, welche auf dem Boden steht und welche die Luft berührt. Im Allgemeinen verliert der Fuß durch die Sohle weniger Wärme, als durch das Oberleder. Der Wärmeverlust durch Leitung nach dem Boden hängt von der Berührungsfläche des Schuhwerks mit dem Boden ab und von dem Umstande, wie sich diese Fläche auf Sohle und Absatz verteilt. Bei dem englischen Schuhschnitt ist die Berührungsfläche die größte, wesentlich bedingt durch den übermäßig breiten Absatz, und der Fuß hebt sich so wenig vom Boden, daß eine geringe Bedeckung des Bodens mit Wasser oder Schmutz hinreicht, die ganze Sohle naß zu macheu. Das ist ein entschiedener Nachteil dieser Schuhform. Eine Isolirung des Fußes vom Boden ist also etwas, was man für den Schnitt des Schuhes in Betracht ziehen muß, sie schützt vor unnötiger Abkühlung und Erhitzung, und von diesem Gesichtspunkt aus kann man auch in der Erniederigung des Absatzes ein Zuviel thun. Die deutsche Sitte eines mittelhohen Absatzes trifft daher nach Professor Rubner's Anschauung das Richtige. Dabei muß allerdings die Sohle das passende Gefäll haben. Der Fuß soll auf der geneigten Bahn der Sohle nicht nach abwärts gleiten, weil sonst die Zehen einen unnötigen Druck erfahren und gekrümmt werden. Nur der Schnürschuh kann dem Fuß auf der Sohle den nötigen Halt geben, Halbschuhe und Gummizugstiefel nur ganz ungenügend. Bei längerem Stehen und Gehen schwillt namentlich bei älteren Leuten der Fuß an; der richtige Schuh muß dafür Anpassungsvermögen haben, und das hat wiederum nur der Schnürschuh. Schutz gegen äußere Nässe gehört zu den wichtigen Aufgaben der Fußbekleidung. Die gewöhnlichen Ledersorten haben schon die Eigentümlichkeit, daß sie sich nur schwer benetzen. Schuhwerk, das mit Wasser in enge Berührung kommt, muß aber noch künstlich mit Fett versehen werden, um ausreichend dicht zu werden. Da sich aber bei kräftigem Fetten alle Hohlräume mit Fett durchtränken, so wird das Leder, da das Oel die Luft verdrängt, wärmedurchgängiger; ein Durchfetten des Leders in allen seinen Teilen ist indeß keineswegs notwendig, sondern um das Anhaften von Wasserteilchen an der äußeren Lederoberfläche, was wegen der starken Wasserverdunstung dem Fuße viel Wärme entzieht, zu verhindern, genügt schon eine dünne Fettschicht. Neben dem Schuhwerk kommt für die Wärmehaltung des Fußes der Strumpf als eine Art von Unterkleidung mit in Betracht. Bei der Verschiedenheit der Gewebe und im Stoff müssen sich natürlich die verschiedenen Strumpfarten verschieden verhalten. Aber im Allgemeinen gilt doch, daß bei gleicher Dicke der gefärbte Baumwollenstrumpf die Wärme am besten durchläßt, schwarze Farbe erhöht, wenigstens bei Seide, das Leitungsvermögen. Die Fußbekleidung hat auch Beziehung zur Hautthätigkeit. Der Fuß beteiligt sich bei den meisten Menschen in sehr regem Maße an der Wasserdampfabgabe. Es ist nun eine irrige Ansicht, wenn man meint, daß das Strumpfwerk die Schweißabsonderung beeinflussen könnte; wenn warmhaltende Fußbekleidung erfahrungsgemäß bisweilen zur Schweißablagerung Veranlassung giebt, so liegt das mehr in der Behinderung der Lüftung und in der Wasserdampfstauung. Eine

besonders schweißtreibende oder schweißlindernde Wirkung kommt weder der Wolle, noch der Seide, dem Leinen oder der Baumwolle zu, wie durch eingehende Versuche erwiesen ist. Dagegen hat die Natur des Strumpfwerks und seine Herstellungsart große Bedeutung für die Wanderung der Schweißbestandtheile. Baumwoll- und Leinenstrümpfe fangen den von der Haut kommenden Schweiß ab und halten ihn fest, während die Wolle in ausnehmendem Maße den Schweiß nach außen wandern läßt. Der Wollstrumpf hält im benetzten Zustande noch die meiste Luft, hält also verhältnismäßig noch immer warm. Der eingelagerte Schweiß geht in dem Strumpfwerk bekanntlich Zersetzungen ein und zwar in gewöhnlicher Baumwolle und Seide leichter, als in Wolle, Leinen und Reformbaumwolle. Das Strumpfwerk sollte überall gestrickt sein; leider hat die thörichte Verfeinerungssucht, namentlich bei den Frauen, zur Benutzung eines viel zu feinen Gewebes geführt. Das ist unelastisch, füllt sich leicht mit Wasser, klebt an der Haut, legt sich in Falten und drückt, kurz, es hat so schlechte Eigenschaften, daß es eben nur in allerbeschränktestem Maße benützt werden kann. Der für die Haut im Allgemeinen angenommene Grundsatz, daß die erste deckende Schicht aus keinem zu dichten oder auch keinem zu dünnen Gewebe bestehen soll, gilt auch für die Fußbekleidung und hier noch besonders, weil gerade beim Fuß der Wasserdampf und die Wasserabgabe eine bedeutungsvollere Rolle spielt, als an vielen anderen Stellen unserer Haut. Sie kann nur durch die Öffnungen des Schuhwerks vor sich gehen. Der Austausch der Luft wird durch die mechanischen Bewegungen beim Gehen, welche pumpenartig wirken, befördert. Von dem für die Straße bestimmten Schuhwerk lüftet ein Schnürschuh am besten, ein Gummizugstiefel am schlechtesten.

Einige ärztliche Ratschläge für Eltern gehen dem Frankf. „Generalanzeiger" (Nr. 60) von einem seiner Mitarbeiter zu: Eine Frage, welche der Arzt oft beantworten muß, ist die, ob man ein Kind, z. B. von zweifelhaftem Gesundheitszustand, mit sechs Jahren, wie gesetzlich vorgeschrieben ist, die Schule besuchen lassen soll oder nicht. Schwächliche, blutleere, nervöse, skrophulöse ꝛc., mit einem Worte nicht ganz gesunde Kinder sollte man viel häufiger, als geschieht, in der Freiheit lassen und erst spät in die Schule aufnehmen, weil einesteils kränkliche Kinder durch den Schulbesuch meist gesundheitlich noch mehr zurückkommen und andernteils nicht viel leisten können, so daß sie andere gesunde Kinder mit zurückhalten. Es ist ein ganz entschiedener Mangel unserer öffentlichen hygieinischen Zustände, daß bei der Schulaufnahme nicht auch ein Arzt mitzusprechen hat, um darüber zu wachen, daß nur gesunde Kinder aufgenommen, kranke aber zurückgestellt werden. Bei der Rekrutierung ist dies allgemein eingeführt, für die Schulen fehlt eine solche Einrichtung dagegen überall, höchstens wird hier und da einmal von den Eltern kranker Kinder ein Zeugniß verlangt, daß ihr Kind körperlich nicht kräftig genug sei, um die Schule zu besuchen. In der Regel werden aber dann Kinder, die etwa ein Jahr zu spät in die Schule kommen, um ein Jahr länger in der Schule behalten, weil nach der Schablone der gesetzlichen Schulbesuchsdauer dies sein muß, ohne daß Rücksicht darauf genommen ist, daß gesunde und ältere Kinder leicht nachholen, was sie etwa versäumt haben. So droht den Eltern kranker Kinder und diesen selbst noch eine Strafe für das Kranksein und um dieser zu entgehen, werden heute viele Kinder trotz entgegenstehender ärztlicher Gründe doch in die Schule geschickt, oft zum lebenslänglichen Nachteil für ihre Gesundheit. Gerade solche Kinder verfallen am häufigsten den sogenannten Schulkrankheiten, eine Krankheitsrubrik,

die erst neuerdings, besonders in Mädchenschulen, sozusagen öffentliche Geltung gewinnt. Als die hauptsächlichsten sind Störungen der Blutbildung respektive der Ernährung und des Nervensystems zu nennen. Die Kinder sehen blaß aus, der Appetit nimmt ab, die Verdauung wird träge, sie klagen über Stirnkopfweh, Müdigkeit, auch ist der Schlaf schlecht und erquickt nicht, so daß sie müder aufstehen, als sie zu Bette gegangen waren, sie werden schlaff und weinerlich oder mürrisch und reizbar, unlustig zur Arbeit, unaufmerksam und träge, und bleiben deshalb sitzen, manche sondern sich ab und werden trübsinnig, exzentrisch. Alle diese krankhaften Erscheinungen steigern sich im Laufe des Schuljahres und sind gegen Ende desselben am schlimmsten. Während der Ferien aber bessern sie sich rasch und verschwinden bei längerer Dauer dieser manchmal gänzlich, so daß die Kinder beim Wiederbeginn des Unterrichts wieder frisch, neu aufgelebt sind, nur aber, um durch diesen allmählich von neuem in den alten Jammer zu geraten. Am leichtesten verfallen Mädchen solchen Zuständen, zumal in den Jahren der herannahenden Entwicklung, aber auch Knaben und zwar am frühesten die fleißigen und begabten. In einzelnen Fällen, besonders in solchen, bei denen erbliche Belastung mit Nervenschwäche vorhanden ist, entstehen schwere Leiden, Neurasthenie, Hysterie, selbst Geistesstörungen. Die Mehrzahl der Eltern beachtet die Anfänge aller dieser Leiden zu wenig, oder, wenn dies der Fall ist, medizinieren sie anfangs mit Hausmitteln und wandern schließlich von einem Arzt zum andern, um den zu finden, der „das richtige Mittel trifft“: aber zu dem einen, was not thut und wozu ihnen in der Regel der erstgefragte Arzt schon gerathen hatte, die Kinder längere Zeit aus der Schule zu lassen, dazu entschließen sie sich meist nur, wenn ein Nervenspezialist am Ende dasselbe kategorisch verlangt, was der Hausarzt bloß schüchtern angeraten hatte. Solche Patienten, die in der Mehrzahl von Hause aus schwächlich oder verweichlicht oder überreizt durch allerlei gesellige Unsitten, wie Kindergesellschaften, Kinderbälle u. s. w. waren, haben die sogenannte Überbürdungsfrage geschaffen, an der höchstens begründet war und ist, daß den Kindern zu vielerlei zugemutet wurde und vielfach noch wird, zumal den Mädchen, welchen Physik und Chemie, höhere Mathematik und Astronomie eingegeben wird. Daraus entsteht dann naturgemäß derselbe geistige Nachteil, welcher bei körperlichen Leiden in der Regel durch Vielmedizinieren bewirkt wird: Erschöpfung der Kräfte. Unser heutiger Unterricht gleicht manchmal ja den Morphium-Injektionen, die auch lange scheinbar nützen, zuletzt aber das Nervensystem zerrütten. Neurasthenie und Hysterie sind die nicht gerade seltene Folgen des ruhelosen heutigen Vielerlei-Lernens. Manchmal kommen in Schulen förmliche Ansteckungen mit Nervenkrankheiten vor. Am längsten bekannt ist dies bezüglich des sogenannten Veitstanzes. Den Anfang macht in der Regel ein erblich nervös belastetes Kind und ganze Klassen — selbst in Dorfschulen ist das neuerdings vorgekommen — folgen nach. Es muß deshalb der erste Fall sofort aus der Schule verbannt werden. Dr. R. Sch.

Zur Ueberbürdungs-Frage. In der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“ veröffentlicht Oberlehrer Dr. Kemsies weitere Ergebnisse seiner begonnenen Untersuchungen zur Frage der Überbürdung unserer Schuljugend. Jene Versuche bezweckten bekanntlich, ein möglichst genaues Bild von dem Ermüdungs-Zustande unserer Schüler in verschiedenen Zeitlagen zu erhalten, und waren hauptsächlich auf die Beurteilung der Güte und des Umfanges von Rechenarbeiten, der Arbeits-Geschwindigkeit und der Muskel-Leistung gegründet. Es ergaben sich daraus als Forderungen der Schul-

Gesundheitspflege die Verkürzung der Unterrichtsstunden für gewisse Lebensalter, sowie ihre zweckmäßigere Verteilung auf den Schultag, ferner die Absonderung des Turnunterrichtes von den übrigen Schulstunden. Die neuen Ergebnisse, die Dr. Kemsies in der Zwischenzeit erhalten hat, lassen sich nun im Wesentlichen wie folgt zusammenfassen: 1. Als die besten Arbeitstage der Woche ließen sich der Montag und Dienstag, ebenso aber auch sonst jeder erste und zweite Tag nach einem Ruhetage feststellen. Dr. Kemsies meint, daß sie sich besonders zu Vornahme von Prüfungsarbeiten eignen. Da aber die am Sonntag erworbene körperliche und geistige Frische vielfach nur bis zum Dienstag Nachmittag anhält, so empfiehlt er, entweder den Mittwoch beziehungsweise Donnerstag an höheren Schulen stark zu entlasten oder noch einen vollen Ruhetag in der Mitte der Woche einzuschieben. (Diese Einrichtung besteht an der österreichischen Volksschule; der Donnerstag ist dort schulfrei.) 2. Die beste Arbeitszeit des Tages sind die beiden ersten Lehrstunden: für sie zeigte der Arbeitsmesser die größte körperliche Frische und die beste seelisch-geistige Arbeitsfähigkeit bei der Mehrzahl der Schüler an. Es eignen sich daher diese Stunden besonders für die schwierigeren Lehrgegenstände. Als besonders anstrengend erwies sich dagegen bei der physiologischen Prüfung der zu Berlin vielfach bestehende dreistündige Nachmittags-Unterricht. 3. Zwischenstunden von längerer Dauer erscheinen nach den ersten zwei Unterrichtsstunden, sowie nach jeder folgenden Einzelstunde nötig. Die Untersuchungen ergaben, daß ein Drittel der Schüler die beste Leistung nach zweistündigem Unterrichte schon erreicht hat. Nach jedem Hochstand erleidet nämlich die Arbeitsgüte einen starken Abfall; ein Drittel arbeitet sich allerdings noch einmal hinauf, ein anderes Drittel aber erfährt zunächst einen Tiefstand, dem erst später eine zweite Erhebung folgt. Nach dreistündigem Unterrichte ist die Lage weiter zum Ungünstigen verändert; die Hälfte der Schülerzahl hat den Hochwert überschritten, ein Fünftel hat ihn noch nicht erreicht, drei Zehntel nähern sich zum zweiten Male der besten Leistung. Nach vierstündigem Unterrichte haben bereits zwei Drittel der Schüler den ersten oder zweiten Hochstand hinter sich, und nur ein Drittel ist jetzt noch fähig, sich abermals hinaufzuarbeiten. Dr. Kemsies hält es für zweckmäßig, an dieser Stelle den Unterricht für elf- bis dreizehnjährige Schüler abzubrechen. 4. Ferien üben zwar eine kräftigende Wirkung aus, doch sind die Folgen meistens nur noch vier Wochen lang nachweisbar. Aus diesem Grunde erscheint daher eine öftere Einschiebung von Ruhetagen in die Arbeitszeit wünschenswerth. 5. Es ist zu erstreben, daß der Unterrichtsplan die Stunden nach ihrem Ermüdungswerte ordne, u. zw. mit dem Ziele, eine gewisse Ausgleichung beginnender Ermüdung herbeizuführen. Hierfür gibt Dr. Kemsies eine Zusammenstellung, worin die einzelnen Lehrfächer folgende Reihe bilden: 1. Turnen. 2. Mathematik. 3. Fremdsprachen. 4. Religion. 5. Deutsch. 6. Naturwissenschaften 7. Geschichte. Zur näheren Erläuterung wird bemerkt, daß die beiden anstrengendsten Gegenstände, Turnen und Mathematik, in der Regel einen großen Unterwert, die fremden Sprachen gewöhnlich einen kleinen Unter-, seltener einen Oberwert ergeben, während sich Religion umgekehrt wie diese verhält. Deutsch, Naturwissenschaften und Geschichte ergaben stets einen Mehrwert der Arbeitsfähigkeit. Singen und Zeichnen stehen außerhalb der Reihe, da sie sich ganz verschieden verhalten, je nachdem sich die betreffenden Schüler sich Mühe geben oder nicht. Bei sich anstrengenden Schülern ist das Ergebniß ein großes Minder, bei den anderen ein Mehr an Leistungsfähigkeit. 6. In späteren Zeitlagen läßt sich nach den Feststellungen die

Arbeitsgüte durch verlangsamtes Arbeiten erhalten. 7. Es läßt sich nach Ansicht von Dr. Kemsies einrichten, daß auf Schüler, die besonders leicht ermüden, im Unterrichte weitgehende Rücksicht genommen wird. 8. Als besonders geeignete physiologische Arbeitsbedingungen bezeichnet Dr. Kemsies ausreichenden Schlaf, Bäder und Spaziergänge; durchaus ungeeignet für geistige Arbeit ist dagegen eine vorhergehende körperliche Ermüdung, wie sie u. A. durch das Turnen herbeigeführt wird. — Die nähere Begründung der obigen Sätze nebst ausführlicherer Darstellung beabsichtigt Dr. Kemsies in einer demnächst erscheinenden besonderen Abhandlung über „Ermüdungs-Messungen an Schülern“ zu geben.

Vierunddreißig Stunden Eisenbahndienst. Vor einem Erkenntnis-senate des Landesgerichtes in Salzburg hatte sich am 28. Februar der Bahn-assistent Georg Neumann wegen des Vergehens gegen die Sicherheit des Lebens zu verantworten. Die Anklage legte ihm zur Last, daß er durch eine Unter-lassung im Dienste die Bahnkatastrophe bei Seekirchen, eine Entgleisung des Salzburger Personenzuges, bei welcher der Maschinenführer getödtet und fünf Personen des Zugsbegleitungspersonals verwundet wurden, verschuldet habe. Neumann, der damals auf der Station Seekirchen den Dienst versah, hatte die Depesche, welche dem Bahnmeister in Seekirchen die Anzeige von der Schadhaftigkeit einer Stelle des Bahndamms avisierte, dem Bahnmeister nicht übergeben, sondern liegen gelassen. Bereits vor der Verhandlung hatte der Verteidiger des Angeklagten in einer Eingabe die Zuziehung von Ärzten be-gehrt zum Zwecke der Prüfung, ob mit Rücksicht auf die lange Dienstzeit die Schlaftrunkenheit und physische Ermüdung des Angeklagten nicht derartig groß war, daß dadurch eine Aufhebung der Willenskraft und des Bewußt-seins erfolgte. In der Eingabe wird ausgeführt, daß vom 26. Juli 1897, 8 Uhr Morgens, bis zum 31. Juli Früh, der Zeit, wo der Unfall erfolgte, also in 113 Stunden, Neumann 82 Stunden Dienst versah und nur 31 Stunden Ruhe hatte. Rechne man dazu die Anstrengung und die Aufregung der Bahnbediensteten in Folge des wegen der Wetterkatastrophe verdoppelten Dienstes, so mache dies die Angabe des Angeklagten plausibel, daß er that-sächlich seiner Sinne nicht mächtig genug war, um die Wichtigkeit des ent-scheidenden Telegrammes zu würdigen. Diesem Antrage wurde von dem Gerichte stattgegeben. Bei der Verhandlung erklärte der Angeklagte, er habe den Bahnmeister, der sich auf dem Kontrolgang befand, nicht gefunden und infolge der Überbürdung mit Arbeit später die Zustellung des Telegramms übersehen. Zur Zeit der Katastrophe war er ununterbrochen 34 Stunden im Dienste gestanden und da der Stationsvorstand beurlaubt war, den Ver-kehrs-, den Personen-, und den Straßendienst, die Güter-Auf- und Abgabe, die Kasse und die kommerzielle Gebahrung allein versehen. Er sei seit dem 28. Juli, seit welchem er 82 Stunden diesen Dienst versah, so abgespannt gewesen, daß sein Gedächtniß in Folge der Überarbeit und der Aufregung und durch das Unwetter gelitten hatte. Die Sachverständigen im Eisenbahn-fache maßen in ihren Gutachten dem Angeklagten nicht das ausschließliche Verschulden der Nichtverständigung des Bahnmeisters bei und gaben zu, daß Neumann zu überbürdet gewesen. Nun sollten die ärztlichen Sachverständigen ihre Gutachten abgeben. Da erhob sich Staatsanwalt von Grimburg zu der Erklärung, daß er auf Grund der Ergebnisse des Beweisverfahrens die erhobene Anklage nicht weiter aufrecht halten könne und die Klage zurückziehe. Der Gerichtshof verkündete sodann die Freisprechung. Der Verhandlung hatten zahlreiche höhere Eisenbahnbeamte beigewohnt.

Der Alkohol als Medizin. Gelegentlich einer über einen Vortrag des Geh.-Rats F. eröffneten Debatte in der „Dresdener Gesellschaft für Natur- und Heilkunde“ kam es zu einer kurzen, aber erfreulichen Aussprache des Herrn Vortragenden über Behandlung Herzkranker und Lungenkranker mit größeren Gaben Alkohols, wie sie seit etwa 20 Jahren stattgefunden hat. Redner — einer unserer erfahrensten Ärzte — bekannte offen, daß er sich „leider“ mit der Überzahl der Kollegen viele Jahre hindurch an dieser Behandlung beteiligt, sich aber dabei „ersichtlich in schwerem Irrtum befunden habe“ und deshalb seit einigen Jahren den Alkohol nur an Stelle gleichwertiger Medikamente in gewissen Fällen von Herzschwäche u. a. m. verwenden lasse. Die Alkoholbehandlung von Herzkranken, wie die der Lungenkranken beruhte auf der ehedem allgemein vorherrschenden guten Meinung von der Kräfte erzeugenden und ernährenden Wirkung der Alkoholgetränke, deren Wert bei weitem überschätzt wurde, und die bekanntlich nur vorübergehender Natur sind. Das Herz würde ferner Fettentartung und andere Veränderungen eingehen, die Leber würde schwer und dauernd erkranken und andere lebenswichtige Organe würden unwiederherstellbar entarten, wollte man dem Körper so viel Massen Alkohol einverleiben, als nötig wären, um die Prozesse herbeizuführen, welche vielleicht imstande sind und welche man herbeiführen wollte, um jene Erkrankungen der Heilung entgegenzuführen. Auch des Alkohols als das Fieber herabsetzenden Mittels und der mit ihm angeblich erzielten großen Erfolge bei Behandlung des gefürchteten Wochenbettfiebers wurde gedacht und gegen dessen Verurteilung in dieser Hinsicht wandte sich keiner der anwesenden Ärzte. Man beginnt den Rückzug anzutreten aus dem Lande der Illusionen und übertriebenen Vorstellungen von dem Retter Alkohol. Jedoch! Der Alkohol ist auch ein Heilmittel und kann lebensrettend wirken, aber nur in der Hand des sachkundigen Arztes, der sich desselben bedient, wie jeden verwandten Medikamentes, genau Zeit und Menge seiner Anwendung erwägend, sie überwachend und voll sich der Verantwortung bewußt, die er auf sich nimmt mit Verordnung des Alkohols, wie mit der eines jeden stark wirkenden Arzneimittels, dabei individualisierend, denn schablonenmäßige Behandlung ist vor allem im ärztlichen Berufe unmöglich. Die abstinenten Ärzte verbannen jeden Alkohol — auch den am Krankenbette. Wir möchten ihn unter keinen Umständen gerade hier entbehren. Er bleibt ein vortreffliches Heilmittel, aber der Pfuscher darf ihn nicht verwenden, sondern der Arzt soll ihn „verordnen“.

Messung der Ermüdung bei Schulkindern. Unter dem Titel Unterricht und Ermüdung (Berlin, Reuter und Reichard) hat Dr. L. Wagner die Ergebnisse einer Reihe sehr bemerkenswerter Versuche veröffentlicht, in denen er den Ermüdungsgrad einiger Schüler aus verschiedenen Klassen und zu verschiedenen Stunden festzustellen sucht. Er legte dabei die sogenannte Griesbach'sche Methode zu Grunde, die nach seinen Ausführungen auf folgenden Thatsachen beruht: Setzt man über irgend einer Hautstelle (z. B. dem Jochbein) zwei Spitzen eines Zirkels unter mäßigem Druck auf, so werden im Allgemeinen auch zwei Spitzen empfunden, bei relativ geringem Spitzenabstand unter Umständen aber nur eine, obwohl zwei Spitzen aufgesetzt sind. Das Sensorium vermag örtlich oder zeitlich nahe Eindrücke nicht voneinander zu trennen. Dies ist längst bekannt, neu aber ist die von Griesbach gemachte Entdeckung, daß die Fähigkeit des Sensoriums, zwei aufgesetzte Spitzen der Empfindung nach zu trennen, nicht bloß von dem Abstand der Spitzen, sondern auch von dem Grade der Ermüdung des Empfindenden abhängt; ein ausgeruhter Mensch empfindet die Spitzen als zwei in viel geringerem Abstande, mit anderen

Worten, der Tastsinn ist ein ziemlich genauer Gradmesser der Ermüdung überhaupt. Gemessen wurde im vorliegenden Falle nicht mit allmählich sich verringernden oder sich vergrößernden, sondern mit wechselnden Spitzenabständen, die nach Ansicht des Verfassers ein zuverlässigeres Ergebniß liefern. Als geringster noch empfundener Abstand ergab sich 5 Millimeter, als größter nicht empfundener (bei einem Quartaner) 25 Millimeter, das arithmetische Mittel ergab 10 Millimeter. Interessant sind die Schlußfolgerungen, die der Verfasser im Einzelnen zieht. Wir heben eine Tabelle über Stoffwirkung hervor, wonach die einzelnen Fächer in folgender Reihenfolge ermüdend wirken: Mathematik, Latein, Griechisch, Turnen, Geschichte, Geographie u. s. w., am wenigsten ermüdete die Religion. Wir heben ferner noch folgende Thatsachen hervor: Sehr aufmerksame Schüler sind mehr ermüdet als unaufmerksame, begabte Schüler weniger als unbegabte; auswärtige und nervöse Schüler beginnen am Morgen häufig mit großer Ermüdung, erholen sich aber vielfach wieder; Turn- und Spielstunden wirken nicht weniger ermüdend als andere, wenigstens nicht für diejenigen Schüler, die sich eifrig daran beteiligen; der Vormittags-Unterricht hat große hygieinische Vorteile vor dem Nachmittags-Unterricht, der auch pädagogisch wegen starker Ermüdung der Schüler fast wertlos ist. So beschädigt auch dieser Versuch Ansichten, die aus praktischer pädagogischer Erfahrung heraus vielfach geäußert worden sind. Wir begrüßen darin auch eine neue und zukunftsreiche Ausdehnung der Schulhygieine.

Frankf. Gen.-A., Nr. 295.

Eine **schweizerische Pflegerinnenschule** mit Frauenspital in Zürich ist das neueste Unternehmen, welches der „schweizerische gemeinnützige Frauenverein“ angeregt hat. Die Anstalt soll dem an vielen Orten so schwer empfundenen Mangel an tüchtigen Krankenpflegerinnen abhelfen und den Beruf der Krankenpflege den weitesten Kreisen der weiblichen Bevölkerung zu eröffnen suchen. Die Institution sieht für die freien Pflegerinnen einen einjährigen theoretischen Unterrichtskurs für die Ausübung der allgemeinen Krankenpflege und der Wochenbettpflege, der Privatpflege und Gemeindepflege vor, die praktische Ausbildung erfolgt während dieses Lehrjahres in dem mit der Schule verbundenen Frauenspital. Dieses unter weiblicher Leitung stehende Krankenhaus soll 80—100 Betten umfassen. In seinen verschiedenen Abteilungen für Unheilbare, für innere Krankheiten, chirurgische Leiden, Frauenkrankheiten und geburtshilfliche Fälle sollen Frauen aller Stände zu den ihren Vermögensverhältnissen angemessenen Preisen eine freundliche Zufluchtsstätte und sorgfältige Pflege finden können. Weitere praktische Übung haben sich die Pflegerinnen in einem zweijährigen Dienste in anderen Spitälern anzueignen, worauf dann erst die Diplomierung erfolgt. In der mit der Wöchnerinnenabteilung verbundenen Kinderstube für gesunde Kinder wird den Pflegerinnen nun Gelegenheit geboten, sich mit den nötigen Kenntnissen und Thätigkeiten für die richtige Pflege des Kindes im ersten Lebensjahre auszurüsten. Als Sitz der Anstalt ist die künftige Großstadt Zürich auserwählt, namentlich mit Rücksicht auf das reichlich vorhandene Krankenmaterial. Die aus dieser Schule hervorgegangenen Pflegerinnen sollen zu einem schweizerischen Verbande freier (d. h. nicht mit einer religiösen Vereinigung verbundenen) Krankenpflegerinnen mit kantonalen und lokalen Sektionen vereinigt werden. Dem Verbande ist die Aufgabe gestellt, den ganzen Pflegerinnenstand zu heben und dessen Berufsinteressen zu wahren, Angebot und Nachfrage zu vermitteln, Alters- und Krankenkassen zu errichten und Pflegerinnenheime zu gründen. In größeren Gemeinden, wo noch keine Krankenpflegerinnen existieren, müßten solche ge-

gründet werden, um auch den weniger bemittelten Volksklassen eine gute Pflege für kranke Tage zu sichern. Das Werk wird bedeutende Opfer erheischen; nicht weniger als 1/2 Million Franken soll nach dem Appell des eingangs erwähnten Vereins von der schweizerischen Frauenwelt zusammengelegt werden und reichliche regelmäßige Jahresbeiträge müssen den Bestand sichern.

„Volkswohl“ XXI, 41.

In Nr. 2 des **Technischen Gemeindeblattes** (Berlin, Carl Heymann's Verlag) bespricht der auch bei uns durch seine rege Beteiligung an den Verhandlungen des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege bekannte Zivilingenieur H. A. Roechlin in Leicester die Aufgaben der Städte mit Bezug auf die Schaffung gesunder Lebensbedingungen. Er geht dabei in erster Linie auf die vielfachen Probleme ein, welche die Neuzeit auf dem Gebiete der Wasserversorgung und der Abfallstoffe den städtischen Verwaltungen gestellt hat. Stadtbauinspektor Pinkenburg in Berlin erörtert an der Hand der vor kurzem erschienenen Denkschrift des Verbandes Deuscher Architekten- und Ingenieurvereine die Frage der Umlegung städtischer Grundstücke und der Zonenenteignung. Ein fachmännisch gründlicher, aber doch populär gehaltener Artikel über die Acetylenausstellung in Charlottenburg orientirt über die Bedeutung dieses neuesten Beleuchtungsmittels und den augenblicklichen Stand der Technik, sowohl was die Fabrikation als was die eigentlichen Beleuchtungseinrichtungen anlangt. Der übrige referierende Teil des Blattes läßt durch seine Reichhaltigkeit erkennen, ein wie großes Material auf dem Spezialgebiete, dem das neue Unternehmen gewidmet ist, der publizistischen Verwertung harrt.

Butterprobe. In seinem vortrefflichen Buche: „Zur Rassen- und Sozialhygiene der Griechen im Altertum und in der Gegenwart“ schreibt Professor Hueppe (Prag): „Eine interessante Butterprobe sah ich auf dem Markte zu Argos. Die Käufer fuhren mit einem Finger in den Topf, führten die Butter zum Munde, bissen ein Stückchen ab und schleuderten den Rest wieder mit energischer Handbewegung in den Topf zurück: ländlich schändlich und zur Nachahmung für Nahrungsmittel-Untersuchungsanstalten oder zur Marktkontrolle nicht recht zu empfehlen.“ Zu diesem, recht an den Berliner Schusterjungen mit seinem Anspießen des Pfannkuchens „Wat kost mich der?“ erinnernden Vorgange sei vom hiesigen und wohl auch anderen oberschlesischen Märkten als kulturgeschichtliches Seitenstück erwähnt, daß die Käufer mit einem Geldstück von der Butter eine Probe abstechen und so kosten. Natürlich wird dies auch mehrmals mit derselben Münze ausgeführt.

Liebe, Loslau.

Gesundheitsgemäße Stiefel. Im illustrierten deutschen Militärlexikon (Berlin 1897) werden die Anforderungen an einen wirklich gesundheitsgemäßen Stiefel kurz folgendermaßen beschrieben: Er muß mindestens 1 Zentimeter länger sein als der Fuß, im Rist festsitzen, dagegen vorne so breit sein, daß die Zehen sich ordentlich spreizen können, selbst wenn der Fuß fest aufgesetzt wird. Bei Bezug eines neuen Paares Stiefel ist es zweckmäßig, mit denselben am Fuße ins Wasser zu treten, bis das Oberleder weich ist, dann den Stiefel am Fuße einzufetten; der Mann behalte ihn hiernach noch etwa zwei Stunden an. Zum Schmieren empfiehlt sich Provenceröl oder Vaseline, die man auf das trockene Schuhzeug reibt.

„Volkswohl“ XXI, 51.



Stuttgart, 15. Juni 1898.

Die Aufgaben der Städte mit Bezug auf die Schaffung gesunder Lebensbedingungen.

Von

H. Alfred Roechling, Zivilingenieur, Leicester.

Einleitende Bemerkungen. Leben heißt arbeiten, und arbeiten ist Leben! Doch zum Leben und Arbeiten gehört in erster Linie Gesundheit, und um diese zu erhalten, sind gesunde Lebensbedingungen nothwendig. Es dürfte daher am Platze sein, einmal einen Blick auf die Pflichten zu werfen, die den städtischen Behörden, was die Schaffung gesunder Lebensbedingungen anlangt, heutzutage obliegen.

Wenn unser seinem Ende zueilendes Jahrhundert vielfach — und meiner Ansicht nach mit Recht — dafür gepriesen worden ist, daß es das Leben selbst menschlicher, lebenswerter und menschenwürdiger gemacht hat, so ist auf der andern Seite das Jagen und Hasten des täglichen Lebens so gestiegen, daß Vielen zur Ruhe und zum Rasten kaum noch Zeit bleibt. Daher ertönt jetzt vielfach der Ruf nach Einschränkung der Arbeitszeit, und glücklich ist der, für den eine Verkürzung derselben möglich ist, doch fürchte ich, daß es für Viele hier beim frommen Wunsche bleiben wird. Gesunde Lebensbedingungen sind daher um so notwendiger in unseren Städten!

Es wird sich bei den nachfolgenden Betrachtungen nicht so sehr um einzelne Städte oder Länder handeln, als um das, was heute in allen Kulturstaaten als notwendig anerkannt wird, wenngleich es in vielen bis jetzt leider noch nicht erreicht ist. Wenn aber die Grundsätze, nach welchen Fortschritt und Verbesserung herbeigeführt werden sollen, richtig erkannt worden sind und verstanden werden, dann wird es auch möglich sein, falsche Fährten zu vermeiden und nach Einschlagung der richtigen Bahn auf derselben weiter fortzuschreiten. Leider aber sind die Verwaltungen der Städte nicht selten durch Fehlschlüsse auf falsche Fährten geraten und sie haben die gemachten bösen Erfahrungen teuer erkaufen müssen.

In dieser Hinsicht will ich nur an Städte wie Glasgow, Manchester, Birmingham, Nottingham u. s. w. erinnern, welche zuerst aus verschiedenen Gründen das Tonnensystem zur Entfernung der Exkremente eingeführt hatten und jetzt zum Schwemmsystem übergehen müssen, da sich durch das Tonnensystem Zustände herausgebildet haben, die nicht länger haltbar sind. Das Geld, welches für die Einrichtung des Tonnensystems ausgegeben ist, ist nutzlos weggeworfen, und welche Summe diese Erfahrung gekostet hat, läßt sich nur schwer feststellen, jedenfalls aber sind viele Millionen auf diese Weise zugrunde gegangen. In Paris ist man ebenfalls gezwungen gewesen, vom Grubensystem zum Schwemmsystem überzugehen, und das kann natürlich nicht ohne einen ungeheuren Kostenaufwand geschehen.

Man ersieht hieraus, daß ein Fehlschritt, was hygieinisch-technische Maßregeln anbelangt, von ungeheurer Tragweite ist und namentlich in kleineren und weniger wohlhabenden Städten entscheidend für die Weiterentwickelung derselben sein kann.

Daß die Verantwortung städtischer Behörden in gesundheitlicher Beziehung eine sehr große ist, wird wohl von niemand in Abrede gestellt werden, und daß sich jedes Zurückbleiben auf diesem Gebiete oder gar Fahrlässigkeit furchtbar rächen kann, das beweisen beinahe jedes Jahr Fälle, in welchen Epidemieen ihre verheerenden Wirkungen entfalten und Armut, Elend und Not hinterlassen. Ich will in dieser Beziehung nur ein Beispiel anführen. In einer kleinen Stadt, deren Wasserversorgung nicht sorgfältig genug überwacht wurde, brach vor kurzem eine furchtbare Typhusepidemie aus, welche ihre Opfer in vielen Häusern forderte und fast mit der Sicherheit eines Experiments diejenigen Häuser anzeigte, welche ihr Wasser aus einer bestimmten Quelle erhielten. Nun wurde man klug, man stellte Nachforschungen an und sparte kein Geld, den erbarmungslosen Feind wieder loszuwerden. Doch es war zu spät! Der Würgengel hatte sich eingenistet und verblieb, bis er sich müde gearbeitet hatte; dann verschwand er wieder! Was ist aber geblieben?! Der Vater, die Mutter, die geliebten Kinder sind vielen Familien entrissen und haben auf dem Gottesacker ihre letzte Ruhestätte gefunden! Häuser sind leer geworden, und wo früher Freude und Frohsinn herrschte, ist Kummer und Elend eingezogen! Und was hat die Epidemie der Stadt gekostet? Viel mehr als eine einwandsfreie Wasserversorgung! Genaue Zahlen lassen sich natürlich nur schwer feststellen, doch hat man behauptet, daß diese sechs Wochen ungefähr eine Million Mark verschlungen haben! Rechnet man hierzu noch all' das unsagbare Elend, das die Seuche zurückgelassen hat, dann kann man sich gewiß vorstellen, daß es für die Stadt viel besser gewesen wäre, hätten die Behörden ihre Aufgabe richtig erkannt! Nun kommt aber noch das Nachspiel, welches darin besteht, daß diejenigen, welche von der Epidemie gelitten haben, die Wasserwerksbehörden verklagen werden und auf Schadenersatz Ansprüche erheben.

Solche Erfahrungen sollten allen Behörden zur Warnung dienen; denn was sie in einem solchen Fall auszustehen haben, das läßt sich nicht mit Worten beschreiben, das muß erfahren sein!

Früher mag es die Aufgabe der städtischen Behörde gewesen sein, Festungswerke gegen einen menschlichen Feind aufzuwerfen und in gutem Zustande zu erhalten, um erfolgreich seinen Angriffen zu widerstehen. Dies hatte viele sanitäre Nachteile zur Folge, unter denen eine zu enge Bebauungsweise in erster Linie steht. Heute ist es Pflicht der Behörde, ihre Mitbürger gegen die Angriffe jener kleinsten Lebewesen zu verteidigen, die für das unbewaffnete

Auge nicht einmal sichtbar sind und die daher ohne drohende Anzeichen mit der größten Schnelligkeit die Festungswerke erstürmen. Und wenn dies geschehen, dann wehe der armen Stadt! Die Behörden müssen daher in Friedenszeiten ihre Vorkehrungen treffen, daß wenn der Angriff stattfindet, die feindlichen Horden zum Abzug gezwungen werden. Ein solcher Erfolg ist aber nur da zu erhoffen, wo man die Lehren und Erfordernisse der Hygieine beherzigt und ihre Durchführung sorgfältig überwacht.

Was nun diese Lehren und Erfordernisse der Hygieine anbelangt, so lassen sie sich kurz, wie folgt, zusammenfassen:

1. Eine Stadt muß mit reinem Trinkwasser versorgt sein.
2. Die Luft in der Stadt muß eine gute sein.
3. Die Nahrungsmittel der Stadt müssen unverfälscht sein.

Denn ohne reines Wasser, reine Luft und gute Nahrungsmittel kann von einer gesunden Existenz keine Rede sein, und wo der Körper kränkelt, kann man ein gesundes geistiges Leben nicht erwarten. „Mens sana in corpore sano“ das ist eine alte bewährte Lehre.

Betrachten wir nun zuerst:

Die Trinkwasserversorgung einer Stadt. Früher geschah dieselbe meist durch Brunnen auf den einzelnen Grundstücken, doch stellten sich mit der Zeit so viele Übelstände des Verfahrens ein, daß für größere Gemeinwesen eine derartige Versorgung nicht mehr zulässig erscheint. Allerdings hat man gegen eine zentrale Versorgung eingewendet, daß, wenn sie Keimgifte enthält, sie die ganze Stadt mit einem Schlage vergiften kann, was bei der Einzelversorgung nicht möglich ist. Hier können wohl einzelne Brunnen verseucht werden, dagegen sei eine gleichzeitige Verseuchung aller Brunnen ausgeschlossen.

Soweit diese Beweisführung geht, ist sie gewiß ganz richtig und legt die Notwendigkeit einer strengen Überwachung jeder zentralen Wasserversorgung nahe. Doch wäre es unrichtig daraus zu folgern, daß die Einzelversorgung besser sei als die zentrale. Denn während der Betrieb einer zentralen Wasserversorgung mit großer Genauigkeit überwacht werden kann, ist dies bei der Einzelversorgung einfach unmöglich. Ferner ist die Möglichkeit der Verseuchung einer rationell angelegten zentralen Versorgung viel geringer als die vieler einzelner Brunnen auf den Höfen der Grundstücke. Aus diesen Gründen ist die Einzelversorgung heute für größere Gemeinwesen nicht mehr zulässig.

Was nun die Bezugsquellen einer zentralen Wasserversorgung anlangt, so ist gerade in jüngster Zeit viel hierüber geschrieben worden, hauptsächlich unter Hinweis darauf, daß Untergrundwasser sich für die Versorgung besser eigne als Oberflächenwasser. So schroff ausgesprochen kann ein solcher Satz nur zu Mißverständnissen führen; ich habe vor kurzem in einem Aufsatz im Gesundheitsingenieur (19. Jahrgang No. 20, 31. Oktober 1896) darauf hingewiesen, daß eine ganze Reihe von Fällen bekannt ist, in welchen eine Verseuchung von Grundwasser konstatiert worden ist. Zu den dort aufgeführten Beispielen ist jetzt noch die Typhusepidemie von Maidstone in England hinzuzurechnen, welche auf die Verseuchung von Quellwasser zurückgeführt worden ist.

Aus dem angeführten Bericht erlaube ich mir, die Schlußsätze hier wiederzugeben: „Man sieht bisweilen die Behauptung aufgestellt, daß Grundwasser gegen jede Verseuchung geschützt sei, doch dürfte eine derartige Annahme hauptsächlich auf der Unkenntnis dessen beruhen, welcher sie macht. Die angeführten Beispiele beweisen zur Genüge, daß an verschiedenen Orten Grund-

wasser verseucht worden ist und zu Typhusepidemien Anlaß gegeben hat. Daher sind wir zu dem Ausspruch berechtigt, daß die Möglichkeit der Verseuchung von Grundwasser entschieden existiert. Diese Möglichkeit wird um so größer sein, je geringer die Filtrationsfähigkeit der Bodenschichten ist und je größer die Klüfte oder sonstigen Wege für das Wasser sind, auf welchen es dieselben durchströmt. Da, wo die Bodenschichten gut filtrieren, wie z. B. in tiefen Sandlagern, wird die Gefahr einer solchen Verseuchung gering sein.

Die Frage, ob Grundwasser oder Oberflächenwasser, läßt sich durchaus nicht allgemein entscheiden, sondern sie muß in jedem einzelnen Falle speziell untersucht und beantwortet werden, wie aus den gemachten Bemerkungen zur Genüge hervorgehen dürfte. Jede Stadt weist Verhältnisse auf, welche nur für sie giltig sind, und nachdem dieselben eingehend geprüft worden sind, ist man erst in der Lage, ein Urteil darüber zu fällen, ob sie mit Grundwasser oder Oberflächenwasser zu versorgen ist. Ein allgemeiner Ausspruch, der sich auf allgemeine Verhältnisse stützt, wie sie in der That vielleicht nirgends existieren, entbehrt einer soliden Unterlage und giebt leicht zu Mißverständnissen Anlaß.

Nach Bestimmung der richtigen Entnahmequelle handelt es sich darum, das Wasser so nach der Stadt zu leiten und in den Häusern zu verteilen, daß eine Verschlechterung desselben ausgeschlossen ist. Während nun die Straßenleitungen im allgemeinen ziemlich gute sind und eine Verunreinigung derselben in der Regel nicht zu befürchten ist, kann dies von den Hausleitungen durchaus nicht immer gesagt werden. Hier ist im Gegenteil, namentlich in älteren Häusern, viel gesündigt worden, und man hat Material und Konstruktionen benutzt, die sich als durchaus untauglich erwiesen. Und doch hängt alles von den Hausleitungen ab! Was nützt es, mit unsäglicher Mühe die richtige Entnahmequelle ausfindig zu machen und reines Wasser in dem Straßennetz zu haben, wenn es im Hause selbst wieder verdorben wird! Darum muß auf die Hausleitungen in Zukunft weit mehr Sorgfalt verwandt werden als bisher. Dieselben müssen während ihrer Herstellung und nach ihrer Vollendung strenger behördlicher Kontrolle unterliegen, und wo sie nicht den behördlichen Anforderungen entsprechen, da sollte die Stadtverwaltung das Recht haben, die Ingebrauchnahme des Hauses zu verbieten, bis die Mängel abgestellt worden sind. Weiter sollten die Hausleitungen einer periodischen Prüfung durch die Behörden unterliegen.

Ich kann hier leider nicht auf Einzelheiten eingehen, ich will nur erwähnen, daß häufig eine Verseuchung des Wassers durch menschliche Exkremente in den Häusern konstatiert worden ist, und wenn man in öffentlichen Berichten über traurige Zustände in dieser Hinsicht liest, so sollte man nicht an seine Brust schlagen und sagen: Gottlob! bei uns ist das viel besser! sondern daraus eine Lehre ziehen und ähnliche Schäden in der eigenen Stadt mit allen Mitteln zu bekämpfen suchen. An dieser Stelle darf ich auf den XXVIII. Band der Deutschen Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege (S. 35) verweisen, wo ich in einem Bericht über Wasserversorgung und Entwässerung von Wohnhäusern eingehend die hierher gehörigen Fragen behandelt habe.

Wollen wir uns nun eine Vorstellung von den Summen machen, welche alljährlich im Deutschen Reich für Wasserversorgung verausgabt werden, und legen wir unseren Betrachtungen eine Bevölkerungszahl von 50 Millionen und eine Ausgabe von 5 Mk. pro Kopf und Jahr zugrunde, so ergiebt sich eine Gesamtsumme von 250 Millionen Mk. Daß das eine sehr beträchtliche

Summe ist, läßt sich nicht bestreiten, sie zeigt zu gleicher Zeit, von welch' weitgehender Bedeutung die Frage der Wasserversorgung von Städten ist! Die angeführte Zahl ist nur als Schätzungswert anzusehen, welcher sich der Wirklichkeit nur nähert, denn um die wirklich zur Verausgabung gelangende Summe zu ermitteln, wären Vorarbeiten notwendig, die weit über den Rahmen dieser Betrachtungen hinausgehen.

Die Reinhaltung der Luft einer Stadt. In Gottes freier Natur zu atmen, ist dem Stadtkinde leider nicht gestattet, daher sieht der Stadtbewohner häufig im Vergleich zum Landbewohner bleich und abgezehrt aus; denn daß die Luft, die wir einatmen, von hoher Bedeutung für unser körperliches Wohlergehen ist, wird wohl heut zu Tage von niemand mehr in Abrede gestellt. Es sollte daher das ernste Bemühen jeder städtischen Verwaltung sein, die Luft so rein wie möglich zu erhalten. Leider findet man aber nur noch allzu häufig, namentlich in den Großstädten, Quartiere, in denen Sonnenlicht und frische Luft fehlen und menschlicher Schmutz und Unrat in Unmengen vorhanden sind.

Zur Reinhaltung der Luft gehört in erster Linie eine systematisch geregelte Entfernung aller Abfallstoffe, d. i. aller derjenigen Stoffe, welche ihre Rolle zur Ernährung und zum Nutzen des Menschen gespielt haben. Diese Stoffe lassen sich im großen ganzen in zwei Kategorieen, die flüssigen und die festen oder trockenen, zerlegen, wie dies aus der folgenden Zusammenstellung zu ersehen ist:

A. Die flüssigen Stoffe.

1. Fäkalien und Urin,
2. in den Häusern verbrauchtes Wasser,
3. die flüssigen Abgänge aus Schlächtereien,
4. die flüssigen Abgänge aus Fabriken,
5. das Regenwasser. Bis zu welchem Grad das letztere den Abfällen angehört, hängt von der Reinlichkeit der Straßen u. s. w. ab, doch braucht hierauf an dieser Stelle nicht näher eingegangen zu werden.

B. Die festen oder trockenen Stoffe.

6. Hausmüll,
7. Straßenkehricht,
8. Stallmist,
9. feste Abfälle aus Schlächtereien,
10. feste Marktabfälle,
11. feste Abfälle aus Fabriken, Läden u. s. w.

Die Zusammenstellung zeigt ohne weiteres, wie mannigfaltig die Abfallstoffe sind, und daß ihre Beseitigung durchaus keine leichte Sache ist.

Was nun die Menge derselben anlangt, so kann man ganz allgemein folgende Zahlen, berechnet pro 1000 Einwohner und pro Jahr, annehmen:

	pro 1000 Einwohner und pro Jahr
A. die flüssigen Stoffe	73 000 Tonnen*)
B. die festen Stoffe	500 „
Zusammen:	73 500 Tonnen

Bei einer Bevölkerung des Deutschen Reichs von 50 Millionen Seelen würden demnach folgende Mengen in jedem Jahr zu behandeln sein:

*) Eine Tonne = 1000 kg.

	im Deutschen Reich und pro Jahr
A. flüssige Stoffe	3 650 Millionen Tonnen
B. feste Stoffe	25 " "
Zusammen:	3 675 Millionen Tonnen

Fragen wir nun weiter, was die Entfernung und Behandlung dieser Stoffe alljährlich kostet, so können wir unter Zugrundelegung folgender Zahlen

	pro Kopf und Jahr:
1. Kosten der Abfuhr des Straßenschmutzes und des Hausmülls einschließlich Verwertung oder Unschädlichmachung	2 Mk.
2. Abfuhr oder Kanalisation mit Jauchenreinigung . .	5 "
Zusammen:	7 Mk.

eine Gesamtsumme von 350 Millionen Mark berechnen. Die Höhe dieser Summe spricht für die große Bedeutung dieser Angelegenheit, und obschon dieselbe nur im Licht einer Schätzung zu betrachten ist, so dürfte sich das Resultat gewiß innerhalb dieser Grenzen bewegen.

Wollen wir nun noch für die Reichshauptstadt einige Zahlen anführen, so kann man nach den von Bohm und Grohn in ihrem Bericht über die Müllverbrennungsversuche in Berlin niedergelegten Einheitssätzen folgende Zahlen berechnen:

1. Hausmüll	sage 1 500 000 Mk.
2. Straßenreinigung	" 1 700 000 "
3. Schneebeseitigung	" 500 000 "
4. Kanalisation	" 8 300 000 "
5. Wasserversorgung	" 7 500 000 "
6. Öffentliche Beleuchtung	" 2 700 000 "
Zusammen:	22 200 000 Mk.

Schließen wir aus diesen Betrachtungen die Punkte 5 und 6 als nicht in den Bereich unserer gegenwärtigen Betrachtungen gehörig aus, so finden wir, daß die Entfernung der festen und flüssigen Abfallstoffe in Berlin jetzt ungefähr 12 Millionen Mark im Jahr erfordert.

Das sind alles Zahlen, welche zur größten Vorsicht mahnen, denn die unrichtige Verwendung derartiger Summen kann nur zu den größten Unzuträglichkeiten führen; sie zeigen weiter zu gleicher Zeit, wie wichtig die Aufgaben der technischen Hygieine sind, und welche Verantwortung auf den Schultern derjenigen Beamten liegt, welche für die Entfernung und Verwertung der Abfallstoffe zu sorgen haben.

Was nun die Behandlung der Fäkalien und des Urins anlangt, so hat diese Frage verschiedene Lösungen gefunden. Das älteste System ist gewiß das Grubensystem, dann kam das Tonnensystem und schließlich das Schwemmsystem. Man kann nun hier nicht unbedingt das eine oder andere System verwerfen, da die richtige Wahl zum Teil von der Lokalität abhängt, doch darf man allgemein sagen, daß sich das Schwemmsystem für größere und Großstädte am besten eignet. Niemand denkt jetzt mehr daran, für eine solche Stadt ein Abfuhrsystem zu projektiren. Weiter darf man sagen, daß sich bis jetzt von allen Reinigungsmethoden für Spüljauche die Berieselung auf geeignetem Boden und unter guter Verwaltung am besten bewährt hat. Wieweit die flüssigen Abgänge aus Schlächtereien und Fabriken einer vorherigen Behandlung bedürfen, ehe sie in das Schwemmkanalsystem abgelassen werden, braucht hier nicht erörtert zu werden.

Die festen oder trockenen Stoffe sollten regelmäßig das ganze Jahr hindurch abgefahren werden und sofort zur endgiltigen Verwertung gelangen. Hierbei sollte der Betrieb von der Stadt selbst übernommen werden und nicht Abfuhrunternehmern überlassen bleiben, deren erster Gesichtspunkt doch der ist, bei der Abfuhr kein Geld zu verlieren. Macht man aus derselben ein Geldgeschäft, dann läuft man Gefahr, über demselben Sorgfältigkeit und Gründlichkeit der Abfuhr und mithin das Wohlergehen der Stadt zu vernachlässigen. Was nun die endgiltige Verwertung dieser Stoffe anlangt, so wurden sie früher allgemein zur Auffüllung tief liegenden Terrains oder zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzt, doch haben sich jetzt schon Schwierigkeiten in dieser Beziehung herausgestellt, welche verschiedene größere Städte zu ernstlichen Erwägungen betreffs Verbrennung dieser Stoffe geführt haben. So hat z. B. Hamburg bereits seit einiger Zeit einen Verbrennungsofen für einen Teil der Stadt errichtet, welcher sich nach dem Berichte seines genialen Leiters F. Andreas Meyer sehr gut bewährt hat und in welchem auch das Hausmüll anderer Städte zum Teil sehr gut gebrannt hat. Es ist gewiß bekannt, daß Hamburg während der Choleraepidemie im Jahre 1892 die allergrößten Schwierigkeiten hatte, seinen Hausunrat in der Umgebung der Stadt loszuwerden, da sich jedermann weigerte, das möglicherweise infizierte Müll zu nehmen.

Gegen die Verwendung des Hausmülls in der Landwirtschaft läßt sich gesundheitlich nicht viel einwenden, vorausgesetzt, daß die Felder, auf denen es Verwendung findet, in nicht zu großer Nähe von Städten oder bewohnten Ortschaften liegen und daß dasselbe unmittelbar nach seiner Ankunft in ziemlich dünner Schicht über das Feld verbreitet und nachher gleich untergepflügt wird; doch läßt sich das Aufhöhen tief liegenden Terrains durch das Müll, auf dem nachher vielleicht Wohnhäuser erbaut werden, vom Standpunkt der öffentlichen Gesundheitspflege nicht rechtfertigen. Das letztere Verfahren ist daher durchaus zu verwerfen! — Weiter sollte man bei der landwirtschaftlichen Verwertung des Mülls auch immer darauf achten, daß dasselbe nicht durch sogenannte „Naturforscher" durchsucht wird, denn auf diese Weise gelangen sehr häufig Teile desselben am Abend wieder in die Stadt.

Wenn nun auf diese oder jene Art die Unratmengen einer Stadt schnell und regelmäßig aus derselben entfernt werden, dann darf man auch voraussetzen, daß eine systematische Verseuchung des Untergrundes und der Luft nicht stattfindet.

Weiter gehören hierher die Verschlechterung der Luft durch Rauch und die Bestrebungen städtischer Behörden, durch Abbrechen zu enger Quartiere und durch Erbauung neuer Wohnungen mit mehr Luft und Licht namentlich für die ärmeren Klassen bessere Lebensbedingnngen zu schaffen, doch fehlt es uns an der Zeit, auf dieselben näher einzugehen. Es sei nur noch erwähnt, daß die weiträumige Bebauung ein ungeheuer wichtiges Gebiet der öffentlichen Gesundheitspflege ist.

Noch ein Wort über die Abführung des Regenwassers. Man hat vielfach darüber gestritten, ob das Prinzip des kombinierten Systems oder des Trennungssystems das richtige sei. Beim kombinierten System gelangt das Regenwasser in die Siele, welche die Fäkalien und das im Hause verbrauchte Wasser abschwemmen, beim separaten System oder Trennungssystem giebt es besondere Siele für das Regenwasser, in denen sonst weiter nichts abgeführt wird. Diese Frage läßt sich allgemein gar nicht entscheiden, sondern sie muß für jede einzelne Stadt besonders untersucht werden, denn für jede

Stadt kommen maßgebende Bedingungen in Betracht, welche nur für sie allein gelten. Erst dann, wenn man dieselben gründlich untersucht hat, kann man ein Urteil darüber abgeben, welchem von beiden Systemen der Vorzug zu geben ist. Es scheint mir indessen festzustehen, daß sich das Trennungssystem für Großstädte mit sehr starkem Verkehr für die Innenstadt nicht eignet und daß es hier höchstens für die äußeren Stadtteile in Frage kommen dürfte.

Die Nahrungsmittelpflege. Nachdem wir die Fürsorge für reines Trinkwasser und gute Luft ausführlich erörtert haben, wollen wir noch einige allgemeine Bemerkungen über die Nahrungsmittelpflege anschließen. Daß die letztere gerade so wichtig ist wie die beiden ersteren, wird wohl von niemand in Abrede gestellt werden, denn da, wo dem Körper verdorbene Nahrungsmittel zugeführt werden, kann von einem Wohlbefinden desselben auf längere Zeit kaum die Rede sein. Eine städtische Behörde wird daher für die ständige Kontrolle aller Nahrungsmittel, welche sich bis ins Kleinste erstrecken sollte, zu sorgen haben, und hier dürften sich die Errichtung eines Nahrungsmittelamtes, welches die Untersuchung derselben kostenfrei übernimmt, ein zentraler Vieh- und Schlachthof und öffentliche Markthallen sehr empfehlen. Weiter sollte auch die Möglichkeit vorhanden sein, alle als schlecht verworfenen Lebensmittel unter behördlicher Aufsicht zu vernichten, wozu sich wohl die Verbrennung am besten eignet.

Schlußbetrachtungen. Ich bin am Ende meines Streifzuges angelangt, welcher uns durch das Gebiet derjenigen Aufgaben geführt hat, welche heutzutage einer städtischen Behörde zufallen, soweit gute Lebensbedingungen in Frage kommen. Wohl bin ich mir bewußt, daß ich an Manchem, was mit Vorteil hätte erwähnt werden sollen, mit Stillschweigen vorübergegangen bin, doch sollten diese Bemerkungen nicht zu weit ausgedehnt werden, und ich hoffe, daß mir später noch Gelegenheit geboten werden wird, das Versäumte nachzuholen. Zum Beweis dafür, daß hiermit die Reihe der Maßregeln im Interesse der öffentlichen Gesundheit noch lange nicht erschöpft ist, will ich nur noch die Fürsorge für infektiöse Kranke und für die Verhinderung der Verbreitung derartiger Krankheiten (Epidemiekrankenhäuser, Desinfektion, öffentliche Impfanstalten u. s. w.) erwähnen; dieselben gehören aber in ein besonders Gebiet. Man ersieht hieraus, daß die den städtischen Behörden gestellten Aufgaben keine leichten sind und daß ihre Verantwortung eine sehr bedeutende ist.

Gegen meine Ausführungen könnte man einwenden, daß sie das Leben in der Stadt sehr teuer machen, doch ist ein solcher Vorwurf meines Erachtens sehr kurzsichtig und durchaus nicht berechtigt. In gesundheitlicher Beziehung sind immer diejenigen Maßregeln schließlich die billigsten, die der Vollkommenheit am nächsten kommen, und hier gilt die Erfahrung, daß es weit besser ist, eine Krankheit zu verhüten, als ihre Heilung zu versuchen, wenn Heilung überhaupt möglich ist. Denn welch' größeres Gut besitzt der Mensch als seine Gesundheit? Ich kenne keins. Freilich schätzen wir es häufig erst dann, wenn es uns zu entweichen droht, und wer weiß dann, ob er es je wieder besitzen wird!

Welches die Schutzkräfte des Körpers sind, wissen wir heute leider noch nicht bestimmt; welcher Art sie aber auch sein mögen, es bleibt die Aufgabe derjenigen, die über das Gemeindewohl wachen, wie auch Aufgabe jedes Einzelnen, dieselben nach besten Kräften zu stärken und in gutem Zustande zu erhalten, damit sie uns im Augenblick der Gefahr, wo die Schaaren feindlicher Wesen uns überfallen, zu gute kommen und uns im Kampf ums Dasein, der sich dann entspinnt, zum Siege verhelfen.

„Technisches Gemeindeblatt", Zeitschrift f. d. techn. und hygien. Aufgaben der Verwaltung. Herausgegeben von Prof. Dr. H. Albrecht, Groß-Lichterfelde. 1. Jahrg. Nr. 2.

Londoner Schwimmbäder.

Von

Heinrich Pudor, Edinburg.

Kaum in einer anderen Stadt der Erde hat die moderne Hygieine so viel Gutes geschaffen, auf die Sterblichkeit so vermindernd gewirkt und den allgemeinen Gesundheitszustand so zu heben gewußt, als in Englands Metropole, nicht nur durch eine vortreffliche Kanalisierung, durch Verbesserung des Trinkwassers, durch Reinhaltung und Desinfizierung der Straßen, nicht nur durch verschwenderische Anlage von Parks und grünen Plätzen, durch großmütige Überlassung einer Unzahl von Spielplätzen an die Jugend, sondern auch dadurch, daß sie reichlichste Gelegenheit zum Baden und Schwimmen geschaffen hat. Die Geschichte von dem kleinen See „Scupentine" im Hyde-Park dürfte bekannt sein: Früh um 5 Uhr wird eine Flagge aufgezogen zum Zeichen, daß das Baden für eine Stunde für Jedermann freigegeben ist. Dann stürzt sich Alt und Jung in das erfrischende Naß, spült den Staub der Großstadt vom Körper ab und giebt sich dem gesündesten Leibessport, den es giebt hin, dem Schwimmen. Und neuerdings ist der Teich des Viktoriaparkes in London hierfür noch populärer geworden. Derselbe ist von einem dichten Gehölz umgeben, in das nur Badende Zutritt haben. Hierdurch ist es möglich geworden, das Baden den ganzen Tag über zu gestatten. Und selbstverständlich ist es unentgeltlich. Und die Londoner Bevölkerung zieht den ausgiebigsten Vorteil davon. Man hat an einem Morgen bis acht Uhr fünfundzwanzig Tausend Badende gezählt! Während der Monate Juli und August sind selten weniger als vier bis fünf Tausend Badende im Teich und dies von früh vier Uhr bis zur Schließungszeit. Man hat bis dreißig Tausend Badende an einem einzigen Abend gezählt. (Ich entnehme diese Angaben der offiziellen städtischen Zeitung „London").

Der Park selbst ist, wie beiläufig erwähnt werden mag, hundertundsiebzehn Hektare groß und wurde mit einem Aufwand von 2 Mill. 600 000 Mk. angelegt zu dem Zwecke, der armen Bevölkerung der östlichen Stadtteile Londons als Erholungsort zu dienen. Er enthält auch große Spiel- und Turnplätze. Wenn man den Teich dieses Parkes ansieht, genießt man einen Anblick, wie man ihn kaum irgendwo auf der Welt wieder haben kann und er erweckt zu den schönsten Hoffnungen für die Gesundung des Menschengeschlechtes. Es wäre nur zu wünschen, daß auch andere Großstädte, die deutschen voran, dem glänzenden Beispiele Londons nacheiferten. Auch gegen

die Gefahr des Ertrinkens, die bei einer so außerordentlich großen Menge der Badenden natürlich ziemlich groß ist, hat man im Viktoriapark Vorkehrungen getroffen, indem zwei geschickte und erfahrene Schiffer fortwährend den See auf- und abrudern und außerdem noch die Ufer mit Parkwächtern bestellt sind.

Ebensoviel hat die Londoner Regierung für Schaffung von Hallenschwimmbädern gethan. Hier ist die Verfügung von außerordentlicher Bedeutung, daß jede Stadtbezirkgemeinde Londons verpflichtet ist, öffentliche Schwimmbäder einzurichten. Und mehr noch steht London in der Schaffung von Frauenschwimmbädern einzig da. In den Lehrplan der Londoner Mädchenschulen ist der Schwimmunterricht aufgenommen worden. In 392 Schulen wird gegenwärtig Schwimmunterricht erteilt; die Lehrer erhalten kein Honorar und die Schüler zahlen nicht. Die neuen Lambeth-Frauenschwimmbäder sind die größten in Europa. Die schönsten sind diejenigen der Marylebone-Gemeinde, die nichts an Komfort und selbst Pracht der Ausstattung zu wünschen übrig lassen. Das Bad selbst ist hier 60 Fuß lang, 25 Fuß breit, an dem einen Ende sechs Fuß tief, am anderen drei und einhalb. Außerdem giebt es hier ein Schwimmbad zweiter Klasse mit 25 Pf. Entree und ein solches dritter Klasse zum Preise von 8 Pfennigen. Übrigens machte man bei den Frauenschwimmbädern die Erfahrung, daß sich, während sie anfangs ziemlich schwach besucht waren, der Besuch sehr rasch und sehr erheblich steigerte.

In manchen dieser Bäder sind besondere Einrichtungen getroffen für Polospiel und Zuschauen. Das Polospiel (Wasser-Polo), das jetzt sehr beliebt in England ist und darin besteht, daß ein Lederball von zwei zu bildenden Parteien der Schwimmenden über das Wasser geworfen und über das Ziel zu treiben versucht wird, wird auch in den englischen Seebädern, auch in Londoner Schwimmklubs viel gespielt, häufig vor Zuschauern.

Eine neue Einrichtung in den Londoner Schwimmbädern ist das Taucherbrett, welches in einem Winkel von etwa 45° in das Wasser abfällt und auf welchem fortwährend Wasser herabstürzt. Es gewährt viel Gelegenheit zur Unterhaltung und Spaß, ermöglicht aber vor allem ein regelrechtes Tauchen.

Gegenwärtig haben fünfunddreißig Bezirksgemeinden Londons eigene Volksschwimmbäder eingerichtet und es ist kein Zweifel, daß die Gesundheit der Bevölkerung dieser Riesenstadt dadurch aufs Günstigste beeinflußt wird.

Ueber die Pflichten von Gemeinde-Krankenschwestern.

Über dieses Thema hielt Herr Dr. med. Bach in Bad Elster am 17. Febr. 1898 einen interessanten Vortrag. Wir entnehmen demselben nach einem Berichte des „Anzeiger für Bad Elster" Folgendes:

In unserer Gemeinde müßte sich nach meiner Ansicht die Thätigkeit einer Gemeindeschwester in erster Linie auf Krankenpflege erstrecken, ferner auf hygieinische Erziehung der Bevölkerung und schließlich auf eine zweckmäßige Verteilung der fließenden Unterstützungen. Die Krankenpflege steht natürlich im Vordergrunde. Der Arzt ist sich recht wohl bewußt, daß durch Feststellung der Krankheit oder durch Verschreiben eines Rezeptes dem Kranken noch lange nicht geholfen wird. Deshalb erstrecken sich auch seine Verordnungen hauptsächlich auf die Pflege des Kranken.

Aber was nützen alle Anordnungen des Arztes, — heißt es in einem Aufrufe zu ähnlichen Zwecken, — wenn sie wegen Mangel am Nötigsten oder wegen Mangel an Geschick und Übung nicht ausgeführt werden können? Wie oft müssen Ehemänner bei Krankheiten ihrer Frauen ihre Arbeit, wie oft müssen Kinder bei Krankheit ihrer Eltern die Schule versäumen! Wie oft bedarf eine Ehefrau bei schwerer Erkrankung des Mannes dringend der Nachtruhe, um am anderen Tage mit frischen Kräften sich der beschwerlichen Pflege widmen zu können! Wie oft fehlt es alleinstehenden Leuten in Krankheit an einer sorgenden und pflegenden Hand! In solchen Fällen soll die Gemeindeschwester mit ihrem Wissen und Können eintreten.

Ich lege die Instruktion für die Diakonisse, das ist für die Gemeindeschwester des Vereins für Krankenpflege in Kappel, meinen Ausführungen zu Grunde, in welcher Weise dies geschehen soll:

„Die Thätigkeit der Gemeindeschwester soll in erster Linie der ärmeren Bevölkerung zu Gute kommen. Ihre Aufgabe geht zunächst und vor allen Dingen dahin, die Kranken unter der ärmeren Bevölkerung der Gemeinde in ihren Wohnungen aufzusuchen und ihnen Handreichungen zu thun, sie zu pflegen. Ihre Arbeit gilt allen Gliedern der Gemeinde ohne Ansehen der Konfession. Wenn es ihre Zeit erlaubt, kann sie in wohlhabenden Familien, im Sommer also auch bei Kurgästen sogenannte Besuchspflege übernehmen. Für derartige Pflege muß sie vergütet werden. Diese Vergütung gehört zu den Einnahmen des Vereins. Die Schwester muß ein genaues Krankenbuch führen, in das jeder Kranke eingetragen wird, sowie Bezeichnung der Krankheit, Art der Verpflegung und Unterstützung. Sie hat in den Wohnungen der Kranken, zu welchen sie kommt, auf Ordnung und Reinlichkeit zu sehen, und da, wo Angehörige nicht vorhanden sind, denen sie in dieser Beziehung Anordnungen geben kann, selber Hand anzulegen. Bei erkrankten Frauen bez. Wittwen soll sie insbesondere auch ihre Fürsorge den Kindern zuwenden und für die Kranken die geeignete Beköstigung besorgen. Wegen Unterstützung der Kranken hat sie sich, wo es notwendig erscheint, an einen zu ernennenden

Armen- bez. Krankenpfleger zu wenden. Bei der Unterstützung der Kranken und Armen soll sie das Ziel verfolgen, dieselben zur Selbsthilfe zu bringen. Unterstützungen an barem Gelde soll sie nur verteilen, wenn sie von der Zuverlässigkeit der Empfänger überzeugt ist. Den Anordnungen der Ärzte hat sie willig und in allen Stücken Folge zu leisten und vor Selbständigkeit in Behandlung Kranker sich zu hüten. Sie soll die Ärzte auf Kranke, die ärztliche Hilfe bedürfen, aufmerksam machen bez. den Arzt zu den Kranken rufen".

Damit Sie sich aus der Erfahrung überzeugen, wie wertvoll und segensreich die Hilfe der Gemeindeschwester werde, erlaube ich mir, Ihnen folgende Stelle aus dem Jahresberichte der Chemnitzer Gemeindediakonie für 1894 vorzulesen: „Der eigentliche Dienst, den wir bieten, besteht in der Wohlthat geordneter Pflege, in allen den zahllosen Handreichungen, die das Krankenbett erfordert. Was gehört oft dazu, um das Krankenzimmer nur erst einmal aus einem schmutzigen Chaos in einen wohnlichen Raum zu verwandeln, und was gehört oft dazu, um einen verwahrlosten Kranken selbst in einen einigermaßen menschenwürdigen Zustand zu versetzen! Aber wer will auf der anderen Seite auch das wohlige Behagen schildern, das über ein so armes, verlassenes Menschenkind kommen mag, wenn es sich plötzlich von so viel Liebe umgeben sieht!"

Ich denke mir die hygieinische Erziehung der ärmeren Bevölkerung durch die Gemeindeschwester in folgender Weise: „Die Orts- und Landgemeinde wird in Bezirke eingeteilt. Die Diakonisse hat, soweit sie nicht durch Krankenpflege abgehalten ist, täglich in einem Bezirke von Haus zu Haus zu gehen. Sie soll bei diesen Besuchen darauf sehen, daß die Stuben gelüftet werden, daß Reinlichkeit herrscht, daß die Kinder gut verpflegt und zu regelmäßigem Schulbesuche angehalten werden, daß für ordentliche Ernährung der Familie gesorgt wird. Wenn es nötig ist, muß sie selbst Hand anlegen. Kein Dienst darf ihr zu gering sein, keine Belehrung zu nebensächlich. Im Notfall muß sie Stuben scheuern, Wäsche waschen, Kinder baden oder waschen, Kochen u. s. w. Sie muß darauf sehen, daß die Leute ordentliche, saubere Betten haben, muß feuchte Wohnungen und schlechtgehaltene Aborte und Abortgruben beim Vereine zur Anzeige bringen, muß auf die Ernährung einen Einfluß auszuüben suchen. Hierher gehört, daß die Leute auf gute, billige Nahrungsmittel aufmerksam gemacht werden. Statt der einseitigen Kartoffelkost muß sie z. B. auf nahrhafte Grützen und Mehlspeisen hinweisen und die Frauen deren Zubereitung lehren."

Wenn in dieser Weise mit Geduld und Liebe unserer ärmeren Bevölkerung beigestanden wird, kann der Nutzen nicht ausbleiben. Mögen sich auch Manche anfangs widerspenstig zeigen, sie werden sich allmählich belehren lassen und einsehen, daß alles nur zu ihrer Wohlfahrt geschieht. In sauberen Wohnräumen, bei nahrhafter Kost werden sich die Leute zu Hause wohler fühlen als bisher. Ihr Familienleben wird sich bessern. Es ist auch erwiesen, daß der Schnapsgenuß durch Hebung der hygieinischen Verhältnisse am zweckmäßigsten bekämpft wird.

Durch die Gemeindeschwester würde schließlich ein Einblick in die häuslichen Verhältnisse unserer ärmeren Bevölkerung geschaffen, wie bisher nicht möglich war. Die Unterstützungen könnten dadurch zweckmäßiger wie bisher verteilt werden. Gerade für Elster wäre dies von großem Werte, wo so viel wie selten in einem Orte für die Unbemittelten gethan wird. Es kann gar nicht hoch genug und dankbar genug anerkannt werden, in welch aufopfernder Weise vom hiesigen Frauenverein und Albertverein und von wohlhabenden

Gemeindegliedern Mittel zur Unterstützung beschafft und verteilt werden. Aber es ist mir zweifelhaft, ob dieser Aufwand an Geld und Arbeit im richtigen Verhältnis zu dem steht, was damit erreicht wird, ob die Gaben immer an die richtige Adresse kommen. Ich für meinen Teil glaube z. B. nicht, daß die reiche Weihnachtsbescheerung für die Unbemittelten den wohlverdienten Lohn findet und dazu angethan ist, die Leute sittlich zu heben. Es ist schwer möglich, die Bedürftigsten und Würdigsten unter der ärmeren Bevölkerung herauszufinden. Neid und Unfriede werden durch anscheinend ungerechte Verteilung der Gaben ganz am unrechten Platze unter diesen Leuten wachgerufen. Ich bin überhaupt nicht dafür, Jemand ohne Not reichlich zu beschenken. Manche meinen schließlich, das muß so sein. Ihre Selbstständigkeit und ihr Selbstbewußtsein werden sehr leicht dadurch untergraben. Andererseits giebt es würdige, unverschuldete Arme, die mit Recht zu stolz oder zu feinfühlig sind, sich öffentlich beschenken zu lassen. Der Zweck dieser Wohlthaten soll doch nicht darin bestehen, Jemand damit zu kränken oder sein Selbstbewußtsein zu untergraben oder gar ein Bettelvolk groß zu ziehen, sondern darin, die Leute geistig und körperlich zu heben, ihnen in der Not zu helfen. Ich meine, wir sollen die Leute dazu zu erziehen versuchen, daß sie sich schämen, ohne Not Unterstützung anzunehmen, aber wo wir helfend eingreifen, soll es geschehen, ohne Ansehen der Person und ohne Ansehen der Mittel. Selbstverständlich soll damit nicht gesagt sein, daß man Groß und Klein, Alt und Jung zum Weihnachtsfeste nicht eine kleine Freude machen soll. — Daß eine Gemeindeschwester in dieser Beziehung besonders segensreich wirken kann, ergiebt sich aus den Ausführungen ganz von sebst. Sie gewinnt allmählich einen klaren Einblick in die Verhältnisse unserer Bevölkerung, daß Mißgriffe selten werden, daß die Unterstützungen leichter an die richtige Adresse kommen wie bisher. — Die Unterstützung selbst soll sich, wie erwähnt, auf alles nur Denkbare erstrecken: nicht nur auf Kleider, Wäsche, Nahrung, Heizung, auf Zahlung des Miethzinses, sondern auch darauf, daß die Leute ein ordentliches, sauberes Bett, vielleicht wollene Decken haben, daß ihnen bei Krankheit und Schwäche Wäsche und Kleider gewaschen und ausgebessert werden, kurz auf alles, was zur Leibesnahrung und Notdurft gehört. Wenn unser Frauenverein und Albertverein und die wohlhabenden Familien ihre reichen Mittel natürlich unter entsprechender Kontrole einer Gemeindeschwester zur Verfügung stellen, und wenn die Schwester einigermaßen ihren Pflichten gewachsen ist, wird sich entschieden mehr erreichen lassen wie bisher.

Ich möchte deshalb mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln die Anregung unserer Herren Geistlichen befürworten. Ich wünsche und hoffe, daß Keiner der Anwesenden, überhaupt kein Bewohner unseres Ortes sich von dem Vereine, der zu diesem Zwecke gegründet werden soll, ausschließt, und daß in Sonderheit der Frauenverein und Albertverein dem Vereine wenigstens einen Teil ihrer Mittel zur Verfügung stellen. Herr Pfarrer Hänel wird die zur Anstellung einer Gemeindeschwester nötigen Opfer Ihnen klar legen. Sie erscheinen zwar nicht unbedeutend; aber wenn sich Alle nur mit einem mäßigen Jahresbeitrage beteiligen, wenn Gemeindeverwaltung, Frauenverein, Albertverein und vielleicht auch die Königl. Regierung jährlich dazu beisteuern, dann ist das Unternehmen gesichert. Jeder von uns wird gewiß für seine verhältnißmäßig geringen Opfer reich belohnt sein, wenn er sieht, daß sie zur Hilfe seines Nächsten in praktischer Weise verwendet werden. Wir heben dadurch unsere ärmere Bevölkerung geistig und körperlich. Alles Elend wird sich schließlich nicht beseitigen lassen, wir werden aus den

ärmeren Leuten gewiß nicht lauter zufriedene Menschen machen; aber dessen könnnen wie ohne Überhebung bewußt sein, daß wir in unserer Gemeinde ein gut Teil zur Lösung der sozialen Frage beitragen."

Reichlicher, wohlverdienter Beifall und Dank wurde dem geschätzten Redner am Schlusse seines ruhigen, verständlichen und klaren Vortrages von Seiten der Anwesenden gezollt und die Anwesenden konstituierten sofort einen Verein für Gemeindediakonie, für den 400 Mk. jährliche Mitgliederbeiträge gezeichnet wurden. Die Gesammtkosten für die Schwester sollen sich auf 800 Mk. belaufen.

Die sanitären Schäden der heutigen Frauentracht.

Nach einem Vortrage von Dr. **Ströfenberg**-Pernau (Livland).

Die Aufgabe, der wir uns gegenüberstellen, besteht darin, zu zeigen, daß die gegenwärtige Frauentracht, wie sie sich allmählich entwickelt hat, sowohl für unsere sozialen Bedingungen, als auch für unser Klima ungeeignet ist und den Forderungen der Hygieine nicht entspricht. Man hat es verstanden, die bestehende Geschmacksrichtung mit den Forderungen der Gesundheitspflege in Einklang zu bringen. Ich werde die durch die Unzweckmäßigkeit der Kleidung bedingten Schäden schildern und Sie werden ersehen, in wie hohem Maße die Frauenkleidung, einer Reform bedarf und in welchem Grade die Ihnen von der „Modenwelt" her gewiß bereits bekannten, von Berlin aus angeregten Bestrebungen geeignet sind, ohne Verletzung der gegenwärtigen Geschmacksrichtung die bestehenden wichtigen Schädlichkeiten der Kleidung für die Gesundheit zu beseitigen.

Die Kleidung dient dreifachen Zwecken: 1. einem hygieinischen, Schutz des Körpers gegen gesundheitsschädliche Abkühlung, daher muß sie je nach dem Klima nach der Jahres- und Tageszeit wechseln; 2. dem Schamgefühl, auf welchem ein wesentlicher Theil der Sittlichkeitsbegriffe beruht; 3. dem ästhetischen Sinn, denn sie dient als Schmuck und wechselt je nach der Geschmacksrichtung.

Die Kleider müssen also im Laufe der Jahrhunderte mannigfachem Wechsel unterworfen gewesen sein und haben sich vor Allem nach dem Klima, der Lebensweise und dem Geschmack der Menschen verändert. Ursprünglich hat sich die weibliche Kleidung kaum von der männlichen unterschieden. In Griechenland trugen Männer und Frauen den Chiton oder die Chlaina. Die Frau trug unter einem schweren Chiton mitunter eine Binde um die Brüste, die Mitra, vielleicht die erste Andeutung unseres Mieders und Korsetts. In Rom trugen beide Geschlechter die Tunica. Die Palla der Frau unterschied sich nicht wesentlich von der Toga des Mannes. Je mehr der Mann seine Kleidung rein praktisch, mit Rücksicht auf die möglichst freie Bewegung seiner Gliedmaßen einrichtete, um so mehr verfolgte andererseits die Frauenkleidung

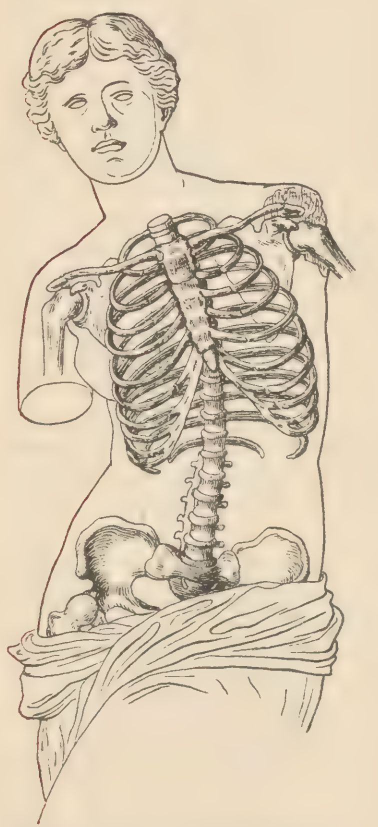
den Zweck, vor Allem zu gefallen, vielleicht auch diesen oder jenen Schönheitsfehler zu verdecken. So unterschied sich die Kleidung der Frauen von derjenigen der Männer. Die altgriechische Tracht ist die Mutter unserer gegenwärtigen Frauenkleidung. Sie muß den freien Bewegungen des Körpers sehr hinderlich gewesen sein. Die Bewegungen der Pallas Athene in der faltenreichen Chlaina können wir uns nicht anders denken, als langsam, gemessen, gravitätisch, um nicht zu sagen träge.

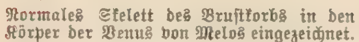
Der Schwerpunkt der europäischen Kultur mit ihrer Frauenkleidung nach griechischem Muster verlegte sich allmählig mehr und mehr nach Norden. Die für den warmen Himmel Griechenlands und die naiven Anschauungen der Griechen passende leichte Bekleidung konnte nicht unverändert bleiben. Um die äußere Form, an welcher hinfort weniger Zweckmäßigkeitsrücksichten als die Mode Veränderungen hervorriefen, im Allgemeinen beizubehalten, mußte zum Schutz gegen den Einfluß des rauheren Klimas die Zahl der Umhüllungen vermehrt werden. Um dem Körper einen genügenden Schutz gegen die Temperatur zu bieten, kamen zur Kleidung die Ärmel hinzu und sie wurde durch Bänder oder Knöpfe geschlossen. Diese Vorrichtungen erleichterten es, die Kleidung eng anschließend zu gestalten, was für den Oberkörper der Frau im Mittelalter Mode wurde. Im 14. und 15. Jahrhundert, welche von dem Kulturhistoriker Heyden bezüglich der Kleidung als die Jahrhunderte der Narrheit bezeichnet werden, taucht das Schnürleib auf, das von Mann und Weib getragen wird und unter starkem Zusammenpressen der Taille die Büste mächtiger hervortreten läßt; ein Produkt von Rohheit und Sentimentalität. Der die freie Bewegung schätzende Mann wirft diese unnatürliche Fessel seines Rumpfes bald wieder ab; die in ihrer engen Häuslichkeit sitzende, der freien Bewegung entwöhnte Frau behält es Jahrhunderte lang bei und die vornehme Frau fügt noch die Schleppe hinzu, so daß von der Kanzel herab die „langen zottechten Kleider, welche die weiber auf der erden hinden hernach schloeppen", gerügt werden müssen und in der Dichtung die Gestalt einer Frau mit der einer Ameise verglichen wird.

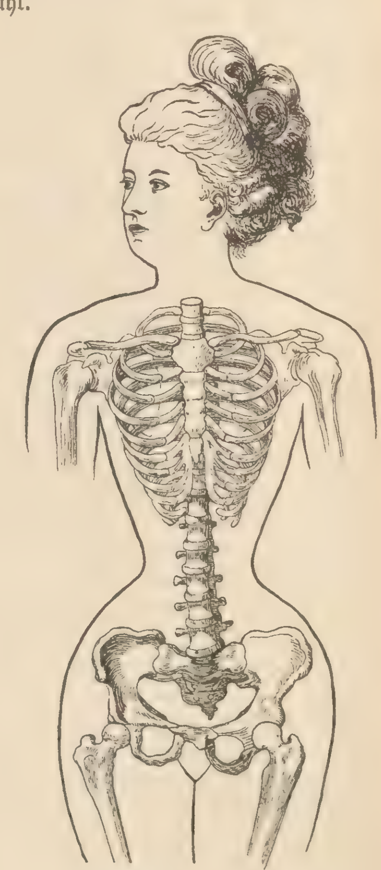
Seitdem haben bis auf den heutigen Tag die Einrichtungen zum Einschnüren der Taille, mögen Sie nun als Schnürleib oder Korsett bezeichnet werden, und das lange Kleid ihr tyrannisches Recht zu Ungunsten der natürlichen weiblichen Form und der freien Bewegungsfähigkeit behauptet. Diesem, dem Mittelalter entstammenden Tyrannen des Geschmacks gegenüber sind die kleinen Modethorheiten, die bald dem Hinterkopf, bald den Schultern, bald den Hüften oder anderen Körperteilen durch Polsterung etwas zulegen, bald durch starkes Entblößen von Brust, Rücken und Armen Erkältungsgefahr bedingen und die Sittsamkeit verletzen, die durch einen zu weiten Rock der Frau die Form einer Glocke verleihen oder durch einen zu engen sie in Verlegenheit versetzen, als nebensächlich zu betrachten. Wir alle erinnern uns der Reifröcke, Chignons, Tournüren, des Kleides von 1877, der hohen Achseln vom vorigen Jahre, deren stattliche Überbleibsel noch ins Jahr 1897 herüberreichen. Sie sind Verirrungen des Schönheitssinnes. Gesundheitsschädlich sind sie allenfalls durch weitere Belastung der an und für sich schon schweren Kleidung.

Nach dieser kurzen Skizze der Entwicklung der weiblichen Tracht von ihrem Urbilde, dem griechischen Kostüm, bis auf unsere Tage sind wir zu der Tracht der Gegenwart gelangt. Eine Autorität auf dem Gebiete der Frauenkleidung, die Redaktion der Wiener „Mode", charakterisiert sie mit folgenden Worten: „Sie gestaltet die Frau zu einer Erscheinung, die einem

Räthsel gleich noch ungezählte Schönheiten ahnen läßt, die manchmal gar nicht vorhanden sind." Sie kennzeichnet sich, abgesehen von unwesentlichen Exzentrizitäten der Mode, durch folgende Merkmale: 1. ist sie um 30 Prozent schwerer als die Kleidung der Männer, engt in ungebührlicher Weise die Athem-, Rumpf- und Schrittbewegungen der Frauen ein, übt einen ungesunden Druck auf den unteren Teil des Brustkorbes und die Oberbauchgegend aus, fängt den von ihrem Saume aufgewirbelten Staub auf und gewährt ihm freien Zutritt zum Körper; 2. entspricht sie der äußeren Form nach der Geschmacksrichtung der gegenwärtig herrschenden Mode; 3. verletzt sie nicht das konventionelle Schicklichkeitsgefühl.



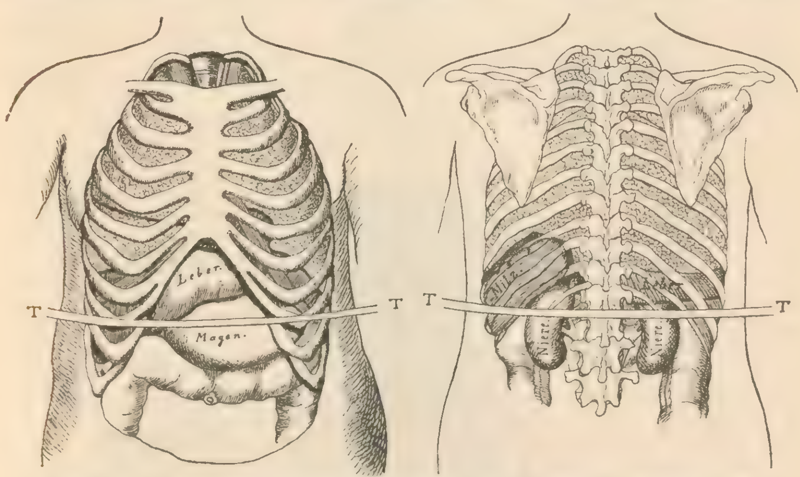

Normales Skelett des Brustkorbs in den Körper der Venus von Melos eingezeichnet.


Durch Korsettdruck verkrüppeltes Skelett des Brustkorbes einer Rococo-Dame.

Bei einem Manne im Gewicht von 78 Kilogramm beträgt das Gewicht der Kleidung durchschnittlich im Sommer 2,5—3 Kilogramm, im Winter 6—7 Kilogramm. Die Kleidung der Frauen ist durchschnittlich absolut schwerer. Berücksichtigt man aber, daß das Durchschnittsgewicht der Frau 70 Kilogramm beträgt, so müßte das Gewicht der Kleidung im Sommer etwa 2,7 und im Winter etwa 5,5 Kilogramm betragen, während es in der That etwa 3,5—7,5 Kilogramm beträgt, also im Verhältnis zur männlichen Kleidung ca. um 30 pCt. zu schwer ist. Das verhältnismäßig hohe Gewicht der Frauenkleidung, bedingt durch die mehrfachen Röcke, welche unter

dem Kleide getragen werden, und das Korsett bedeutet eine überflüssige Mehrbelastung des Körpers und beansprucht eine nicht unbedeutende Anstrengung der Muskulatur, die den Bewegungen verloren geht. Durch dieses Übergewicht der Kleidung wird beständig ein beträchtlicher Teil der Muskelkraft den Körperbewegungen entzogen. Die Frau muß beim Gehen, Stehen, Arbeiten schneller ermüden, als es der Fall wäre, falls das Gewicht der Kleidung auf das durch das Klima bedingte Minimum herabgesetzt wäre. Die Last der Kleidung begünstigt dadurch ein übertriebenes Gefühl der Schwäche und übt außerdem einen, das erforderliche Maß übersteigenden Druck auf diejenigen Körperteile aus, welche dazu bestimmt sind, diese Last zu tragen.

Das Korsett erhält den Rumpf in einer andauernd geraden Haltung und setzt dadurch diejenigen Muskeln, welche dazu bestimmt sind, das Rückgrat zu strecken, zum Teil außer Thätigkeit. Diese Muskeln magern ab, da zu ihrer kräftigen Entwickelung beständige Übung nothwendig ist. Wird das Korsett einmal abgelegt, so sind die Muskeln nicht mehr im Stande, gehörig zu funktionieren und die Wirbelsäule verfällt nach dieser oder jener

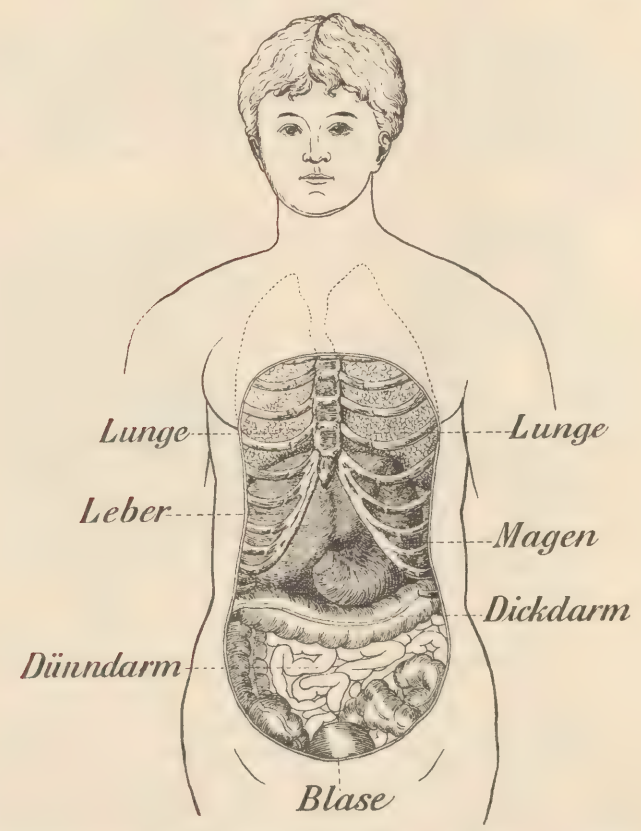


Darstellung der Taillendrucklinie auf die inneren Organe (Vorder- und Rückseite) nach Dr. Lahmann.

Richtung mehr oder minder leichten Verkrümmungen und im Rücken macht sich ein unangenehmes Gefühl der Ermüdung geltend. Der Gebrauch des Korsetts durch mehrere Generationen muß durch Vererbung bei den Mädchen eine angeborene Schwäche des Rückens erzeugen. Nach dem schwedischen Forscher Axel Key sind in den Knabenschulen 44,8 Prozent mit langwierigen Krankheiten behaftet, unter welchen die Verkrümmungen der Wirbelsäule keine wesentliche Rolle spielen, während die Untersuchungen der Mädchenschulen das klägliche Bild von 65,7 Prozent langwieriger Krankheiten, davon 10,8 Prozent Verkrümmungen des Rückgrats bieten. Ich halte mich für berechtigt, darin eine vererbte Wirkung des Korsettes zu sehen. Außer der Fixierung der Wirbelsäule behindert das Korsett aber auch die Rumpfbeugebewegungen. Der untere Rand desselben ruft unter starkem Druck auf die Bauchwandungen die unangenehmsten Empfindungen beim Bücken hervor, es zwingt die Mutter zu einer strammeren Haltung, wenn sie sich zu ihrem am Boden spielenden Liebling hingezogen fühlt. Es tritt also den Regungen der heiligsten menschlichen Gefühle störend entgegen. Schnürleib und Korsett üben ihren stärksten

Druck auf die Gegend der knorpeligen Bögen der unteren Rippen aus, verkrümmen dieselben nach innen und hinterlassen auf dem größten, hinter denselben gelegenen Organ, der Leber, nicht selten unauslöschliche Druckmarken, die in der Medizin schon längst als Schnürfurchen bekannt sind.

Die oberhalb liegenden Organe des Brustkorbes, die Lungen und das Herz, werden nach oben gedrängt, wodurch die Athmung erschwert und die Herzthätigkeit beeinträchtigt wird, die unterhalb liegenden Organe der Bauchhöhle werden nach abwärts gedrängt, wodurch die elastischen Bänder, mittelst welcher sie in ihrer Lage fixiert sind, gedehnt werden und die Fähigkeit ver-

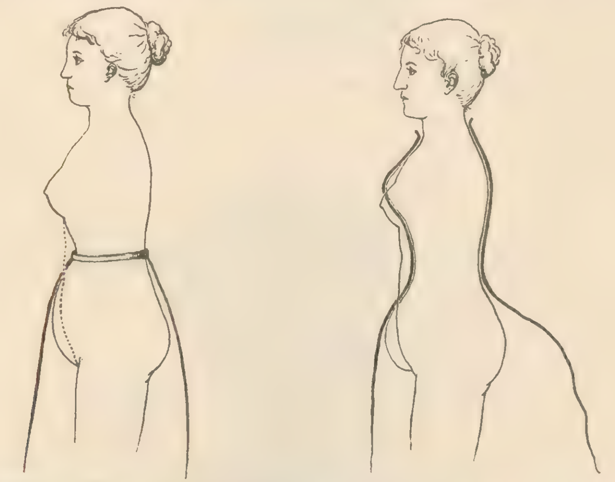


Normale Lage der inneren Organe. (Aus Lahmann's Reform der Kleidung.)

lieren, die Organe in ihrer richtigen Lage zu erhalten. Derartige Veränderungen sind in neuerer Zeit als Gastro- und Enteroptose in der Medizin gewürdigt worden. Diese Zustände begünstigen eine Verlagerung und abnorme Beweglichkeit der Bauchorgane, die zu tödtlich verlaufenden Verdrehungen der Organe disponieren. Solcher Art sind, in kurzen Zügen geschildert, die Folgen einer übermäßigen Einengung der Taille, an welche sich der geduldige menschliche Organismus durch Jahre lange Gewöhnung anpaßt. Es sind aber nicht wenig Beispiele einer akuten Einwirkung des Korsetts vorhanden. Ich selbst erinnere mich eines Todesfalles in einer Gesellschaft eines der in Dorpat befindlichen ethnischen Klubs. Ich wurde in der Nacht zur Hilfe

gerufen, weil eine der Tänzerinnen, ein Dienstmädchen, plötzlich in eine Ohnmacht gefallen war, aus welcher man sie nicht erwecken konnte. Sie war auf dem Lande aufgewachsen und vor kurzem in der Stadt in den Dienst getreten. Ich konnte bei meinem Erscheinen nur ihren Tod konstatieren und mußte annehmen, daß sie, an das Tragen eines Korsets nicht gewöhnt, ein solches sich außerordentlich fest angelegt hatte und durch die dadurch erzeugte Störung der Lungenthätigkeit sowie der Zirkulation, an welche bei der starken körperlichen Bewegung besonders hohe Anforderungen gestellt wurden, einer tödtlichen Blutstauung im Gehirn erlegen war.

Außer den geschilderten Schädlichkeiten bedingt das Korsett noch eine beträchtliche Behinderung der Verdunstung der flüssigen Absonderungen der Haut im Bereich des von ihm bedeckten Körperteiles — ein Übelstand, der sich namentlich in der Sommerhitze quälend bemerkbar macht. Der geschilderte verhängnisvolle Druck auf die kritische Stelle des Rumpfes, die Taille, wird noch vermehrt durch das Umschnüren derselben mit den Bändern und Querlen der drei bis vier Unterröcke und des Beinkleides. Diese Umschnür-

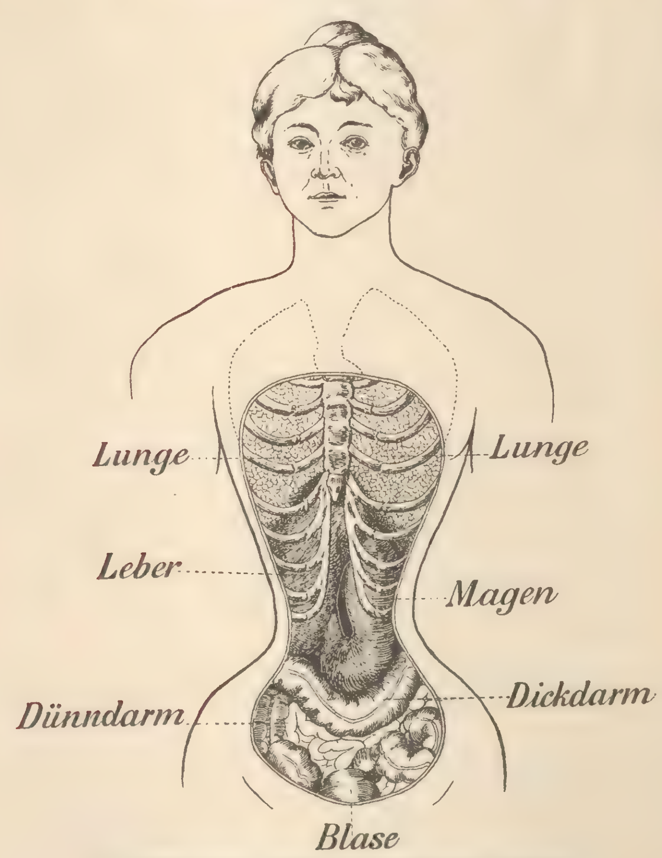


Schematische Darstellung der Formveränderungen des Frauenkörpers durch Rockbund- und Korsettdruck. (Abbildungen aus Lahmann's Reform der Kleidung.)

ung trägt nach den Beobachtungen von Dr. Spener zu einer beträchtlichen Steigerung des geschilderten ungesunden Druckes bei, etwa um 2 Centimeter. Die Frau der Jetztzeit ist so sehr an die geschilderte Zwangsjacke gewöhnt, daß sie, falls sie sich aus ästhetischen Gründen eines Theils des Druckes entledigt, von einem beunruhigenden Gefühl der Unsicherheit befallen wird. Versucht sie es zum Beispiel, um ihre Leibesfülle nicht zu sehr zu Tage treten zu lassen, ihre Unterkleider an den untern Rand des Korsetts anzuknüpfen, anstatt sie gewohnheitsgemäß um die Mitte desselben festzuschnüren, so hat sie beständig das Gefühl, als sei ihr derjenige Teil der Toilette verloren gegangen, der nicht für profane Blicke bestimmt ist. Diese kleine Veränderung der Toilette bringt sie aus dem geistigen Gleichgewicht, welches für den Verkehr mit der Außenwelt erforderlich ist.

Der lange Rock behindert eine genügende gesundheitsgemäße Entwicklung des Schrittes. An Stelle des gesunden kräftigen Schrittes tritt ein vorsichtiges Trippeln. Erfordert aber ein Moment ein kräftiges Vorwärtsschreiten, so müssen die Hände zu Hilfe kommen, um die Röcke genügend zu heben.

Tritt eine solche Nötigung nicht heran, so wirbelt der Saum des Rockes allen möglichen Unrat vom Fußboden und von der Straße in der Form widerlichen Staubes auf, der sich in den Kleidern und an dem Körper festsetzt. Hierin liegt eine nicht unwesentliche Gefahr für die Gesundheit der Frau und ihrer Familie, in welcher sie lebt. Man weiß heutzutage, daß die Keime der Eiterung, der Wundrose, des Starrkrampfes, der Tuberkulose und wahrscheinlich auch der Diphterie, des Scharlachs und der Masern am Staube haften und mancher unaufgeklärte Fall von Infektion mit diesen Krankheiten dürfte den Frauengewändern zuzuschreiben sein, deren Saum sie von

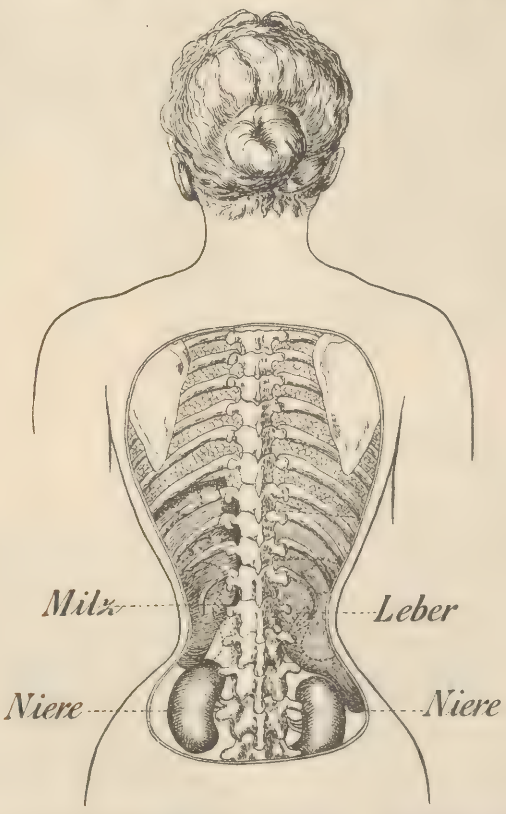


Lageveränderung der inneren Organe durch den Korsettdruck.
(Mit Abbildung Seite 274 zu vergleichen).

der Straße oder einem unreinen Fußboden aufgenommen hat. Aus alledem ersieht man: Die gegenwärtige Frauenkleidung belastet die Frauen ungebührlich, sie bildet nach innen einen Panzer gegen die freie Entfaltung der Funktionen der lebenswichtigen Organe des Körpers und behindert sie nach außen in ihrer freien Bewegung des Rumpfes und der unteren Extremitäten, sie ist nicht selten eine Quelle der Unsauberkeit als Staubfänger und trägt nur zu leicht zur Verschleppung ansteckender Krankheiten bei.

Außerdem darf nicht vergessen werden, daß die Frau der Jetztzeit nicht ausschließlich auf das Hauswesen, in welchem eine völlig freie Beweglichkeit

übrigens auch schon sehr nöthig ist, und auf die Familie angewiesen ist. Sie hat nicht in einer sogenannten guten Partie ihr einziges Lebensglück und Ziel zu suchen, sondern hat das Recht und die Pflicht, vorkommenden Falles ihre hohen geistigen Fähigkeiten in einem selbständigen Lebensberuf zu bethätigen und sich für diesen durch Übung ihrer Geistes- und Körperkräfte auszubilden. Sie will und kann heutzutage im geschäftlichen Beruf und namentlich auch im ärztlichen zum großen Segen ihrer Mitschwestern thätig sein. Nach dem oben Gesagten bedarf es keiner Erörterung, wie sehr sie darin das heutige Kostüm behindert. Turnen, Radfahren, Schlittschuhlaufen, Reiten ꝛc. sind die körperlichen Übungen, auf die wir hauptsächlich bei der Entwickelung un-



Lageveränderung der inneren Organe durch den Korsettdruck. (Die normale Lage der Organe ist punktiert eingezeichnet.)

serer physischen Kräfte angewiesen sind. Sie alle finden ein Hindernis in dem modernen Kostüm.

Man kann nicht nachdrücklich genug betonen, daß diese körperlichen Übungen für das weibliche Geschlecht ebenso notwendig sind, wie für das männliche. Nur mit Hilfe einer tüchtigen Körpergymnastik neben einer Verbesserung des bestehenden Erziehungssystems sind die, wie ich vorhin erwähnte, durch Axel Key gefundenen körperlichen Mängel der weiblichen Jugend zu beseitigen, namentlich bei so vielen Mädchen die Schwäche der Rumpfmuskulatur.

Da es als erwiesen beachtet werden darf, daß die jetzige allmählig aus der altgriechischen Kleidung entstandene Frauentracht unseren klimatischen und

sozialen Verhältnissen nicht entspricht und gesundheitsschädlich ist, so ist die Forderung einer Verbesserung derselben nur zu berechtigt.

In richtiger Würdigung der Bedeutung dieser Frage bildete sich am 11. Oktober vorigen Jahres in Berlin der „Verein für Verbesserung der



Leibchen. Modell Dr. A. Kuhnow



Gehäkeltes Netzleibchen nach Lahmann.

Frauenkleidung“ unter dem Vorsitze von Frau Pochhammer. Die Veröffentlichung seiner Vorschläge und Muster hat die bei uns von den Frauen viel gelesene „Modenwelt“ übernommen, nachdem sie schon am 1. März des vorigen





Rockträger nach Dr. Lahmann. Vorder- und Rückansicht.

Jahres einen Artikel über die Reform-Baumwoll-Unterkleidung nach den Prinzipien Dr. Lahmann's und am 15. September vorigen Jahres die Zeichnung des Reform-Korsetts der schweizerischen Ärztin Frl. Dr. Anna Kuhnow gebracht hatte. Die Abbildungen dieser Kleidungsstücke finden wir in Nr. 1

der „Mitteilungen des Vereins für Verbesserung der Frauenkleidung“ wieder. So heißt das in Berlin von der Vorsitzenden des Vereins redigierte Organ des Vereins, welches die besten Aufschlüsse über die Bestrebungen desselben giebt. Den vorhin auseinandergesetzten sanitären Schäden der gegenwärtigen Frauenkleidung wird mit großem Geschick entgegen gewirkt. Die besprochene übermäßige Schwere der Kleidung wird durch Verminderung der Kleiderschichten bequem und sicher erzielt, indem man an Stelle der doppelten und dreifachen Unterröcke ein faltiges Beinkleid einführt, welches besser im Stande ist, den Körper vor Abkühlung zu schützen, als die nach unten zu offenen Röcke: Es gewährleistet zugleich eine viel freiere Bewegung der unteren Extremitäten. Die Befreiung der Taille von den sie drückenden Querlen der Röcke durch Vereinigung des Kleidrockes mit der Obertaille und Anknöpfen der Unterkleider an den unteren Rand des Untermieders bedingt im Gegensatz zu früher eine gleichmäßige Verteilung der Kleiderlast auf die Körperoberfläche. Das nach oben in eine Untertaille auslaufende, nach unten gekürzte planchettefreie Untermieder, - Reformkorsett genannt - sowie alle die weiteren Vervollkommnungen dieses Kleidungsstückes, die darauf ausgehen, das Korsett aus der Welt zu schaffen, befreien die Taille in hohem Maße von dem bisherigen bedenklichen Drucke. Ganz wird man jedoch bei der in unserem Klima erforderlichen verhältnismäßigen Schwere der Kleidung die durch Einlagen gesteiften Untertaillen und Miedergürtel nicht missen können, da die Brüste gestützt und vor dem Drucke der Kleiderlast geschützt werden müssen. Die Freiheit und Geschicklichkeit der Körperbewegungen gewinnt gewiß viel durch den fußfreien Rock.





Schwedische Rockhose.
(Aus Lahmann's Reform der Kleidung.)

Die größte Genugthuung aber müssen wir darüber empfinden, daß von den Frauen selbst in ebenso energischer wie taktvoller Weise auf die hygieinischen Gesichtspunkte, die bei der Frauenkleidung in Betracht kommen, nicht nur hingewiesen, sondern auch praktisch Rücksicht genommen wird. Die von den Frauen angeregte Bewegung kann nicht mehr zum Stillstande kommen.

Sie bedeutet den Beginn einer neuen Ära in der Geschichte der Kleidung. Das für unsere klimatischen und sozialen Verhältnisse unzweckmäßige altgriechische Muster wird nach Jahrtausende langer Herrschaft nun einer unseren Verhältnissen angepaßten, zweckmäßigen Kleidung weichen. Dieser Umschwung wird sich allmählig, aber um so unaufhaltsamer vollziehen zum Segen der Frauen, wie nicht minder zum Segen der ganzen kommenden Generationen*).

(Frankf. Gen.-Anzeiger, Nr. 53.)





Korsettloses Kostüm mit markierter Taille. Aus Lahmann's Reform der Kleidung.

Ein Volksfeind.**)

(Nachdruck verboten.)

Seit den zwei Jahrhunderten, in denen der Bohnenkaffee auch in Deutschland bekannt geworden ist, hat sein Konsum eine außergewöhnliche Ausdehnung genommen. Nach statistischen Berechnungen bezieht Deutschland seit den 90er Jahren etwa 120 Millionen Kilogramm Bohnenkaffee in jedem Jahre und hat seit 1870 für diesen fremdländischen Handelsartikel mehr als die unge-

*) Zu eingehendem Studium der Bekleidungsfragen empfehlen wir unsern Lesern an dieser Stelle: Dr. Lahmann's Reform der Kleidung. Dritte vermehrte Auflage. Mit 52 Illustrationen Preis eleg. geb. M. 2 — A. Zimmer's Verlag (Ernst Mohrmann) Stuttgart. Sämmtliche Abbildungen dieses Artikels sind dem Lahmann'schen Buche entnommen. (Siehe auch Anzeige im Inseratenteil).

**) Nachdruck mit genauer Quellenangabe: Aus „Hygieia". Monatsschrift für hygiein. Reform und Aufklärung. — A. Zimmer's Verlag (E. Mohrmann) in Stuttgart. XI. Jahrgang :898 Heft 9, — erbeten!

heuere Summe der französischen Kriegsentschädigung bezahlt, die bekanntlich 5 Milliarden betrug. Vergeblich haben, wie früher die Behörden, die Hygieiniker den Genuß des Bohnenkaffee's bekämpft. Er ist mehr und mehr in die Lebensgewohnheit des Volkes eingedrungen und es besteht die Gefahr, daß dies in der kommenden Zeit noch in viel höherem Maße der Fall sein wird. —

Seit etwa einem Jahre schon sind die Kaffeepreise auf dem Weltmarkt andauernd bedeutend zurückgegangen. Der große Gewinn, den die Kaffeekultur in den letzten Jahren brachte, und die Zunahme des Verbrauches hatten naturgemäß eine Steigerung der Produktion zur Folge. An vielen Orten wurden neue Kaffeeplantagen angelegt und bereits vorhandene vergrößert oder verbessert. Deshalb ist die von gutem Wetter begünstigte Ernte von 96/97 bereits wesentlich größer ausgefallen als die vorhergegangene. Auch wurden die Preise gedrückt durch die schlechten Währungsverhältnisse Brasiliens, das längst die Kaffeekammer der Welt geworden ist. Infolge der Vergrößerung der Anbaufläche werden wir in den nächsten Jahren bei normalen Witterungsverhältnissen noch größere Ernten erwarten dürfen, sind doch noch viele junge Pflanzen vorhanden, die erst in diesem Jahre oder noch später zum ersten Male tragen.

Wenn also heuer schon an der Hamburger Börse die Preise für Rohkaffee zwischen 25 und 50 Pfennigen das Pfund schwanken, so werden sie in der nächsten Zeit, um börsenmäßig zu sprechen, kaum mehr „anziehen". Noch halten die Detaillisten aus begreiflichen Gründen die alten, bezw. höheren Preise; aber bald werden die Kaffeekäufer für das gleiche Geld 2 Pfund Bohnenkaffee erhalten können, wofür sie früher nur 1 Pfund bekamen. Darin liegt eine große Gefahr für das nationale Wohl! Der Volksfeind Kaffee wird Deutschland mehr als je überfluten!

Mancher Leser mag glauben, die Bezeichnung „Volksfeind" für den Kaffee sei zu schwarzfärberisch, aber lassen wir nur zunächst ohne jede Betonung des ärztlichen Standpunktes ein kleines Rechenexempel sprechen: 1 Kilo Bohnenkaffee enthält nach einer Untersuchung von Professor König in Münster 12,38 gr Coffein. Da Deutschland, wie Eingangs gesagt, jährlich 120 Millionen Kilogramm Bohnenkaffee verbraucht, so konsumiert es zugleich nicht weniger als 1,485,600 Kilogramm Coffein, das sind rund 150 Wagenladungen zu 10 000 Kilo, also 30 000 Zentner eines Giftsstoffes, von dem eine kleinere Dosis hinreicht, ein Kaninchen zu töten, von dem aber auch schon eine verhältnismäßig geringe Menge einem Menschen das Leben nehmen würde.

An Gifte kann man sich allerdings gewöhnen, wie die Arsenikesser, die Opiumraucher, die Morphinisten ꝛc. beweisen, aber dadurch, daß die Vergiftung chronisch wird, werden die schädlichen Folgen nicht aufgehoben, sie äußern sich früher oder später in der einen oder anderen Weise. Es gibt ja viele Krankheiten, die eine direkte Ursache nicht zu haben scheinen,

bei denen der Arzt aber sehr wohl die verderblichen Einflüsse übermäßigen Alkoholgenusses oder anderer Exzesse zu erkennen vermag. An der Zeitkrankheit „Nervosität“ haben Genußmittel dieser Art großen Anteil, indem man die erschlafften Nerven durch sie anzuregen und die überreizten zu beruhigen sucht. Die ursprüngliche Wirkung des Coffeins oder Theins — dem Thee wohnt der gleiche Stoff inne — ist ebenso verderblich, wie jene des Nikotins oder Alkohols. Der Jüngling, der den ersten Rauchversuch macht, erkrankt unter allen Symptomen der Vergiftung, wer geistige Getränke nicht schon gewöhnt ist, verspürt ihre berauschende Wirkung auf die geringsten Quantitäten, wer zum ersten Male starken Kaffee trinkt, wird von Herzklopfen, Angstgefühlen, Erregung u. s. w. befallen werden. Wem diese Erscheinungen durch die Gewöhnung schon fremd geworden sind, der braucht nur einige Zeit im Kaffeegenuß zu pausieren, um sie bei dessen Wiederaufnahme neuerdings hervorzurufen.

Das Coffein hat, wie andere Giftstoffe auch, eine anregende, oder richtiger aufregende Wirkung. In Wahrheit ist der Kaffee weniger ein Anregungsmittel als ein Störenfried in unserer Ernährung, denn durch den Kaffeegenuß wird ein Stadium der Verdauung förmlich übersprungen. Daher kommt es, daß man nach Aufnahme einer Tasse Kaffee bei gefülltem Magen sich fast augenblicklich erleichtert fühlt, weil ein Teil der noch unverdauten Speisen durch den Kaffeereiz vorzeitig in den Darmkanal abgeht. Wir entführen also unserem Körper, was wir ihm an Nährstoffen zugeführt und lassen ihm zur Verarbeitung und Nutznießung der Nahrung nicht Zeit und Ruhe. Ist das nicht widersinnig? —

Wenn es nun eine bekannte Thatsache ist, daß das Volk an nichts zäher hängt als an seinen Genußmitteln, so ist es auch begreiflich, daß der Kampf der Hygieiniker gegen den Kaffee ziemlich aussichtslos bleiben mußte, solange ein geeignetes Ersatzmittel fehlte. Kaffee-Surrogate gab und giebt es ja die Menge, aber sie sind von zweifelhaftem Werte, meist nichts weiter als Färbemittel. Namentlich die sehr stark verbreitete Zichorie zählt zu diesen. Eine Ausnahme bildeten allerdings die im Volke schon lange bekannten verschiedenen Getreidekaffees, die aber trotz guter Eigenschaften wegen ihres brenzlichen oder süßlichen Geschmackes nicht in breitere Schichten drangen. Da kam eine epochemachende Neuerung, ein Malzprodukt mit wirklichem Kaffeegeschmack. Dieser Kaffee-Ersatz im besten Sinne des Wortes wird aus gemälzter Gerste bereitet, die mit Extrakten aus dem Fleische der Kaffeefrucht imprägniert wird. Der Imprägnationsstoff wird direkt in den Kaffeeplantagen gewonnen; durch ihn werden wohl Geschmack und Aroma des Bohnenkaffees, aber nur minimale Theile von den das Coffein bildenden schädlichen Stoffen auf das Malz übertragen. Nach einer Analyse von Dr. Scholz in Köln enthalten 50 Ztnr. des nach patentiertem Verfahren präparierten Kathreiner'schen Malzkaffees nicht mehr Coffein als 1 einziges Pfund Bohnenkaffee. Bei den Mengen, die dem täglichen Gebrauch dienen, kommt dieser Stoff also so gut wie gar nicht in Betracht.

Die Wahrheit des Satzes, daß der Erfolg einer Sache ihren Wert ausmacht, hat Kathreiner's Malzkaffee längst glänzend bewiesen. Eine uns unlängst zu Handen gekommene Publikation der Firma berichtet von überraschenden Ziffern. Darnach wurden in Kathreiner's Malzkaffee-Fabriken im letzten Jahre über 220000 Zentner Gerste für Deutschland allein verarbeitet, abgesehen von dem Konsum, in den übrigen zahlreichen europäischen Industriestaaten, in denen das neue Produkt ebenso wie in Nordamerika Eingang gefunden hat. Die vorerwähnte Ziffer illustriert auch die Bedeutung des Artikels für die Landwirtschaft, die durch die günstige Entwicklung der Malzkaffee-Industrie nur gewinnen kann.

Den riesigen Umsatz verdankt das Produkt seiner vorzüglichen Qualität und dem Umstande, daß es für sich allein getrunken, dem Bohnenkaffee in Farbe, Geruch und Geschmack sehr nahe kommt. Kathreiner's Malzkaffee behagt auch dem empfindlichen und schwachen Magen; sein Genuß ruft keine aufregende Wirkung hervor, sondern hinterläßt nur eine wohlthuende Anregung. Vom Bohnenkaffee zum Kathreiner's Malzkaffee gehen Viele über, von diesem Ersatzmittel zum Bohnenkaffee kaum Einer. Für den Freund hygieinischer Lebensweise liegt in der Herabsetzung der Bohnenkaffeepreise keine Verführung. Er würde zu dem gesunden Ersatzmittel greifen, selbst wenn dieses teurer wäre als Bohnenkaffee. Darum wird auch der Malzkaffee, der ein „Volksfreund“ genannt werden darf, neben dem „Volksfeind“ nicht nur fortbestehen, sondern immer noch mehr Boden gewinnen, je mehr die Erkenntnis sich Bahn bricht, daß nicht das Leben „der Güter höchstes“ ist, sondern die Gesundheit.

Kritik.

Gottstein, Adolf, **Allgemeine Epidemiologie.** (Bibliothek für Sozialwissenschaft. 12. Band.) Leipzig. Georg H. Wigand's Verlag. 1897. kl. 8°, 438 Seiten.

In 19 Kapiteln werden alle wichtigen Fragen der wissenschaftlichen Epidemiologie in gemeinverständlicher Weise erörtert. Der Verfasser zeigt sich hiebei nicht nur als ausgezeichneter Kenner dieser Wissenschaft, sondern auch als glänzender ärztlicher Schriftsteller, der ein schwieriges Gebiet so zu behandeln versteht, daß jeder gebildete Leser nicht nur trefflich über den derzeitigen Stand der wissenschaftlichen Epidemiologie orientiert ist, sondern auch hohen Genuß an der Lektüre hat.

Was die Anschauungen des Verfassers über eine Reihe bedeutsamer medizinischer Tagesfragen, so über die Bedeutung und Rolle der Bazillen für Epidemien, die durch Überstehen einer Seuche erworbene Immunität, die Serumtherapie u. A. anlangt, so wird man ihm schwer widersprechen können, da er seinen von der herrschenden Schulmeinung mitunter stark abweichenden Standpunkt mit großer kritischer Schärfe und Festigkeit vertritt. In der

einzigen Frage der Pocken-Impfung, deren Nutzen er entschieden verteidigt, möchten wir ebenso entschieden hervorheben, daß noch Niemand die Notwendigkeit einer **fortwährenden**, jahraus jahrein mit Polizeigewalt durchgeführten Durchseuchung ganzer Generationen mit abgeschwächtem Pockengift unwiderleglich nachgewiesen hat. Wir glauben nicht, daß gegenüber den sehr gewichtigen Einwänden gegen diese Art von Prophylaxe „jeder Zweifel verstummen muß". Gerster.

Bachmann, Kreisphysikus, Dr., Ilfeld, **Der Dyes'sche Aderlaß in Theorie und Praxis.** Berlin. 1898. Verlag von Eugen Grosser. (Sonderabdruck aus „Deutsche Medizinal-Zeitung 1898. Nr. 17—21.) 8°, 37 Seiten.

Bekanntlich hat sich der A. Zimmer'sche Verlag (Ernst Mohrmann) in Stuttgart das Verdienst erworben, die Schriften der DDr. Dyes und Schubert über den Aderlaß, obschon sie gegen herrschende Anschauungen verstoßend keinen verlegerischen Erfolg versprachen, dennoch verlegt zu haben. Die Ideen der genannten Autoren haben sich aber so richtig erwiesen, daß allmählich immer mehr Ärzte sich mit der Frage des Aderlasses beschäftigten und so ist auch der Verfasser der vorliegenden Abhandlung nach gründlichem Studium der Indikationen und Wirkungen des Aderlasses in Theorie und Praxis dazu gekommen, in ihm ein unter bestimmten Umständen und Voraussetzungen wichtiges und nützliches therapeutisches Hilfsmittel zu erkennen. Namentlich bei Fällen von Epilepsie hat er günstige Erfolge gesehen und hält es daher für eine Pflicht des „Real-Mediziners", ihn an Stelle der üblichen Bromsalze anzuwenden. Ärzten sei die Bachmann'sche Abhandlung nachdrücklich empfohlen. G.

Kanalisation und Entwässerung von Ortschaften an Binnenseeen. Zwei Gutachten 1. in hygieinischer Hinsicht von Dr. Max v. Pettenkofer, 2. in Bezug auf die Fischerei von Dr. Bruno Hofer. München 1898. Verlag von J. F. Lehmann. 8°, 20 Seiten, Preis 60 Pfg.

Altmeister Pettenkofer vertritt bekanntlich die Anschauung, daß Abwässer ohne hygieinische Schädigung in Flußläufe geleitet werden können. In vorliegendem interessantem Gutachten weist er nach, daß diese Ableitung auch in einen Binnensee geschehen kann, ohne daß dieser oder die Anwohner irgend welchen Schaden leiden. Dr. Hofer führt den Nachweis der Richtigkeit dieses Gutachtens speziell mit Hinsicht auf die Fischerei. —r.

Hygienische Bladen populair maandschrift voor praktische en toegepaste gezondheidsleer. Onder redactie van Dr. G. W. S. Lingbeek te Leiden.

Vom 1. Jahrgang dieser Zeitschrift ist am 15. März 1898 das erste Heft erschienen. Wir heißen die holländische Kollegin und Mitkämpferin auf dem Gebiet hygieinischer Aufklärung und Reform herzlich willkommen. G.

Brosin, Dr. Fr., Frauenarzt, **Ein Ideal der Frauenwelt.** Dresden, Verlag von O. V Böhmert. 1898. 8°, 35 Seiten.

„Eine elegante Taille ist nun einmal das Ideal der heutige Frauenwelt". Dieser von „schönem Munde" dem Verfasser gegenüber ausgesprochene Satz bildet das Thema der Abhandlung. So oft und so viel auch dieses Thema seit Jahren variiert worden ist, ist es doch kaum schon in so markanter Form geschehen, wie in dieser Broschüre, deren gemeinverständlicher Text durch ausgezeichnete Illustrationen noch verständlicher gemacht wird. Sollten, wie ich es wünschen möchte, etliche Tausend deutscher Frauen und Jungfrauen

die Broschüre kaufen und lesen, werden sie sich der Erkenntnis und Einsicht ganz unmöglich verschließen können, daß der Verfasser recht hat, wenn er schreibt:

„Die elegante Taille das Ideal unserer heutigen Frauenwelt? In einer Zeit, in der die Frauen sich anschicken, an den Kämpfen und Siegen der Männer auf materiellem und geistigem Gebiete thätig Anteil zu nehmen, in dieser ernsten und schönen Zeit als Ideal die elegante Taille?

Nein und tausendmal nein! Der bessere Teil unserer Frauenwelt folgt höheren Zielen. Das Ideal der eleganten Taille überläßt er willig geistig beschränkten und gemütsarmen Koketten". C. G.

Deutsche Krankenpflege-Zeitung. Fachzeitung für die Gesamtinteressen des Krankenpflegeberufes. Herausgegeben von Dr. Eduard Dietrich, Kgl. Kreisphysikus in Merseburg und Dr. Paul Jacobsohn, Lehrer an der Pflegerinnenschule des jüd. Krankenhauses in Berlin. Erscheint am 5. und 20. jedes Monats. Preis jährlich 6 Mk., halbjährlich 3 Mk., vierteljährlich 1.50 Mk. Verlag von Aug. Hirschwald in Berlin. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten sowie direkt von der Verlagsbuchhandlung.

Das am 5. April 1898 erschienene Heft 1 des I. Jahrgangs dieser Zeitschrift bringt ihr Programm, einige Aufsätze der Herausgeber und von Dr. Liebe (Loslau), amtliche und statistische Mitteilungen, Notizen über Krankenkomfort und Krankenpflegetechnik, Vereinsberichte und Referate über Bücher. Sie will die Gesamtinteressen des Krankenpflegeberufs einschließlich der Wochenpflege in sich vereinen und eine wirkliche allgemeine Fachzeitschrift für diesen Beruf werden, welche bisher vollkommen fehlt. „Unbeeinflußt durch örtliche, religiöse und politische Sonderinteressen, wollen wir in diesen Blättern eine gemeinsame Stätte schaffen für die Geistesarbeit und den Meinungsaustausch aller derjenigen, welche sich berufen fühlen, an der Vervollkommnung der deutschen Krankenpflege und Krankenwartung thatkräftig mitzuhelfen. Auf diese Weise die gesamte berufsmäßige deutsche Krankenpflege umfassend, wollen wir uns bemühen, alle Personen, welche die Krankenpflege sich zu ihrem Lebensberufe erwählt haben, gleichviel ob sie einer konfessionellen oder einer konfessionslosen Genossenschaft angehören, durch das Band gleichartiger beruflicher Bethätigung mit einander zu verbinden und zu vereinigen". Möge die neue Zeitschrift, die eine wirkliche Lücke ausfüllt, blühen und gedeihen! C. G.

Reich, Dr. Eduard, Vicepräsident u. s. w., **Die Entwickelung der Religiosität und das Werk der Religion.** Zweiter Band: Das Werk der Religion und der Kampf gegen das Verhängnis. Zürich, Magazin für Kunst und Litteratur (H. Wortmann). 1898. 8°, 426 Seiten.

„Es ist nur die Religion in ihrer Wesenheit und Reinheit, welche ich betrachte, erforsche und über deren Ausübung ich mich verbreite; nicht aber sind es die Religionen. Mein Wunsch ist, daß die Menschheit die Religionen, welche niederen Stufen der Entwickelung entsprechen, überwinde und zu der Religion gelange".

Die Sätze, die Verfasser im Prospekt zu seinem Werke ausspricht, enthalten die Leitgedanken, die es durchziehen. Auf eine Einleitung, in der eine Reihe von Grundbegriffen definiert werden, folgt der erste Abschnitt, („Das Werk der Religion"), mit den Kapiteln: Die Kategorie der Wesen, Zeitlichkeit und Ewigkeit, Die Praxis der Religionen, Umfassende Hygieine und Erziehung als Mittel der Praxis der Religion, Moral und Kultus als Praxis der Religion, Schluß. Der zweite Abschnitt: („Der Kampf gegen

das Verhängnis") enthält die Kapitel: Einleitung, Der Rattenkönig des Übels, Krankhafte Zustände und Fatalität, Gesellschaft, Organisation und Fatalität, Das große Heilmittel, Schluß. Ein sehr sorgfältiges alphabetisches Register und eine lange Reihe wissenschaftlicher Nachweisungen vervollständigen das großartig angelegte Werk, dessen Lektüre volle Hingabe des Lesers voraussetzt und erfordert. Möge dem Autor wie dem Verleger ein großer Leserkreis beschieden sein! G.

Kratz, C., **Pflanzenheilverfahren.** II. spezieller Teil: Praxis der **Kräuterkuren.** Berlin 1898. Preis Mk. 1.25. Im Selbstverlag des Verfassers. 12°, 162 Seiten.

Das in mancher Hinsicht interessante Büchlein will „durchaus nichts Original-Neues, sondern nur die systematische Zusammenstellung alterprobter Wissenschaft und vielfältiger Erfahrung" bieten. Der Verfasser wünscht Vorurteile über das Pflanzenheilverfahren zu zerstreuen, Prüfung und Anwendung zu ermöglichen und nur Feststehendes objektiv darzulegen. Uebersichtlich geordnete Tabellen erhöhen den Wert des Textes. K.

Schiffner, Gustav, Großschönau i. S., **Die menschliche Zelle,** Grundzüge ihres wahren Daseins. 2. vollst. umgearbeitete Auflage. Selbstverlag. 1898.

So eigenartig und kraus manche Anschauungen und Ideen des Verfassers den Leser anmuten und so sehr sie mitunter begründeten Widerspruch erregen, wird man doch bei der aufmerksamen Lektüre des Schriftchens erkennen, daß es auch Brauchbares und Neues enthält und von einem ehrlich strebenden Manne geschrieben ist. Manche störende Druckfehler dürften bei der nächsten Auflage ausgemerzt werden. F.

Paulig, F. R., **Friedrich Wilhelm II.,** König von Preußen (1744—1797). Sein Privatleben und seine Regierung im Lichte neuer Forschungen. 3. Auflage. Frankfurt a. d. Oder. Friedrich Paulig. 1897. 8°, 365 Seiten, Preis Mk. 2.—

„Friedrich Wilhelm II. ist von der Geschichte vernachlässigt worden. Wenn seines Vorgängers Ruhm endlos verkündet wurde, so hat für ihn kein deutscher Schriftsteller die Feder geführt. Nicht ein einziges Spezialwerk giebt es über ihn. Forscht man in Antiquar-Katalogen, in Staats-, Militär- und Schulbibliotheken, in Buchläden und Büchersammlungen nach einem Werk über Friedrich Wilhelm II., so erkennt man diese, durch nichts gerechtfertigte Lücke . . . So ist es gekommen, daß man Friedrich II. nur gepriesen und seinen Nachfolger nur geschmäht hat. Man dient der Wahrheit und Gerechtigkeit, wenn man Friedrich Wilhelm II. von jenen Entstellungen zu befreien sucht, welche die Geschichtschreibung auf ihn gehäuft hat".

Paulig will mit seinem Buch die Lücke in der preußischen Geschichtsschreibung ausfüllen und es ist ihm wohl gelungen, das Bild Friedrich Wilhelm II. von den Schlacken zu reinigen, die Übelwollen oder Unkenntnis an ihm aufgehäuft haben. Nicht aber schönfärberisch, sondern gerecht ist sein Urteil über den verkannten König, aus Licht und Schatten setzt es sich zusammen und alle politischen und sozialen Verhältnisse Preußens, sowie die Anlagen nnd Erziehung des Königs werden erörtert, um zur Beurteilung seines Charakters, seiner Vorzüge und Schwächen beizutragen. Allen Interessenten sei das Buch zur Anschaffung empfohlen. G.

Kleiner Lesetisch.

Für eine eigene **Zeitschrift für Wetter und Krankheit** plaidiert A. Magelssen, prakt. Arzt in Christiania, indem er in einer vortrefflichen Abhandlung „Thermische Pathogenese und thermische Therapie" schreibt:

„Wenn wir beobachten, in wie hohem Grade Gesundheit und Krankheit von den meteorologischen Faktoren abhängen, und bedenken, daß wir mit physikalischen Mitteln ihre Schädlichkeiten bekämpfen und von ihren heilsamen Eigenschaften Nutzen tragen können, dann müssen wir gewiß tief bedauern, daß die medizinische Wissenschaft die heilige Pflicht, diese merkwürdigen Gebiete der Untersuchung zu bearbeiten, versäumt. Vielleicht sträubt man sich auch gegenüber dem großen Umfang dieser Arbeit, wie es auch nicht Jedermann sogleich gegeben ist, sich aus den hierhergehörenden vielen Schwierigkeiten herauszufinden. Die Arbeit dürfte jedenfalls nicht, wie jetzt, oberflächlich und geistlos getrieben werden, sondern mit Liebe, Leidenschaft und Verständnis, mit unendlicher Geduld und Aufopferung. Eine große Stütze für die Sache würde eine eigene Zeitschrift für Wetter und Krankheit werden können, denn die übrigen Zeitschriften würden einem so kolossalen Stoff gar nicht Platz geben. Meine Versuche in dieser Richtung sind vergebens gewesen; ich habe mich ohne Nutzen an die Wissenschaft, an viele Autoritäten, Hygieiniker, Klimatologen und Ärzte gewendet. Wir leben im Zeitalter der Bakterien; die Bakterien sind unsere Götter geworden; die Bakterien liegen wie ein dichtes Spinngewebe über unsere Gehirne und Gedanken (Stimmt! Red. d. Hyg.). Wir wollen alle Krankheitsursachen ausschließlich durch das Mikroskop sehen, vergessend, daß das Mikroskop zwar uns die kleinen Gegenstände in sehr vergrößertem Maaßstabe zeigt, daß es aber für die großen Gegenstände blind ist. Erst dann, wenn die jetzigen Autoritäten gestorben sind, werden deshalb die kommenden Generationen die Sache aufnehmen können; ihnen wird es vielleicht vergönnt sein, die Wahrheit allseitiger beurteilen zu können."

„Zeitschrift für Krankenpflege," März 1898.

Rückbildung durch das Trinken. „Die Geschichte des Stammes wiederholt sich in der Entwickelung des Individuums", ist ein bekanntes biologisches Gesetz, und wenn man die einzelne Zelle in ihrem Lauf verfolgt, bis sie das hochorganisirte, vielzellige Individuum aufgebaut hat, kann man den Hauptstufen der Entwickelung jenes hochorganisierten Individuums durch die Zeiten durch folgen.

Das läßt sich analytisch und synthetisch feststellen, und zwar jenes ganz leicht durch Beobachtung der Rückbildung des Menschen während eines Trinkgelages.

Er beginnt mit klarem Verstand, aufrechter Stellung, geschickter Hand und all den andern Eigenschaften, die den Menschen auf seinen erhabenen Platz gestellt haben, doch bald verschwinden sie eine nach der andern und es bleibt nur noch ein Mensch in Umrissen zurück.

Zuerst verschlechtert sich der aufrechte Gang, und er muß die Hände zur Unterstützung zu Hilfe nehmen; so ist er zum Affentypus zurückgekommen. Etwas später ist er noch schwankender und kriecht wie ein vierfüßiges Tier; noch später wälzt er sich auf dem Erdboden herum wie ein Wurm, mit Gliedmaßen als unnützen Anhängseln. Jetzt ist auch die Koordination zu Ende, er hat aufgehört, eine vielzellige Einheit zu sein, und ist nur eine Kolonie von einzelligen Organismen — er ist von seinem hervorragenden Standpunkt bis zu der niederen Form gesunken, in der das Leben zuerst geschaffen wurde. Manchmal ist damit die Rückbildung noch nicht beendet, sondern der Trunk überbrückt jenen dunkeln Abgrnnd, der hinter der ersten Spur des Lebens liegt und der lebendige Mensch ist zur leblosen Materie geworden.

Dr. Max Dowel, Cosgrave M. D.
(Med. Temperence Review I, 2).

Sterilisierte Schreibfedern. Wie die ,,Med. News" mitteilen, haben die Gesundheitsbehörden von Indiana beschlossen, in den Schulen Steriliesierungsapparate für Schreibfedern und Bleistifte einzurichten. In eisernen, mit Gas, Gaselin oder Spiritus geheizten Öfen werden diese „Mordwerkzeuge" täglich einer Temperatur von 275° F. ausgesetzt. Es verlautet, daß weitere Schutzmaßregeln für die sonst den schlimmen Bazillen unwiderruflich verfallenen Kinder geplant werden. So sollen nicht nur in demselben Ofen alle bei den weiblichen Handarbeiten benützten Nadeln sterilisiert werden, sondern es wird auch in einem großen Topfe alles von den Kindern mitgebrachte Frühstück 45 Minuten gekocht. Diese Maßregel hat auch eine hohe soziale Bedeutung, da hierdurch die Gegensätze ausgeglichen und alle Regungen des Neides erstickt werden. Denn von dem entstehenden homogenen Brei bekommt jedes Kind einen gleichgroßen Teil bazillenfrei serviert. L.

Die Heilung der Trunksucht wird im Staate Manitoba (Kanada) auf sehr eigenartige Weise versucht und oft erreicht. Die Polizei dort weiß aus Erfahrung, daß Gefängnißstrafen auf Gewohnheitstrinker keinen Eindruck machen. Kaum wurden die Leute in Freiheit gesetzt, so war ihr erster Gang in die Kneipe, wo sie sich dem längere oder kürzere Zeit entbehrten Genuß einiger stärkender Schnäpse wieder mit unverminderter Leidenschaft hingaben. Jetzt sperrt man dort solche Zechbrüder nicht mehr bei Wasser und Brot ein, sondern schmückt sie ganz einfach mit einem breiten, goldglänzenden Messing-Halsbande, das so lange getragen werden muß, wie es die Behörde für gut befindet. Einem so gekennzeichneten Manne darf bei großer Strafe kein Tropfen Alkohol verabfolgt werden. Er hat außerdem für Spott und Hänseleien nicht zu sorgen, und gewöhnlich ist er nach einigen Tagen schon so mürbe, daß er jedes Versprechen geben und auch halten würde, wenn er sich dadurch nur von dem lästigen Halsschmuck befreien könnte. Zuletzt läßt er sich überhaupt gar nicht mehr blicken, und wenn endlich der Zeitpunkt gekommen ist, wo ihm der unbequeme Messingkragen abgenommen wird, dann ist er in den meisten Fällen der solideste Mensch geworden. Die Furcht vor der gelben Halsbinde ist so groß, daß der einmal damit Bestrafte höchst selten wieder einen Tropfen über den Durst trinkt. Jenes Mittel ließe sich vielleicht auch östlich Kanadas in sonst zivilisierten Ländern mit Erfolg anwenden!



Stuttgart, 15. Juli 1898.

Ueber freiwilliges tiefes Atmen.

Von

Dr. S. Landmann, Fürth (Bayern).

Vor fünfzig bis sechzig Jahren hatte man die Quintessenz der Gesundheitslehre in den wenigen Worten zusammengefaßt: „Kühler Kopf, offener Leib und warmer Fuß.“ In der That war auch die Volksmedizin der damaligen Zeit darauf gerichtet, die ihr gestellten Aufgaben zu lösen. Man dachte gar nicht daran, daß die bezeichneten Zustände der drei genannten Körperteile weit weniger die Ursachen, als vielmehr die Wirkungen einer ungestörten Körperthätigkeit sind. Erst mit den gründlichen Untersuchungen über die chemischen Bestandteile der Nahrungsmittel, sowie über die Wirkungen der physischen Naturkräfte einerseits und mit einem tieferen Einblicke in die geheimnisvolle Werkstätte des menschlichen Organismus andererseits ward der Weg gefunden, der zu einer sichern, zielbewußten Gesundheitspflege führen konnte. Zu denjenigen Funktionen, deren volle Bedeutung erst in der neuern Zeit erkannt wurde, gehört das Atmen. Längst schon weiß man, daß im ersten Augenblicke eines vom mütterlichen Boden abgelösten Lebens unter normalen Verhältnissen durch die instinktiv ausgelöste Zusammenziehung gewisser Muskeln die atmosphärische Luft in die Lungenbläschen des erweiterten Brustkorbs eindringt, um nach kurzer Zeit durch die Zusammenziehung bestimmter anderer Muskeln unter wahrscheinlicher Mitwirkung der den Lungenbläschen eigentümlichen Elastizität wieder ausgetrieben zu werden. Der ohne die Mitwirkung jenes Willens einmal begonnene Wechsel der beiden Atmungsakte kann ohne Gefährdung des Lebens höchstens auf Augenblicke unterbrochen werden. Nichts desto weniger ist eine Gleichartigkeit des Atmens auch unter ganz normalen Verhältnissen durch die Beobachtung keineswegs zu ermitteln.

Länge und Häufigkeit der einzelnen Atmungsakte sind bei verschiedenen Menschen, ja sogar bei den nämlichen zu verschiedenen Zeiten verschieden. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß je langsamer das Atmen erfolgt, um so vollständiger die Lungen funktionieren. Im Säuglingsalter machen die Bewegungen des Brustkorbs verhältnismäßig die größten Kurven, sie werden aber mit fortschreitender geistiger Entwicklung immer kleiner, zeitweise sogar sehr oberflächlich. Dagegen sind sie während des Schlafes gewöhnlich bei Jedermann tiefer, als während des Wachens und während dieses im Zustande der Ruhe weniger tief, als in dem der Bewegung. Geistige Thätigkeit macht auf die Tiefe der Atemzüge den entgegengesetzten Einfluß, als die Bewegung. Man erkennt dies daran, daß Menschen, je mehr sie auf irgend Etwas ihre Aufmerksamkeit richten, um so oberflächlicher und um so tiefer atmen, je mehr sie sich bewegen. Auch die beiden Akte der Atmung, nämlich das Ein- und Ausatmen, zeigen unter verschiedenen Umständen nicht immer die sonst fast gleiche Dauer. Während eines anhaltenderen Gebrauchs der Stimme, wie beim Sprechen oder Singen, wird der Akt der Einatmung gewöhnlich verkürzt, der der Ausatmung hingegen möglichst verlängert. Ja die möglichst sparsame Verwendung des eingeatmeten Luftstroms wird behufs bestimmter Zwecke, wie zur Benützung von Blasinstrumenten, förmlich eingeübt. Trotz ihrer verschiedenen Modifikationen wird bis zum heutigen Tage die Funktion des Atmens von Jedem, der nicht eine andere Anweisung erhalten hat, gerade so instinktiv ausgeführt, als sie im ersten Augenblicke des Lebens begonnen wurde. Ein solches Atmen hört höchstens nur vorübergehend auf, ein mehr oder minder oberflächliches zu sein, und wenn es als solches auch ausreicht, das Leben zu unterhalten, so haben es doch neuere Erfahrungen erwiesen, daß ein anhaltendes oder wenigstens längeres tiefes Atmen, das nur ein freiwilliges sein kann, höchst wahrscheinlich zur Verhütung, sicherlich aber zur Ausgleichung krankhafter Zustände des Herzens beitragen kann.

Durch ein Instrument, das Manometer heißt, und aus einer gebogenen, Quecksilber enthaltenden Glasröhre besteht, hat Prof. Waldenburg sorgfältige und genaue Untersuchungen im ausgedehnten Maße ausgeführt, aus denen sich mit Sicherheit der gewaltige Unterschied zwischen dem oberflächlichen und tiefen Atmen erkennen läßt. Es hatte sich ergeben, daß das (instinktive) ruhige oberflächliche Atmen Gesunder bei der Ein- und Ausatmung den sehr geringen Ausschlag von 1—2 mm zeigt. Sowie aber die zu untersuchende Person ihre Aufmerksamkeit auf das Atmen richtet, wird gewöhnlich, wie Waldenburg gefunden hat, bei der Atmung sofort eine größere Kraft entfaltet und unwillkürlich werden etwas tiefere Atemzüge an die Stelle der gewöhnlich oberflächlichen gesetzt, wobei sodann das Manometer bei der Einatmung leicht auf 10—12, bei der Ausatmung auf 10—15 mm steigt. Bei vollkommen ruhigen, nicht forcierten freiwilligen tiefen Atemzügen steigt das Quecksilber langsam bis zu einem negativen (d. h. verminderten) Drucke von 30, 40, 50, 60 mm und selbst noch höher an, indem der Be-

treffende die Empfindung hat, diese Werte mit voller Bequemlichkeit erreicht und keine besonders hohe Kraft dabei entfaltet zu haben. Diese Angaben enthalten insofern ein kleines psychologisches Übersehen, als nach ihnen bei einer auf das Atmen gerichteten Aufmerksamkeit die gewöhnlich eintretenden tieferen Atemzüge als „unwillkürliche" bezeichnet werden. Alles, was mit einem Aufwande von Aufmerksamkeit geschieht und folglich auch das Atmen, geschieht willkürlich. Übrigens sind diese Resultate in ihrer Wichtigkeit zu wenig gewürdigt worden. Es geht aus ihnen offenbar hervor, daß die Oberflächlichkeit des gewöhnlichen Atmens nur durch die Unaufmerksamkeit bedingt ist, und daß zwischen den tiefen Einatmungen, die mit voller Bequemlichkeit gemacht werden, und den instinktiven oberflächlichen ein viel zu großer Unterschied besteht, um für das organische Leben belanglos zu sein. Von der Natur ist durch die Beweglichkeit der Rippen und durch die Anordnung der muskulösen Apparate an dem Brustkorbe die Vorsorge getroffen, daß abwechselnd den Lungen eine möglichste Ausdehnung gestattet und möglichste Zusammenziehung aufgenötigt wird. Wenn aber für das gewöhnliche oberflächliche Atmen nur eine geringfügige Erweiterung und Verengerung der Brusthöhle notwendig ist, so müßte man doch zu der Überzeugung kommen, daß die gewöhnliche Funktion der Lungen nur unvollkommen ihrer Aufgabe entspricht. Man könnte durch das natürliche Gesetz der Vererbung zu der Vermutung geführt werden, daß tiefe Atmungen von dem Menschen instinktiv in dem Urzustande und zwar so lange gemacht wurden, als die ständige Thätigkeit der Atmungsmuskeln überhaupt nicht, oder höchstens nur auf Augenblicke durch eine geistige Ablenkung der Aufmerksamkeit unterbrochen wurde.

Ich habe oben erwähnt, daß ein anhaltendes oder länger fortgesetztes tiefes Atmen wahrscheinlich zur Verhütung, sicherlich zur Ausgleichung gewisser Herzstörungen beitragen kann. Die folgenden Darlegungen sollen dies vorerst vom theoretischen Standpunkte aus verständlich machen. Von der Brusthöhle wird außer den Lungen noch ein anderes für das organische Leben unentbehrliches Organ eingeschlossen, das ebenfalls dazu bestimmt ist, abwechselnd einen Inhalt, aber nicht einen elastischen, sondern tropfbar flüssigen aufzunehmen und zu entleeren. Dies ist das Herz mit seinen großen Gefäßstämmen. Schon seine enge Verbindung mit den Lungen, die Ausbreitung eines von der ganzen Blutmasse durchströmten feinen Gefäßnetzes auf den Lungenbläschen, deutet auf ein Verhältnis der Zusammengehörigkeit hin, das sich selbst in dem alltäglichen Leben auch bei der oberflächlichsten Beobachtung aufdrängt. Wenn sich nämlich unter dem Einflusse eines leiblichen oder geistigen Schmerzes ein Druck am Herzen fühlbar macht, so wird lautlos oder auch hörbar die Brustwandung auf die möglichste Tiefe gesenkt, um erst an der tiefsten Grenze unter dem Ausdruck eines Seufzers die möglichst große Erweiterung zu erfahren. Wenn dagegen durch rasche oder anstrengende Bewegungen des Körpers, wie beim Laufen, Turnen oder Bergsteigen das Herz in raschere

Kontraktionen versetzt wird, kann man an sich und an Anderen die Beobachtung machen, daß der Brustkorb ebenfalls mit keuchender Schnelligkeit gehoben und gesenkt wird. Genaue und sorgfältige Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen den Funktionen der Lungen und der Herzthätigkeit haben sich die Physiologen von jeher nicht entgehen lassen. Über alle Zweifel ist es erhaben, daß das Herz von allen Punkten des Körpers das unbrauchbar gewordene Blut und die noch nicht Blut gewordene Lymphe in sich aufnimmt, daß die rechte Herzkammer, so oft als sie gefüllt ist, ihren Inhalt in das feine Gefäßnetz treibt, welches sich auf den Luftbläschen der Lungen ausbreitet und daß das Blut in diesem Gefäßnetze den Sauerstoff der die Lungenbläschen erfüllenden Luft gegen seine Kohlensäure austauscht, um dann in den linken Vorhof zurückzufließen und durch die Zusammenziehungen der linken Herzkammer in einem Kreise durch den ganzen Körper wieder zum Vorhofe der rechten Kammer getrieben zu werden. Die Triebkraft des hier kurz beschriebenen Mechanismus wird man wahrscheinlich in dem Reize suchen dürfen, der von dem Sauerstoffe des Blutes auf das besondere Nervensystem des Herzens, die sogenannten Herzganglien ausgeübt wird. Für diese Annahme sprechen verschiedene Thatsachen. Zwar kann man beobachten, daß auch an Kindern, welche ohne zu atmen auf die Welt kommen, wenigstens eine Zeit lang das Herz sich dennoch bewegt. Allein die Fortdauer der Herzbewegungen in einem solchen Falle läßt sich dadurch erklären, daß das neugeborene Kind in seinem Blute einen Rest jenes Sauerstoffes noch enthalten hat, der den mütterlichen Blutgefäßen entzogen wurde. Eine mehr positive Stütze für die angenommene Bedeutung des Sauerstoffes wird durch die Thatsache geboten, daß die linke Herzkammer, auf welche der frisch aufgenommene Sauerstoff seinen ganzen Reiz ausübt, eine stärkere Muskulatur besitzt, als die gleichzeitig mit ihr sich zusammenziehende rechte Herzkammer. Ein weiterer Beweis dafür, daß bei einer verminderten Aufnahme von Sauerstoff in das Blut die Kontraktionen des Herzens bald aufhören, ist durch einen absichtlichen Versuch geliefert worden. Der berühmte Physiologe Johannes Müller hat durch möglichst tiefe und lange anhaltende Einatmungen, während deren Mund und Nase geschlossen blieben, seinen Puls zum Verschwinden bringen können. Eine Erklärung hiefür findet sich im Folgenden. Während der Brustkorb durch die angestrengteste Thätigkeit der Brustmuskeln möglichst erweitert wurde, konnte, da Mund und Nase verschlossen waren, zwar die Lufmenge in den Lungenbläschen nicht vermehrt werden, aber sie mußte sich, da in der abgeschlossenen Brusthöhle ein luftleerer Raum nicht entstehen kann, zur Ausfüllung der Lungen ausdehnen, oder, was dasselbe sagt, verdünnt werden. Mit der Ausdehnung der Lungen muß notwendig auch das Kapillar-Gefäßnetz der Lungenbläschen sich ausdehnen und eine immer größere Blutmenge aufnehmen, der aber bei der Unmöglichkeit einer Lufterneuerung immer weniger Sauerstoff dargeboten wird. Auf diese Weise kommt es schließlich, daß eine Blutmasse, deren geringer Sauerstoffgehalt nicht mehr die Kontrak-

tionen des Herzens auszulösen vermag, in die linke Herzkammer abfließt. Der Pulsschlag steht still. Bei jedem andern Menschen würde der nämliche Versuch, lange genug fortgesetzt, zu dem gleichen Resultate führen. Aber höchst zweifelhaft erscheint es, ob jeder Andere organische Energie genug besitzt, um einen momentanen Stillstand des Herzens mit dem Leben zu überdauern. Waldenburg erklärt zwar das Müller'sche Experiment durch die mechanische Wirkung, welche darin bestehen soll, daß die starke Luftverdünnung in den Lungen und der enorm gesteigerte negative Luftdruck in denselben den Herzdruck erheblich vermindern. Allein man wird die Annahme einer noch andern Ursache in dem Müller'schen Versuche nicht so leicht zurückweisen wollen. Denn da ein in den Lungenkapillaren zirkulierendes Blut um so weniger Sauerstoff aufnehmen und folglich auch um so weniger Kohlensäure abgeben kann, je verdünnter die Luft in den Lungenbläschen ist, so wird der Müller-sche Versuch wenigstens teilweise auch darauf zurückgeführt werden können, daß das in das linke Herz abfließende Blut zu wenig Sauerstoff enthält, um die nötigen Kontraktionen auszulösen. Nach den bisherigen Erörterungen wird der Einfluß der Lungenthätigkeit auf die Funktion des Herzens wohl kaum bezweifelt werden können.

In gleicher Weise wie bei einer Luftverdünnung in den Lungenbläschen kann auch bei dem instinktiv oberflächlichen Atmen das Blut, das aus dem Gefäßnetze der Lungen abfließt, nicht jene Sauerstoffmenge mitbringen, die es bei tiefen Einatmungen in sich aufnimmt, woraus sich die Folgerung ergiebt, daß durch ein oberflächliches Atmen schwache, durch tiefes aber kräftige Herzkontraktionen zu stande kommen, wobei noch zu berücksichtigen ist, daß durch die Ausatmungen des oberflächlichen Atmens nur eine teilweise Erneuerung der Lungenluft ermöglicht, bei den Ausatmungen des tiefen Atmens aber mit dem größeren Teile der vorrätigen Lungenluft auch eine größere Menge Kohlensäure entleert wird. Es braucht wohl nicht mehr besonders erklärt zu werden, daß unter tiefen Atmungen nicht solche verstanden werden, welche in vorübergehender Weise instinktiv erregt werden, sondern solche, welche als absichtliche und folglich freiwillige ausgeführt werden. Dagegen wird eine Verständigung darüber nicht entbehrt werden können, wie ein Atmen als ein tiefes oder oberflächliches erkannt werden soll. Das einfachste Mittel wäre ein Übereinkommen über den Ausschlag an der Quecksilbersäule des Manometers, bei welchem das Atmen als ein tiefes bezeichnet werden darf. Allein abgesehen davon, daß dieses Instrument im praktischen Leben sich wenig Bekanntschaft erworben hat, so ist seine Anwendung zur Ermittlung einer Atmungsmodalität dadurch leicht einem Irrtume ausgesetzt, daß der zu Untersuchende an dem Manometer, wie er seine Aufmerksamkeit auf dasselbe wendet, sofort auch sein Atmen zu einem freiwilligen zu machen pflegt und somit über sein gewöhnliches Atmen täuscht. Das sicherste und einfachste Verfahren zur Ermittlung, wie ein Mensch atmet, ist das an die Brust gelegte Ohr, wobei aber der zu Untersuchende nicht wie ein Kranker, von dem Arzte

aufgefordert wird, zu atmen, sondern womöglich gar nicht merkt, daß Etwas mit ihm vorgenommen wird. Das an irgend eine Stelle der Brust gelegte Ohr hört und fühlt entweder die Atmungen, wobei man die Herzschläge zählt, welche während einer Einatmung und einer Ausatmung gemacht werden, oder es hört und fühlt fast keine Atmung, wobei auch gewöhnlich von dem Zählen der Herzschläge keine Rede ist. Im ersteren Falle ist das Atmen als ein tiefes, im letzteren als ein oberflächliches zu bezeichnen. Selbstverständlich muß die zu untersuchende Person gesund und von jeder Abnormität des Respirations- und Zirkulations-Apparates frei sein. An sich selbst kann man bei einiger Übung den Unterschied zwischen tiefer und oberflächlicher Atmung noch leichter erkennen. Wer in sich, während freiwilliger langsamer Einatmungen, das Herz wenigstens zwei Schläge und ebensoviele während der Ausatmungen machen fühlt, macht eine tiefe Atmung, die eben daran als solche erkannt wird, daß die Herzschläge kräftig genug sind, um bei genügender Aufmerksamkeit in der Brust fühlbar zu werden. Wird aber während einer Ein- und Aus-Atmung kaum ein ganzer Herzschlag und dieser nur bei besonderer Aufmerksamkeit fühlbar, so ist die Oberflächlichkeit der Atmung an der Schwäche der Herzschläge zu erkennen. Durch eine größere Häufigkeit des oberflächlichen Atmens innerhalb einer bestimmten Zeit kann vielleicht der chemische Lebensprozeß bis zu einem genügenden Grade für die mangelnde Tiefe der einzelnen Atmungen entschädigt, aber die verminderte Sauerstoffmenge, mit welcher das Blut aus der Lunge in das Herz zurückkehrt, um die Kontraktionen anzuregen, nicht vermehrt werden. Unter kräftigen Kontraktionen des Herzens sind hier immer nur diejenigen verstanden, welche durch tiefe Einatmungen, d. h. durch einen reichen Sauerstoffgehalt des Blutes angeregt werden, aber nicht jene, bei deren Entstehung irgend eine der zahlreichen übrigen Ursachen mitwirkt. Übrigens ist mit der vermehrten Zufuhr vom Sauerstoffe zum Blute die Einwirkung der tiefen freiwilligen Atmungen auf die Herzbewegungen noch nicht beendet. Durch die Erweiterung der Brusthöhle bei tiefen Einatmungen wird abgesehen von den Wirkungen auf die großen Gefäßstämme in der Brust dem Herzmuskel die Ausdehnung erleichtert. Denn der Druck, der bei einer geringeren Ausdehnung der Brusthöhle durch die zusammengepreßte Lunge und die Rippen auf das Herz ausgeübt wird, ist größer, als jener, der durch die mit Luft ausgedehnte Lunge und den erweiterten Brustkorb hervorgebracht wird. Die tiefe Einatmung steigert, wie man in der Sprache der Physik sagt, den negativen Druck der Lunge und muß daher die Ausdehnung des Herzens erleichtern. Hierdurch aber wird dem einströmenden sauerstoffreicheren Blute für die Einwirkung auf die linke Herzkammer ein größerer Teil der Innenfläche dargeboten. Das wohlthuende Gefühl, das in der Brust bei einer tiefen Einatmung namentlich in frischer Luft gewöhnlich empfunden wird, darf vielleicht auf die durch dieselbe bedingte kräftige Kontraktion des Herzens zurückgeführt werden. Aber auch von der tiefen Ausatmung wird ein bestimmter Einfluß auf das Herz ausgeübt. Wie man an sich selbst beobachten

kann, werden die Kontraktionen des Herzens unter dem Drucke des sich verengernden Brustkorbes und der zusammengepreßten Lungen anfangs stärker gefühlt. Denn die Abnahme, welche bei der Ausatmung das Blut an Sauerstoff und mit ihm die Reizung der inneren Herzfläche allmälig erfahren muß, kann anfangs durch den verstärkten Druck auf das Herz ersetzt werden. Bei fortgesetzter Ausatmung aber fühlt man die Kontraktionen des Herzens immer schwächer werden, weil unter dem zunehmenden äußeren Drucke die Ausdehnung des Herzens immer mehr erschwert wird.

Die bisherigen Betrachtungen und Darlegungen sollten zur Begründung der Ansicht dienen, daß der Sauerstoff, der von den Kapillargefäßen der Lungenbläschen aufgenommen wird, sobald als er mit dem Blute in die linke Herzkammer gelangt, den Muskel derselben zu Kontraktionen reizt. Hieraus wurde die Schlußfolgerung abgeleitet, daß die Kontraktionen des Herzens unter normalen Verhältnissen um so kräftiger sein müssen, je tiefere Atmungen gemacht werden und um je mehr Luft in Folge dessen dem Blute zum Eintausche von Sauerstoff dargeboten wird. Mit dieser Ansicht sind selbst berühmte Kliniker einverstanden. So z. B. hat Prof. O. Rosenbach in einem Artikel über Herzkrankheiten die günstige Wirkung der tiefen Einatmungen in erster Linie darauf zurückgeführt, daß ein sehr sauerstoffreiches und gut entkohltes Blut zum Herzmuskel gelangt.

Wenden wir uns von diesen theoretischen Betrachtungen zur Untersuchung der praktischen Verhältnisse, so können wir zu der Überzeugung gelangen, daß das Atmen bei den verschiedenen Menschen in einer unbewußten instinktiven Thätigkeit besteht, welche die Erhaltung des Einzelnen und der Gattung unter möglichster Rücksicht auf die organische Ökonomie zur Aufgabe hat. Kein Mensch nämlich macht in der Regel tiefere und häufigere Atemzüge, als er zu machen sich genötigt fühlt, wobei das ökonomische Gesetz befolgt wird, daß überflüssige Arbeit unterlassen und notwendige möglichst erleichtert wird. Da nun die Erhaltung des Lebens an das Atmen unter verschiedenen Verhältnissen verschiedene Anforderungen stellt, so können bei einem und demselben Menschen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Atmungsmodalitäten vorkommen. Im Allgemeinen läßt sich jedoch als Regel aufstellen, daß das einmal angeeignete instinktive Atmen wenigstens während des wachen Zustandes so lange als möglich beibehalten wird. Menschen, die mehr oder minder geistig beschäftigt sind, oder ihre Arbeit in beständiger Ruhe ohne eine Ortsveränderung zu verrichten pflegen, gewöhnen sich daran, unter angespannter Aufmerksamkeit auf ihre Beschäftigung die Bewegungen ihrer Brust möglichst zu beschränken; das Atmen erfolgt unmerklich, höchst oberflächlich, selbst in unbeschäftigten Augenblicken, ohne daß das Befinden darunter zu leiden scheint. Jene Menschen hingegen, die von einer mehr oder minder großen Muskelarbeit bei ihrer Beschäftigung in Anspruch genommen werden, gewöhnen sich daran, nach einer möglichst schnellen aber tiefen Einatmung unter starker Zusammenpressung des Brustkastens eine Ausatmung zu machen, die an Länge und gewöhnlich

auch an Energie in einem bestimmten Verhältnisse zu der durch die Arbeit erforderten Anstrengung einer aktiven oder passiven Bewegung steht. Machen wir hier nur die oberflächlichen Atmungen zum Gegenstande einer nähern Betrachtung, so läßt sich mit Bestimmtheit annehmen, daß von denselben, und mögen sie noch so lange fortgesetzt werden, unmittelbar und direkt irgend ein krankhaftes Gefühl oder eine Störung der Gesundheit nicht zu befürchten ist. Träte eine derartige unmittelbare Folge ein, so müßte sich eine ungenügende Befriedigung des Atmungsbedürfnisses fühlbar machen und von der Natur würde ein instinktiver Ausgleich herbeigeführt. Es soll aber damit nicht behauptet werden, daß durch das oberflächliche Atmen, das niemals oder nur ungenügend unterbrochen wird, nicht dennoch ganz bedeutende Gesundheitsstörungen allmählich und unbemerkt zur Entwicklung gebracht werden können. Es ist schon die Ansicht eines berühmten Klinikers über die Wirkungen der tiefen Atmungen auf Herzerkrankungen angeführt worden und sie steht nicht vereinzelt. Um sich aber auch ein volles Verständnis von den wohlthätigen Wirkungen dieser Atmungen zu verschaffen, braucht man nur den Einfluß sich klar zu machen, welcher von den anhaltend oberflächlichen Atmungen ausgeübt werden muß. Bei solchen Atmungen kann, wie oben dargelegt wurde, das Blut in den Lungen nicht genug Sauerstoff aufnehmen, um, in das Herz zurückgekehrt, kräftige Kontraktionen auszulösen. Die Folgen schwacher Herzkontraktionen können sich in mannigfacher Weise ausdrücken. Abgesehen von den Störungen der Ernährung müssen vor Allem die Nervenzentren des Organismus, Gehirn und Rückenmark, in ihren geistigen Funktionen des Denkens, Fühlens und Bewegens beeinträchtigt werden. Für diese Annahme sprechen im sozialen Leben der Jetztzeit beachtenswerte Erscheinungen. Man kann es beobachten, daß die Vertreter aller im Sitzen auszuführenden Berufszweige im schweren Kampfe ums Dasein ihre Lungen unausgesetzt in möglichst oberflächliche Bewegung setzen. Man wird sich nicht darüber wundern, daß die sogenannte Nervosität mit ihren vielgestaltigen Folgen heutigen Tages eine zunehmende Verbreitung gefunden hat. Denn die durch das oberflächliche Atmen bedingte Schwäche der Herzthätigkeit ist nicht geeignet, eine normale Thätigkeit der Nervenzentren zu unterhalten. Aber hiermit ist die Möglichkeit von Gesundheitsstörungen in Folge einer auf das geringste Maß beschränkten Atmung noch nicht erschöpft. In dem Maße, als ein sauerstoffarmes Blut aufhört, kräftige Herzkontraktionen auszulösen, kann die Empfindlichkeit der Herznervenganglien in dem Grade sich steigern, daß zufällige Reize der Sinnes- und Empfindungsnerven stürmische, das Leben bedrohende Herzbewegungen hervorzubringen vermögen. Hierbei kommt noch das Folgende in Betracht. Erfahrungsgemäß erleidet jeder Muskel und folglich auch das Herz mit der Abschwächung seiner Thätigkeit zugleich eine allmähliche Einbuße seiner Ernährung. Das muskulöse Gewebe wird fettig entartet und wenn ein solches Herz noch lange anscheinend normal thätig sein kann, so ist es doch weit weniger, als ein gesundes befähigt, irgend welche zufällige Hindernisse in dem

Blutkreislaufe zu überwinden. Ohnmachtähnliche Zustände, ja plötzliche Todesfälle gehören unter solchen Umständen nicht zu den Seltenheiten. Es kann aber auch durch den verstärkten Druck, der bei einer beständig oberflächlichen Atmung von dem wenig erweiterten Brustkasten und den beständig mehr oder minder stark zusammengepreßten Lungen auf das Herz ununterbrochen ausgeübt wird, eine krankhafte Verdichtung (Schwielenbildung) des Herzens sich ausbilden, zu der frühzeitig eine Entartung der großen Blutgefäße hinzutritt, wodurch schon in einem verhältnismäßig frühen Lebensalter Schlaganfälle mit Blutaustritt in das Gehirn verursacht werden können. Die hier geschilderten Möglichkeiten sind zwar nur als die äußersten Folgen einer zur Gewohnheit gewordenen beständigen Atmungsbeschränkung zu betrachten, verdienen aber bei ihrer großen Bedeutung volle Beachtung. Sie verdienen diese um so mehr, als sie bei anscheinend ganz gesunden Menschen vorkommen können, d. h. bei solchen, von denen funktionelle oder organische Störungen des Herzens schon lange bestanden, ohne sich jemals auf irgend eine oder auf eine ernstere Weise bemerklich gemacht zu haben. Wenn man sich überzeugt hat, welche bedeutende Veränderungen am Herzen unbemerkt bleiben können, drängt sich die Vermutung auf, daß das Organ, das für die Erhaltung des Lebens das notwendigste ist, auch allen Anfechtungen und Störungen am längsten zu widerstehen vermag.

Daß aber auch die oben erwähnten Atmungsmodalitäten, die in kurzen Einathmungen und langgezogenen Ausatmungen bestehen und bei vorwiegenden Anstrengungen der Streckmuskeln vorkommen, das Herz mit Störungen bedrohen, läßt sich theoretisch leicht begreifen und es sind namentlich die Herzhypertrophien, deren Entwicklung bei derartigen Arbeiten besonders gefördert wird. Die praktische Erfahrung hat hierüber noch nicht genügendes Material geboten.

Der Einfluß der oberflächlichen Atmungen auf das Herz hingegen ist durch praktische Erfahrungen genügend festgestellt. Abgesehen davon, daß die oben erwähnte Ansicht des Professors O. Rosenbach über die günstigen Wirkungen der tiefen freiwilligen Atmungen eine Schlußfolgerung auf die ungünstigen Wirkungen der instinktiven oberflächlichen gestattet, liegen über diese Wirkungen noch ausdrückliche Äußerungen vor. So hat A. Fränkel Affektionen, welche die Ernährung, namentlich die Sauerstoffaufnahme beeinträchtigen — und dies geschieht doch sicherlich bei den oberflächlichen Atmungen — als ätiologische Momente für die Erkrankung und Degeneration des Herzmuskels angeführt. Es kann somit kein Zweifel darüber bestehen, daß einerseits freiwillige tiefe Atmungen als ein Mittel gegen Störungen der Herzthätigkeit empfohlen und andererseits anhaltende oberflächliche Atmungen als hinreichende Ursache für die Entstehung von Störungen der Herzthätigkeit angesehen werden dürfen. Auf diese Thatsachen die allgemeine Aufmerksamkeit der Menschen im Interesse ihres eigenen Wohlergehens zu lenken, scheint dringend angezeigt zu sein. Von einer dunkeln Ahnung geleitet hat man längst schon überall Übungen und Spiele, wie Turnen, Laufen, Springen,

Ballwerfen 2c. für die Jugend eingeführt, in der Voraussetzung, daß durch anstrengende Muskelarbeit der Körper, wie man sagte, gestärkt werden könne.

Man dachte nicht daran, daß durch derartige Übungen in erster Linie auf die Entwicklung des Muskelgewebes fördernd eingewirkt, ein wirklicher Vorteil für eine Kräftigung der organischen Leistungsfähigkeit aber dadurch erzielt wird, daß durch die Muskelarbeit in dem Menschen das Bedürfnis sich fühlbar macht, die gewöhnlich oberflächlichen Atmungen wenigstens für eine Zeit lang instinktiv durch tiefe zu ersetzen. Noch viel weniger dachte man daran, daß die tiefen Atmungen zur Kräftigung des Organismus ohne eine gleichzeitige Muskelarbeit und ohne irgend eine Beeinträchtigung der Berufsbeschäftigung durch bloße Freiwilligkeit, d. h. bewußtes Wollen von Jedermann ausgeführt werden kann. Es ist dieß um so auffallender, als seit der Einführung der physikalischen Untersuchungsmethode jeder Arzt an jedem nur einigermaßen ernsten Kranken eine Untersuchung der Brustorgane vornimmt und somit häufige Gelegenheit geboten wird, auf die Häufigkeit der oberflächlichen Atmungen aufmerksam gemacht zu werden. Ich wenigstens habe in meiner Praxis häufig an Personen zufällig eine Oberflächlichkeit der Atmungen mit gleichzeitiger Schwäche des Pulses gefunden und mich von der sofortigen Einwirkung der tiefen freiwilligen Atmungen auf die Herzthätigkeit überzeugt. Noch mehr aber habe ich dies durch unzählige Versuche an mir selbst erfahren und kann es in jedem geeigneten Augenblicke von Neuem thun. So oft ich nämlich bei irgend einer Arbeit, oder in müssigen Augenblicken oberflächlich atme, empfinde ich in meiner Brust, auch wenn ich ausschließlich meine Aufmerksamkeit darauf richte, keine, oder höchstens eine ganz schwache Regung des Herzens. Kaum aber habe ich tiefe Atmungen zu machen begonnen, so drängt sich mir ein so deutliches Gefühl kräftiger Herzschläge auf, daß ich sie mit Sicherheit zu zählen vermag. Dies Gefühl besteht nicht in einem Gehörseindrucke, auch nicht in dem Tastgefühl der auf der Herzgegend liegenden Hand und auch nicht in den durch starkes Herzklopfen bewirkten Erschütterungen der Brustwand. Es macht vielmehr den Eindruck, als ob es durch Empfindungsnerven des Herzens, selbst gerade so, wie ein Schmerz ermittelt würde. Auf die Wirkungen dieser freiwilligen Atmungen macht nach meinen Erfahrungen die jeweilige Stellung des Körpers keinen Einfluß. Wenn dieselbe nur mit geschlossenem Munde bei freier oder mit offenem bei verstopfter Nase lange genug fortgesetzt worden, so ist es ganz einerlei, ob dies in einer Seiten- oder Rückenlage geschieht. Hauptsächlich kommt es darauf an, daß die Atmungen in gleichem Takte langsam und dem Bedürfnisse entsprechend tief gemacht werden.

Man braucht sich nicht davor zu fürchten, die oben angegebene Zahl von zwei Herzschlägen auf *eine* Einatmung zu überschreiten. Wenigstens habe ich bei tieferen Atmungen niemals eine Spur von Kopfschmerz oder Schwindel empfunden. Dagegen kann, wie ich gefunden habe, durch möglichst rasche Ausatmungen die Wirkung der tiefen Einatmungen

erhöht werden. Die hier besprochenen freiwilligen tiefen Atmungen dürfen vom theoretischen Standpunkte aus als ein hygieinisches Mittel zur Verhütung von Benachteiligungen der Herzthätigkeit allen jenen Menschen empfohlen werden, welche durch ihre Lebensweise oder Beschäftigung sich gewöhnt haben, möglichst oberflächlich zu atmen, oder höchstens nur möglichst tiefe Ausatmungen zu machen. Sie bieten bei der Ausführung im normalen Zustande nicht die geringste Schwierigkeit dar. Nur anfangs erfordern sie die ganze Aufmerksamkeit und gestatten nicht eine andere gleichzeitige Beschäftigung. Am besten werden sie in horizontaler Lage im Bette eingeübt, weil ihnen hierbei eine ungestörte Aufmerksamkeit zugewendet werden kann. Sind sie einmal eingeübt, so können sie auch am Tage in jeder Mußestunde, im Hause oder auf der Straße gemacht werden. Im weiteren Verlaufe brauchen die tiefen Atmungen nur freiwillig begonnen zu werden, um dann automatisch, d. h. ohne Mitwirkung des bewußten Wollens nur auf Grund einer instinktiven Wiederholung von statten zu gehen. An diesem Punkte angelangt, kann der Mensch auch während einer andern gleichzeitigen Beschäftigung, während des Schreibens, lautlosen Lesens, Rechnens, ja sogar während körperlicher Arbeiten regelmäßige tiefe Atmungen ausführen. Höchstens werden diese zeitweise eine kurze Pause in der jeweiligen Beschäftigung eintreten lassen, oder es müßte ihre Regelmäßigkeit nach dem Takte der Beschäftigung eingehalten werden können. Man müßte, um Beispiele anzuführen, nach dem Takte der Handbewegungen beim Schreiben, der Augenbewegungen beim Lesen, der Muskelbewegungen bei mechanischem Arbeiten die Atmungen auf einander folgen lassen. Übrigens brauchen die tiefen Atmungen, um eine kräftige Herzthätigkeit zu unterhalten, gar nicht ununterbrochen fortgesetzt zu werden. Es genügt schon, daß die instinktiv oberflächlichen Atmungen nicht durch ununterbrochene Fortdauer die Herzthätigkeit in einen Zustand der Schwäche verfallen lassen. Beim Mangel eines Anhaltspunktes für die Bestimmung der notwendigen Häufigkeit erscheint es jedenfalls geraten, daß die tiefen freiwilligen Atmungen wenigstens so oft als möglich gemacht werden. Wollte man jedoch voraussetzen, daß es eine leichte Aufgabe sei, mit Hilfe der gegebenen Anweisungen eine Anregung zur Ausführung tiefer freiwilliger Atmungen zu geben, würde man sich wahrscheinlich eine Täuschung nicht ersparen.

Es wurde schon durch wiederholte Erfahrungen bestätigt, daß die ärztlichen Anempfehlungen tiefer freiwilliger Atmungen von den Patienten gewöhnlich nicht befolgt werden. Es ist dies auch leicht erklärlich. Denn die meisten Menschen lernen es sehr schwer, ohne eine beständig wiederkehrende Ermahnung und selbst mit dieser mehr als flüchtig an eine Bewegungsvorstellung sich zu erinnern, ohne durch einen Reiz des Gefühls dazu bestimmt zu werden. Man darf z. B. einen Menschen noch so oft daran erinnern, eine angewohnte unschöne Bewegung durch eine andere zu ersetzen, man wird keinen Erfolg erzielen. Dazu kommt noch die Einfachheit des Verfahrens, die zu groß ist, um eine dauernde Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Endlich kommt noch die Eigentümlichkeit in Betracht,

daß der Mensch immer erst eine gewisse Mühe darauf verwenden muß, eine bestimmte Bewegung neben einer anderen gleichzeitigen Beschäftigung zu erlernen. Da nun der Mensch während des wachen Zustandes immer und sei es auch nur von einem Sinneseindrucke beschäftigt ist, so wird er gewöhnlich die tiefen freiwilligen Atmungen zu machen vergessen. Schon unter diesen thatsächlichen Verhältnissen ist es nicht zu verwundern, daß die tiefen freiwilligen Atmungen, auch wenn sie als ein wirksames hygieinisches Mittel zur Verhütung von Herzkrankheiten allgemein bekannt wären, dennoch selten und wenig angewandt werden. Um in dieser Beziehung eine Änderung herbeizuführen und es dahin zu bringen, daß die große Menge der Menschen, welche berufsmäßig an eine instinktiv oberflächliche Atmung gewöhnt sind, wenigstens zeitweise tiefe freiwillige Atmungen nicht vergessen, können Belehrungen allein allerdings nicht ausreichen. Hier müssen jene Faktoren eingreifen, welchen Gelegenheit geboten ist, durch gebieterischen Einfluß erzieherisch auf die Jugend einzuwirken. Von der Annahme ausgehend, daß durch die Schilderung wirklicher Erlebnisse praktischen Maßregeln vielleicht eher eine Geltung verschafft werden kann, will ich im Folgenden die Geschichte jener Krankheit kurz mitteilen, gegen welche ich an mir selbst die tiefen freiwilligen Atmungen als ein wirksames Verhütungs- und Heilmittel erkannt habe.

Im Jahre 1886, in welchem ich das siebzigste Lebensjahr erreichte ohne jemals krank gewesen zu sein, ward ich öfters plötzlich auf der Straße von einem brennenden, drückenden Schmerze in der Herzgegend zu einem kurzen Stillstande genötigt. Ich hatte damals in der allzuhäufigen Einwirkung des Nikotins beim Rauchen starker Zigarren die Ursache dieser Anfälle zu finden geglaubt. Bei längerem Nachdenken kam ich zu der Überzeugung, daß dem schon seit längerer Zeit verminderten Atmen die hauptsächlichste Schuld an den Gesundheitsstörungen zugeschrieben werden durfte. Meine Berufsthätigkeit ward nämlich durch die Konkurrenz der Jugend immer mehr verringert und anstatt, wie sonst, viel zu laufen, ward ich immer mehr zu einer sitzenden Lebensweise genötigt. Die unter solchen Umständen sich aufdrängende Gemütsverstimmung hat jene träumerischen Grübeleien geweckt, von denen jede entbehrliche Bewegung der Brust möglichst lange gehemmt wird. So kam es, daß ich später in der überwiegend langen Oberflächlichkeit des Atmens die hauptsächlichste Ursache der schmerzhaften Anfälle erkannte. Selbst den früher dem Nikotin der Zigarren zugeschriebenen Anteil glaubte ich darauf zurückführen zu dürfen, daß die durch die brennende Zigarre eingezogene Luft zu viel mit Kohlensäure und anderen Verbrennungsprodukten vermischt ist, um dem Blute in den Haargefäßen der Lungenbläschen den Eintausch einer genügenden Sauerstoffmenge zu gestatten. Einmal wurde ich durch den bereits geschilderten Schmerz des Nachts aus dem Schlafe geweckt, ohne aber länger als e i n e n Tag in meinem Berufe gestört worden zu sein. Am 28. September des nämlichen Jahres, nachdem ich einige Tage genötigt war, in Audienzen und Aufwartungen stundenlange herum zu stehen, wurde ich von

dem bekannten, aber außergewöhnlich heftigen Schmerze aus dem Schlafe geweckt und blieb drei Tage lang unter fortwährender Abnahme des Kräftezustands von demselben ergriffen. Durch fleißige Untersuchung der Brust wurden von einem meiner Kollegen nur die Erscheinungen einer Herzschwäche (Insuffizienz des Herzmuskels auch weakened hearth) ermittelt. Nach einer monatelangen Rekonvaleszenz war ich imstande, frei von jedem Schmerze, meinem Berufe im beschränkten Umfange wieder nachzugehen. Aber trotzdem zeigte, seitdem ich das Krankenbett verlassen hatte, mein Puls eine früher nicht bestandene Unregelmäßigkeit sowohl in der Aufeinanderfolge als in der Stärke der Schläge. Der Versuch mit tiefen freiwilligen Atmungen war bald von der wiederkehrenden Regelmäßigkeit des Pulses begleitet. Diese Atmungen durften aber, um ihren Zweck zu erreichen, nicht, wie von Autoritäten vorgeschrieben wird, täglich nur einige Male und nur Minuten lange, sondern mußten häufig und lange fortgesetzt werden. Denn die Regelmäßigkeit des Pulses hat die tiefen Atmungen niemals lange überdauert. Unter einer streng geordneten, möglichst ruhigen und vorsichtigen Lebensweise hatte ich jedoch so wenig von Gesundheitsstörungen gespürt, daß mir die Beschaffenheit meines Pulses samt den tiefen Atmungen ganz in Vergessenheit geriet.

Einige Jahre später ward ich wieder von dem früheren Schmerze in der Herzgegend von neuem an die beständige Unregelmäßigkeit des Pulses gemahnt. Durch eine abermalige Aufnahme der tiefen Atmungen, die fast ununterbrochen mit großer Energie selbst während des Lesens und Schreibens möglichst fortgesetzt wurden, brachte ich es allmählich dahin, mich von jedem Schmerz befreit, die Regelmäßigkeit des Pulses hergestellt und mein Befinden in einem befriedigenden Zustande zu sehen. Aber die organische Beschaffenheit meines Herzens war höchst wahrscheinlich nicht mehr eine normale geworden, sondern es wurde nur die Thätigkeit desselben durch die fast fortwährenden tiefen Atmungen bei der regelmäßigen Lebensweise in ihrer Regelmäßigkeit erhalten. Zu dieser Annahme ward ich durch das folgende Ereignis geführt. Mehrere Monate, nachdem ich über der Beschäftigung mit schweren physiologischen Problemen abermals die Übungen der tiefen freiwilligen Atmungen arg vernachlässigt hatte, ward Nachts, während ich noch im Bette saß, plötzlich meine rechte Hand von einer Lähmung befallen. Die Finger befanden sich unbeweglich in einer schreibenden Stellung und bei einer passiven Hebung des Armes hing die Hand wie bei einer Bleilähmung herab. Am andern Morgen wurde von den behandelnden Kollegen noch außer einer Halblähmung der ganzen rechten Seite auch eine beträchtliche Unregelmäßigkeit des Pulses konstatiert, welche durch die geeignete Arznei beseitigt werden sollte. Aber ich hatte die tiefen freiwilligen Atmungen wieder begonnen und in jedem wachen Augenblicke fortgesetzt, was zur Folge hatte, daß, bevor noch die Arznei ihre Wirkung hätte äußern können, die Regelmäßigkeit des Pulses anfangs mit zeitweiser Unterbrechung, später ohne eine solche sich eingestellt hatte. Zeitweise Unregelmäßigkeiten der Herzthätigkeit, ein heftiges, rasches kurzes Klopfen und be-

sonders jene Schmerzhaftigkeit, die am Herzen sogar bei leichten Anstrengungen des halbgelähmten Armes gefühlt wurde, konnten durch langsame, möglichst tiefe Einatmungen und möglichst rasche Ausatmungen beseitigt werden. Nach ungefähr drei Monaten war die Beweglichkeit der Finger größtenteils wiedergekehrt. Ob hierbei die Atmungen eine Mitwirkung ausgeübt haben, läßt sich, obwohl sie bei Tag und Nacht soweit als möglich ununterbrochen fortgesetzt wurden, nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Jedenfalls war meine Herzthätigkeit trotz meines hohen Alters von achtzig Jahren allmählich wieder vollständig normal geworden und dies glaube ich mit allem Rechte den tiefen freiwilligen Atmungen verdanken zu dürfen.

In den anderthalb Jahren, die seit dem Eintritt der Lähmung bis jetzt vergangen sind, hat die Muskulatur meines Herzens in ihrer Entartung eine weitere Verschlimmerung erfahren. Es geht dies daraus hervor, daß schon nach kurzer Vernachlässigung der tiefen Atmungen, oder bei irgend einer geistigen Aufregung trotz des sonst normalen Befindens sehr bald Unregelmäßigkeiten der Herzthätigkeit sich fühlbar machen. Aber sie wurden bis jetzt immer durch die Atmungen wieder schnell ausgeglichen. Wenn aber selbst ein entarteter Herzmuskel durch tiefe freiwillige Atmungen in eine bleibend regelmäßige Thätigkeit versetzt werden kann, wird man wohl zu der Annahme berechtigt sein, daß durch eine zeitgemäße Ausführung dieser Atmungen das Herz vor jenen Entartungen geschützt zu werden vermag, deren Entwicklung unter dem Einflusse instinktiv oberflächlicher Atmungen vorauszusetzen, Theorie und Praxis gestatten.

Nur der Vollständigkeit halber will ich noch hinzufügen, daß ich an den hier besprochenen Atmungen außer den hygieinischen und heilenden Wirkungen noch andere psycho-physiologische kennen gelernt habe, die für das praktische Leben nicht unterschätzt werden dürfen. Die eine Wirkung ist von geringerer Bedeutung und besteht darin, daß auf der Höhe der tiefen Einatmung jedes Schmerzgefühl, aber allerdings nur auf einen Augenblick verschwindet. Die andere bedeutende Wirkung macht sich in der Herbeiführung des Schlafens geltend. Es ist dieß jedoch an bestimmte Bedingungen geknüpft. Die Atmungen müssen unter dem Aufgebote der ganzen Aufmerksamkeit in solchen Augenblicken gemacht werden, in welchen, wie in finsterer stiller Nacht jeder Sinnes- und Empfindungsreiz fehlt. Ferner müssen die tiefen Atmungen um so energischer und aufmerksamer gemacht werden, je öfter sie schon in Gebrauch gezogen waren. Denn, wenn diese Atmungen einmal genügend eingeübt sind, können sie automatisch von statten gehen und irgend eine andere gleichzeitige Beschäftigung gestatten, welche dem Gehirne eine mit dem Schlafe unvereinbare Erregung mitteilt. Über diese beiden Wirkungen habe ich an einer andern Stelle*) ausführlicher berichtet.

---

*) S. Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane. Von Hermann Ebbinghaus und Arthur König. Bd. VII., H. 6., S. 423.

Bei der vorliegenden Arbeit war es mir hauptsächlich darum zu thun, die allgemeine Aufmerksamkeit auf die hygieinischen Wirkungen der tiefen freiwilligen Atmungen zu lenken und zugleich den Nachweis zu liefern, daß der Mensch die Fähigkeit besitzt, bis zu einem gewissen Grade durch eigenes Wollen auf die Funktionen seiner Organe bestimmend einzuwirken. Wenn der Fortschritt der menschlichen Entwicklung auf der zunehmenden Befreiung von dem Zwange der Naturnotwendigkeit beruht, habe ich vielleicht zu seiner Förderung ein Bischen beigetragen. Schließlich möchte ich meinen Mitmenschen die Mahnung zurufen: Hebet immer hoch die Brust empor, damit die volle Kraft des Herzens entfaltet und so lange als möglich erhalten wird.

Die Bedeutung des Badens und Schwimmens für die Gesundheit des weiblichen Geschlechts.

Von

E. Wegener, Charlottenburg.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß in letzter Zeit auch das weibliche Geschlecht die hohe Bedeutung der körperlichen Ausbildung für die Gesundheit richtig erkannt hat. Nicht allein der Radfahrsport, das Turnen und Jugendspiel, sondern auch das Baden und Schwimmen findet unter der Damenwelt immermehr Beachtung. Leider trifft man häufig aber noch das Vorurteil an, daß das kalte Baden und Schwimmen nur Sache des männlichen Geschlechts sei. Gewiß ist es nur hygieinische Unkenntnis, welche das weibliche Geschlecht von dem wirksamsten aller körperlichen Erziehungs- und Kräftigungsmitteln abhalten will. Während andere körperlichen Bewegungen mehr oder weniger einseitig sind, setzt das Schwimmen alle Muskeln, alle Sehnen, alle Gelenke in Bewegung. Dazu kommt die hygieinische Bedeutung für die Pflege der Haut, Abhärtung und Kräftigung des Körpers, sowie die vorteilhafte Einwirkung auf die Thätigkeit des Herzens und der Lungen, auf das Nervensystem und den gesamten Stoffwechsel. Gerade die Kombination des mechanischen Momentes, welches durch die kräftigen Muskelbewegungen gegeben ist, mit dem thermischen Einfluß des Kaltwasserbades, gestaltet das Schwimmbad zu einer hygieinisch- hydrotherapeutischen Prozedur ersten Ranges, zu einem körperlichen Erziehungsmittel, das von keinem andern

übertroffen werden dürfte. Daß diese körperliche Ausbildung für Mädchen ebenso vorteilhaft ist, wie für Knaben, liegt auf der Hand. Hören wir, wie sich der Professor der Geburtshülfe Dr. Credé zu Leipzig über unsern Gegenstand ausspricht: „Wohl begegnet man häufig dem Vorurteile, daß das Schwimmen für die Frauen, wenn nicht nachteilig, mindestens überflüssig sei. Keine Ansicht kann irriger sein als diese. Abgesehen von dem praktischen Nutzen des Schwimmens bei Unglücksfällen sind die beim Schwimmen auszuführenden Körperbewegungen für die Frauen ganz ebenso kräftigend und die Gesundheit befördernd, wie für Männer. Die so überaus verbreitete Blutarmut unserer jetzigen Frauen und Mädchen, die daraus hervorgehende Nervenerregbarkeit und Körperschwäche bedarf dringend der Abhilfe durch die verschiedensten zweckmäßigen körperlichen Bewegungen und Übungen. In vielen größeren Städten ist das Schwimmen der Frauen bereits ein unentbehrlicher Teil der körperlichen Erziehung geworden. So werden hoffentlich allerwärts die etwa noch bestehenden Vorurteile gegen das Schwimmen der Frauen fallen."

Wenn schon regelmäßiges Baden für die körperliche und geistige Gesundheit des Menschen von großer Bedeutung ist, so wird diese Wirkung noch durch das Schwimmen erhöht. Erst das letztere bringt im kalten Wasser das richtige Wohlbehagen hervor und macht das an sich schon nützliche Baden für die Gesundheit erst recht förderlich. Die rhythmischen Bewegungen des Schwimmens, die nach allen Richtungen hin frei sind und mit nacktem Körper in einem stetig und gleichmäßig abkühlenden Medium vollzogen werden, dürften nicht mit Unrecht als das Ideal aller gymnastischen Übungen zu bezeichnen sein. Jene Klagen über Engbrüstigkeit und Atemnot, über Frauenkrankheiten, über Lungen- und Brustleiden würden bedeutend herabgemindert werden, wenn schon unsere Mädchen und Jungfrauen sich mehr der edlen Schwimmkunst zuwenden würden.

Das Schwimmen ist eine Körperbewegung in zusammengedrängter Form. Durch die schnellen Gliederbewegungen und erheblichen Muskelanstrengungen bei der Ortsveränderung unseres Körpers, sowie beim Widerstreben gegen das Untersinken wird der ganze Muskelapparat in heilsame Thätigkeit versetzt. Durch das heftige Arbeiten der Muskeln, die im Wasser einen erheblichen Widerstand zu besiegen haben, wird auch die Thätigkeit der Lunge bedeutend erhöht. Mit Wohlbehagen saugen die Lungen die freie, reine, warme Luft ein, die über dem Wasser schwebt, und es vollzieht sich hier eine Gymnastik und Reinigung der Atmungsorgane, wie man sie nirgends anderswo besser haben kann. Durch das zur Ortsveränderung des Körpers notwendige weite Ausgreifen der Arme werden die oberen Brustmuskeln in heilsame Thätigkeit versetzt, wodurch der Brustkorb und damit die Lungen bedeutend an Umfang gewinnen und einer Erkrankung der Atmungsorgane mit Erfolg vorbeugen.

Durch die erhöhte Thätigkeit der Lunge wird auch ein beschleunigteres,

also auch vermehrtes Einsaugen von Sauerstoff herbeigeführt, gleichzeitig wird es rascher und heftiger nach den Lungen und den entferntesten Teilen des Körpers getrieben, wodurch jenes Wärme-, Kraft- und Sauerstoffgefühl geschaffen wird, welches sich nach dem Bade so angenehm bemerkbar macht. Je rascher das Blut durch die Adern rollt, desto schneller schafft es eine Umwandlung der genossenen Nahrung und trägt die ernährenden Bestandteile nach den entferntesten Teilen des Körpers, um sie an Nerven, Muskeln und Knochen abzugeben und die verbrauchten Stoffe im Umtausch fortzuschwemmen. Durch die vielfach sitzende Beschäftigung und den Mangel an Bewegung findet auch eine geringe Verteilung und Verarbeitung der blutbildenden Stoffe statt, so daß Blutüberfüllungen und Blutstockungen häufige Erkrankungen des weiblichen Geschlechts sind. Infolge der Muskelthätigkeit aber, wie sie das Schwimmen erfordert, werden die blutüberfüllten inneren Organe entlastet und das Blut nach den arbeitenden Muskeln geleitet, so daß durch diese Thätigkeit jene Störungen des Blutkreislaufes völlig verschwinden.

Wenn wir nun noch in Rechnung ziehen, daß jede willkürliche Bewegung auch das Nervensystem beeinflußt und die Nerven wiederum einflußreich auf die geistige Thätigkeit des Menschen sind, so wird man gewiß begreifen, warum das Schwimmen auch dem Geiste gesund ist. Durch Mangel an Bewegung entsteht eine krankhafte Reizbarkeit innerer Teile, die sich durch Gemütsverstimmung oder Abspannung äußert; durch das Schwimmen aber wird eine wohlthätige Ableitung von den Mittelpunkten des Nervensystems nach allen Körperteilen erreicht, sodaß Geist und Gemüt in vorteilhafter Weise beeinflußt werden. Die Heiterkeit und Lust, die den Schwimmer erfüllt, sind die Kennzeichen dieser Wohlthat.

Ferner erfährt durch geregeltes Schwimmen das ganze Muskelsystem Kräftigung und dies ist von ganz besonderer Bedeutung, weil die Mädchen sehr häufig Rückgratsverkrümmungen ausgesetzt sind. Aus der Statistik der orthopädischen Anstalten geht hervor, daß von allen mißgestalteten Personen drei viertel auf das weibliche Geschlecht kommen. Diesen Mädchen, welche sich nur durch Korsets und Stahlpanzer aufrecht halten können, kann das Schwimmen nicht genug empfohlen werden. Aber auch bei der so viel verbreiteten Bleichsucht spielt neben richtigem diätetischen Verhalten die Schwimmgymnastik eine Rolle.

Unseren Frauen und Jungfrauen, die in Folge einer weniger naturgemäßen Lebensweise wirklich krank geworden sind, thut eine solche Leibesübung dringend not. Jeder Vater und jede Mutter einer heranwachsenden Tochter müßte sich lieber heute als morgen entschließen, die Stunden, die jetzt dem Klavierspielen oder der Malerei gewidmet sind, für Schwimmen, Spiel und Turnen zu bestimmen. Das wäre nicht nur eine Erlösung für gepeinigte Hausbewohner, sondern es würde auch für das väterliche Portemonnaie nicht minder als für das des zukünftigen Gatten eine Wohlthat

sei. Denn wenn ein gesundes Weib die Krone der Schöpfung ist, so ist das kranke ein schweres Kreuz, und auch die Sünden der Mütter werden heimgesucht bis ins dritte und vierte Glied. Denken wir ferner an die vielen jungen Mädchen, die in Comptoirs und Bureaus, hinter Ladentischen, in Fabriken, mit Scheere und Nadel in gebückter Haltung, vielfach in dumpfer Luft, arbeiten müssen: Für alle diese ist das Schwimmen ein ausgezeichnetes Mittel, ihre Leistungsfähigkeit zu erhalten und zu heben.

Wenn zu dem Schwimmen noch andere Leibesübungen hinzukommen, dann werden wir kräftige Frauen und Mütter haben, dann wird nicht so vielen Kindern, wie jetzt, das Siechtum auf das Gesicht geschrieben sein. Die Lebenskraft, die Lebensdauer wird dadurch erhöht und dem Vaterlande jene Leistungsfähigkeit gesichert, die wir brauchen, um nicht im Wettstreit der Nationen unterzugehen.

Ueber die Behandlung der Lungentuberkulose.*)

Die großen Wandlungen, welche die Geschichte der Tuberkulosenlehre aufweist, die Menge vergeblicher Arbeit, welche auf diesem Gebiete geleistet ist, muß uns vorsichtig machen in der Wertschätzung der Stabilität dessen, was man jetzt als gesichert zu betrachten geneigt ist. Wir müssen anerkennen, daß noch unendlich viel zu ergründen ist. Selbst die vollkommen (? R. d. H.) gesichert dastehende Lehre der Tuberkelbazillus Robert Koch's involviert noch viele Lücken, was den Verlauf der Krankheit, was die Beteiligung sekundärer Bakterien-Invasion u. a. betrifft. Noch viel unsicherer steht es mit der Therapie. Die Ärztewelt läßt ein fortwährendes Hin- und Herschwanken zwischen spezifischer Therapie, medikamentöser Behandlung und Freiluftbehandlung erkennen.

Weder der Ort noch die mir zugemessene Zeit gestattet es, das ganze Gebiet der Lungentuberkulose-Therapie aufzurollen. Ich will mich deshalb begnügen, die zwei Hauptfaktoren unserer heutigen Therapie: die spezifische Behandlungsmethode und die klimatisch-diätetische Therapie zu beleuchten. Vielleicht gelingt es im Gange der Diskussion, eine Verständigung zu erzielen und uns über ein Programm für die Schwindsuchtstherapie der nächsten Jahre zu einigen.

Was zunächst die spezifische Behandlung anlangt, so will ich ausschlißlich meiner eigenen Erfahrung Ausdruck geben, glaube aber im allgemeinen Interresse dem Wunsch Ausdruck geben zu sollen, es möchten die-

*) Auszug aus einem in der inneren Sektion des internationalen medizinischen Kongresses in Moskau erstatteten Referate des Herrn Geheimrates Prof. Dr. v. Ziemssen (München) Ärztl. C. Anz. 1898, Nr. 4.

jenigen der Anwesenden, welche das neue Tuberkulin angewendet haben, ihre Erfahrungen hier mitteilen.

Unsere Resultate mit dem Tuberkulin sind durchaus unbefriedigend. Abgesehen von der vielfach konstatierten Unreinheit des Präparates (die Fläschchen enthalten Spaltpilze und Sproßpilze, die Flüßigkeit war oft trüb und erregte nicht selten starke lokale Entzündung) haben wir keinerlei konstante Wirkung im günstigen Sinne beobachtet, obwohl wir uns strenge an Koch's Vorschrift hielten. Manchmal sahen wir eine Zunahme des Körpergewichts, auch wohl Abnahme des Auswurfs und des Fiebers, allein wie oft treten solche Besserungen spontan, resp. unter Mitwirkung der körperlichen Ruhe und der guten Ernährung ein! — Bei den lokalen Tuberkulosen der Haut, der Gelenke, der Knochen mag das ja anders sein. Ich sah in den letzten Wochen auf der Abteilung meines Kollegen Posselt einen durch die Tuberkulinbehandlung vollständig geheilten oder besser ausgedrückt temporär geheilten Lupus. Aber für die Heilung der Lungentuberkulose erwarte ich nichts mehr vom Tuberkulin und ebensowenig von Maragliano's Heilserum. Die normalen und pathologisch-histologischen Verhältnisse im Lungengewebe sind zu kompliziert, um eine direkte Wirkung des Tuberkulins auf die pathogenen Spaltpilze zu ermöglichen, und der Schädlichkeiten, welche permanent auf die Lungenoberfläche einwirken, sind zu viele. Insbesondere sind die für die tuberkulös infizierten Lungenpartien so gefährlichen Strepto- und Staphylokokken auf keine Weise fernzuhalten.

Die Freiluftbehandlung ist in ihrer hohen Bedeutung für die Tuberkulosetherapie jetzt wohl allgemein anerkannt. Aber auch hier schwanken die ärztlichen Anschauungen und Verordnungen hin und her zwischen dem Höhenklima, dem südlichen Klima und dem Klima der heimischen Tiefebene.

Versuchen wir zunächst die Vorzüge und die Schattenseiten des Höhenklimas gegeneinander abzuwägen. Dem Höhenklima kommen gegenüber dem Klima der Tiefebene angeblich folgende Vorzüge zu:

1) Die Luft ist reiner und freier von Staub, Gasen, Bakterien. Diese Thatsache ist richtig, indessen steht dahin, ob nicht die Luft einer schönen deutschen Waldregion nahezu die gleichen Vorteile bietet.

2) Der Ozongehalt der Luft ist größer. Zugegeben, aber mit dem Ozon als einem in seiner Wirkung auf den Menschen ganz unklaren Faktor ist nicht zu rechnen.

3) Der niedrige Luftdruck des Hochgebirges ist in seinem Einfluß auf den menschlichen Körper, speziell auf den Kranken, ebenfalls noch dunkel.

4) Die strahlende Wärme der Sonne ist besonders im Winter höher, die Luftströmung geringer, die Luft trockener, Nebel selten, daher viel mehr sonnige Tage — das alles sind wertvolle Faktoren, die aber allein gegenüber den Schattenseiten nicht durchzudringen vermögen.

5) Die Zunahme der Zahl der roten Blutzellen, konstatiert an dem aus der Fingerbeere entnommenen Blute — zuerst von Viault in den Kordilleren beobachtet und später von Egger, Kündig, Wolff und Meißen bestätigt, ist in ihrem Zustandekommen noch nicht aufgeklärt. Die Zunahme der Erythrozyten steht im geraden Verhältnis zur Höhe der Elevation, tritt aber schon bei sehr geringen Höhen bei Kranken und Gesunden ein (in Hohenhonnef schon bei einer Höhe von 236 m über dem Meer) und verschwindet sofort mit dem Verlassen des Höhenortes. Höchst wahrscheinlich handelt es sich hier um eine lokale Hyperglobulie, eine Änderung in der lokalen Verteilung der roten Blutzellen, durch vasomotorische Einflüsse

bedingt, analog den von Winternitz im Gefolge von hydrotherapeutischen Prozeduren beobachteten Vorgängen. Von einer effektiven Erythrozyten-Hyperproduktion oder von einer durch Eindickung des Blutes infolge der Lufttrockenheit bedingten relativen Vermehrung der roten Blutzellen kann nicht die Rede sein, eher von einer peripheren Strömungsverlangsamung, ähnlich wie sie bei Herzkranken zu lokaler Hyperglobulie führt. Mit dieser Thatsache ist therapeutisch also nicht zu rechnen.

Der Hämoglobingehalt des Blutes ist bei Tuberkulösen bald normal, bald vermindert, bald sehr niedrig; er ist ausschließlich abhängig von dem Zustand der Konstitution, von Ernährung und Fieber. Eine Beziehung desselben zum Höhenklima kann nicht angenommen werden.

Die in der Höhe erzielte Abhärtung des Körpers gegen atmosphärische Schädlichkeiten, bewirkt durch den protrahierten Luftgenuß und durch die Hydrotherapie, sodann die Hebung des Nahrungsbedürfnisses und des Appetites, sowie die methodische Diätetik in engerem Sinne — das sind Heilfaktoren von hohem Werte, allein dieselben können sämtlich auch in der Tiefebene zur Geltung gebracht werden. Es bleiben also als thatsächliche Vorzüge des Höhenklimas bestehen: Die trockene, reine Luft, die starke Wärmestrahlung der Sonne, die nebelfreien sonnigen Tage, die geringe Luftbewegung im Winter.

Betrachten wir demgegenüber nun die Schattenseiten des Höhenklimas: Starke Schwankungen in der Atmosphäre (Wind, Regen, Schnee) kommen nicht selten zum Schaden den Kranken vor, sodann macht die Akklimatisation vielen Patienten Schwierigkeiten, und fiebernde Kranke, besonders solche, welche nicht in Sanatorien sich befinden, können ernstliche Verschlimmerungen ihres Leidens erfahren. Dazu kommt die anstrengende Reise mit allen ihren Schädlichkeiten, der durch die Schneeschmelze bedingte Ortswechsel im Frühjahr, die Trennung von der Familie, die trostlosen Zustände bei ersten Erkrankungen und gar bei Todesfällen, ferner die so häufigen finanziellen Beklemmungen und die durch notwendige Sparsamkeit gebotenen Einschränkungen. — Alles das sind schwerwiegende Faktoren, und unter ihnen stehen die psychischen Momente nicht an letzter Stelle.

Diesen Schattenseiten gegenüber stehen die Lichtseiten nicht hell genug da, um dem ärztlichen Berater die Pflicht aufzuerlegen, geeignete Fälle unbedingt auf die Höhe zu verweisen. Reiche Leute, welche sich allen Komfort gönnen und ihre Familie mit sich führen können, mögen in geeigneter Sanatoriumbehandlung sich auf der Höhe recht gut befinden. Aber für den sog. wohlhabenden Mittelstand, dann für den finanziell Schwachen, für die verschämten Armen und endlich für die ganz Mittellosen soll man als Ziel im Auge halten, daß man die Kranken in ihrer Heimat kuriere. Freilich nicht in der Wohnung, sondern ausschließlich in Sanatorien. Die Heilungsstatistiken von Görbersdorf, Falkenstein, Hohenhonnef u. a. lehren uns überzeugend, daß die Tuberkulose in der Ebene ebensogut wie im Hochgebirge geheilt werden kann, vorausgesetzt, daß die Behandlung nach den bewährten Prinzipien, welche in den genannten Anstalten herrschen, bethätigt wird. Die Sanatorien brauchen keine luxiösen Anstalten zu sein; einfache, gemütliche, aber hygieinisch allen Anforderungen entsprechende Häuser mit Liegehallen und Gärten genügen. Beste Mundverpflegung, Bäder, Douchen, Einrichtungen für Turnen, Gymnastik, Ball-, Kegel- und andere Spiele, Musik, gesellige Unterhaltung sind allerdings notwendig, ebenso eine Sicherung für den Unterhalt der zurückbleibenden Familie.

M. H.! Wir sind in Deutschland entschlossen, den Weg der physikalisch-diätetischen Behandlung der Kranken in heimatlichen Sanatorien mit aller Energie zu verfolgen, und ich darf mit Genugthuung sagen, daß dieses Programm in Deutschland eine tiefgehende Bewegung hervorgerufen hat. Zu meiner Freude höre ich, daß auch in Rußland der Gedanke, die Tuberkulösen in heimatlichen Sanatorien zu behandeln, längst Boden gefunden hat und bereits an verschiedenen Orten durch Errichtung von Sanatorien realisiert ist. Lassen Sie, m. H., unser ganzes Streben dahin gehen, möglichst viele Sanatorien für alle Gesellschaftsklassen ins Leben zu rufen. Die Privatwohlthätigkeit allein kann allerdings den Kampf mit der Tuberkulose nicht durchführen, dazu müssen die Gemeinden und die Staaten mithelfen und werden sich auch dieser Pflicht auf die Dauer nicht entschlagen können. Aber die Privatwohlthätigkeit liefert das Ferment zu der Gährung, und Sie, meine verehrten Herren Kollegen, müssen unablässig die Impulse zu dieser Bewegung geben. Es ist eine große Sache, um die es sich hier handelt, eine größere vielleicht, als irgend eine des zur Rüste gehenden Jahrhunderts, und darum ist es eine Ehre und unser Stolz, daran mitzuarbeiten. Nach meiner Überzeugung ist die spezifische und medikamentöse Therapie der Lungentuberkulose vergebene Mühe. In der physikalisch-diätetischen Freiluftbehandlung innerhalb geordneter Sanatorien sehe ich das Heil der Tuberkulösen, in ihr liegt die Zukunft einer ersprießlichen Schwindsuchtsbehandlung.

Gesundheitliches über die Anfangszeit der Tagesarbeit.

Die Frage, wann die Tagesarbeit zu beginnen hat, ist zu allen Zeiten verschieden beantwortet worden. Nicht nur die Erzieher, Arbeitgeber, Behörden, Arbeiter und Gesundheitslehrer beantworten die Frage — jeder nach seiner meist mangelhaft begründeten Ansicht — verschieden, sondern auch innerhalb einer und derselben Berufsklasse, selbst in der der Ärzte, erfährt die Frage keine übereinstimmende Beantwortung.

Woher kommt diese Uneinigkeit in einer der Lösung anscheinend so leicht zugängigen Frage?

Sie kommt hauptsächlich daher, daß sich überhaupt keine gemeingiltige Antwort geben läßt, sondern die Antwort unter den verschiedenen Umständen, für die sie berechnet ist, verschieden ausfallen muß, daß sie auf die Besonderheiten des Alters, Geschlechts, der Berufsart u. s. w. zugeschnitten sein will.

Das praktische Leben hat sich damit selbst geholfen, daß es von der alten guten Regel des zeitigen Zubettgehens und des entsprechenden frühen Aufstehens ausgegangen ist. Dabei hat es aber, wie die Erfahrung lehrt, nicht immer das Richtige getroffen, dafern es zu allgemein und mit zu geringer Individualisierung verfahren ist und freilich auch in dieser Weise nicht selten hat verfahren müssen.

Wie es hierbei geirrt hat, zeigt z. B. die bekannte, vom Lehrer Seume's gegebene Vorschrift; sex septemve horas dormisse sat est juvenique senique. Diese Forderung wirft mit schreiendem Unrechte den Jüngling mit dem Greise in einen Topf, und sie ist für den wachsenden und geistig arbeitenden Jüngling so hart, daß sich Seume, wie berichtet wird, gegen ihre Anerkennung unehrerbietig gesträubt und seine übertriebene Gegenforderung durch eine Umänderung jener Zeitbestimmung in „sex septemque“ zum Ausdrucke gebracht hat. Seume hat es anscheinend von Jugend auf mit dem Schlafe gehalten und vielleicht gerade damit die in ihm schlummernde Dichtergröße gefördert.

Eine solche mathematisch gefaßte und dabei widersinnige Vorschrift aus dem Munde eines Erziehers schafft Unheil; denn von Geschlecht zu Geschlecht pflanzt sich das Wort des Lehrers fort, um schädliches Gemeingut des Volkswissens zu werden und zu bleiben.

Auch der Staat hat eine Regelung der Anfangszeit der Tagesarbeit versucht, und noch neuerdings hat es das Deutsche Reich mit der k. k. Verordnung vom 31. Mai 1897 für die Werkstätten der Kleider- und Wäsche-Konfektion gethan, indem es bestimmt: Die Arbeitsstunden der jugendlichen Arbeiter — das sind solche vom 14. bis 16. Lebensjahee — dürfen nicht vor früh $5^1/_2$ Uhr beginnen und nicht über $8^1/_2$ Uhr abends fortdauern. Arbeiterinnen dürfen nicht in der Nachtzeit von $8^1/_2$ Uhr abends bis $5^1/_2$ Uhr früh beschäftigt werden.

In derseben fürsorglichen Richtung hat sich die russische Regierung der Arbeiterschutz-Gesetzgebung bemächtigt, und erst vor kurzem sind für die Längstdauer der Fabrikarbeit Bestimmungen getroffen worden, die folgende Grundsätze enthalten: In den Berg- und Hüttenwerken soll die Frauenarbeit nur ausnahmsweise gestattet werden und nicht mehr als 10 Stunden betragen; jugendliche Arbeiter sollen in denselben Betrieben ebenfalls nur 10 Stunden, und die erwachsenen männlichen Arbeiter nur 12 bis 13 Stunden beschäftigt werden. In mechanischen Webereien wird die weibliche Arbeitszeit auf 12, die männliche auf 13 Stunden beschränkt, während in Maschinenfabriken die Arbeitszeit je eine Stunde weniger betragen soll; in landwirtschaftlichen Fabriken (Brennereien und Zuckerfabriken) wird dagegen während der Hauptbetriebszeit für männliche und weibliche Arbeiter eine tägliche Arbeitszeit bis zu 14 Stunden gestattet.

Die russische Regierung will diese Festsetzungen zunächst nur als vorläufige betrachtet wissen, so daß auf Grundlage dieser Bestimmungen erst weitere Erfahrungen gesammelt werden sollen. Das ist eine Selbstbeschränkung, der die Anerkennung nicht zu versagen ist; denn auch der Staat kann die Gesundheitspflege nicht von der Aufgabe entbinden, alle einschlagenden Bestimmungen im nachprüfenden Auge zu behalten.

Bei dieser Nachprüfung hat sich die Gesundheitswissenschaft der größten Zurückhaltung zu befleißigen und lieber in Weisheit zu schweigen als Unbegründetes zu fordern. Denn sie hat es offenbar in der Regel mit Zeitbestimmungen zu thun, die das praktische Leben auf Grund umfassender und oft Jahrhunderte alter Erfahrungen festgestellt hat. Dazu kommt, daß das praktische Leben für die Anfangszeit der Tagesarbeit mathematische Größen verlangen muß — ein Verlangen, dem die Wissenschaft überhaupt nur bedingungsweis entsprechen kann.

Nichtsdestoweniger ist die Gesundheitspflege imstande, allgemeine Winke für die Lösung der erhobenen Frage zu erteilen. Ihre erste und wichtigste

Vorschrift lautet: Jeder arbeitende Mensch muß Arbeit und Erholung zeitlich zweckmäßig ordnen und sich in seinen Lebensgewohnheiten so einrichten, daß er seine Tagesarbeit zu der Zeit antritt, wo er dies völlig erholt und mit frischen Kräften thun kann.

Unter „Erholung“ versteht man ein Herbeiholen, eine Erneuerung der Kräfte, die durch Arbeit (oder durch Krankheit, auf die hier nicht besonders Bezug genommen werden soll) verloren gegangen sind. Das Bedürfnis zur Erholung wird durch die Ermüdung, durch das Müdigkeitsgefühl angezeigt. Müdigkeit aber ist Kräftemangel. Steigert sich dieser, so kann Entkräftung oder Erschöpfung eintreten — ein höherer Grad der Ermüdung.

Das Hauptmittel der Erholung ist die Ruhe, das Ausruhen des von der Arbeit ermüdeten Körpers. Mit der Ruhe können noch andere Erholungsmittel verbunden werden; doch stehen sie in ihrem Werte alle weit hinter der Ruhe zurück und bleiben ohne diese letztere meist wirkungslos und zwecklos. Nur eins verdient neben der Ruhe hervorgehoben zu werden, das ist der Arbeitswechsel. Es ist nämlich eine bekannte Erfahrung, daß die Arbeit, die längere Zeit auf einen und denselben Gegenstand gerichtet ist, die also einen bestimmten Bezirk der Kräfte in Anspruch nimmt, rascher und stärker ermüdet, als die aufeinander folgenden Beschäftigungen verschiedener und wechselnder Art es thun. Im Grunde genommen ist aber dieser zweckmäßige Arbeitswechsel auch eine Ruhe, insofern er den ermüdeten Kräftebezirk während derjenigen Zeit ruhen läßt, in der ein anderer Bezirk thätig ist.

Daß die Ruhe zugleich das natürlichste Erholungsmittel ist, zeigen die natürlichen Lebensgewohnheiten des Menschen, wie sie im Wechsel von Wachen und Schlafen in die Erscheinung treten. Der Schlaf ist die für den Kräfteersatz vollkommenste Art der Ruhe, indem er die Möglichkeit wenigstens jeder nach außen gerichteten Arbeit aufhebt. Die innere Arbeit, die Arbeit für den Körperbestand und das Körperwachstum setzt sich im Schlafe zwar fort; allein nur in dem geringen Grade, wie es der Zweck unbedingt fordert; und so ist die Erholung, die der Schlaf darbietet, eine allgemeine und alle Körperteile nach Maßgabe ihres Bedürfnisses beteiligende.

Die Größe des Erholungsbedürfnisses ist von der Größe des vorangegangenen Kräfteverlustes abhängig, so daß um so mehr Ruhe erforderlich ist, je mehr eine Arbeit ermüdet hat. Und so ist es besonders das Kind, dessen Wachstum mit einer inneren Riesenarbeit und folgerichtig mit einem lebhaften Schlafbedürfnisse einhergeht. Wenn der wachsende Mensch ungeachtet seiner inneren Arbeit auch noch mit äußeren (z. B. Schul-)Arbeiten überlastet wird und obendrein an genügender Erholung und Ruhe, namentlich an ausreichendem Schlafe gehindert wird, so kann die äußere Arbeit nur auf Kosten der inneren, des Wachstums, geleistet werden, und Gesundheitsstörungen sowie Entwicklungshemmungen des jugendlichen Körpers sind unausbleibliche Folgen.

Wie lange der Erholung spendende und frische Kraft zur Arbeit sammelnde Schlaf kürzestens zu dauern hat, das ist schon nach den bisherigen Ausführungen ganz individuell. Wenn aber die Gesundheitspflege eine gemeingiltige Antwort erteilen soll, so lautet sie dahin, daß der Schlaf so lange dauern soll, wie natürliches Schlafbedürfnis vorhanden ist.

Mancher wird auf diese Antwort entgegnen: Das ist eine längst bekannte Sache, die der Hervorhebung nicht bedarf, und deren Kenntnis uns in der Festsetzung der Anfangszeit der Tagesarbeit keinen Schritt vorwärts

bringt. Allein eine denkfolgerichtige Richtschnur für das von der Gesundheitspflege zu beobachtende Verhalten ist nur gegeben, wenn sich die Gesundheitspflege gesteht, daß die im praktischen Leben ohne ihr Zuthun befolgten Anfangszeiten thatsächliche und bräuchliche sind, daß alle Anfechtungen gegen diese Zeiten darauf hinauslaufen, den Zeitpunkt des Arbeitsanfangs weiter hinauszuschieben, und daß diese beiden Umstände für die Gesundheitspflege genügenden Anlaß bilden, die zeitlichen Festsetzungen des praktischen Lebens überall dort anzuerkennen, wo eine mit ihnen verknüpfte Gesundheitswidrigkeit nicht erwiesen werden kann.

Betrachten wir das schulpflichtige Kind, so wird seinem Schlafbedürfnisse bei einem wohlgeordneten Schulwesen genügend Rechnung getragen: Es wird anfangs spät und dann allmählich eher zum Schulunterrichte herangezogen. Muß nun aber das Kind zu diesem Unterrichte von den Angehörigen aus dem Schlafe geweckt werden, also vor beendeter Deckung des Schlafbedarfs in die Schule geschickt werden, so pflegt man die vermeintlich rücksichtslose Schulordnung zu beklagen, während man die Hand an falsche Bräuche des Familienlebens legen und besonders das zu späte Zubettgehen schulpflichtiger Kinder vermeiden sollte. Wenn der Schlafbedarf des Kindes früh vor dem Schulbeginne noch nicht gedeckt ist, so liegt darin eine beredte Mahnung, daß es abends zeitiger zu Bett gehen soll, und reicht eine Stunde nicht aus, so muß es eben zwei und mehr Stunden früher die Nachtruhe beginnen und so fort, bis eine Schlafdauer erreicht ist, nach der das Kind von selbst und ohne geweckt zu werden, rechtzeitig zur Schule erwacht. Nicht, wie sich das Kind in den Abendstunden benimmt: ob es noch munter spielt und das Bett scheut, ist Maßstab für das Verhalten der Erzieher, sondern wie es sich früh im Bette darbietet: ob es den Nahenden mit offenen Augen anschaut, oder ob ein Kampf nötig ist, um es den Armen des Schlafes zu entwinden.

Ähnlich verhält es sich auch mit der reiferen Jugend und mit den erwachsenen Menschen. Alle Mitglieder der großen arbeitenden Gemeinschaft haben die Pflicht, zu einer bestimmten — sei es vorgeschriebenen oder sei es selbstgewählten — Tagesstunde die Arbeit zu beginnen und darnach die Schlafdauer einzurichten, d. h. mit anderen Worten: ihr Schlafbedürfnis zu beobachten oder beobachten zu lassen und den Abendschlaf so zeitig anzusetzen, daß sie früh rechtzeitig vor dem Arbeitsbeginne von selbst erwachen.

Leider wird gegen diesen Grundsatz, so selbstverständlich er erscheinen mag, von fast allen Beteiligten gefehlt. Die meisten Eltern unterlassen die Beobachtung des Schlafbedürfnisses ihrer schulpflichtigen Kinder und ordnen die Nachtruhe für alle Familienmitglieder gleichmäßig und ohne individuelle Rücksichtsnahme. Viele Lehrer, namentlich solche der Mittelschulen, beschränken die freie Zeit ihrer Schüler durch umfangreiche Hausaufgaben, deren Lösung bis in die Stunden hineinragt, die zum Bereiche des zeitlichen Schlafbedürfnisses gehören. Leute mit Selbstbestimmungsrecht: Studenten, Fabrikarbeiter, Gesellen u. s. w. verbringen ihre Abende und Nächte in Gelagen und erfüllen infolgedessen die Arbeitspflichten des folgenden Tages zeitweis überhaupt nicht oder unpünktlich. Auch die Schul- und Arbeiter-Feste sind dem Wesen nach in der Regel bloße Trinkgelage und dehnen sich mit Zustimmung des Festgebers über die Nächte aus. So oft aber letzteres geschieht, sollte dann wenigstens zu Gunsten des Schlafersatzes der Arbeitsbeginn des folgenden Tages entsprechend weit hinausgeschoben werden — eine Maßregel freilich, die nur selten beobachtet wird.

Genug, es ist mit der gesundheitlichen Regelung der Erholung und besonders des Schlafes, der die volle Deckung der zur Arbeit nötigen Körperkräfte übernehmen soll, noch allenthalben schlimm bestellt — so schlimm, daß die Gesundheitspflege dringlichen Anlaß hat, ihre Stimme gegen Gewohnheiten zu erheben, die das wahre Wohlbefinden des Volkes beeinträchtigen, die Volkskraft vermindern und der Zukunft ein schwaches Geschlecht vererben!

„Reichs-Medizinal-Anzeiger" Nr. 4.
(Redakt. Generalarzt z. D. Dr. Fröhlich).

Kritik.

Aufrecht, San.-R. Dr. E., Oberarzt der inneren Station des Krankenhauses Magdeburg-Altstadt, **Anleitung zur Krankenpflege.** Mit 5 Illustrationen (davon 3 in Farbendruck). Wien und Leipzig. Alfred Hölder. 1898. 8°, 167 Seiten Preis, Mk. 2.—

Während die Lehr- und Handbücher über Krankenpflege immer nur von der eigentlichen Pflege und Wartung des Kranken handeln, wird die Krankenbeobachtung kaum berührt. Diese offenbare Lücke wollte der Verfasser durch sein Büchlein ausfüllen. Es ist ihm dies sehr wohl gelungen, ja man darf sagen, daß das Büchlein meisterhaft geschrieben ist, sowohl nach Inhalt als Form. Wir empfehlen es dringend als Leitfaden zu Vorlesungen über Krankenbeobachtung und als überaus nützliches Lehrbuch für Krankenpflegerinnen. Es ist bei aller wissenschaftlichen Gediegenheit durchaus gemeinverständlich geschrieben und enthält Alles, was eine Pflegerin thun und lassen muß, wenn sie dem behandelnden Arzt eine verläßige Stütze, dem Kranken eine sorgfältige Pflegerin sein will. Gerster.

Laehr, Dr. Hans, Dirig. Arzt der Heilanstalt für Nerven- und Psychisch-Kranke „Schweizerhof" in Zehlendorf bei Berlin. **Die Darstellung krankhafter Geisteszustände in Shakespeare's Dramen.** Stuttgart, Paul Neff Verlag. 1898. 8°, 188 Seiten.

Schon mehrfach ist es von ärztlicher, speziell psychiatrischer Seite, versucht worden, die Shakespeare'schen Gestalten König Lear, Ophelia, Hamlet und Lady Macbeth psychiatrisch zu diagnostizieren. Laehr unternimmt es, diese Gestalten aufs Eingehendste psychologisch zu untersuchen und ihre Ideen und Handlungen im Rahmen ärztlicher Psychologie zu deuten. Indem er die Anschauungen des Shakespeare'schen Zeitalters über krankhafte Geisteszustände beleuchtet und die Frage untersucht, wodurch der größte dramatische Meister aller Zeiten zur Darstellung solcher Zustände veranlaßt wurde, führt er den Leser zum Verständnis für die genannten von ihm geschaffenen Typen psychisch Kranker. Am Schlusse seiner Ausführungen betont er mit Recht, daß man stets von neuem die dichterische Kraft bewundern müsse, welche mit sicherem Gefühl die hier so nahe liegende Gefahr der Übertreibung und Maßlosigkeit vermieden habe. Laehr's Arbeit bringt auch Denjenigen Neues und Interessantes, welche die Arbeiten anderer Autoren über das gleiche Thema kennen. C. G.

Gerling, Reinhold, **Handbuch der hypnotischen Suggestion** für Ärzte, Praktiker und Erzieher. Berlin. Verlag von H. Stange & Co. 8°, 209 Seiten, Preis Mk. 3.50.

Gerling ist ein geschickter Schriftsteller und hat Alles, was sich über den Hypnotismus sagen läßt, gemeinverständlich und klar dargestellt. Gegen

manche Anschauungen ließe sich zwar begründeter Widerspruch erheben, aber es finden sich auch gute Beobachtungen und Winke, so z. B. die sehr brauchbare Methode Gerling's bei Behandlung Stotternder. Interessant sind die Illustrationen: Elektrographische Aufnahme zweier Hände (Sympathie und Antipathie), die für die Existenz einer von den Magnetiseuren behaupteten „Kraft" beweisender ist als Bücher und Theorien.

Weniger angemutet fanden wir uns von dem Kapitel des Buches, das ein Herr Bartsch geschrieben hat. Wir erachten es als selbstverständlich, daß Jemand, der über Hypnotismus schreiben will, die einschlägige Litteratur studiert. Wenn er aber ganze Stellen aus anderen Schriften ohne Quellenangabe abschreibt, ist das von ihm zum Mindesten nicht schön.

G.

Hartung, Dr., med. H., prakt. Arzt, **Bluterneuerung,** der Weg zur Gesundheit. Physiologische Beiträge zur Lehre von der Krankheitsentstehung und Krankheitsheilung. Leipzig, Oskar Gottwald's Verlag. 1898. 8°, 48 Seiten, Preis Mk. 1.20.

Verfasser ist seiner therapeutischen Richtung nach Chemiater und folgt in seinen Anschauungen über Entstehung und Heilung von Krankheiten den Spuren des bekannten Julius Hensel, der die Bedeutung der Salze und Mineralien für den tierischen Organismus erkannt haben will. Als Grundelemente des Körpers betrachtet er nicht die Zellen, sondern die Stoffe, aus denen sie zusammengesetzt sind. Nach bestimmten chemischen Erwägungen werden bestimmte chemische Mittel von ihm verabreicht, deren Wirkungen er seinen Anschauungen entsprechend beurteilt. —r.

Bolle, Dr. med., weil. praktischer und homoeopatischer Arzt in Aachen, **Der antiseptische Verband mittels reiner Watte,** mit Angabe der Mittel und des Verbandsmaterials nebst dazu gehörigen Zeichnungen, zuerst erfunden und in Anwendung gebracht im Jahre 1852. Verlag der Cremer'schen Buchhandlung in Aachen. 12°, 105 Seiten, Preis Mk. —.80.

Verfasser eifert gegen die Anwendung der Antiseptika und der feuchten Kälte bei der Wundbehandlung und preist dagegen den trockenen Verband der thunlichst sich selbst überlassenen Wunde. Abgesehen davon, daß man bei der Wundbehandlung unmöglich generalisieren und schematisieren kann, sind auch die Vorschläge Bolle's zur Aseptik und trockenen Wundbehandlung von der heutigen Aseptik überholt. Immerhin sind die Grundgedanken, von denen Bolle ausgeht, durchweg vernünftig und umso höher in ihrem Wert anzuschlagen, als sie einer Zeit entstammen, in denen die wissenschaftliche Chirurgie noch weit davon entfernt war, der Aseptik zu huldigen. St.

Panzer, Dr. G., **Der weibliche Körper.** Anschauliche Darstellung seiner sämtlichen Organe. Mit erläuterndem Text. Fürth, Druck und Verlag von G. Löwensohn. Ohne Jahreszahl. 4°, 59 Seiten Text und Modell, in Teile zerlegbar. Preis Mk. 1.80.

Verfasser wünscht unklare Vorstellungen der Frauen über das, was der Gesundheit zuträglich und was ihr nachteilig ist, dadurch zu beseitigen, daß er ihnen Einblick verschafft in die Organe ihres Körpers und deren Zusammenwirken. Wir sind der Ansicht, daß ihm dies durchaus gelungen ist und können unseren Leserinnen das Büchlein mit dem überaus instruktiv gearbeiteten Modell zur Anschaffung empfehlen. Der Verleger hat das lehrreiche und nützliche Büchlein trefflich ausgestattet und einen im Verhältnis hiezu sehr bescheidenen Preis angesetzt. St.

Kleiner Lesetisch.

Zur Diphtheriestatistik hatte Kossel in Nr. 15 der Deutschen med. Wochenschrift 1898 Zahlen mitgeteilt, die einen seit 1894, also seit der Einführung des Heilserums, außerordentlich bedeutenden Abfall der Diphtheriesterblichkeit beweisen sollten. Dr. Adolf Gottstein (Berlin) unterstellt im Maiheft (1898) der „Therapeutische Monatshefte" diese Zahlen einer Kritik. Er ergänzt die Statistik Kossel's, die mit 1886 beginnt, durch die Statistik bis 1877. Die Diphtherie in Deutschland hat in ihrem letzten Seuchenzuge erst von Anfang der sechziger Jahre eine Rolle zu spielen begonnen. Die Sterblichkeit stieg erst sehr rasch, dann etwas langsamer an, erreichte 1883—86 den Gipfel, fiel bis 1891 rasch ab, stieg 1892—93 wieder an und sank dann ständig ab. Kossel schreibt den letzten jähen Abfall der Einführung des Heilserums zu. Gottstein vergleicht den Verlauf der Diphtheriesterblichkeit mit der des Typhus im gleichen Zeitraum und findet, daß die beiden Kurven nahezu den gleichen Verlauf zeigen, ohne daß bekanntlich der Typhus mit Heilserum behandelt wurde. Es ist vielmehr hieraus der Schluß zu ziehen, daß beide Epidemieen aus einer Reihe von Gründen (worunter eine günstige Konjunktur in der Gestaltung der allgemeinen natürlichen Lebensbedingungen wohl die Hauptrolle spielt) sich dem Erlöschen neigen. Ob auf die Ebbe der Sterbensintensität wieder eine Flut derselben folgt, bleibt abzuwarten. Die Serumstatistiker mögen sich also gedulden. Gottstein will durchaus nicht von der Anwendung des Heilserums abschrecken, sondern wünscht im Gegenteil zur schnellen Klärung der Streitfrage über dessen Nutzen eine möglichst allgemeine frühzeitige Anwendung des neuen Heilmittels. Er selbst hat es zwar am Krankenbett noch nicht vermißt; einige recht bedenkliche Fälle hat er sogar ohne Heilserum überraschend schnell in Genesung übergehen sehen. G.

Ueber frühzeitige Heiraten, deren Vorzüge und Nachteile, veröffentlicht Dr. Fr. Prinzing in den „Jahrbüchern für Nationalökonomie und Statistik" die Ergebnisse einer Reihe statistischer Untersuchungen, die im Allgemeinen die Berechtigung des alten Sprichwortes „Jung gefreit, hat Niemand gereut" stark in Zweifel ziehen. Man versteht unter frühzeitigen Heiraten diejenigen, welche Männer unter 25, Frauen unter 20 Jahren eingehen. Das mittlere Heiratsalter ist nach Landesteilen etwas verschieden, so war z. B. das mittlere Alter des Bräutigams in Württemberg 31,3 Jahre, das der Bräute 27,8 Jahre, in Preußen, 29,4 und 27,1 Jahre. Das Durchschnittsalter der Bräute ist also überraschend hoch, auch in anderen Ländern, am niedrigsten noch in Frankreich (25,4), Italien (25,1) und Ungarn (23,4). Sonst werden überall die Bräute durchschnittlich über 28 Jahre alt, ehe sie zum Heiraten kommen. Die Höhe des Alters, in dem die meisten Ehen geschlossen werden, wird durch die körperliche Entwicklung, durch Sitten und Gesetze und wirtschaftliche Verhältnisse bedingt. Je mehr sie dem Äquator zu wohnen, um so früher werden die Menschen heiratsfähig, doch sollen auch bei den Samojeden Mütter im Alter von 11 bis 12 Jahren nichts Seltenes

sein. Andererseits kann man auch sagen, daß das Heiratsalter der Mädchen um so niedriger ist, auf je tieferer Stufe sozialer Kultur sich das betreffende Volk befindet. In den Kulturstaaten wird das Heiratsalter vor Allem durch die Größe der Schwierigkeiten bestimmt, die sich den Bemühungen des Mannes entgegenstellen, wenn er sich selbstständig machen will oder eine Beschäftigung sucht, die die Gründung einer Familie gestattet. Die Neigung, sich dann sofort zu verheiraten, wechselt wiederum in den einzelnen Landesteilen beträchtlich. Im Durchschnitt waren von je 100 Mädchen, die sich in den Jahren 1893—96 verheirateten, 8,95 unter 20 Jahre alt. Die Zahl der vor dem 20. Lebensjahre heiratenden Männer ist zu klein, (0,08), um bestimmte Schlüsse über die Neigung der Männer zu solchen Frühheiraten ziehen zu können; immerhin gab es doch 1871 2406, 1880 2007 und 1890 noch 1080 Ehemänner, die noch nicht 20 Jahre alt waren. Aber wie diese sich stetig verminderten, vermehrte sich in derselben Zeit die Zahl der verheirateten Männer im Alter von 20—25 Jahren um 78 v. H., während die gleichaltrige gesamte Bevölkerung nur um 28 v. H., zugenommen hat. In ganz Deutschland gab es 1890 noch 166,109 Ehemänner, die noch nicht 25 Jahre alt waren, das ist fast 1/4 aller. Die beträchtliche Steigerung der Frühheiraten in den deutschen Staaten, die um so bemerkenswerter ist, da doch der Militärdienst den Männern das frühzeitige Heiraten erschwert, ist, so weit sie nicht durch Änderungen der Gesetzgebung bedingt wird, wohl darauf zurückzuführen, daß Deutschland mehr und mehr zum Industriestaat sich ausbildet und durch das Zusammenströmen vieler junger Leute die Frühheiraten befördert werden. In den übrigen europäischen Staaten ist Häufigkeit der Frühheiraten ungemein verschieden, und es zeichnen sich nicht gerade die südlichen Staaten durch größere Häufigkeit aus; beim männlichen Geschlecht thun dies vielmehr Rußland und England. Das frühe Heiraten hat für den Mann günstige Wirkungen, wo die Daseinsbedingungen für eine Familie gegeben sind und der Karakter des Mannes derart entwickelt ist, daß ein dauerndes gutes Verhältnis in der Ehe verbürgt wird. Als Nachteil für die Männer ergiebt die Statistik der frühzeitigen Heiraten auffälligerweise eine Erhöhung der Kriminalitäten. Die Steigerung zu Verbrechen und Vergehen ist bei verheirateten Männern im Alter von 18—25 Jahren höher, als bei Ledigen desselben Alters, während doch sonst das Familienleben bei den Männern die Kriminalität vermindert; ein Einfluß, der sich bei der Altersklasse von 25 bis 30 Jahren schon voll bemerkbar macht. Auch beim weiblichen Geschlecht ist durchweg die Kriminalität der Verheirateten höher, als die der Ledigen; doch zeigt sich auch hier, daß gerade die jungen Verheirateten (unter 21 Jahren) im Verhältnis sich am meisten vergehen. Die hohe Kriminalität der jungverheirateten Männer wird vor Allem durch Vergehen gegen das Vermögen bedingt, bei den weiblichen Frühverheirateten durch Vergehen gegen die öffentliche Ordnung (Wiederstand gegen die Staatsgewalt, Hausfriedensbruch). Nach dem schon bemerkten ist es erklärlich, wenn solche frühzeitig geschlossene Ehen oftmals nicht glücklich sind und viel häufiger zu Ehescheidungen Anlaß geben. Es kamen in den Jahren 1882—1886 16 Ehescheidungen auf 1000 Heiraten im ganzen Deutschen Reich, dagegen in Hamburg 50 und in Berlin gar 58; die Ehescheidungen bei frühzeitig geschlossenen Ehen sind zahlreicher, als der Durschnitt, und besonders gilt dies für Ehen der Frauen unter 20 Jahren.

Die **zweckmäßige Beschäftigung der Heilstättenpfleglinge**, sowohl während der Kur als auch nach der Entlassung ist eine Frage, deren

zweckmäßige Lösung, nachdem die Heilstättenbehandlung lungenkranker Arbeiter von den Versicherungsanstalten in erweitertem Maße zur Anwendung gebracht worden ist, immer dringlicher wird. Die in der Anstalt erzielten Resultate gehen nicht selten wieder verloren, wenn der Arbeiter, wie sich dies vielfach nicht vermeiden läßt, in ungünstigen Berufsverhältnissen thätig sein muß. Für manchen der durch Tuberkulose Gefährdeten ist daher nach der Kur ein Berufswechsel insbesondere nach jener Richtung wünschenswert, daß dadurch der Aufenthalt in geschlossenen, vor allem staubigen Werkstätten vermieden und womöglich gegen denjenigen im Frieen eingetauscht wird. Das Zweckmäßigste in diesem Sinne wäre die Beschäftigung von landwirtschaftlichen Arbeiten; doch giebt es auch gewerbliche Berufe, deren Ausübung für die Heilstättenentlassenen unbedenklich ist. Vorbedingung aber sind für einen derartigen Wechsel der Beschäftigung gewisse Vorkenntnisse; auch für gärtnerische und landwirtschaftliche Arbeiten sind solche unerläßlich. Aus diesen Gründen entwickeln sich in den Kreisen der Heilstätteninteressenten Bestrebungen, welche darauf abzielen, im Bedarfsfalle die Pfleglinge frühzeitig auf den etwaigen Berufswechsel hin vorzubereiten, wobei von dem Gedanken ausgegangen wird, daß die letzten Wochen des Kur-Aufenthaltes entweder in der Heilstätte selbst oder aber in besonderen Nachkur-Anstalten benutzt werden müssen. Die unter der Leitung Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Elisabeth zu Hohenlohe thätige Damengruppe des Volksheilstättevereins vom Roten Kreuz ist gegenwärtig betreffs der Heilstätte am Grabowsee mit bezüglichen Arbeiten beschäftigt.

Überraschend gut hat sich die Beschäftigung der Kranken mit Arbeit auch in der Anstalt „Albertsberg" bewährt. Die Hausordnung, die inne zu halten sich die neu einzutretenden Kranken verpflichten, bestimmt, daß die Patienten, je nach ihrem Beruf und Krankheitszustand, zu leichten Arbeiten für die Anstalt herangezogen werden können, soweit dies vom Arzt vorgeschrieben und gestattet ist, und es ist diesem Satze der Hausordnung nicht nur gern nachgekommen worden, sondern häufig genug war ein Übereifer zu hemmen. Das Reinhalten der Wege vom Schnee während des vergangenen Winters, die Herstellung von Waldwegen in der Nähe der Anstalt, die neue Schöpfung von Gartenanlagen, alles dies ist nur von den Patienten besorgt worden, und gern haben sie sich dabei, welchem Stande sie auch angehörten, selbst Kranke des Lehrer- und Kaufmannsstandes, den Anordnungen des Inspektors, des Arztes oder eines fachmännischen Leidensgenossen, gefügt. Aber auch die Liegehallen im Walde, mancherlei Nützliches und nur Dekoratives als Zierrat ist von der Hand der Patienten entstanden. Vor allem sind stets geeignete Kranke, natürlich nur wenige Stunden, mit Holzschlagen beschäftigt gewesen, so daß schon allein hierdurch der Anstalt eine pekuniäre Ersparnis von nicht ganz geringer Bedeutung möglich war.

Die Erfolge der Patienten sind nicht im mindesten durch die Beschäftigung beeinträchtigt worden, im Gegenteil — wie sich nicht anders erwarten ließ — bei manchen zur Hypochondrie neigenden oder an mangelhaftem Appetit leidenden Kranken erwies sich die Arbeit geradezu als Hilfsmittel bei der Heilung und die Warnungen einzelner Ärzte haben sich nicht als gerechtfertigt erwiesen. „Rotes Kreuz" 1898, Nr. 10.

Ein graphologisches Gesellschaftsspiel.*) Das Diktieren von sprachlichen Bezeichnungen für seelische Eigenschaften — wie: Geduld, Hartnäckigkeit,

*) Vgl. Berichte d. Dtsch. graphologischen Gesellschaft. 1898; Heft 2, S. 25 ff. — Mitteilungen über bezügliche Erfahrungen und Erfolge sind jederzeit willkommen.

Sparsamkeit, Offenherzigkeit, u. s. w. — ist zuerst von **Prof. Preyer** als graphologisches Experiment verwendet worden. Hierbei ergab sich ein besonderes ausgeprägtes Auftreten der entsprechenden handschriftlichen Eigenheiten, sobald der Schreiber die Eigenschaft besaß, welche durch das direkte Wort bezeichnet wird.

Wenn wir nun zwei Personen von sehr verschiedenem Karakter in dieser Weise diktando schreiben lassen, so muß eine graphologische Vergleichung, z. B. des von beiden geschriebenen Wortes „Hartnäckigkeit", die bezüglichen Karakter-Differenzen besonders scharf erkennen lassen. Die Richtigkeit dieser Überlegung ist durch Versuche erwiesen und kann leicht nachgeprüft werden; die einzig mögliche Fehlerquelle entspringt aus der Suggerierbarkeit gewisser Personen.

Eine Erweiterung dieser Versuche auf gleichzeitig mehrere Teilnehmer kann im gesellschaftlichen Kreise leicht angeregt werden und ist sodann sehr geeignet, aus den Grenzen wissenschaftlicher Untersuchung hinüber zu führen in das Gebiet einer allseitig-spannenden Unterhaltung zu Gunsten der Propagandierung und Popularisierung der Graphologie. Die gleichen, von den verschiedenen Personen geschriebenen Eigenschafts-Bezeichnungen werden nämlich reihenmäßig angeordnet nach dem Grade ihrer handschriftlichen Ausprägung. Aus diesen Anordnungen gleicher Eigenschafts-Bezeichnungen ergeben sich zahlreiche interessante Schlüsse, z. B. wer sparsam und wer verschwenderisch, wer am sparsamsten und wer am verschwenderischsten ist, u. s. w, — kurz, es kommt eine allseitige Unterhaltung zustande, die in steter Beweglichkeit Gelegenheit zu Scherzen und zu ernsteren Betrachtungen bietet. Im Mittelpunkt dieser Unterhaltung aber steht die Graphologie, deren Richtigkeit durch dieses Gesellschaftsspiel ganz besonders popnlär bewiesen wird, sobald nur — was allerdings eine selbstverständliche Voraussetzung ist! — die Arrangierung des Spiels in den Händen einer graphologisch geschulten Persönlichkeit liegt. Spiel-technisch wäre vielleicht noch Folgendes zu bemerken.

Es empfiehlt sich, jeweils nicht mehr als zehn Eigenschafts-Bezeichnungen zu diktieren. Diese müssen möglichst klar und bestimmt sein und sollten in bunter Folge angegeben werden. Also vielleicht: Nachgiebigkeit — Egoismus — Phantasie — Geduld — Offenherzigkeit — Stolz — Sparsamkeit — Ehrgeiz — Schönheitssinn — Hartnäckigkeit. Die mit diesen Worten bezeichneten Eigenschaften haben natürlich noch mancherlei andere sprachliche Bezeichnungen oder stehen in enger Beziehung zu anderen Eigenschaften; dieses hat der Spielleiter zu bedenken und wird sodann seine „Auslegungen" um so interessanter gestalten können. Übrigens sollte, um ein Abschweifen der Gedanken der Schreiber zu verhindern, jede Bezeichnung mehreremale hintereinander vorgesagt und von den Teilnehmern aufgeschrieben werden. Auch empfiehlt es sich, zur Erleichterung der späteren Zusammenordnung und Urheber-Angabe, für jede Eigenschafts-Bezeichnung einen besonderen Zettel zu geben und selbigen von den Teilnehmern nach Niederschrift der Worte mit ihrem Namen versehen zu lassen. Bei z. B. 10 Teilnehmern wären also 100 gleich große Zettel erforderlich.

Wir zweifeln nicht, daß die Arrangierung dieses graphologischen Gesellschaftsspieles überall anregende Unterhaltung bieten und den graphologischen maîtres de plaisir lebhaften Beifall eintragen wird.

Hans H. **Busse**, München.

Zur **Ueberbürdungsfrage der Schulkinder** hat jüngst die „Zeitschrift für Schulgesundheitspflege" ein Urteil geäußert, welches in weiteren Kreisen

Beachtung verdient. Es heißt da, daß allerdings eine mäßige, relative, nicht absolute Überbürdung vorzuliegen scheine. Doch nicht das, was von der Schule verlangt werde, sei an sich viel, sondern die Knaben seien durch eine verkehrte Lebensführung nur mit Mühe imstande, den Schulforderungen zu genügen. Darauf lasse schon der Umstand schließen, daß die bekannten Klagen fast ausschließlich in den großen Städten laut würden, während man aus den kleinen Städten kaum etwas höre. Typisch für ein solch unhygieinisches Verhalten sei Berlin. Hier werde den Kindern in der Regel eine Lebensweise gestattet, die mit einem erfolgreichen Schulbesuch durchaus unvereinbar sei. Die Jungen kämen schon in sehr jugendlichem Alter in Theater, Zirkusse 2c. Konditoreien, Kneipen, Gesellschaften würden von ihnen besucht. So ziehe man sie den ernsten Wissenschaften ab und es fehle ihnen dafür nicht nur die Zeit, sondern zuletzt auch die Liebe. Dazu komme noch als Hauptfehler, das späte Zubettegehen. Der Knabe komme halb verschlafen und unlustig in die Schule, sitze dort seine Stunden mit geringer Aufmerksamkeit ab, leide an Kopfschmerzen, mache seine Arbeiten schlecht und bekomme schließlich schlechte Zensuren, worauf ein Jammer der ganzen Familie über die heillose „Überbürdung" folge. Dieser falschen Erziehung müsse mit Energie entgegengetreten werden. In Gesellschaften seien Knaben überhaupt nicht, Primaner ganz ausnahmsweise zu führen; ebenso müsse man ihnen die Kneipen verschließen. Aber auch im Hause sei ihnen jedenfalls bis zur Sekunda jeder Genuß von Spirituosen, Wein wie Bier, zu verbieten, von da ab nur in sehr geringen Mengen zu erlauben. Durch Spirituosen werde Geist und Körper der Kinder geschwächt und zu jeder geistigen Anstrengung unfähig gemacht. Auch möge man die Kinder früh ins Bett schicken, selbst Primaner nicht nach 9½ Uhr. Wenn man derart die Kinder erziehe, werde man auch die Klagen der jetzt übermüdeten, blasierten und alkoholisch vergifteten Schüler über Überbürdung bald nicht mehr hören.

Der Stammtisch. Wer kennt sie nicht, diese klebrige Biergemütlichkeit, diese liebenswürdige Herzlichkeit und gelegentlichen rührseligen Freundschaftsversicherungen, mit denen man sich gewissermaßen von der freundschaftlichen That losgekauft zu haben glaubt? Man hat ja an einem solchen Abend soviel Idealismus, Freundschaft, Gemüt, unentwegte Prinzipientreue und Gesinnungstüchtigkeit „voll und ganz" zum besten gegeben, daß man allen billigen Ansprüchen von sich selbst genügt hat und schon gar ein Heiliger, ein Märtyrer, ein Übermensch sein müßte, wollte man am nächsten Tage diese hohen Tugenden etwa noch — in die That umsetzen. Das verlangt und erwartet ja auch niemand. Das Feld, auf dem der moderne Durchschnittsmensch seine moralischen Siege und Triumphe feiert, ist der Stammtisch.

(von Grothuß, der Segen der Sünde.)

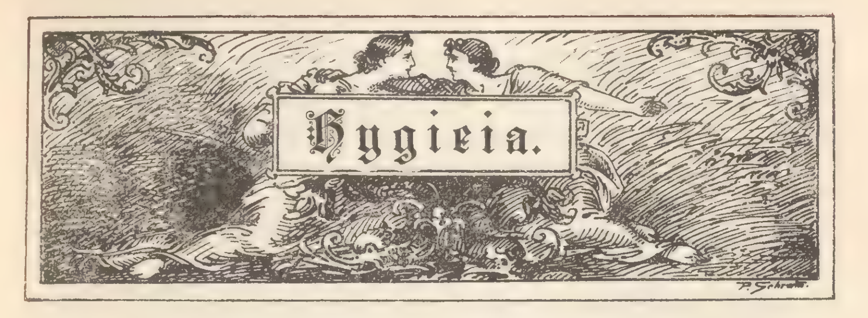
Die Blumenpflege ist einer der liebenswürdigsten Zweige gemeinnütziger Thätigkeit. Für das eintönige, freudearme Leben der Großstadtbevölkerung ist jeder Sonnenstrahl von Bedeutung. Deshalb dürfte es auch nicht abzuweisen sein, wenn die Stadtbehörde selbst die Angelegenheit in die Hand nimmt. In Liverpool hat die Gemeinde neuerdings versuchsweise 500 Blumenkästen für den Fensterschmuck anfertigen, mit Gartenerde und geeigneten Pflanzen (Geranien, Lobelien, Tausendschönchen 2c.) ausstatten und den Bewohnern der betreffenden Viertel unter der Bedingung leihweise anbieten lassen, daß sie die Kästen im Stand halten und die Blumen ordentlich pflegen. Das Angebot wurde ausnahmslos gern angenommen; die Nachfrage war so dringend, daß bald darauf eine zweite Portion Kästen angefertigt

werden mußte. Die Kästen sind $2^3/_4$—3 Fuß lang, grün angestrichen und an der Frontseite mit Korkrinde ausgelegt. Sie sind ferner mit den geeigneten Vorrichtungen für ihre Befestigungen an den Fenstersimsen versehen.
„Volkswohl" XXI, 41.

Die **„Deutsche graphologische Gesellschaft"** hielt Ende vorigen Jahres unter dem Vorsitze des Psychiaters Dr. med. Georg Meyer-Berlin ihre I. Jahreshauptversammlung ab. Aus dem Geschäftsbericht entnehmen wir, daß die Gesellschaft ihr hervorragendes Mitglied Prof. Dr. Preyer durch den Tod verloren hat; der graphologische Nachlaß des berühmten Gelehrten ist in den Besitz der Gesellschaft übergegangen. Trotz jenes herben Verlustes erfreute sich die Gesellschaft einer überaus günstigen Entwicklung, hat sie doch bereits auch im Auslande festen Fuß gefaßt und besitzt in Frankreich, England und Skandinavien Mitglieder wie J. Crépieux-Jamin, Joh. Marer u. s. w. Die von der Gesellschaft herausgegebenen „Berichte" liegen im I. Jahrgang nunmehr vollständig vor. Für das Jahr 1898 wurde München zum Vorort und zum Vorstand die Herren Hans H. Busse (Vorsitzender), Rich. Hähn (Schriftführer), Ludw. Klages (Kassier) gewählt. Der Jahresbeitrag beläuft sich auf 5 Mk., wofür die „Berichte" geliefert werden. Statuten und nähere Auskünfte vermittelt der Schriftführer: Rich. Hähn, München, Dachauerstraße 103.

Revision des Impfgesetzes. Der Bundesrat hat unterm 16. Juni 1897 beschlossen: „den Reichskanzler zu ersuchen, nach Benehmen mit den Bundesregierungen eine Kommission von Sachverständigen behufs der Beratung darüber zu berufen, ob und inwieweit etwa nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft und der auf dem Gebiete des Impfwesens gemachten praktischen Erfahrungen eine Revision oder Ergänzung der zum Vollzuge des Impfgesetzes ergangenen Bestimmungen angezeigt erscheint." Diese Kommission, an welcher Freunde und Gegner der Blatternschutzimpfung teilnehmen werden, tritt am 6. Juli 1898 im Kais. Gesundheitsamt zu Berlin zusammen. Als Mitglied ist auch der Herausgeber der „Hygieia", S.-R. Dr. Gerster einberufen worden.

Definition. „Sag mal, was heißt eigentlich modern leben? — „Sehr einfach: Etwas gut und schön und richtig erkennen — und dann das Gegenteil davon thun!" Meggend., hum. Blätter.



Stuttgart, 15. August 1898.

Zeitschrift
für
diätetische und physikalische Therapie.

Unter diesem Titel lassen E. v. Leyden und A. Goldscheider in Berlin, im Verein mit 40 ärztlichen Kollegen, zumeist Klinikern, in Georg Thieme's Verlag, Leipzig, eine neue Zeitschrift erscheinen, die für sämmtliche Ärzte von großem Nutzen und durch diese für die leidende Menschheit von Segen werden kann.

Wie schon aus dem Titel und den Namen der Herausgeber ersichtlich, haben sich Berufene endlich um eine Sache angenommen, der in der Hygieia seit fast neun Jahren vorgearbeitet worden ist. Wir pflegen zwar, wie unsere Leser wissen, in erster Linie und fast ausschließlich das Gebiet der hygieinischen Prophylaxe und werden uns auch künftighin auf dieses Gebiet beschränken. Eine große Anzahl von Ärzten hat als Mitarbeiter unsere Bestrebungen, das Interesse für persönliche Gesundheitspflege zu erwecken und Kenntnisse in ihr allenthalben zu verbreiten, redlich und uneigennützig unterstützt. Bezüglich der Krankenbehandlung folgten wir aber nur aufmerksam, allgemein referierend, allen Fortschritten der internen Therapie und gaben stets offen unserm Bedauern Ausdruck, daß die meisten Kliniker und Ärzte sich vollkommen ablehnend, ja feindselig verhielten gegenüber den unter dem Namen „Naturheilkunde" auftauchenden und tausendfältige Verbreitung erlangenden diätetischen und physikalischen Heilfaktoren. Zwar fanden wir es selbstverständlich, daß die Ärzte es schroff ablehnten, sich von Handwerkern, Bauern, selbst Priestern und sonstigen Unberufenen über ärztliche Therapie belehren zu lassen, aber wir hätten es andrerseits ebenso

selbstverständlich betrachtet, wenn die Ärzte den beklagten Kurpfuschereien dadurch ein Ende bereitet hätten, daß sie die genannten Heilfaktoren, mittels deren jene Unberufenen therapeutische Triumphe feierten, auf ihren Wert prüften, sie wissenschaftlich ausgestalteten und als die zur Krankenbehandlung zunächst Berufenen selbst in die Hand nahmen.

In einzelnen Aufsätzen der leitenden medizinischen Zeitschriften wagte zwar der oder jener Autor bereits offen auszusprechen, daß die interne Therapie, in der die Pharmakologie trotz oder wegen der herrschenden Skepsis immer noch die Hauptrolle spielte, unbedingt durch die diätetisch-physikalischen Heilfaktoren vervollkommnet werden müsse, wobei der Autor riskierte, als „unwissenschaftlich" oder als „verkappter Naturarzt" geächtet zu werden. Endlich aber drang doch die Wahrheit siegend durch und mit dem Erscheinen von Eulenburg-Samuel's „Lehrbuch der allgemeinen Therapie" und v. Leyden's „Handbuch der Ernährungstherapie und Diätetik" war der Bann gebrochen und das Stigma der „Unwissenschaftlichkeit" von jenen Heilfaktoren genommen. Die beiden Werke, deren Verbreitung unter allen Ärzten zu wünschen ist, beweisen dem Kundigen, daß die interne Therapie, in solcher Allgemeinheit aufgefaßt, die Königin der Medizin ist, während fast alle früheren therapeutischen Sammelwerke und Handbücher einen mehr oder weniger einseitigen Standpunkt vertreten hatten.

Die Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie*), deren erstes Heft hier vorliegt, hat die Bestimmung, dieser Therapie raschere Bahn unter den Ärzten zu brechen und deren Interesse hiefür zu wecken und zu nähren. Das Heft enthält eine Anzahl wertvoller Aufsätze, unter anderen von Winternitz, Weber und Mendelsohn, sowie Referate, Mitteilungen und Berichte. Da die Zeitschrift unsers Erachtens eine klaffende Lücke in der medizinischen Litteratur ausfüllt und einen bedeutungsvollen Fortschritt für die Entwickelung der Therapie bedeutet und auch den Interessen der gesamten Medizin und des ärztlichen Standes überaus förderlich sein kann, bringen wir nachstehend die das Heft I einleitende „Vorrede" im Wortlaut zur Kenntnis unserer Leser. In ihr ist so ziemlich Alles gesagt, was wir in der Hygieia — zunächst als Rufer in der Wüste — seit 9 Jahren unermüdlich trotz Spott und Gelächter gesagt haben. Mit Ausnahme des Lobes der „glänzenden Erfolge der Behring'schen Heilserumtherapie" könnte also die „Vorrede" ebensogut als Programm der Hygieia gelten, wobei wir noch manchen Satz streichen würden, der die „Methodik" allzu engherzig hervorhebt. Die Vorrede lautet:

„Als wir den Plan faßten, ein neues medizinisches Fachjournal zu begründen, mußten wir uns die Frage vorlegen, ob es zweckmäßig sein würde, die große Anzahl der bereits bestehenden noch um eins zu vermehren und damit der immer weiter um sich greifenden Zersplitterung der inneren Medizin, welche sich auch in der medizinischen Presse wiederspiegelt, Vorschub zu leisten.

*) Erscheint in zwanglosen Heften von 4—6 Bogen. 4 Hefte bilden einen Band, dessen Preis 8 Mk. ist.

Auch von anderen beachtenswerten Seiten ist uns dieser Einwand entgegengestellt worden. Allein wir haben nach kurzem Schwanken alle Bedenken fallen lassen und sind zur Ausführung unseres Planes geschritten. Wir sagten uns, neue Bestrebungen und neue Richtungen müssen, wenn sie zur Entwickelung gebracht und gefördert werden sollen, auch ein eigenes Organ in der Presse haben. „Man soll neuen Wein auch in neue Schläuche füllen".

Dem unbefangenen Beobachter, der auf den Entwickelungsgang der Medizin in den letzten zwei Jahrzehnten zurückblickt, kann es nicht entgehen, daß die interne Medizin eine allmähliche, schließlich durchgreifende Änderung erfahren hat. Die Klinik stand vor dieser Zeit unter dem Zeichen der Diagnostik, heute steht sie unter dem Zeichen der Therapie.

Es soll nicht verkannt werden, daß die diagnostische Klinik, indem sie die wissenschaftliche Sicherheit der Diagnose begründete und ausbildete, auch für die ärztliche Praxis Wesentliches geleistet hat, schon dadurch, daß sie den einzelnen Krankheitsfall sicher erkennen und in seiner Bedeutung und Gefahr scharf beurteilen lehrte. Allein diese Förderung war eine mehr indirekte, passive, welche darin gipfelte, den natürlichen Verlauf der Krankheit abzuwarten und möglichst jede schädliche Störung desselben abzuwenden. Daraus resultierte die „exspektative Behandlung", deren Bedeutung auch heute nicht verkannt werden soll, welche aber doch den Arzt wie den Patienten wenig befriedigte. Das Bedürfnis nach einer aktiven Therapie machte sich wieder mehr und mehr geltend. Man strebte vor allen Dingen einer wissenschaftlichen, exakten Therapie zu. Was der Diagnostik der inneren Krankheiten ihren Glanz verliehen hatte, sollte auch auf die Therapie übertragen werden, und da die Diagnostik ihre Triumphe in der Lokaldiagnose feierte, so wurde auch eine Lokaltherapie angestrebt, welche den Krankheitsherd treffen und eine schnelle Heilung resp. sichtliche Besserung desselben herbeiführen sollte. Das Ideal dieser Richtung blieb also die spezifische Therapie, das Suchen nach solchen Mitteln bezw. chemischen Präparaten, welche mit dem Krankheitsherde und dem Krankheitsprozesse in direkter Beziehung standen. Bemerkenswert ist es, daß die Periode der physikalischen Diagnostik in dieser Zeit eine fast ausschließliche chemische Therapie zeitigte, und daß die frühere Materia medica in einen Lehrstuhl für Pharmakologie überging.

Indessen die Fortschritte dieser Therapie kamen langsamer, als man erhofft hatte. Die strenge Kritik führte zu einer allzu großen Skepsis in der Therapie. Der Ärzte bemächtigte sich eine gewisse Enttäuschung und ein Pessimismus, welcher sich auf die Laienwelt übertrug. Man verschrieb zwar die Rezepte lege artis, aber das Vertrauen in die Macht der Medikamente fing an stark zu schwanken: „Ihr durchstudiert die groß und kleine Welt — Um es am Ende gehen zu lassen wie's Gott gefällt." So kam man allmählich zu der Überzeugung, daß es die Aufgabe der inneren Therapie sei, neue Gesichtspunkte zu eröffnen und neue Wege zu finden.

Unser Gesichtskreis erweiterte sich insofern, als wir nicht mehr alles Heil von der spezifischen Therapie erwarteten. Wir machten es uns klar, daß nicht sowohl die Krankheit als der kranke Mensch als Ganzes, als Individuum, als Mikrokosmos der Gegenstand unserer Mühe und Sorge ist, und dieses Wort: Wir behandeln nicht die Krankheit, sondern den kranken Menschen wurde zum Losungswort der heutigen Therapie. Die Lokalbehandlung, sowohl die pharmakologische wie die chirurgische, behielt ihren Wert, sofern sie dem Kranken das Leben erhält und die Gesundheit wiedergiebt. Aber jede andere Methode hat dieselbe Bedeutung, wenn sie

dieselben Erfolge erzielt. Namentlich die Allgemeinbehandlung kam wieder zu Geltung und Ansehen. Der Schutz des Kranken vor neuen Schädlichkeiten, die Ernährung und Pflege desselben erhoben sich zu einer neuen erfolgreichen Behandlungsmethode, welche als die „hygieinisch-diätetische" bezeichnet wurde und heute in hohem Ansehen steht. Diese Methode verschmäht nicht die erprobten Heilmittel, sie sucht aber ihre Hauptaufgabe nicht in der spezifischen Behandlung, sondern in der Erhaltung der Lebenskraft des Patienten. Sie hat den glücklichen Erfolg gehabt, die Bedeutung der Ernährung und Pflege des Kranken zu erkennen und diese beiden wichtigen Disziplinen zu einer wirklichen Heilmethode zu gestalten. (Ernährungstherapie, Hypurgie).

Andererseits aber erwuchsen der spezifischen Therapie neue Früchte aus der Blüte der modernen Bakteriologie. Zwar kam sie zuerst der pathologischen Forschung und der Hygieine (Prophylaxe) zu Gute, aber sehr bald erstreckten sich ihre Segnungen auch auf die Therapie. Wir gedenken der großen Leistungen von Pasteur, welche in der Impfung gegen Milzbrand und besonders gegen die Hundswut gipfeln. Wir gedenken ferner der bahnbrechenden Leistungen Robert Koch's, an welche sich die glänzenden Erfolge der Behring'schen Heilserumstherapie anschließen: und wir dürfen auf weitere Fortschritte hoffen.

Auch die Pharmakotherapie im Anschluß an die moderne Chemie machte mächtige Fortschritte; und die Organtherapie eröffnete ein neues, vielverheißendes Gebiet, welches sich der Pharmakotherapie anschließt.

Indessen der lebendige Geist unserer Zeit begnügte sich mit all' diesen Errungenschaften nicht. Freilich, weder die alte noch die neue Heilmittellehre konnte alles das leisten, was von ihr verlangt wurde, und die scharfe Kritik fand, wie Frerichs sich ausdrückt, „viele ehrwürdige Ruinen abzutragen und den Schutt zu beseitigen".*) Namentlich gegen die Alleinherrschaft der Medikamente machte sich eine energische Opposition geltend. Man wollte im Fanatismus des Kampfes die Medikamente ganz bei Seite schieben und ihnen die arzneilose Therapie als die wirksamere gegenüberstellen.

In der jüngsten Zeit haben sich nun die diätetischen und physikalischen Heilmethoden hervorgethan und sich durch die energische Thätigkeit ihrer Anhänger Beachtung und Verbreitung verschafft. Insbesondere hat die Hydrotherapie, die Massage und die Heilgymnastik in vielen Kreisen des Ärzte- und Laienpublikums großen Anhang gewonnen, während die Wertschätzung der Arzneimittel in denselben Kreisen erheblich gesunken ist. Die Ausbildung und technische Vollendung der physikalischen Heilmethoden, namentlich in Kur- und Badeorten, in welchen das Publikum dieselben geradezu verlangte, ist immer weiter und weiter fortgeschritten; so entstanden an vielen Kurorten die mediko-mechanischen Institute, welche sich auch mit der Hydrotherapie und Massage befaßten. Und in den früheren Kaltwasserheilanstalten fühlte man das Bedürfnis, auch die neuen physikalischen Heilmethoden einzuführen.

Wir können jedoch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß diese neuen Heilmethoden in der That etwas ganz Neues nicht bieten; das Neue besteht vielmehr darin, daß Methoden und Prozeduren, welche früher als nebensächliche Momente der medizinischen Therapie galten, nunmehr sich zu gleichberechtigten therapeutischen Spezialitäten herausgebildet haben. Welche Bedeutung die Gymnastik und die mit ihr verbundene Massage im Altertum hatte, ist bekannt genug; sie lag aber außerhalb der eigentlichen Medizin.

*) Einleitung zur Zeitschr. f. i. Med. 1880.

Die Diätetik ist von der alten hippokratischen Schule wie von den berühmten Hippokratikern des vorigen Jahrhunderts zu jeder Zeit hochgestellt worden und auch die physikalischen Heilmittel wurden nicht verschmäht: Bewegung und Ruhe, Luft, Wasser, Reibungen und Knetungen gehörten zu den regelmäßigen Momenten der Behandlung. Auch die Kaltwasserbehandlnng (neben der Thermalbehandlung) war schon zur Zeit des römischen Kaiserreichs in großem Ansehen, nachdem Musa den Kaiser Augustus damit geheilt hatte. Die neuere Klinik hat diese Methoden allerdings in mäßigem Umfange beibehalten: kalte Umschläge, Begießungen und Einpackungen wurden schon auf der Schönlein'schen Klinik und auch später vielfach in Anwendung gebracht, und die Kaltwasserbehandlung fieberhafter Krankheiten ist hauptsächlich in den Kliniken ausgebildet und geübt worden. (Brand, v. Liebermeister). Von klinischer Seite ist die Elektrotherapie begründet worden (Magendie, Duchenne, R. Remak) und ebenso ruht die pneumatische Therapie auf wissenschaftlicher Basis und Initiative. Die klimatische Therapie und die Balneotherapie haben von der inneren Klinik ihren Ausgangspunkt genommen. Allein es kann andererseits nicht in Abrede gestellt werden, daß all' diese Heilmethoden wieder in's Stocken gerieten und an wissenschaftlichem Kredit verloren. Der Grund hierfür lag einerseits in der hyperkritischen Richtung dieser Zeit, andererseits in den beschränkten Einrichtungen der Kliniken, welche fast ausschließlich auf die Apotheken angewiesen waren. Es bedurfte neuer Anregung, um die diätetischen und physikalischen Heilmethoden wieder in die wissenschaftliche Medizin einzuführen.

Im Publikum aller Stände haben diese Heilmethoden mehr und mehr an Terrain gewonnen. Sie haben auch nicht verfehlt, in wissenschaftlichen Kreisen Beachtung und Würdigung zu finden und die Zurückhaltung, welche bisher beobachtet wurde, kann dadurch begründet werden, daß sie mehrfach durch laienhaften Enthusiasmus überschätzt und auf falsche Wege geleitet worden sind.

Deshalb darf aber ihre hohe Bedeutung nicht verkannt werden. Es ist ein unabweisbares Bedürfnis, daß diese wichtige therapeutische Richtung von den Vertretern der Wissenschaft in die Hand genommen, gelenkt und gefördert werde, sie muß in das Arbeitsfeld und den Lehrplan der Kliniken aufgenommen werden. Wir dürfen hoffen, daß die Kliniken mit den erforderlichen Einrichtungen und Mitteln hierfür in Bälde versehen werden.

Auch in die ärztliche Praxis ist die Anwendung der diätetischen und physikalischen Therapie seit geraumer Zeit eingedrungen. Der Arzt hat gegenwärtig fast täglich mit ihr zu thun. Allein es fehlt an gründlicher, auf eigener Anschauung beruhender Kenntnis und an sicherem Urteil in der Anwendung. Dasselbe, was vor Kurzem von der Ernährungstherapie gesagt ist, kann auf die ganze Gruppe dieser therapeutischen Richtung übertragen werden. Bei ihrer großen Bedeutung erfordern sie eine selbständige eingehende und kritische Bearbeitung, aber wir können uns nicht verhehlen, daß bisher eine wissenschaftliche Basis noch nicht gewonnen ist, überall begegnen wir Willkürlichkeiten in den Verordnungen und unklare widersprechende Ansichten über die Indikationen.

Hierin mehr Klarheit zu schaffen, und ein objektives, auf Wissenschaft und geprüfter Erfahrung begründetes Urteil zu ermöglichen, das ist die Aufgabe, welche wir uns mit der Gründung dieser Zeitschrift stellten. Die zahlreiche Unterstützung, welche wir von allen Seiten gefunden, und welche wir mit Freude und Dank konstatieren, giebt uns das Vertrauen, daß wir etwas Nützliches ins Werk gesetzt haben.

Unserem Plan entsprechend soll die neue Zeitschrift folgende Fächer enthalten:

Diätetik nach dem im Handbuch der Ernährungstherapie entwickelten Sinne. An diese würde sich die hygieinisch-prophylaktische Behandlung anschließen (Bekämpfung von Krankheitstendenzen, von erblicher Belastung, ferner die Makrobiotik, Verhütung der Senilitas praecox, allgemeine Gesundheitslehre u. a. m.).

Luft, Klima (Aerotherapie, Bergluft, Waldluft, pneumatische Kuren, Sauerstoff, Ozon 2c.).

Licht (Sonnenbäder, Dunkelheit, Einwirkung der Farben, Röntgen-Strahlen 2c.).

Kälte und Wärme.

Wasser (Hydrotherapie, Bäder aller Art, Thalassotherapie 2c.).

Elektrizität. — Massage. — Gymnastik.

Bewegungs- und Übungstherapie (Ruhe- und Liegekuren, Bewegung inkl. Sport, Trainiren, Bergsteigen, Terrainkuren, Apparattherapie 2c.).

Ausgeschlossen sollen sein die Pharmakologie, die Chemie der Heilquellen, auch die Krankenpflege, welche sämmtlich bereits ihr besonderes Organ besitzen.

Wir hoffen und dürfen erwarten, daß diese Zeitschrift einem dringenden praktischen Bedürfnis abhelfen und gerade den Ärzten eine Basis für die richtige Beurteilung und Anwendung der so wichtigen diätetischen und physikalischen Heilmethoden geben wird, Heilmethoden, welche bis heute fast ausnahmslos aus den Händen von Nichtärzten und Halbärzten überliefert wurden.

Berlin im Mai 1898.

E. v. Leyden. A. Goldscheider.

Die Herausgeber der Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie bekennen aufrichtig, daß sie „nichts Neues" bringen. Vor den Augen der nur im sensationellen „Neuesten" arbeitenden „Exakten" wird also das neue Organ keine Gnade finden. Wir aber denken, daß weder alles Gute neu, noch alles Neue gut ist, freuen uns vielmehr, daß nun, nachdem so manche Pioniere (H. Eberhard Richter, Hermann Steudel, Paul Niemeyer, Schweninger, sowie die Mitarbeiter der Hygieia u. A.) die undankbare Arbeit des Vorangehens geleistet haben und nachdem der gesunde Volksinstinkt in der sog. Naturheilkunde den guten Kern längst erkannt hat, auch Andere den Mut besitzen, dem „Zeitgeist" Rechnung zu tragen. Vielleicht wird nun auch mancher ärztliche Kollege, der es bisher als gar nicht oder noch nicht opportun gehalten hat, als Mitarbeiter der Hygieia zu figurieren, seine Schüchternheit ablegen.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die neue Zeitschrift auch die psychische Menschenbehandlung in den Kreis ihrer Aufgaben einbezöge und weniger die diätetischen und physikalischen „Methoden" als die individualisierende allgemeine Therapie vor ihrer Leserschaft erörtern würde. Vorläufig wollen wir zufrieden sein, daß überhaupt ein Fortschritt in der inneren Therapie angebahnt wird, der von selbst zu höherer Entwickelung drängt.

Gerster.

Die Impfkommission.

Der Bundesrat hatte unterm 16. Juni 1897 beschlossen:

den Reichskanzler zu ersuchen, nach Benehmen mit den Bundesregierungen eine Kommission von Sachverständigen behufs der Beratung darüber zu berufen, ob und inwieweit etwa nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft und der auf dem Gebiete des Impfwesens gemachten praktischen Erfahrungen eine Revision oder Ergänzung der zum Vollzuge des Impfgesetzes ergangenen Bestimmungen angezeigt erscheint."

In Gemäßheit dieses Beschlusses wurde in das Kaiserliche Gesundheitsamt zu Berlin auf 6. und 7. Juli 1898 eine Kommission einberufen, die aus folgenden Mitgliedern bestand:

Vorsitzender: 1. Dr. Köhler, Direktor des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Wirklicher Geheimer Ober-Regierungsrat, Berlin. Mitglieder: 2. Dr. Aub, Kgl. bayerischer Medizinalrat und Bezirksarzt, außerordentliches Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, München. 3. Dr. Böing, Praktischer Arzt, Berlin. 4. Bumm, Kaiserl. Geheimer Regierungsrat, vortragender Rat im Reichsamt des Innern, Berlin. 5. Dr. Burghagen, Königl. preußischer Stabsarzt, Referent im Kriegsministerium, Berlin. 6. Dr. Chalybaeus, Vorsteher des Impfinstituts für den Reg.-Bez. Dresden, ao. Mitglied des Kgl. sächsischen Landes-Medizinal-Kollegiums, Dresden. 7. Dr. Fischer, Großh. badischer Geheimer Hofrat, Vorstand der Großh. bad. Impfanstalt in Karlsruhe, Karlsruhe. 8. Dr. Flügge, Königlich preußischer Geheimer Medizinalrat und Professor, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Breslau. 9. Dr. Gaffky, Groß. hessischer Geheimer Medizinalrat und Professor, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Gießen. 10. Dr. Gerhardt, Kgl. preußischer Geheimer Medizinalrat und Professor, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Berlin. 11. Dr. Gerster, Kgl. preußischer Sanitätsrat, Braunfels. 12. Dr. Günther, Kgl. sächsischer Geheimer Rat, Präsident des Kgl. sächsischen Landes-Medizinal-Kollegiums, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Berlin. 13. Dr. Koch, Kgl. preußischer Geheimer Medizinalrat und Professor, Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Charlottenburg. 14. Dr. Krieger, Kaiserl. Geheimer Medizinalrat und Medizinal-Referent im Ministerium für Elsaß-Lothringen, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Straßburg i. Els. 15. Dr. Lent, Kgl. preußischer Geheimer Sanitätsrat, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Köln a. Rh. 16. Dr. Maubach, Kgl. preußischer Geheimer Oberregierungsrat und vortragender Rath im Ministerium des Innern, Berlin. 17. Dr. Neidhardt, Großh. hessischer Geheimer Ober-Medizinalrat, Darmstadt. 18. Dr. Pfeiffer, ao. Professor, Direktor des hygieinischen Instituts, Rostock. 19. Dr. Pfeiffer, Großh. sächsischer Geheimer Hof- und Medizinalrat, Direktor des Impfinstituts, Weimar. 20. Dr. Reincke, Medizinalrat, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Hamburg. 21. Dr.

Rembold, Königl. württembergischer Obermedizinalrat, Stuttgart. 22. Dr. Rubner, Königl. preußischer Geheimer Medizinalrat und Professor, Direktor der hygieinischen Institute, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Berlin. 23. Dr. Schmidtmann, Königl. preußischer Geheimer Medizinalrat, vortragender Rat im Ministerium der pp. Medizinal-Angelegenheiten, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes, Charlottenburg. 24. Dr. Schulz, Königl. preußischer Sanitätsrat, Berlin. 25. Dr. Siegel, Königl. sächsischer Medizinalrat, Stadtbezirksarzt, Leipzig. 26. Dr. Stumpf, Königl. bayerischer Medizinalrat, Zentral-Impfarzt, München. 27. Dr. von Tischendorf, Königl. preußischer Geheimer Ober-Regierungsrat und vortragender Rat im Reichs-Justizamt, Berlin. 28. Dr. Wilm, Marine-Stabsarzt im Reichs-Marineamt. 29. Dr. Wolffhügel, Königl. preußischer o. Professor, ao. Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes. Außerdem: 30. Dr. Wutzdorff, Kaiserlicher Regierungsrat, Mitglied des Kaiserl. Gesundheitsamtes. 31. Dr. Engelmann, desgl. 32. Dr. Goetzke, desgl. 33. Dr. Musehold, Königl. preußischer Stabsarzt, kommandirt zum Kaiserl. Gesundheitsamt. 34. Dr. Bassenge, desgl. Protokollführer: 35. Dr. Martius, Königl. bayerischer Oberarzt, kommandirt zum Kaiserl. Gesundheitsamt. 36. Dr. Boeder, Königl. sächsischer Oberarzt, kommandirt zum Kaiserl. Gesundheitsamt.

Die Kommission gieng in keine allgemeine Debatte über den Zweck und Nutzen der Impfung überhaupt ein, sondern beschränkte sich auf sorgfältige Beratung sämtlicher bisheriger Ausführungsbestimmungen zum Impfgesetz. Die Aufgabe der als „Impfgegner" beigezogenen Dr. Dr. Böing und Gerster war hiedurch gegeben. Ihren prinzipiellen Standpunkt, daß durch die Maßnahmen der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege der zuverläßigste Schutz gegen Blattern-Epidemien gegeben sei, so daß die Zwangsimpfung als dauernde Einrichtung unbedingt entbehrlich sei, aufrechthaltend, sagten sie sich, daß es unwürdig sei, wenn Ärzte, die auf diesem Standpunkte stehen, das einmal bestehende Impfgesetz durch Schein-Impfungen und falsche Zeugnisse zu umgehen suchen. Entweder müsse man überhaupt ablehnen zu impfen, oder sich loyal an die gesetzlichen Bestimmungen halten. Diese Bestimmungen seien aber in mancher Hinsicht einer Revision bedürftig; vor Allem müsse Sorge getragen werden, Gesundheitsschädigungen durch die Impfung nach Möglichkeit zu verhindern, resp. ganz auszuschließen. Es sei notwendig, die Impfung von Mensch zu Mensch zu verbieten, beim Impfakt die strengste Aseptik zu beobachten und jeden Fall wirklicher oder vermeintlicher Impfschädigung strenge zu untersuchen.

Die Beschlüsse der Kommission stellen ganz wesentliche Verbesserungen der Bestimmungen dar und werden, sobald der offizielle Bericht vorliegt, hier veröffentlicht werden.

Gerster.

Die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs durch den Arzt.

Von

Dr. **Becker** in Sprendlingen.

Der Kampf gegen den Mißbrauch geistiger Getränke hat in den letzten Jahren erhebliche Fortschritte gemacht, immer neue Anhänger aus allen Schichten der Bevölkerung schließen sich der Mäßigkeitssache an, so daß die Hoffnung nicht unberechtigt erscheint, daß der Kampf gegen diesen Feind der Menschheit zu siegreichem Ende geführt werden wird. Wenn in einem Kreise auch jeder, einerlei welchem Stande er angehört, vieles zur Aufklärung über den Mißbrauch geistiger Getränke und die nachteiligen Folgen eines solchen beitragen kann, so sind es doch ganz besonders die Vertreter zweier Berufe, die in hervorragender Weise hiezu geeignet erscheinen: der Arzt und der Geistliche. Beide haben infolge ihrer Stellung zu der großen Masse des Volkes, durch ihren großen Verkehr sowohl mit den Einzelnen, als auch mit ganzen Familien am besten Gelegenheit, über die Schädigungen, die der Alkoholmißbrauch im Gefolge hat, zu sprechen. Wenn auch bis heute leider noch ein großer Teil der Ärzte dieser Bewegung fernsteht, wenn, es muß dies offen ausgesprochen werden, gerade der ärztliche Stand einen hohen Prozentsatz von Alkoholikern liefert, so ist doch mit Sicherheit zu erwarten, daß mit der fortschreitenden Erkenntnis des Einflusses des Alkohols auf den menschlichen Organismus auch hierin eine Wandlung zum Bessern eintritt und daß die Zeit nicht mehr allzufern sein wird, in der die Ärzte die tüchtigsten Vorkämpfer in dieser guten Sache werden *müssen*, nachdem ihnen ihre Wissenschaft selbst die Notwendigkeit zu diesem unblutigen Kampfe bewiesen hat.

Der Arzt kann in mehrfacher Weise den Mißbrauch geistiger Getränke bekämpfen: als Mensch wird er den Kampf führen müssen in seiner Familie einerseits, andererseits im öffentlichen Leben und zwar in beiden Fällen durch Belehrung und ein vorbildliches Leben. Den Kampf gegen den Alkoholmißbrauch in seiner Familie wird er mit Leichtigkeit führen können, wenn ihm hierbei die Familienmitglieder mit Verständnis begegnen; er wird häufig Gelegenheit nehmen können, auf die schädlichen Folgen hinzuweisen, die der übermäßige Genuß geistiger Getränke veranlaßt, indem er Fälle von Selbstmord, Verbrechen, Unglücksfälle 2c., die auf Trunksucht zurückzuführen und die ja täglich in den Tageszeitungen zu finden sind, zur Kenntnis der Familienmitglieder bringt und auch das Dienstpersonal seines Hauses darauf aufmerksam macht, ihm derartige Fälle zu lesen gibt und eindringlich vor dem Genusse geistiger Getränke warnt. Daß der Arzt als Mitglied eines Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke die Mäßigkeitsvorschriften den Hausbewohnern zugänglich macht, daß er besonders wichtige Stellen anstreicht und

diese Blätter zum Lesen weiter gibt, muß bei einem systematisch geführten Kampfe als selbstverständlich gelten. Bei allen diesen Bestrebungen kann die Hausfrau ganz wesentlich mitwirken durch die Belehrung der Kinder und des Dienstpersonals. Mehr als alle Belehrung aber wirkt das Vorbild. In der Familie des Arztes sollen daher geistige Getränke nur ganz ausnahmsweise auf den Tisch gebracht werden, denn was nützt es, Enthaltsamkeit und Nüchternheit zu predigen, zu jeder Mahlzeit aber Wein und Bier herbeischaffen zu lassen, damit die Herrschaft ihren „Verdauungsschluck" hat. Hier kann nur strengste Selbstzucht wirkliche Erfolge zeitigen; nur wenn jedes Mitglied des Haushaltes sieht, daß die Worte des Familienoberhauptes nicht leere Worte bleiben, sondern daß den Worten gemäß auch gehandelt wird und geistige Getränke nicht oder nur höchst selten genossen werden, nur dann können die Mitglieder der Familie sich ein Beispiel nehmen und dem Vorbilde nachzustreben suchen. Daß für den Ausfall an geistigen Getränken ein Ersatz geschaffen werden muß, ist ganz natürlich und stehen uns zu diesem Zwecke ja heute bereits eine ganze Reihe alkoholfreier Getränke zur Verfügung; das beste Ersatzmittel dürfte jedoch das Obst sein, das in getrocknetem Zustand zu billigem Preise wohl überall zu haben ist. Zur Durchführung der Mäßigkeitsbestrebungen im Hause gehört allerdings ein gewisser Mut den Freunden und der Gesellschaft gegenüber, von denen die ersteren gewöhnlich mit billigem Spott über dieses Verhalten herfallen, während man bei der letzeren leicht in den Verdacht des Geizes kommen kann. Ersteren begegnet man am besten mit der Bemerkung, daß die Erfahrung gezeigt, daß man bei nüchterner Lebensweise am besten den Aufgaben seines Berufes gewachsen sei, daß man sich dabei außerordentlich wohl fühle und daß nur ein Thor wissentlich gegen seine Gesundheit fehle, dem Verdachte des Geizes aber begegnet man dadurch, daß man Freunden wohl Wein oder Bier je nach Wunsch zur Verfügung stellt mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß die Familienmitglieder geistige Getränke nicht genießen.

Im öffentlichen Leben sind wir leider heute noch gezwungen, und dies besonders auf dem Lande, unseren Grundsätzen in gewisser Hinsicht untreu zu werden, da sich das öffentliche Leben zum großen Teil in den Wirtshäusern abspielt, diese aber noch nicht als Reformwirtshäuser eingerichtet sind, unser Aufenthalt in denselben also notwendigerweise nur gestattet ist gegen den Konsum geistiger Getränke. Aus diesem Grunde aber das Wirtshaus ganz zu meiden, halte ich für verfehlt, denn gerade im Wirtshaus finden wir diejenigen, denen unsere Hilfe am nötigsten thut und wenn wir diese am Biertisch auch nicht dem Schnapsteufel entreißen können, so ist uns doch vielfach Gelegenheit geboten, sie anderen Gästen als warnendes Beispiel vor Augen zu führen und an ihnen die Folgen des übermäßigen Alkoholgenusses in den einzelnen Stadien geradezu zu demonstrieren und so vor Nachahmung zu warnen. Andererseits müssen wir bedenken, daß 95% aller Vereine ihre Zusammenkünfte in Wirtshäusern abhalten und wer von uns Deutschen gehört denn nicht mindestens einem Verein an? In diesem Vereinsleben aber ist gerade dem Temperenzler Gelegenheit gegeben, durch Auflegen der Mäßigkeitsschriften, durch Besprechung einzelner Aufsätze, die sich mit den Mäßigkeitsbestrebungen befassen, Aufklärung zu schaffen und durch möglichst große persönliche Enthaltsamkeit sehr segensreich zu wirken. Bei Veranstaltung von Festlichkeiten, die von diesen Vereinen ausgehen, können wir die Mäßigkeitssache in mannigfacher Hinsicht fördern, z. B. können wir darauf einwirken, daß derartige Feste, die ja meistens im Sommer stattfinden, mög-

lichst in Gottes freier Natur abgehalten werden, daß den Wirten verboten wird, bei diesen Festlichkeiten Branntwein in Zapf zu nehmen, daß für Jugendspiele ꝛc. in so reichlichem Maße gesorgt ist, daß das Fest nicht zu einem Trinkgelage ausarten kann. Außerdem müssen wir durch Verteilung von Flugblättern die breite Masse des Volkes über die Schädlichkeiten des übermäßigen Alkoholgenusses aufzuklären suchen und von Zeit zu Zeit die in unserem Wirkungskreise erscheinenden Tageszeitungen veranlassen, kleinere Artikel über die Mäßigkeitsbestrebungen zu veröffentlichen. Soweit dürfte die Thätigkeit des Arztes als Mäßigkeitsapostel dieselbe sein, wie die jedes anderen Menschen, doch wird der Erfolg seiner Thätigkeit ein wesentlich größerer sein, wenn er seinen Bestrebungen als Arzt Nachdruck verleiht, denn kein anderer kennt die nachteiligen Folgen, die der übermäßige Alkoholgenuß dem Körper zufügt, genauer als der Arzt, der während des Lebens die Krankheiten zu behandeln hat, die den Trinker als solchen treffen und der dann bei der Eröffnung der Leichen die Verheerungen sehen kann, die dieses Gift in den einzelnen Organen des Körpers angerichtet und das selbst die stärkste Natur gar oft einem langen Siechtum entgegengeführt hat. Darum ist es unsere Pflicht als Ärzte, den Gesunden gegenüber immer und immer wieder die schädlichen Folgen zu betonen, die der übermäßige Genuß von Alkohol verursacht, es ist unsere Pflicht, durch Besprechungen und öffentliche Vorträge dem Publikum den wahren Wert des Alkohols klarzumachen, das ja bis heute noch zum größten Teil den Alkohol als Nahrungs- und Stärkungsmittel zu betrachten gewohnt ist. Zu gleichem Zweck halten wir es daher auch für recht praktisch, wenn die Ärzte in ihren Warteräumen neben unterhaltenden Schriften auch die „Mäßigkeitsblätter", „Blätter zum Weitergeben" ꝛc., kurz alle Schriften auflegen, die sich mit den Mäßigkeitsbestrebungen beschäftigen. Daß wir die Eltern, die uns das Wohl ihrer Familien anvertraut haben, als Hausärzte ganz davor warnen, den Kindern geistige Getränke zu verabreichen, bedarf nach dem seither Gesagten keiner weiteren Begründung.

Das Verhalten des Arztes dem Kranken gegenüber in Bezug auf die Frage: „Soll dem Kranken Alkohol gereicht werden?" hat in den letzten Jahren eine wesentliche Änderung erfahren. Obwohl wir noch heute auf vielen Cognak- und Weinflaschen die nichtssagenden Worte, die aber das Publikum irrezuführen berechnet waren, lesen: „Ärztlich empfohlen," so ist doch der Verbrauch der Alkoholika am Krankenbett ganz wesentlich eingeschränkt worden, nachdem die günstigen Erfolge, die man von der Verabreichung geistiger Getränke erwartet hatte, häufig ausgeblieben sind. Ja in manchen Krankheiten, bei denen der Arzt früher Cognak oder starke Südweine in großen Dosen angewandt hat, ist heute die Verabreichung dieser Getränke als nicht zweckentsprechend verlassen, da der Arzt imstande ist, die einzig günstige Wirkung des Alkohols, die vorübergehende Steigerung der Herzthätigkeit nämlich, durch andere unschädliche Mittel in prompterer Weise zu erreichen. Während man z. B. bei der am weitest verbreiteten Krankheit, der Schwindsucht, ohne Cognak ꝛc. nicht auskommen zu können glaubte, ist gegenwärtig die Verabreichung geistiger Getränke bei diesem Leiden fast völlig verlassen, ja für gewisse Stadien der Krankheit ganz direkt zu untersagen, da der schädliche Einfluß mit Sicherheit erwiesen ist. So wurde auch bei den Verhandlungen über die planmäßige Schwindsuchtsbekämpfung von verschiedenen Seiten darauf hingewiesen, daß gerade der übermäßige Alkoholgenuß den Verlauf der Schwindsucht sehr ungünstig beeinflußt; so sprach sich Herr Direktor Gebhard aus Lübeck bei dieser Gelegenheit folgender-

maßen aus: „Auch die schädliche Wirkung des Alkohols ist unter diesem Gesichtspunkte zu betrachten. Auch wo es sich nicht um eigentliche Trinker handelt, ist doch der tägliche Besuch von Wirtshäusern, der gewohnheitsmäßige Genuß alkoholischer Getränke von großem Einfluß auf die gesundheitswidrige Lebensweise gewesen, unter deren Entwickelung die Vorbedingungen für die Entwickelung der Tuberkulose ja vielfach entstehen. Darum ist es wichtig, darauf hinzuwirken, daß der aus einer Heilanstalt Entlassene sich dieser Schädlichkeiten in Zukunft möglichst enthält und das muß ihm der Arzt beibringen.“ — Herr Dr. Wolf, der Leiter einer Heilanstalt für Lungenkranke in Reiboldsgrün, bemerkt: „Immer im Bestreben, die Arbeiter in normalen Verhältnissen zu halten, muß ich auf die Alkoholfrage eingehen. Es ist meine Überzeugung, daß man die Leute zu dem Glauben erziehen soll, daß übermäßiger Alkoholgenuß schädlich und daß es ein arger Aberglaube ist, daß der Alkohol die Lunge heile. Ich halte es für richtiger, wenn man den Kranken zeigt, daß sie auch mit einem Glase Bier leben können, ohne Schnaps zu trinken und dabei gesünder werden.“ Bei dieser Sachlage ist es daher ärztlicherseits mit Freuden zu begrüßen, daß auch die „Ratschläge für Lungenkranke“, die die hanseatitche Versicherungsanstalt in Lübeck zusammengestellt hat, obigen Thatsachen Rechnung tragen und demgemäß lauten: „Des Genusses von geistigen Getränken soll sich der Lungenkranke ganz enthalten, soweit ihm ein solcher nicht im einzelnen Falle vom Arzte empfohlen oder erlaubt wird. An dem einen oder andern Tage einmal eine Flasche Bier zu genießen, ist zwar unschädlich, Übertreibungen im Genusse von Bier und der Genuß sonstiger geistiger Getränke aber rächen sich oft durch den Eintritt von Lungenblutungen.“

Auch bei einer ganzen Reihe anderer Krankheiten ist die Verabreichung geistiger Getränke ganz wesentlich eingeschränkt worden, nachdem es gelungen ist, durch spezifische Behandlungsweisen den Verlauf der Krankheiten zu mildern und die Sterblichkeitsziffer herabzudrücken; der Arzt ist heute imstande, auch die schwersten Erkrankungen ohne Zuhilfenahme des Alkohols mit günstigem Erfolge zu behandeln, ohne sich dadurch in den Augen des Schulmediziners etwas zu vergeben. Aus diesen kurzen Bemerkungen dürfte zur Genüge hervorgehen, daß gerade der Arzt berufen erscheint, den Kampf gegen den Alkohol mit aller Energie aufzunehmen: wir haben als Ärzte nicht nur Kranke zu heilen, sondern wir haben auch die sittliche Verpflichtnng, die Gesunden vor Krankheiten zu bewahren, wenn wir aber täglich sehen, wie auch der Gesündeste zwar langsam, aber sicher unter dem übermäßigen Alkoholgenuß dahinsiecht, dann muß doch jedem Arzte die Berechtigung der Mäßigkeitsbewegung klar sein und er sollte sich keinen Augenblick besinnen, sich ihr anzuschließen zum Wohle seiner selbst, zum Wohle seiner Familie und der gesamten Menschheit.

„Ärztliche Rundschau“ VII., 22.

Zur Kritik des Heilserums.

In der Gesellschaft der Ärzte in Wien hielt Professor Dr. Kassowitz kürzlich einen Vortrag über „Heilserumtherapie und Diphtherietod", über welchen die „Wiener med. Presse" (No. 23, 1898) in folgender Weise referiert:

Vortragender weist einleitend darauf hin, daß die unter analogen Verhältnissen wie das Diphtherieserum dargestellten Heilsera, das Tetanusantitoxin, das Pestserum, sich in der Praxis durchaus nicht bewährt haben. Bezüglich des Diphtherieserums wird behauptet, daß die Empirie zu dessen Gunsten entschieden habe, daß die Ergebnisse der Statistik für dasselbe sprechen. Aber man hat sich fast allgemein nur auf das Herabgehen der relativen Mortalität gestützt, obwohl die Bezugnahme auf die absolute Mortalität an Diphtherie näher gelegen wäre und verläßlichere Aufschlüsse gegeben hätte.

Die relative Mortalitätsziffer kann aber auf zweierlei Weise herabgemindert werden, entweder indem wirklich ein Teil der Kranken gerettet wird, oder auch indem mehr Menschen für diphtheriekrank erklärt und als solche behandelt werden als früher: Dies letztere ist schon von vornherein nach der ganzen Lage der Verhältnisse als wahrscheinlich anzunehmen, zunächst wegen der dringenden Mahnung Behring's, die Kranken möglichst frühzeitig der spezifischen Behandlung teilhaftig werden zu lassen, wodurch nicht nur ein größeres, sondern im Vergleich zu früher auch günstigeres Krankenmaterial sowohl den Krankenhäusern als durch die Anzeige an die Sanitätsbehörden der Statistik überantwortet wurde. Das zweite Moment, welches in demselben Sinne wirksam sein mußte, war der Umstand, daß an Stelle der klinischen die bakteriologische Diagnose getreten war, wodurch alle, auch die leichtesten Fälle als Diphtherie deklariert wurden, sobald nur der Diphtheriebazillus konstatiert war. Diese logische Folgerung und Vorhersage wird aber durch die Thatsachen bestätigt. Fast alle Spitäler weisen in den Serumjahren eine Zunahme der Diphtheriekranken um das zwei- bis fünffache gegen früher auf. Dasselbe läßt sich für die Vermehrung der Diphtherieanzeigen nachweisen. Übrigens waren die Verhältnisse in den früheren Jahren nicht gar so schlimm, als man sie gerne darstellt; so betrug die Letalität in sämtlichen deutschen Krankenanstalten im Durchschnitte von 1883—1893 nur 26,9 Prozent, eine Zahl, die heute trotz Serum von vielen Kinderspitälern überschritten wird.

Große Schwankungen in der absoluten Mortalität an Diphtherie hat man auch in früheren Zeitepochen beobachtet. So ist in Madrid die Diphtherietodesziffer von 1587 des Jahres 1886 auf 763 im Jahre 1889 und gar auf 196 im Jahre 1893 herabgegangen. Ein solcher jäher Absturz hätte jeder Therapie zum Triumph verhelfen können. Und thatsächlich hat man die Verminderung der absoluten Mortalität in vielen deutschen Städten, dann in Paris und in Wien ohne weiteres in dieser Weise fruktifizieren wollen. Für Wien kennt man die Gründe dieses Herabgehens ganz genau, da jeder Praktiker weiß, daß seit einigen Jahren die schweren Diphtheriefälle außerordentlich selten geworden sind. Aber dies ist nicht überall der Fall.

In einer ganzen Reihe von Städten, wie Moskau, London, New-York, hat sich in der Serumperiode gar nichts an der absoluten Mortalität geändert, und in einigen anderen Städten, wie Triest und Petersburg, hat sich herausgestellt, daß das Serum einer ernstlichen Epidemie gegenüber vollständig machtlos ist. Aber all diese für das Serum in hohem Maße ungünstigen Thatsachen werden von den Serumfreunden konsequent verschwiegen, während sie mit Vorliebe auf diejenigen Städte hinweisen, in welchen infolge der nie ausbleibenden Schwankungen in der Stärke der Epidemie geringere Todesziffern verzeichnet werden.

Was nun die klinische Beobachtung betrifft, so wurde behauptet, daß sich das Heilserum bei der strengsten klinischen Prüfung vollständig bewährt habe. Gleichwohl spricht sich eine Reihe von Autoren (Winters, Lennox Brown, Rose) im allgemeinen ungünstig über das Serum in klinischer Beziehung aus Was nun die einzelnen Symptome betrifft, so zweifelt niemand daran, daß Lähmungen und Nierenaffektionen direkte Wirkungen des Diphtheriegiftes darstellen; ebenso unzweifelhaft ist es aber heute, daß diese beiden Symptome durch das Heilserum in keiner Weise beeinflußt werden. Man hat dies so zu erklären versucht, daß bei der größeren Anzahl der vom Diphtherietod Geretteten auch entsprechend mehr in die Lage kämen, derartige Spätsymptome aufzuweisen. Aber damit gesteht man die Machtlosigkeit des Serums auf dieselben ein. Man hat auch eingewendet, daß es sich in allen diesen Fällen à priori um irreparable Störungen handle, gegen welche das Serum zu spät komme. Aber es finden sich darunter Fälle, welche schon am ersten Tage gespritzt wurden, und es ist auch nicht erklärlich, warum der irreparabel geschädigte Nerv oder das Nierenepithel wenigstens noch eine Zeit lang ganz normal funktionieren könne.

Bezüglich des Fiebers wurde ursprünglich von Behring, Kossel, Baginsky angegeben, daß es nach der Injektion definitiv abfalle. K. hat allerdings, besonders in den letzten Jahren, Fälle mit kritischem Fieberabfall gesehen, aber das waren durchaus Fälle, in welchen er nicht spritzte, leichte und mittelschwere Fälle; und das gleiche kann man gelegentlich auch bei sehr schweren Fällen sehen. Die übergroße Zahl der Autoren konnte den angegebenen Einfluß der Injektion auf das Fieber nicht bestätigen. Man hat allerdings behauptet, daß in den Fällen, in welchen das Fieber nicht herabgeht, die angewendete Dosis zu klein war. Die Dosierung bildet nun einen der wundesten Punkte der ganzen Heilserumlehre. Durch eine der jüngsten Publikationen Ehrlich's wurde bekannt, daß die meisten früheren Bestimmungen nach Antitoxineinheiten unzuverlässig waren, weil das verwendete Testgift nach kurzer Zeit einen großen Teil seiner Wirkung, bis ein Fünftel des ursprünglichen Wertes, verliert. Dadurch werden die ursprünglich verwendeten Mengen, mit welchen man so glänzende Resultate erzielt haben wollte, so weit herabgedrückt, daß ihre Verwendung einem exspektativen Verfahren schon sehr nahe kommt. Gegenwärtig ist man aber bei einer Anfangsdosis von 1500 Antitoxineinheiten angelangt, welche unter Umständen auf 10,000 Antitoxineinheiten und mehr gesteigert wird.

Auch die Angaben bezüglich der Besserung des Allgemeinbefindens stimmen nicht durchweg überein. Übrigens hat man auch früher oft genug in leichten und mittelschweren Fällen einen rapiden Umschwung im Allgemeinbefinden gesehen. Die gleiche Dissonanz herrscht bezüglich der Veränderungen des lokalen Prozesses. Während z. B. Baginsky von überraschenden Veränderungen spricht, hat sein Assistent Katz an demselben Material nichts

derartiges gesehen. Kossel behauptete, daß es niemals zum absteigenden Kroup komme; wir wissen heute, daß dies nicht richtig ist, daß nach wie vor die meisten Diphtheriekranken an absteigendem Kroup sterben. Das Weiterschreiten des Prozesses trotz wiederholter Injektionen läßt sich oft genug klinisch nachweisen.

Auch daß der Verlauf der Operationen, wie die Serumfreunde behaupten, besser geworden sei, ist nicht richtig. Sowohl die Mortalität der primär Tracheotomierten wie der sekundär (nach Intubation) Tracheotomierten, wie schließlich der Intubierten ist eine erschreckend große geblieben, ja es giebt diesbezüglich Jahre ohne Serum, in welchen die Zahlen viel günstiger waren.

Zum Schlusse kommt Redner auf die Grundlage der ganzen Serumtherapie, auf den Diphtheriebazillus, zu sprechen. Bis vor wenigen Jahren galt der Löffler'sche Bazillus unbedingt für den Erreger der echten Diphtherie, und auch K. hat ihn dafür gehalten. In letzter Zeit sind mannigfache Zweifel an seiner Pathogenität aufgetaucht. Hieher gehören die Befunde des Diphtheriebazillus bei Scharlach (in 54 Prozent der Fälle Ranke's), bei Gesunden (Variot in 40 Prozent einer chirurgischen Ambulanz von ungefähr 500 Kindern, Fiebiger in 20 Prozent der Soldaten einer Kaserne), bei Leuten, deren Mund- und Rachenschleimhaut durchaus nicht intakt war (Aphthen, Stomatitis ulcerosa, Noma, syphilitische Angina, Masern, im Belage nach Tonsillotomie), im Sputum von Phthisikern, in der Konjunktiva. Auffallend ist ferner die Thatsache, daß der größere Teil der von Diphtherie Genesenen noch Diphtheriebazillen durch Wochen und Monate beherbergt. K. giebt in kurzen Zügen die Perspektive, die sich darbietet, wenn man aus diesen Thatsachen die praktischen Konsequenzen bezüglich Isolierung u. s. w. ziehen würde. K. möchte nicht den Anschein erwecken, als ob er das Ansehen der bakteriologischen Funde untergraben möchte. Er setzt vielmehr in die bakteriologische Forschung das größte Vertrauen und ist überzeugt, daß es ihr noch gelingen wird, den wahren Erreger der Diphtherie zu entdecken.

In dieser Sache schreibt Dr. Krüche in seiner „Ärztl. Rundschau" Nr. 28 sehr richtig:

„Es ließ sich erwarten, daß auf den Angriff von Professor Kassowitz in Wien gegen das Diphtherieheilserum oder vielmehr gegen die Überschätzung desselben eine ziemlich geharnischte Antwort erfolgen würde. In der That hat nun Prof. Ad. Baginsky in Berlin in Nr. 27 der Berl. klin. Wochenschrift eine solche erlassen, die aber nach Ton und Inhalt dem Leser keine große Freude bereitet. Anstatt die beiden Hauptargumente von Kassowitz zu widerlegen, daß nämlich in Triest und London die Sterblichkeit an Diphtherie nach Einführung und sorgsamster Verwendung des Serums kolossal gestiegen sei und demnach der Rückgang in Berlin, Wien und anderen Orten ebensogut in zufälliger Koïncidenz mit der Einführung des Serums seine Ursache haben könne, ferner, daß die im Jahre 1894 mit Serum geheilten Fälle nach den jetzigen Anschauungen der Serumfreunde viel zu wenig Serum erhalten haben, so daß man beinahe von einer rein exspektativen Behandlung sprechen könne, verbreitet sich Baginsky unter allerhand persönlichen Ausfällen über das schlechte Serum der Engländer, welches viel zu schwach gewesen sei, und bedenkt nicht, daß im Jahre 1894, welches in Deutschland die Serumbehandlung inaugurierte, ebenfalls sehr

geringe Stärken des Serums verwendet wurden, daß aber trotzdem die Sterblichkeit stärker heruntergieng als im vergangenen Jahre, wo man viel größere Serumdosen verwandte. Die von Rosenbach u. A. unzweifelhaft nachgewiesenen Wellenbewegung aller Infektionskrankheiten, welche sich dadurch manifestiert, daß eine Reihe von Jahren eine bestimmte Infektionskrankheit auffallend günstige „Heilresultate" und eine andere Reihe von Jahren trotz derselben Therapie auffallend ungünstige Heilresultate aufweist, daß es somit bedenklich ist, nur auf „klinische Erfahrungen" zu pochen, scheint Baginsky, wie allen anderen Serumfreunden, völlig entgangen zu sein. Es ist gewiß menschlich begreiflich und kann einem in seinem Berufe aufgehenden Arzte nur zum Lobe gereichen, wenn er in seiner Freude darüber, daß eine früher häufiger tödliche Krankheit auf einmal eine größere Heilungsziffer zeigt, dem angewandten Mittel eine gewisse herzliche Zuneigung entgegenbringt. Aber diese Zuneigung darf doch nicht das Recht verleihen, diejenigen, welche als kühl wägende Männer der Sache gegenüberstehen, als „Kassowitze" zu verunglimpfen. Baginsky teilt triumphierend mit, daß in seinem Krankenhause die Sterblichkeit an Diphtherie betrug:

1891	33,3 Proz.	1895	10,6 Proz.
1892	36,1 „	1896	9,09 „
1893	42,1 „	1897	8,6 „
1894	27,7 „	1898	13,3 „

Wie soll es nun werden, wenn sich die Wellenbewegung wieder aufwärts wendet, wie es nach der letzten Ziffer beinahe den Anschein hat? Wer soll die Verantwortung übernehmen, wenn trotz vieler tausender eingespritzter Einheiten die Diphtherie wieder ihre 30 Prozent Opfer fordert? Auf wen wird sich dann die berechtigte Entrüstung des Publikums ergießen? Solche Erwägungen sollten uns Ärzte doch vorsichtiger machen. Eine Enttäuschung könnte uns verhängnisvoll werden."

Regeln
für die
Pflege und Ernährung der Kinder im ersten Lebensjahre.

(Im Auftrag des „Vereins der Medizinalbeamten des Regierungsbezirks Düsseldorf" im Jahre 1883 zusammengestellt; 1890 und 1893 ergänzt und seitens der Königl. Wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen zur möglichst weiten Verbreitung unter dem Laienpublikum empfohlen.)

Regeln für die Kinder.

1. Muttermilch ist die naturgemäßeste und beste Nahrung für Neugeborene; deshalb stille jede Mutter ihr Kind womöglich selbst, wenigstens während der ersten Monate. Kinder, die von der eigenen Mutter gestillt werden, gedeihen am besten, erkranken und sterben am seltensten. Eine Mutter, welche gesund ist und ihr Kind selbst nähren könnte, verletzt eine ihrer heiligsten Pflichten, wenn sie sich dem Selbststillen entzieht.

2. Beim Stillen, mit dem Mehrwöchnerinnen am Ende des ersten Tages beginnen können, Erstwöchnerinnen dagegen am zweiten Tage nach der Geburt, falls Milch schon vorhanden ist, werde eine gewisse Ordnung beobachtet. Das Kind bedarf im ersten Lebensjahre durchschnittlich 7 Mahlzeiten in 24 Stunden, doch muß es in den ersten Wochen häufiger, 8—10 Mal angelegt werden, namentlich, wenn es frühgeboren oder schwächlich ist. Nachts werde das Kind frühzeitig an eine längere, etwa 5 bis 6 stündige Pause im Trinken gewöhnt. Die Brust soll nicht als ein Beruhigungsmittel des Kindes betrachtet werden. Vor und nach dem Stillen werde die Warze mit einem in reines Wasser getauchten leinenen Läppchen abgewaschen.

Das Stillen soll womöglich bis zum 9. Lebensmonat oder doch mindestens bis zum Durchbruch der ersten Zähne fortgesetzt und nicht plötzlich abgebrochen werden, namentlich nicht während der heißen Jahreszeit und ohne daß das Kind außer der Muttermilch etwas Kuhmilch 2 bis 3 mal täglich bekommen und vertragen hat.

3. Reicht die Milch der Mutter nicht aus, so ist es am besten, nebenbei verdünnte Kuhmilch zu geben. Das frühe Füttern mit Mehl-, Semmelbrei, Zwieback, Kartoffeln ist ganz zu verwerfen; erst nach dem 9. Monat darf neben der Milch Brei von Zwieback, Semmel, Gries, Weizen- oder Reismehl mit Milch, auch fettlose Fleischbrühe mit einem halben, später einem ganzen Eigelb gegeben werden, nicht aber Brot oder Kartoffeln. Die Hauptnahrung muß auch dann noch immer die Kuhmilch bleiben.

4. Ist das Selbststillen nicht möglich — Geduld und Ausdauer führen oft noch zum Ziele — so ist der beste Ersatz der Muttermilch die Milch einer gesunden Amme, und wenn dieselbe nicht beschafft werden kann, unabgerahmte Kuh- oder Ziegenmilch.

5. Um die Kuhmilch der Muttermilch ähnlich und für das Kind verdaulich zu machen, müssen folgende Maßnahmen getroffen werden, deren genaues Befolgen für das Gedeihen des Kindes nicht dringend genug empfohlen werden kann:

a) Die Milch muß sofort in einem emaillirten oder irdenen und glasierten Topfe unter fortwährendem Umrühren gekocht und darauf bis zum Erkalten weiter gerührt werden, um die Ausscheidung des Rahms zu verhüten.

b) die Aufbewahrung der gekochten Milch geschieht in einem gut zugedeckten Gefäße an einem kühlen Orte. Zweckmäßiger ist es, die abgekochte noch heiße Milch auf eine Anzahl kleiner Flaschen (Medizin-Flaschen) zu verteilen, welche mit guten Korken wohl verschlossen und in einem Gefäß unter Wasser aufbewahrt werden. Diese Teilflaschen sind ebenso wie die Korke unmittelbar vor dem Einfüllen in Wasser auszukochen.

c) Um die Milch frei von Krankheits-Keimen zu machen, ist der Kochapparat nach Professor Soxhlet sehr zu empfehlen.

d) Die Kuhmilch muß verdünnt werden, und zwar hat die Verdünnung genau nach der beiliegend aufgestellten Tabelle zu geschehen. Abweichungen sind nur ausnahmsweise und nur mit Erlaubnis des Arztes gestattet. Die Verdünnung geschieht entweder mit gekochtem Wasser oder mit einer dünnen Hafergrützabkochung (1 Eßlöffel voll Grütze auf 1 Liter kochendes Wasser $^1/_4$ Stunde

gekocht und durchgeseit.) Die so vorbereitete Milch werde dann durch Zusatz von Zucker schwach versüßt (am besten ¼ Theelöffel voll Milchzucker für jede Mahlzeit) und nunmehr auf 35—37,5° C. (= 28—30° R.) erwärmt verabreicht.

6. Zur Verabreichung der Nahrung nehme man eine Saugflasche von weißem Glas mit einem schwarzen Gummihütchen; Flaschen mit langen Saugröhren und die grauen, meist bleihaltigen Gummihütchen sind zu verwerfen, erstere der schwierigen Reinigung, letztere der Giftigkeit wegen. Ein in der Saugflasche gebliebener Rest darf nicht mehr zur nächsten Mahlzeit verwendet werden.

7. Die Saugflasche und die Kochgefäße reinige man sofort nach dem Gebrauch mit heißem Wasser und halte sie bis zur nächsten Verwendung mit reinem, kaltem Wasser gefüllt. Das Gummihütchen werde nach jedesmaligem Gebrauch, namentlich auch auf der Innenseite, gründlich abgewaschen und in reines, kaltes Wasser gelegt. Es ist zweckmäßig, mehrere Flaschen und mehrere Gummihütchen im Gebrauch zu haben. Nie soll das Hütchen oder gar ein Lutschbeutel dem Kinde als Beruhigungsmittel in den Mund gegeben werden.

8. Es ist nicht notwendig, die Milch immer von einer Kuh zu nehmen; wenn das Kind dabei nicht gedeiht, so ist zunächst ein Wechsel der Milch vorzunehmen und recht bald der Arzt zu Rate zu ziehen.

9. Die künstlichen Ersatzmittel der Milch (Kindermehle, Schweizermilch) stehen der genannten Ernährungsweise bei weitem nach und passen nicht für die ersten 3 Monate.

10. Bei Verdauungsstörungen (Erbrechen, Durchfall) empfiehlt sich, ehe die anzuratende ärzliche Hülfe zur Stelle ist, dünner Hafer- oder bei Durchfall Gerstenschleim. Dieser Schleim ist täglich mindestens zweimal aus einem Kaffelöffel voll Grütze oder zerstoßener grober Gerste, die mit einer Tasse Wasser 15 Minuten lang gekocht und dann durchgeseit wird, frisch zu bereiten und an einem kühlen Orte aufzubewahren, damit er nicht sauer wird.

11. Künstliche Beruhigungsmittel (Mohnköpfe und dergl.) sind strenge verboten.

12. Wohn- und Schlafräume, deren Temperatur nicht über 18,5° C. (= 15° R.) betragen darf, sind fleißig zu lüften; das Trocknen der Wäsche in denselben ist thunlichst zu vermeiden; Ausleerungen der Kinder sind sofort zu beseitigen. Kochdunst ist dem Kinde schädlich. Dasselbe darf im Sommer schon 14 Tage, im Winter erst ¼ Jahr nach der Geburt bei guter Witterung ins Freie gebracht werden.

13. Die Kleidung des Säuglings sei warm, aber nicht zu eng und nicht zu fest anschließend; die Arme sollen frei bleiben und nicht mit eingewickelt werden. Festes Wickeln schadet der Gesundheit.

14. Das Kind soll nicht stundenlang an der Brust liegen und unter keinen Umständen mit ins Bett genommen werden, da dadurch Gefahr entsteht, daß dasselbe im Schlafe von der Mutter oder Amme erdrückt wird.

15. Das Kind muß, wenn irgend möglich, sein eigenes Bettchen mit hohen Seitenwänden haben; man gewöhne es nicht an eine Wiege, auch nicht an Schaukeln auf den Armen, decke es nicht zu warm

zu, lüfte das Bett fleißig und wechsele Leib- und Bettwäsche, sobald dieselbe feucht oder beschmutzt ist.

16. Ein laues Bad (33,5° C. = 27° R.) täglich von 4—6 Minuten ist den Waschungen vorzuziehen; stets wasche man zuerst das Gesicht. Auch der behaarte Kopfteil muß mit Wasser und Seife sorgfältig gereinigt werden. Durch lauwarme Waschungen, besonders nach Stuhl- und Urin-Entleerung und Unterlegen von trockener, reiner Wäsche wird das Wundsein, und durch jedesmaliges Reinigen des Mundes nach dem Trinken mit in kaltes, reines Wasser getauchter Leinwand werden Mundkrankheiten verhütet.

17. Geh- und Stehversuche dürfen nicht zu frühzeitig angestellt werden. Säuglinge sollen möglichst lange in Rückenlage getragen werden.

18. Der vielfach verbreitete Glaube, ärztliches Eingreifen sei bei kleinen Kindern überflüssig und nutzlos, ist ein verhängnisvoller Irrtum; auch ist davor zu warnen, jedes Unwohlsein des Kindes auf das Zahnen zurückzuführen.

19. Stellt sich in den ersten Tagen nach der Geburt Eiterabsonderung aus den Augen und Anschwellung der Lider ein, so ist, da dabei oft in 2—3 Tagen unheilbare Blindheit entstehen kann, mit sofortiger ärztlicher Hilfe keinen Augenblick zu säumen. Bis dahin reinige man die Augen sorgfältig mit leinen Läppchen oder mit Bäuschchen Verbandwatte und mache fleißig kalte Umschläge.

Tabelle

zur Abmessung der Nahrungs-Mengen bei künstlicher Ernährung der Kinder im ersten Lebensjahre.

Monat	Menge der Mahlzeit			Menge des Tages			Das Verhältnis von Milch und Wasser ist also ungefähr:	Bemerkungen.
	an Milch Gramm	an Wasser Gramm	Summa Gramm	an Milch Gramm	an Wasser Gramm	Summa Gramm		
1.	20	60	80	140	420	560	1 : 3	Der Tag ist zu 24 Stunden und zu 7 Mahlzeiten gerechnet.
2.	35	65	100	245	455	700	1 : 2	
3.	50	70	120	350	490	840	1 : 1,5	
4.	65	65	130	455	455	910	1 : 1	Der Übergang von Monat zu Monat muß allmählich geschehen.
5.	85	45	130	595	315	910	2 : 1	
6.	100	40	140	700	280	980	2,5 : 1	
7.	120	30	150	840	210	1050	4 : 1	Zur Abmessung der erforderlichen Mengen an Milch und Wasser dient das in jeder Apotheke für den Preis von 10 Pfg. erhältliche Maß- oder Einnehme-Glas.
8.	130	30	160	910	210	1120	4,5 : 1	
9.	150	20	170	1050	140	1190	7,5 : 1	
10.	170	10	180	1190	70	1260	17 : 1	
11.	190	—	190	1330	—	1330	—	
12.	200	—	200	1400	—	1400	—	

Mitteilungen des deutschen Landerziehungsheims*)

von

Dr. H. Lietz auf Landgut Pulvermühle bei Ilsenburg im Harz.

Nr. 1. Juni 1898.

Ich eröffnete das D. L. E. H. am 28. April d. J. mit 6 Zöglingen und habe jetzt 16 in ihm. Diese Zahl übertrifft meine Erwartnngen; da ich erst im März d. J. meinen Plan veröffentlichte, zu welcher Zeit über die meisten Schüler schon Bestimmungen getroffen waren, konnte ich kaum so viele erhoffen. Die Knaben stehen im Alter zwischen 8 und 16 Jahren. Die Eltern sind Fabrikanten, Kaufleute, Gutsbesitzer, ein Arzt, ein Bürgermeister, ein Schriftsteller, ein Schauspieler. Es sind Knaben aus verschiedenen Teilen Deutschlands: Offenbach a. M., Altena-Westph., Braunschweig, Seehausen, Königsberg in P., Rügen, Berlin; aus England, Rußland, Brasilien. Es wirken hier außer mir zwei deutsche, ein englischer, ein französischer Lehrer, eine Hausdame.

Meine Zöglinge, Lehrer, ich selbst: wir alle fühlen uns hier sehr glücklich, und zwar wohl aus folgenden Gründen.

1. Die Natur hier ist herrlich: Vor uns die Berge, an unserm Wohnhaus die Ilse mit Wasserfall, das Ufer bewaldet, schöne Gärten, Wiesen, Felder, gesundeste Luft, helle, geräumige, hohe, luftige Wohnräume.

2. Unser Leben ist ganz der Natur außer uns und in unsern Kindern gemäß. Diese sind ausnahmslos gut geartet, normal beanlagt, organisch gesund, entwickelungsfähig. Wir haben noch nicht einen Krankheitsfall gehabt, keiner hat eine Stunde versäumt; wir hatten in bald drei Monaten keine nennenswerte Strafe zu erlassen. Kinder, die ganz unbeständig, ungewöhnt an ernstere geistige und körperliche Anstrengung, unbeholfen im Verkehr mit anderen hierherkamen, zeigen schon jetzt große Veränderungen, sie sind selbständiger, umgänglicher, ausdauernder, abgehärteter geworden. Alle gehen mit Lust an die Arbeit, spielen gut, fröhlich, verträglich; baden sich gerne; wandern und radfahren tüchtig.

Unser Leben verläuft kurz folgendermaßen:

5,30 ertönt die Frühglocke. Es wird lebendig in den Schlafzimmern. In fünf großen hohen Räumen schlafen je 3, in eiserner Feldbettstelle auf Indiafasermatratze unter weißwollener Decke. 5,40 sind alle unter dem Ilsefall und nehmen jubelnd die schönste Douche, im Mai und April nahmen sie ein kaltes Bad im Zimmer. Dann sieht man sie barfuß im Gras der Wiese vor dem Hause laufen, und Punkt 6 Uhr lassen sich an langer Frühstückstafel alle Hafermus mit Milch und Zucker, Eier, Fische, Käse, Butter, Brot oder ähnlichem wohl schmecken, Sonntags dazu noch Chokolade. —

---

*) Solche Mitteilungen werden in fortlaufender Reihe etwa vierteljährlich in F. Dümmler's Verlag, Berlin, Zimmerstraße erscheinen und am Schluß jedes Schuljahrs mit Beiträgen von Schülern zusammen als Jahrbuch des Deutschen Landerziehungsheims herausgegeben werden.

6,30 machen alle ihre Betten, packen die Schulbücher und 6,45 gehen die Fußgänger zur Schule, 6,55 folgt mit den übrigen Lehrern die Mehrzahl auf dem Stahlroß nach. 7,15 sind alle mit ca. 45 Schülern aus Ilsenburg zur Andacht versammelt in der nach der „Pulvermühle" zu am herrlichen Eichwald gelegenen Privatschule, deren Leiter der Unterzeichnete zugleich ist. Sie singen ein Lied, hören die schönsten Worte aus der Schrift, sprechen ein kurzes Gebet und 7,25 sind alle bei ernster Arbeit bis 11 bezw. 12 U. (bei Pausen von je 15, einer von 20 Minuten, in denen im Eichwalde Ball u. a. gespielt wird).

Knaben, die vorher mit Widerwillen in den Unterricht giengen, thun's jetzt mit Lust und folgen mit großer Aufmerksamkeit. Diese Wirkung ist eine Folge Interesse erweckender und benutzender Unterrichtsweise und Verwertung des der Jugend angemessenen Unterrichtsstoffes. Ich muß den Eifer eher hemmen als anspornen, wenn ich mit meinen Sextanern und Quintanern in „Deutsch" bei den alten Germanen, ihren Göttern, ihren Helden, ihren Kämpfen und Wanderungen, ihrem Leben verweile und dabei mythologische, kulturgeschichtliche u. a. Bilder, kleine Gedichte und einfache Berichte aus dem „Quellenbuch" benutze. Im Zwiegespräch entwickle ich mit ihnen den Stoff, sie erzählen ihn zusammenhängend fließend wieder, lernen frei sprechen, schreiben kleine Sätzchen über „Armins Jugend". „Ein Tag bei den alten Germanen", „Baldurs Tod", „Unsere Schulreise" u. ä. In ähnlicher Weise verfahre ich bei Quartanern und Tertianern. Ich gebe in jeder Klasse täglich eine Stunde Deutsch, worin „Geschichte" einbeschlossen ist, und wobei Poesie, Quellenprosastücke, Litteratur der Zeit oder über die Zeit benutzt werden. Ich kann sagen, daß den Schülern der Unterricht lieb ist, daß sie im mündlichen wie im schriftlichen vorwärts schreiten, ihre Muttersprache beherrschen lernen, geschichtliches Verständnis gewinnen.

In einer der Muttersprache abgelauschten, entsprechenden Weise wird im Französischen und Englischen von je einem Franzosen und Engländer verfahren. Nach kaum zweimonatlichem Unterricht (täglich 1 Std.) sprechen die Sextaner und Quintaner schon frei französ. Sätzchen über die Gegenstände im Klassenraume, über den Frühling u. ä.; sie singen kleine französ. Lieder; die Quartaner und Tertianer fangen an kleine französ. Aufsätze zu schreiben, haben täglich französ. Unterhaltung mit dem Lehrer, der peinlichst deutsche Worte beim Unterrichte zu vermeiden sucht. Ebenso wird beim engl. Unterricht in Quarta und Tertia verfahren. Der tüchtige engl. Lehrer ist von der new-school Abbotsholme (Engl.) uns geschickt, der franz. von dem auch in deutschen Fachkreisen bekannten Prof. Pinloche, Lille. Außer dem englischen Lehrer haben wir jetzt schon zwei englische Knaben aus der neuen Schule in Abbotsholme (Engl.), und den August hindurch werden wir eine engl. Kolonie aus Abbotsholme von ca. 30 Lehrern, Schülern, Eltern, dem Direktor hier haben. Diese engl. Knaben lehrten unsere vorzüglich sich an das freie muntere Leben in der Natur, an die Bäder, die Spiele, die Handarbeit gewöhnen. Auch mit französ. Schulen suchen wir Beziehungen anzuknüpfen. Unsere Schüler lesen engl. und französ. Jugendzeitschriften.

So suchen wir jede Art des Unterrichts zur Sache der Lust und Liebe, der E r z i e h u n g zu machen. Bisher war verbannt bei uns, und wird es — wenn's nach meinem Willen geht — auch ferner bleiben jede Art des Unlust erweckenden „Extemporale" und „Diktates". — Sprechübungen, Gesang in fremder Sprache, freie Aufsätze leisten weit bessere Dienste und schaffen Lust und Liebe zur Sache.

Es würde zu weit führen, wollte ich zeigen, wie wir auch im naturwissenschaftlich-mathematischen Unterricht von der Anschauung ausgehen, in Zusammenhang mit der Wirklichkeit bleiben und so Sach- und nicht Wortwissen erzeugen. Es wird uns hier, wo wir inmitten herrlichster Natur leben, wo außerdem eine Anzahl technischer Betriebe, Fabriken, Werkstätten uns jederzeit von den betreffenden Eltern unserer Kinder zur Besichtigung geöffnet werden, nicht schwer. Unser Erziehungsheim besitzt dazu eine so reichliche, (vom Fröbelhause in Dresden bezogene, Lehrmittelsammlung, daß wir Anfänger, die alles und jedes aus eigenen privaten Mitteln beschaffen müssen, uns mit derselben gegenüber den reichsten Staats- oder Stadtschulen nicht zu schämen brauchen. Zugleich haben wir mit den künstlerisch schönsten dieser Bilder (Modelle u. dgl.) alle Räume unserer Erziehungshäuser geschmückt.

Wie die gesamte Erziehung hier, so vollzieht sich auch unser Unterricht im Angesicht der Öffentlichkeit. Allen Eltern, die uns Kinder brachten, gewährten wir Zutritt zu den Unterrichtsstunden. Wir selbst vervollkommnen uns stetig in der Unterrichtsweise, u. a. z. B. durch wöchentliche Probelektionen. Da wir auf die Unterrichtsweise große Mühe verwenden und den der jeweiligen kindlichen Stufe angemessenen Unterrichtsstoff benutzen, folgen unsere Schüler dem Unterricht eifrig und gern. Wir können so jedes Zwangs- und äußeren Anspornungsmittels entbehren.

In den Freiviertelstunden ertönt der Jubel der spielenden Kinder aus dem unmittelbar vor der Schule gelegenen großen Eichwalde, durchfliegt auf freiem Platz vor ihm der Fußball oder Schleuderball die Luft. Um 12 bezw. 11 Uhr eilen die Zöglinge zu Rad oder Fuß zurück zum „Landerziehungsheim“. Die freie Zeit bis 1 wird zum Baden und Schwimmen, zum Ordnen der Sachen u. ä. benutzt.

Um 1 Uhr sind wir alle im großen Speisesaal oder im Garten versammelt. Lehrer und Schüler sitzen gemischt unter einander an derselben langen Tafel. Alle sprechen tüchtig zu dem Gemüse, den Früchten — was beides nie fehlt — den Fischen, dem Fleisch, der Nachspeise. Die Kost des Erziehungsheims wird von Groß und Klein geliebt und bekommt allen gut. Alle Knaben sind stärker und kräftiger geworden. Nachdem die letzten Worte des Tischgebets gesprochen, begeben sich alle in ein mit Werken der bildenden Kunst ausgeschmücktes Schul-Wohnzimmer, in dem ca. 30 Minuten musiziert, deklamiert, aus den besten Werken unserer Dichter vorgelesen wird. So lesen wir z. B. jetzt im Anschluß an den Geschichtsunterricht zu dessen Belebung Hermann Linggs Epos, „Die Völkerwanderung“. Welch' Interesse die Knaben den mittags und abends (während der Andacht verlesenen Gedichten u. a. entgegenbringen, wurde unter anderem dadurch bezeugt, daß von mir vorgetragene Dichtwerke einige Tage darauf von Knaben frei hergesagt wurden, ohne daß sie irgendwie zum Lernen derselben aufgefordert waren. Sie hatten ausgewählt und gelernt, weil sie ihnen gefallen hatten, z. B. die alte Waschfrau v. Chamisso, der Liebe Dauer v. Freiligrath, das Spiel der Natur v. Dahn.

Um 2,15 finden wir dann alle in einer praktischen Tracht (kurzen Strümpfen, kurzen Beinkleidern, blauen oder weißen Sweatern) bei der Handarbeit im Garten oder auf dem Bauplatz. Gartenland von ca. 2—3 Morgen Größe haben unsere Schüler lediglich mit Hilfe von uns Erziehern gut bestellt. Wir speisen bereits Salat, Radieschen, Spinat u. a., und werden bald essen die Kartoffeln, Erbsen, Bohnen den Kohl u. a., die wir selbst gezogen haben. Alle Arten der Gartenarbeit vom Graben, Pflanzen,

Säen, Hacken, Jäten, mit Sträuchern versehen u. dgl. bis zum Einheimsen sind bereits von unseren Zöglingen geübt worden.

Während wir im Frühling und Sommer Gartenarbeit im Freien naturgemäß bevorzugen, ist doch auch die Arbeit auf Bauplatz und in Werkstätte nicht ganz vernachlässigt worden. Unter Anleitung und Hauptanteil unserer englischen Lehrer und Zöglinge ist ohne jede Beihilfe von Fachzimmerern ein stattlicher Holzbau errichtet worden, enthaltend 5 Klosetts bester Einrichtung. Auch mit Kleineren ist Sägen, Hobeln, Holzspalten geübt worden.

Um 4,30 finden wir unsere jungen Freunde in vier großen Arbeitszimmern beschäftigt mit der Wiederholung des alten und Vorbereitung zum neuen wissenschaftlichen Unterricht. Jeder arbeitet an seinem Arbeitspult, an dem jede nachteilige Haltung unmöglich ist, das sowohl als Sitz-, wie Steh-, wie Noten- und Zeichenpult eingerichtet und mit einem Bücherschrank versehen ist. Hier arbeiten ohne Aufsicht von Lehrern je 3—4 in einem Zimmer zusammen, um Selbständigkeit in wissenschaftlicher Arbeit zu erlernen. Bedürfen Sie der Hilfe, so finden sie diese bei einem der im Hause wohnenden Lehrer. Wer vor dem Abendessen die Arbeiten gut beendigt hat, darf draußen spielen.

6,30 speisen wir alle im Garten draußen unter Bäumen oder, wenn dies das Wetter nicht erlaubt, im Saal zu Abend. Wir trinken Thee, essen Fisch oder Eierkuchen oder Klöße, Rührei, geronnene Milch, Brot, Butter, Käse, Wurst oder ähnliches.

7—8 (bezw. 7—7,30) haben alle Freizeit zum Spiel, zum Radfahren, zur beliebigen Beschäftigung draußen. Dreimal wöchentlich wird ein allgemeines großes Ballspiel (meist Fußball) veranstaltet; an mehreren Abenden wird von 7,30—8 Gesang geübt (darunter auch engl. und franz. Hymnen). Mittwoch Nachmittag wird regelmäßig eine Wanderung unternommen in's Gebirge, ebenso Sonntag Nachmittags. Öfters wird Sonntags eine Tagesreise zu Rad oder Fuß unternommen. So bestiegen wir z. B. den Brocken, ritten nach Harzburg. An all unsern Spielen, Arbeiten, Wanderungen nehmen unsere Ilsenburger Tagesschüler freiwillig zahlreich teil.

Am 18. und 19. d. M. unternahmen wir mit den Ilsenburger Kameraden eine Schul-Harzreise. Die Knaben wanderten von hier über steinerne Renne, Hohneklippen, Elbingerode, Rübeland, Treseburg (1. Nacht), Hexentanzplatz, Blankenburg ca. 16 Stunden in zwei Tagen und kamen alle gesund und frisch hier an. Die Liebe zur Natur und zum naturgemäßen Leben im Freien, zu jeder Art von Thätigkeit und Spiel im Freien ist bei allen sehr gewachsen; ebenso aber auch der Eifer in wissenschaftlicher Beziehung bei einem Unterricht, der der Kindesnatur, beziehungsweise den Gesetzen der Erziehungslehre entspricht. Wir bemerken, daß die Knaben nicht nur lieber und tüchtiger wandern, gärtnerieren, bauen, baden, sondern daß die meisten unter ihnen auch den Erziehern beim Unterricht immer williger und freudiger folgen.

Von den Schwierigkeiten, mit denen ausnahmslos alle Schulen in Deutschland zu kämpfen haben: dem Kneipenwesen u. drgl. verspüren wir hier durchaus nichts. Keiner von unseren Schülern und nur einer von uns Lehrern hat ein alkoholisches Getränk getrunken seit der Eröffnung unseres Erziehungsheimes; keiner verspürt Lust dazu. Und dabei haben wir keineswegs Gebote erlassen und überwacht, sondern notwendig wird ohne unser Zuthun durch die Art unserer Ernährung und unseres Lebens, ferner durch den

Einblick in die Wirkungen des Alkohols, den die Schüler aus Tabellen, Modellen der Sinnesorgane von gesunden und durch Trunk erkrankten Menschen u. ä. erhalten, der Genuß geistiger Getränke hier überflüssig gemacht, ja verleidet.

Man sieht, wir begnügen uns hier nicht mit dem wohlfeilen und verhältnismäßig leicht zu erreichenden Ziel der Einprägung von Kenntnissen, sondern wir verfolgen in und mit allem das viel höhere Ziel „zu erziehen“, religiös-sittliche Charaktere zu bilden. Darum leben wir wie Freunde und Genossen mit unseren Zöglingen zusammen, arbeiten und spielen mit ihnen und treiben nichts weiteres, als unsern Beruf an ihnen zu erfüllen. Allerdings ist das ziemlich anstrengend und vielleicht auch aufreibend für uns, aber wir fühlen uns glücklich, an einem schönen Platz in Gottes freier Natur jungen Menschenseelen zu harmonischer Entwickelung zu verhelfen. Man argwöhne nicht, daß sie im steten Verkehr mit uns unmündig bleiben; wir haben hier vielmehr tausend Mittel, sie selbständig zu machen.

In den Pfingsttagen unternahmen wir mit den meisten unserer Zöglinge eine Reise nach Rügen über Berlin. Wir hatten die Räder mitgenommen, besuchten so die schönsten Plätze auf Rügen, badeten u. a. vier- bis fünfmal in der See zu einer Zeit, wo noch nirgends und von niemanden dort gebadet wurde und Badehütten noch nicht aufgeschlagen waren. Unsern Jungen und uns, die wir bereits an Wasser gewöhnt waren, bekam es vorzüglich und war auch das kalte Naß eine Lust. Auch hatten wir schöne Gelegenheit rügensches Landleben (bei meinen Angehörigen) in mehrtägigem Aufenthalt kennen zu lernen. Die Michaelisfeiern werden wir widerum zu einer längeren, mindestens 8tägigen Schulreise benutzen, die im Dienst der Erziehung und des Unterrichts steht.

Doch ich bin vom Ende unseres Tageswerkes abgekommen. Wir beschließen dieses mit einer Andacht in unserem Kapellensaal, an der auch alle unsere Dienstboten teilnehmen. Wir singen zum Harmonium die schönsten deutschen — und englischen — Hymnen. Wir hören die ergreifendsten Dichtungen aller Art, lesen z. B. jetzt das altsächsische Leben-Jesu-Lied, den Heiland, sprechen ein kurzes Gebet. Wir richten unsern Gottesdienst so ein, daß er für keinen unserer Schüler wirkungslos bleibt und zu einem wertvollen Erziehungsmittel wird. Dabei hüten wir uns vor jeder Einseitigkeit.

Nach der Andacht nehmen alle — je nach dem Wetter — noch eine Abreibung im Fluß neben dem Hause oder in der unter ihrem Bett befindlichen Wanne und schon vor 9 Uhr finden wir sie beim Rundgange unter ihren weißen Wolldecken friedlich eingeschlafen.

So beschaffen ist das Thun und Treiben von Erziehern und Zöglingen an einem Platze, der nichts gemein haben will mit den „Pressen“ und Stadtpensionen“, in denen so viele gesunde frische Kraft unserm Volkstum verloren geht, soviel Urwüchsigkeit, Originalität, Frohsinn ertötet und Unnatur, Geckenhaftigkeit, Wirtshaushang, Mangel an Selbstvertrauen gezüchtet wird, eines „Landerziehungsheimes“, das lieber seine Mauern, Wiesen, Gärten und Fluren leer sehen, seine Thore schließen will, dessen Inhaber lieber auf den ihm ans Herz gewachsenen Erzieherberuf verzichten wird — als auch nur eine Stunde lang mitmachen Fehler in der Erziehung unserer Jugend, die seit Jahrhunderten von unseren großen Pädagogen gegeißelt sind.

Mit freundlichem Gruß

Hermann Lietz.

Unsere Ferien beginnen am 6. Juli, dauern bis zum 10. August. Vom 29. Juli bis 21. August ist dazu eine englische Schülerkolonie aus Abbotsholme hier. Es wird gewünscht, daß unsere Schüler schon am 8. August zurückkehren, um einige Freitage mit den englischen Kameraden verleben zu können. — Besuch von Freunden der Erziehung ist mir außer der Ferienzeit stets angenehm. Neue Schüler habe ich bestimmt noch in Aussicht.

Kritik.

Die Pflege der Haut und ihrer Adnexa, nebst Angabe der wichtigsten pharmakotherapeutischen Mittel von Dr. med. **Th. Spietschka** und Dr. med. **A. Grünfeld.** Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke 1896. Preis broschiert Mk. 5.—

Die Verfasser haben das löbliche Bestreben, das in den Lehrbüchern der Hautkrankheiten und Kosmetiken unberücksichtigt gelassene Gebiet der Behandlung der normalen Haut, der Verhütung entstellender oder dem Schönheitsgefühle widersprechender Mängel und Krankheiten und das Gebiet der Ursachenlehre der verschiedenen Erkrankungen und Fehler der Haut in einem speziellen Werkchen zu pflegen.

Die 191 Oktavseiten haltende Arbeit ist eingeteilt in 3 größere Abschnitte. Der erste handelt von der Anatomie und Physiologie der Haut, der zweite von der Pflege der Haut des Neugebornen, Säuglings und Kindes, in der Pubertätsentwicklung, Schwangerschaft, im Klimacterium und im Greisenalter; der dritte bespricht die Haut in Bezug zur Außenwelt, die Reinigung der Haut durch Bäder und Seifen, ferner den Einfluß der Kleidung, der Wohnung, der Ernährung, der physikalischen, chemischen, mechanischen und parasitären Einwirkungen und schließt mit einem Kapitel über die Pflege der Haare und Nägel.

Die Verfasser wenden sich an die Ärzte im Allgemeinen und für diese dürften viele Erläuterungen über die physiologisch-hygieinische Wichtigkeit der Haut (z. B. in der Behandlung fieberhafter Krankheiten) beherzigenswert, ferner die vielen eingestreuten Rezepte angenehm sein. Aber auch die hygieinischen Ärzte werden reichliche nützliche Mitteilungen finden, gerade für die einfachsten, so oft im praktischen Leben vorkommenden Dinge, wie Rhagaden, Ekzeme, Jucken im Klimacterium, rote Nasen, Fußgeschwüre, Hühneraugen u. s. w.

Bei der Behandlung der weißen Haut der Alkoholiker stehen die Verfasser noch auf dem alten traditionellen Standpunkte, daß der Alkohol nicht vollständig entzogen werden dürfe, obwohl sie selbst sagen, daß er ein Gift für den Gesamtorganismus sei und so auch in ganz hervorragender Weise für die Haut. Bis zu einer zweiten Auflage werden sie sich leicht überzeugen, daß die Trinkerheilstätten überall da den durchschlagendsten Erfolg haben, wo sie den Alkohol sofort, radikal und für immer entziehen.

Dr. Jordy, Bern.

Gramzow, Otto, Berlin, **Fr. Eduard Beneke** als Vorläufer der pädagogischen Pathologie. Ein Gedenkblatt zum hundertsten Geburtstage des Philosophen. Mit einem Vorwort von Herrn Prof. Dr. med. **O. Rosenbach.** (**Beiträge zur pädagogischen Pathologie.** In Verbindung mit Pädagogen und Ärzten herausgegeben von Arno Fuchs. Heft IV). Gütersloh. Druck und Verlag von C. Bertelsmann. 1898. 8°, 62 Seiten, Preis Mk. 1.—

Die pädagogische Psychologie und Pathologie sind Gebiete von größter Wichtigkeit, denen in neuester Zeit immer mehr Aufmerksamkeit zugewendet wird. Otto Gramzow hat das Verdienst, diese Gebiete durch einen wertvollen Beitrag bereichert zu haben, indem er die Philosophie Beneke's der Vergessenheit entreißt und einer kritischen Beleuchtung unterzog. Beneke bespricht in seinen Schriften vielfach die Entstehung von Fehlern, deren Wesen, Verhütung und Heilung, er sieht die Fehler des Kindes und des Erwachsenen und deren fehlerhafte Neigungen als Erscheinungen der kranken Seele oder — in besonderen Fällen — des kranken Leibes an. Gramzow skizziert Beneke's Auffassung der psychischen Vorgänge und seine Lehre von den Seelenkrankheiten; letztere werden lediglich nach psychologischen Prinzipien eingeteilt. „Wer sich ohne Voreingenommenheit dem Studium der Beneke-schen Philosophie widmet, wird gewiß den Eindruck gewinnen, daß dieselbe ein Lebenswerk ist, das sich den Schöpfungen der ersten Geister ebenbürtig an die Seite stellen darf. Klarheit und Kühnheit in der Hypothesenbildung, schärfste Beobachtung und äußerst logische Konsequenz zeichnen Beneke's Philosophie aus". Diesem günstigen Urteil fügt jedoch Gramzow Einschränkungen bei, die sich auf die Unrichtigkeit des Beneke'schen Krankheitsbegriffes und Anderes beziehen.

Ein vortreffliches Vorwort zu der kleinen Studie hat Prof. Dr. O. Rosenbach (Berlin) geschrieben. Von der Erwägung ausgehend, daß man sowohl Beginn als Schwerpunkt ärztlicher Bemühung in die Periode anscheinend vollkommener Gesundheit verlegen müsse, weil nachweisbare Gewebs- und Funktionsänderungen bereits der späte Ausdruck feinster innerer Betriebsvorgänge seien, daß ferner auch Abweichungen von der Norm sozialer Entwickelung als Krankheitssymptome zu betrachten seien und durch geeignete Erziehung beseitigt werden müssen, weist Rosenbach darauf hin, daß nur aus genauer Kenntnis der Gesetze des normalen Seelenlebens die erziehliche Hygieine sich entwickeln könne. Dies besonders scharf erkannt zu haben, sei das Verdienst von Fr. Eduard Beneke, der mit Recht als einer der Begründer der pädagogischen Pathologie zu bezeichnen sei. Ohne die Schwächen der Ausführungen Beneke's zu verkennen, läßt Rosenbach diesem Autor das Lob wiederfahren, daß seine Methode der Beschreibung seelischer Vorgänge und Zustände in geistvoller Weise die Grundzüge der Wertmessung seelischer Vorgänge gebe, also nicht nur die Grundlage einer rationellen Individualpsychologie, sondern sogar die einer vergleichenden Psychologie. G.

Der 26. schlesische Bädertag und seine Verhandlungen nebst dem medizinischen, dem statistischen Verwaltungs- und dem Witterungs-Berichte für die Saison1897. Bearbeitet und herausgegeben von dem Vorsitzenden P. Dengler, Bürgermeister, Königl. Badekommissar und Hauptmann a. D. in Reinerz. Reinerz 1898. Verlag des schlesischen Bädertages. 8°, 122 Seiten.

Die Broschüre ist für jeden ärztlichen Hygieiniker, namentlich für Badeärzte, von großem Interesse, da sie eine Reihe vortrefflicher Aufsätze über die Hygieine in Kurorten und damit Zusammenhängendes enthält. C.

Müller, Rudolf, **Naturwissenschaftliche Seelenforschung.** I. Das Veränderungsgesetz. Leipzig. Verlag von Arnold Strauch. o. J. 8°, 168 Seiten, Preis Mk. 5.—

Verfasser, der den Lesern unserer Monatsschrift als Psychologe bekannt ist, entwickelt im vorligenden Bande seine objektive naturwissenschaftliche

Psychologie, speziell das „Veränderungsgesetz“ und erörtert dieses an Beispielen. Psychologie und Metaphysik will er streng getrennt wissen und er zählt die besonderen Aufgaben auf, die den drei Abteilungen der naturwissenschaftlichen Seelenforschung zufallen: die Psychologie im engeren Sinne, die Hypnologie und die psychische Physiologie. Die üblichen psychologischen Methoden kritisiert er streng und hält nur die objektive Methode für berechtigt. Wir können Allen, die für die höchsten Probleme der Physik Interesse und Verständnis haben, das Studium des Müller'schen Werkes empfehlen. G.

Fliegel, L., Präsident des züricherischen Irrenrechts-Reformvereins, **Dunkle Punkte im Irrenwesen.** Ein Mahnruf! Zürich. Verlag von Cäsar Schmidt. 1898. 8°, 39 Seiten, Preis 50 Cts.

Allgemein wird heutzutage zugegeben, daß im Irrenwesen manches der Reform bedarf; den Beweis dafür liefert auch die vorliegende Broschüre, welche eine Anzahl Aussprüche von Männern der medizinischen und juristischen Wissenschaft bringt, die alle auf eine solche Reform hinzielen. Im Anschluß daran entwickelt dann der Verfasser vom Standpunkt des Laien seine Ansicht und bringt am Schluß ein kurzes Programm, welches die hauptsächlichsten, der Reform bedürftigen Punkte zusammenfaßt. Jedem, der sich für das Irrenwesen interessiert, wird diese Schrift willkommen sein; namentlich dürfte sie auch den Behörden Material für ihre gesetzgeberische Arbeit liefern. Bemerkt sei, daß es sich um Schweizer Verhältnisse handelt.

Feuilleton.

Zum Kapitel Volksaberglauben.

Von

Anna Croissant-Rust, Ludwigshafen a. Rh.

Ein Jeder, der längere Zeit unter dem Volke gelebt, oder der Gelegenheit hatte, es einige Zeit zu beobachten, wird wissen, wie sehr der Aberglaube in ihm lebendig ist, sei es nun in Form von Sagen und Ammenmärchen, oder in der von Besprechungen, von Anwünschen, Beschwören, in der Furcht vor Geistern und Hexen 2c. Das Landvolk, vor Allem der Gebirgsbauer, der in stetem und innigen Verkehr steht mit der Natur und ihren wilden und unerklärlichen Gewalten sich beugen muß, personifiziert sich gern diese Gewalten, setzt sie in Menschliches um, oder wird durch Stimmung von Gegenden, vorzüglich von öden, verlassenen, rauhen, gedrängt, sie mit irgend einem geheimnisvollen Vorgang in Verbindung zu bringen. So entstanden wohl unter dem Gebirgsvolk die Sagen von der wilden Jagd „wilde Joat“ im Innthal geheißen, von den wilden Schiffern am Inn, die in dunklen Fahrzeugen mit schwarzen, schnaubenden Rossen stromaufwärts kamen, vom Reiter, unter dessen Hufschlägen Feuer aussprüht, der nicht sagt

woher er kommt und wohin er will, der den Neugierigen mit Verlust der Augen straft, die von der Glut unter seines Rosses Hufen getroffen werden; dann die von den armen Seelen, welche in die Abgründe, Schluchten und Höhlen zerrissener unzugänglicher Gebirge (z. B. in den wilden Kaiser) gebannt werden. Doch davon will ich nicht reden, sondern von etwas viel Merkwürdigerem, davon, daß es Krankheiten, Körperfunktionen, ja selbst bestimmte Organe giebt, die „sagenumwoben" sind, und um die vor allem das weibliche Geschlecht seinen „Sagenkranz" flicht. Ich habe in Dorf und Stadt von jungen und alten Weibern solch kuriose Dinge gehört, hauptsächlich über eines der wichtigsten weiblichen Organe, über die Gebärmutter, von ihnen kurzweg „Bärmutter" geheißen (wie sie auch noch in alten Schriften heißt), daß ich gern alles dies zum Besten geben möchte.

Erkrankt dieses Organ, oder zeigt es sich als nicht ganz normal, so hat es für die meisten Frauen aus dem Volk etwas Mysteriöses, es wird auf einmal aus einem Teil ihres Körpers ein Ding für sich, das sie mit Scheu betrachten; steigt der Aberglaube sehr hoch, so erhebt es sich sogar zu einem selbst handelnden, also denkenden, überlegenden Wesen, das, zufällig in den Körper gebannt, sich mehr wie ein Dämon aufführt, denn wie ein seine Funktionen erfüllendes Organ.

Zum erstenmale überraschte mich die seltsame Auffassung von der Thätigkeit der „Bärmutter" bei einer Bäuerin in Volderwald (Tyrol). Sie versichert mir nicht einmal, sondern gewiß fünf oder sechsmal (es war überhaupt ihr Lieblingsthema), sie kenne eine alte Frau in Schwaz, die im Besitz einer wunderthätigen Salbe sei, mit der sie sehr Vielen geholfen, sie selbst lege die Hand in's Feuer für die Wahrheit ihrer Aussage. Diese Salbe müsse nämlich in einer Nußschale über den Nabel gebunden werden, so daß die „Bärmutter" sie verzehren könne und dieselbe verwandle sich sofort von einer unfruchtbaren in eine fruchtbare und jede kinderlose Frau würde nach Gebrauch der Wundersalbe unfehlbar „Poppelen" (Kinder) bringen.

Viel deutlicher noch ist aber ein anderer Fall, deutlicher, weil man an ihm die zu Thaten angefeuerte „Bärmutter" viel klarer sieht.

Es handelte sich um eine alte Frau, die in München ihr armseliges Leben als „Auf- und Zuspringerin" fristete. Dieser armen, kränklichen Alten machte ihr Unterleib viel Beschwer, Sorgen und Schmerzen und ihr ganzes Reden den Tag über war von ihrer Krankheit und all ihr Denken drehte sich um eine Abwendung ihres Ungemachs. Bei allen möglichen alten Weibern holte sie sich in ausgiebigen Plauderstunden Trost und Rat, zum Arzt aber war sie nicht zu bringen. „Der woaß do' net was i woaß". Wenn man darauf fragte, was sie wisse, antwortete sie gewöhnlich leise, denn sie redete fast nur in flüsterndem Ton von „ihr": „Ha, d'Bärmutter kimmt halt allweil bis an's Maul auffer, nachher taugt's ihr do' net, nachher rutscht's wieder ober, (hinunter). Des glaubt dir eh' (doch) koan Dokter". — Endlich wurde sie doch dazu gebracht, zum Arzt zu gehen. Ob sie ihm von der unternehmungslustigen „Bärmutter" erzählte, weiß ich nicht, kurz sie bekam eine Medizin und nahm sie auch, aber die Bärmutter hüllte sich in vornehmes Schweigen, d. h. sie reagierte gar nicht auf den Trank.

„Sie hat d'Medezin gar net g'acht", (geachtet) meinte die Frau triumphierend. Nach ein paar Tagen kam sie mit einem geheimnisvollen Gesicht, halb feierlich, halb listig und erzählte, — wieder im Flüsterton, jedenfalls sollte es die „Bärmutter" nicht hören — daß ihr eine Frau' „a Wei'"' geraten habe, in einer Nußschale (Nußschalen spielen Rollen!)

gutes Fett über den Nabel zu binden. Sie habe nur geringeres (schlechtes) Fett zu Hause gehabt und das aufgebunden. „Da hat sie si' aber fein net g'rührt, steh'n hat sie's lassen, des is drinnet g'legen, wie i 's aufbunden hab'!"

Am andern Abend hätte sie nun die gleiche Prozedur wiederholt, nur sei diesmal reine, frische Butter in der Schale gewesen. „Sauber hat sie's ausg'schleckt!" berichtet sie mit einem Gesicht, das vor Respekt glänzte über die Pfiffigkeit ihres Dämons dieses Schleckmauls.

Ich versuchte ihr einige Belehrung zu teil werden zu lassen, daß die „Bärmutter" doch kein selbständiges Wesen sei, das für sich handle mit Überlegung und sich sogar mit Kniffen und Ränken abgebe, wie sie zu meinen schien, da kam ich aber schön an! Nicht allein, daß sie mich offenbar verachtet, so wie „sie" die Medizin verachtet hatte, sie ließ mir ihrerseits jetzt eine Belehrung zu teil werden, d. h. sie bewies mir an einem eklatanten Beispiel die Hinfälligkeit meiner Rede und deren hohlen Sinn.

Ihrer Mutter Schwester Tochter war nämlich ganz in derselben Lage wie sie, auch ihr spazierte die „Bärmutter" innen bis in den Hals herauf und sie wußte sich keinen Rat. Eines Tages nun schlief diese Mutter Schwesters Tochter, gerade als es ihr recht schlecht war, unter einem Baum, d. h. sie schlief nicht ganz, sondern lag im Halbschlaf. Plötzlich fühlte sie wie schon öfter etwas den Hals heraufsteigen, aber es blieb nicht stehen oder fiel zurück wie sonst, sondern es kam höher und höher, sie spürte es im Munde, es ging über die Lippen und weiter und weiter. — Die „Bärmutter" hatte sich auf die Beine gemacht und einen Separatspaziergang auf eigene Faust unternommen. Sie kroch aus dem Schatten in die Sonne, kauerte sich auf einen Stein und wärmte sich. Mutter Schwesters Tochter wagte kaum zu atmen, hielt sich ganz still und wartete mit Herzklopfen, was weiter geschähe. Aber der Dämon, der ihr so viel Pein machte, war heraußen in der Freiheit ganz brav und ruhig, wartete eine Zeitlang, sonnte sich und kroch dann wieder langsam auf demselben Weg, den gekommen, zurück.

„Und wie sah sie aus!" frug ich, nachdem ich mit dem Ernst, den die Situation erheischte, zugehört.

„No, wie a Krott' (Kröte) halt, wie a Protz, net ganz g'nau a so, aber der Art".

Und sie kostete den Triumph ihrer Überlegenheit noch weiter aus. „Gell, da kinnen's nix mehr sagen? Da spannen's"! Ob sie durch ihre Butterkur die Zähmung der widerspenstigen „Bärmutter" erreichte, konnte ich leider nicht mehr erfahren, da ich wieder von München abreiste, und nichts mehr von der Alten erfuhr.

Ich weiß nicht, ob bei dem, was ich jetzt erzählen will, Aberglaube im Spiel ist, ich vermute es aber stark. Dieselbe Tyroler Bäuerin, die mir von der fruchtbar machenden Wundersalbe erzählte — sie selbst hatte sie nicht gebraucht, sie jammerte eher um eine, die das Gegenteil bewirke, denn sie war in 12 Jahren ihrer Ehe 14 mal schwanger gewesen (Fehlgeburten, Frühgeburten); also dieselbe Bäuerin that mir auch kund, daß sie stets zu Zeiten der Schwangerschaft die Butter pfundweis esse, weil dadurch eine fingerdicke, ölige Schicht auf der Frucht entstehe und dieselbe dann leichter „rutsche", wie sie auch den trächtigen Kühen immer Öl gaben, damit das Kalb schneller käme. „Grad daherg'schossen kemmen's nachher die Kalbeln", sagten übereinstimmend Bauer und Bäuerin. Die Prozedur zum Besten der

Kühe traf ich auch in andern Dörfern wieder, jedoch fand ich keine Bäuerin mehr, die also bedacht auf sich gewesen wäre, wie meine Tyrolerin.

Natürlich wimmelt es an allen Orten von Aberglauben, hinsichtlich der Beschwörungen, des Besprechens nnd Anwünschens, des Anzauberns und Verfluchens, niemals ist mir aber die Sache in origineller Form entgegengetreten wie beim „Bleim Michei", einem alten Bauern, der auf einem Einödhof in der Innniederung saß. Sein Hof kümmerte ihn wenig, die Bewirtschaftung seiner Felder überließ er dem „Wei" und der „Moidl", seiner Tochter. Er hatte Wichtigeres zu thun. Bis tief in die Nacht hinein saß er über seinen Geheimschriften und Traktätlein und studierte darin, schrieb auch hin und wieder mit großen, ungelenken Kratzfüßen in ein verschmiertes, altes Büchlein, das er stets bei sich trug. Gern machte er sich in den nächsten Höfen und den benachbarten Dörfern zu thun, kehrte in die Häuser ein, erzählte endlose Hexengeschichten, machte Weiber und Kinder graulen, aber am meisten aber graulte er sich wohl selbst. Unzählig waren die Fälle, in denen sein Vieh verhext, seine Felder verzaubert, seine „Fütterung" besprochen, ihm Krankheiten „angewunschen" worden waren. Jedoch seine Bücher wiesen ihm sichere Gegenmittel an und gegen das Landläufige hatte er sogar alles im Kopf.

Er litt viel an Kopfreißen, das hatte ihm vor einigen „Jahrln" einer angethan, dagegen gab es ein probates Mittel, damit es nicht „aufkommen" (ärger werden) konnte. Seine Tochter mußte stundenlang ein Wagenrad (N. B. am Wagen, der gehoben wurde!) drehen und die arme Moidl fiel manchmal fast um vor Müdigkeit, aber Michei war unbarmherzig, darin verstand er „koan G'spaß", sie mußte ihr Quantum abdrehen. War irgend eine schwere Krankheit in Sicht, oder etwa gar schon ausgebrochen — natürlich eine angewunschene -— so konnte der böse Zauber auf zwei Wegen gebrochen werden: Entweder er tanzte des Nachts nackt auf dem Tisch seiner Wohnstube, bis er fast herabfiel vor Schwäche, oder er und seine Frau mußten Beide im Hemd auf demselben Tisch, in derselben Wohnstube, auch in der Nacht, sich bei den Händen haltend, tanzen, bis sie nicht mehr konnten. Das Letztere wirkte kräftiger. Woher das „Schwinden" (Abmagern eines Armes oder Beines, wahrscheinlich Muskelschwund) herrühre, wußte Michei natürlich genau. Es war „amal" (allemal) nur „an'gwunschen" und schenkte der von der Krankheit Betroffene Michei nur einigermaßen Gehör und Zeit — Geld nahm er nicht, er war reiner Diener der Sache — so versprach er ihm, wenn's nicht gar zu „mühali" (mühsam) sein sollte, „Denselbigen" schon herauszubringen. Das Ungeziefer, so sich in Betten und auf den Köpfen herumtrieb, war zwar nicht immer, aber in den meisten Fällen, wo es in Massen auftrat, angehext und dafür waren sehr oft die italienischen Arbeiter verantwortlich zu machen, die da und dort, auf Bahnstrecken, in Steinbrüchen und bei Bauten arbeiteten. Das war Spezialität der Italiener, das Ungeziefer anwünschen nämlich. Michei ging immer mit schwerem, wissenden Haupt umher, gedrückt und scheu blinzelnd. Er kannte alle seine Feinde, nur durfte er nicht darüber sprechen und wußte, daß deren Legion sei, er hätte jede Hexe im Dorf mit Namen bezeichnen können, doch darüber ließ er noch viel weniger etwas verlauten, „beileib" nicht! Einmal kehrte er bei der alten Bäuerin ein, in deren Haus ich stets wohnte und erzählte ihr, daß seine Kühe keine Milch geben und nicht fressen wollten.

„Es hat ihnen Oaner 's Malefiz angethan" sagte er ihr, nicht ohne sich scheu umzusehen.

„Ja was is denn jetz' des?" frug die Alte, halb lachend, sie konnte wohl als eine Art Freigeist gelten, Michei gegenüber.

„Des is grad, wie wenn ma dir a G'schloß vor's Maul hänget, du kannst nix essen und es thuat di' brenna".

„Ja schau, da hat mir aa Oaner 's Malefiz anthan" repliziert sie prompt, „scho a paar Wochen hab' i' Bladern (Blasen) im Maul, die brennen fein sakrisch und essen kann i' gar nix".

„Des is a so", sagte er feierlich, „Oaner hat dir's Malefiz anthan!"

„Ja wie denn des?"

Er rückte ihr nah, so nah er konnte, dann sagte er ganz scheu und leis: „Er speibt (speit) dreimal in d' Gluat und sagt was dazua".

„Was sagt er denn?"

„Des derf i' net veraten, da drinnet steht's", damit klopfte er auf seine Brusttasche, in der er stets das schmutzige Buch und einige Seiten aus dem Zauberbuch trug, „na i' darf's net verraten, i' wur' (würde) sischt (sonst) bresthaft".

Das sah die Alte ein, herauszubringen war diesmal nichts aus ihm, sie drang nicht weiter in ihn und sagte nur bewundernd: „Was du net alles woaßt, Michei!"

„Ja — es geit (giebt) so allerhand, allerhand, was d'Leut net spannen (erraten), verstehn muaßt es halt mei' Freund, verstehn!"

Damit gieng der Bleim Michei ab, er streckte sich förmlich und wuchs, es war der reinste Theaterabgang.

„Es giebt mehr' Ding' im Himmel und auf Erden
Als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio".

Kleiner Lesetisch.

Ruhe in den Sommerferien gönnen sich nur Wenige. Die meisten Derer, die aufs Land gehen, um sich zu „erholen", nehmen ihren unruhigen und unsteten Geist, ihr Jagen und Hasten, ihre Sucht nach Neuem, nach Aufregung und Sensation mit sich. Da meinen Viele wunders, was Sie thun, wenn sie alle möglichen „Partieen" zu Fuß, zu Rad, zu Bahn und Wasser machen und von Früh bis Abend herumrennen, wobei sie aber weder die table d'hôtes noch „ihr" Bier und „ihren" Wein vermissen wollen. Sehr richtig heißt es in einem „Modebrief" des Frankf. Gen.-Anzeigers:

„Die Reisezeit mit ihren Freuden und Schrecken naht jetzt heran, und die Frage des „Wohin?" beschäftigt die Gemüter. Man hat im Grunde genommen nur die Absicht, sich von den beruflichen Anstrengungen und den gesellschaftlichen Strapazen zu erholen, und will den heruntergearbeiteten Nerven wieder ein wenig aufhelfen, indem man sich aus der Tretmühle des Alltags hinausrettet. Wie aber wird diese Absicht ausgeführt? Der kleinste Teil all der Vielen, die zu ihrer Erholung fortgehen, finden diese wirklich, denn sie schleppen den Ballast gesellschaftlicher Pflichten und Rücksichten in

die entlegenste Sommerwohnung mit, sie haben nicht den Mut, in rücksichtsloser Freiheit nur sich selber zu leben, sie wollen neue Bekanntschaften anknüpfen, sich amüsiren, um dann zu Hause wieder erzählen zu können, was sie alles Großartiges erlebt haben, und so tritt allmählich der eigentliche Zweck der Reise in den Hintergrund, und wenn man heimkommt, hat die Haut durch Luft und Sonne einen etwas kräftigeren Ton, eine scheinbare Frische, aber auch diese verfliegt nach wenigen Tagen, und müde und abgespannt geht man wieder seinem Tagewerk nach."

Natur und Kultur. In einem Leitartikel schreibt der „Frankfurter General-Anzeiger" sehr richtig:

„Der „moderne Kulturmensch" spürt den Hauch der Natur fast nur dann, wenn er ihm als schnöder Rheumatismus in die Glieder fährt oder wenn er seinen neuen Sommeranzug im Wonnemond nur unter Zähneklappern spazieren führen kann. Feste feiert der „moderne Mensch" am liebsten im gedeckten Raum, und Lieder singt er nur in jungen Jahren, bei geregeltem Trunk, auf rauchgeschwängerter Kneipe. Im gesetzteren Alter aber singt er überhaupt nicht mehr, sondern läßt sich gegen Bezahlung vorsingen, in pompöser Halle, zu einer Stunde, wo unsere Altvordern bereits in den Federn lagen. Im übrigen ist die Stellung der modernen Menschheit zur Natur bei einem Teile stets feindselig, beim Reste gleichgiltig."

Preisausschreibung. Der Alkoholgegnerbund (Internationaler Verein zur Bekämpfung des Alkoholgenusses) eröffnet hiemit eine Preisausschreibung für eine volkstümlich geschriebene Erzählung, welche sich zur Propaganda für die Enthaltsamkeit von geistigen Getränken eignet. Dabei gelten folgende Bestimmungen:

1. Die Erzählung soll den Umfang von vier Druckbogen (Oktavformat) nicht überschreiten.
2. Der Termin der Einsendung schließt mit dem 30. Sepember d. J.
3. Es gelangen ein bis zwei (oder mehrere) Preise zur Verteilung, im Gesamtbetrage von 500 Franken.
4. Die prämierten Manuskripte gehen in das Eigentum des Alkoholgegnerbundes über, der darüber freies Verfügungsrecht erhält. Die nicht prämierten werden zurückgesandt.
5. Das Preisgericht besteht aus folgenden drei Herren:
   Zivilgerichtspräsident Prof. Dr. C. Ch. Burckhardt,
   Redaktor Hermann Stegemann,
   Dr. Adolf Vögtlin, sämtlich in Basel.
6. Manuskripte, die zur Beurteilung zugelassen werden sollen, sind mit einem Motto versehen spätestens bis zum 30. September 1898 an Herrn Direktor E. Blocher, in Neue Welt bei Basel einzusenden. Name und Adresse des Verfassers sollen in einem dem Manuskripte beizulegenden und mit dem entsprechenden Motto versehenen, verschlossenen Couvert enthalten sein.

Die Kommission.



Stuttgart, 15. September 1898.

Der praktische Arzt und das Naturheilverfahren.*)

Von

Dr. **Max Weinberger,**

leitender Arzt der Wasserheilanstalt der allgemeinen Arbeiter-Krankenkasse und der Dr. Renner'schen Wasserheilanstalt in Budapest.

I.

Das Heben des moralischen und materiellen Niveaus des ärztlichen Berufes ist ein gemeinsames Interesse, zu welchem beizutragen unser Aller gleiche Pflicht ist. Das Bewußtsein dieser Pflicht gibt mir das Wort, welches ich in Ihrem geehrten Kreise erhebe, um Ihre geschätzte Aufmerksamkeit auf einen separaten Zweig der Heilwissenschaft zu lenken; dieser Zweig, von welchem man nun auch schon bei uns zu sprechen beginnt, ist das Naturheilverfahren, die Physiatrie oder mit wissenschaftlicher Benennung, die physikalisch-diätetische Heilmethode.

Die Zeit, in der diese Heilmethode entstanden, suchen wir vergebens festzustellen; reicht doch diese schon in das prähistorische Zeitalter zurück. Die Benützung der Massage, des Wassers, der Wärme und Kälte, der Luft, der Bewegung, der Sonnenwärme — zu Heilzwecken, auch die Einwirkung der Ernährung auf die menschliche Gesundheit war schon bei den ältesten Völkern bekannt. Wenn wir aber nachforschen, warum diese Heilfaktoren nur

---

*) Vortrag, gehalten im Budapester Ärzteklub am 2. Mai 1898. Aus „Blätter für klinische Hydrotherapie und verwandte Heilmethoden, herausgegeben von Prof. Dr. Wilh. Winternitz in Wien, VIII. Jahrgang Nr. 7. Wir bringen den in mancher Hinsicht interessanten Vortrag zur Kenntnis unserer Leser, ohne uns mit allen Einzelheiten zu identifizieren.

Red. d. Hyg.

in diesem Jahrhunderte zu einem Ganzen vereint und spezialisiert, neuestens sogar zu ungeahnter Blüte gebracht wurden, so können wir diese Ursachen ohne Mühe ergründen.

Im zweiten Viertel dieses Jahrhundertes fiel Prießnitz mit seiner wunderlichen Heilmethode auf, mit deren Hilfe er Tausende und abermals Tausende gesunden ließ. Er heilte durch die Wirkung des Wassers, hauptsächlich durch Anwendung desselben in freier Luft. Durch Prießnitz' Erfolge ermuntert, begann Johann Schroth in Lindewiese in der Nachbarschaft von Gräfenberg sein eigenes Heilverfahren anzuwenden, welches in der Anwendung der Diätetik nach seiner eigenen Auffassung bestand und mit Packungen zum Zwecke der Ausscheidung aller krankhaften Stoffe verbunden wurde. Der Grund, warum der Name Schroth nicht so populär als der von Prießnitz geworden, ist in der Strenge des Schroth'schen Verfahrens zu finden; aber seine Erfolge waren ebenso wunderbar und auch sein ungeschmälertes Verdienst bleibt es, daß sein Verfahren den Impuls zur Gründung und Erweiterung der modernen Diätetik gegeben, zu diesem Heilfaktor, der nach meiner bescheidenen Auffassung in kurzer Zeit schon die erste Rolle in der Heilkunde spielen wird.

Die Geschichte der zweiten Wiener ärztlichen Schule, des medikamentösen Nihilismus derselben, ist uns Allen bekannt. Der große Skoda konnte beweisen, daß ohne Anwendung von Medikamenten, blos mittelst Einhaltung hygieinischer Cautelen, die gefährlichsten Leiden keine größere Mortalität aufweisen, als wenn sie medikamentös behandelt werden. Diese Thatsache, welche von den ersten ärztlichen Kapazitäten der Zeit bestätigt und verbreitet wurde, gieng in's Allgemeinbewußtsein über und trug viel zur Fußfassung der Naturheilmethode bei.

Wie jeder Aktion, so folgte auch dieser vernünftigen Auffassung die Reaktion auf dem Fuße; diese gieng von den chemischen Fabriken aus, wurde von hier aus forciert und, eben mit Beihilfe der Ärzte, für eine Weile zum Siege geführt. Zu Hunderten kamen die neuen, wunderbar wirkenden Medikamente in Verkehr. Als die infektiöse Bazillentheorie sich zu verbreiten begann, erschrak selbstredend das Publikum zu allererst und ersehnte sehr das glückverheißende Schutzmittel gegen den mörderischen Feind aus den Händen des Arztes. Und der Arzt gab es bereitwilligst, denn ihm gab man es ja auch; er konnte zwischen den mannigfaltigsten Desinfizientien nach Herzenslust wählen: das eine tödtete diesen, das andere wieder jenen Bazillus. Die Wirkung war eine laboratorisch erprobte und die allgemeine Stimmung war für die chemischen Medikamente wiedererobert.

Als Koch mit seinem Tuberkulin in Begleitung der nötigen Reklame am Horizonte erschien, glaubte man, daß der Stein der Weisen gefunden sei und um so wilder begann die Jagd nach spezifischen Heilmitteln.

Zur Befestigung des Glaubens an die medikamentöse Behandlung trug noch die falsche Auffassung des Fiebers bei. Die falsche Annahme, daß bei

der Behandlung der fieberhaften Krankheiten die Hauptsache die Temperaturherabsetzung sei, hatte die chemischen Fabriken zur Herstellung antipyretischer Medikamente angeeifert. Die neuen Mittel wucherten wie die Pilze; das eine übertraf das andere, denn dieses Mittel drückte die Temperatur um so und so viel Zehntel herab, das zweite, zehnte und zwanzigste, die dem ersten knapp nachfolgten, wurden mit noch größeren Vorzügen und noch größerer Reklame auf den Markt gebracht. Und all' diese Mittel waren, wie es „in- und ausländische Kapazitäten" bewiesen, von wahrhaft wunderbarer Wirkung!

Heute wissen wir schon, daß wir auf falscher Fährte waren, als wir um jeden Preis nur die Temperaturherabsetzung anstrebten. Wir wissen es auch, daß das Fieber quasi ein Heilfaktor ist, das zur Bekämpfung des Leidens uns eifrig mithilft. Die Krankheitserreger, die Toxine, werden nur durch Oxydation, durch gesteigerte Verbrennung unschädlich gemacht, und dieser Prozeß, wie auch Robin bewiesen, geht eben in Form des Fiebers vor sich.

Die Vertreter der Naturheilmethode waren daher auf richtiger Fährte, wenn sie — auch ohne wissenschaftliche Begründung — bei der Behandlung der Krankheiten das Fieber nicht fürchteten und das Hauptgewicht auf die Ausscheidung legten. Sie suchten Schweiß zu erregen, da sie die bekannte Thatsache vor Augen hielten, daß die Besserung, die Krisis, zumeist nach eingetretenem Schweiße sich einstelle.

Heute verstehen wir ja schon, daß mit dem Schweiße auch die Toxine ausgeschieden werden, und daß andererseits das Fieber ein Symptom der gesteigerten Oxydation, also des Heilprozesses ist. (Diese Annahme wurde zwar schon in den Sechziger Jahren von Traube, Cohnheim u. A. aufgestellt, wurde aber nicht gehörig berücksichtigt.) Das Beste wäre es ja, wenn der Kranke ein je höheres Fieber durchmachen könnte, denn bei 42° gehen ja schon die Bazillen der Tuberkulose, des Malleus humidus und der Diphtherie zu Grunde. Es wäre daher gar nicht ratsam, das Fieber zu koupieren, wenn zugleich nicht auch ein zerstörender Eiweißzerfall zu Stande käme. Heute sind wir zwar schon im Stande, auch in dieser Richtung mit Erfolg einzugreifen; wir können im Körper die Oxydation steigern, ohne gesteigerten Eiweißzerfall herbeizuführen. Und diesen Erfolg haben wir auch einem physiatrischen Verfahren, der Wasseranwendung, zu verdanken. Doch ist es nicht mein Zweck, mich im knappen Rahmen meines Vortrags in nähere Details einzulassen; ich wollte nur erörtern, in welcher Weise all' diese heilwissenschaftlichen Strömungen — einerseits das vernünftige und tapfere Auftreten von Skoda und der nihilistischen Schule, andererseits das Fiasko von Koch's Tuberkulin, wie auch die Unzweckmäßigkeit der Anwendung der Antipyretika als solcher — zur Fußfassung und Befestigung der physikalisch-diätetischen Heilmethode beitrugen. Im Laufe ihrer Entwicklung wurde die Verbreitung der Physiatrie noch durch einen

anderen Umstand unterstützt, ohne den keine Entwicklung gedacht werden kann, nämlich durch den Kampf und Widerstreit der Meinungen. Ein grimmiger Kampf begann einerseits von Seite der Allopathen, die um das Prestige ihres Standes und um ihre Einkünfte besorgt waren; andererseits von Seite der naturärztlichen Laien gegen die Allopathen, weil sie von letzteren sammt ihren Lehren unterdrückt, verhöhnt und verachtet wurden. Dieser Kampf begann schon gegen Prießnitz und dauert bis zur neuesten Zeit.

Die Urheber des Naturheilverfahrens waren in der Wahl der Waffen nicht sehr skrupulös; sie malten in den dunkelsten Farben die Fälle schädlichen Ausganges, welche durch das eventuelle Verschulden der Medikamente oder der ärztlichen Einwirkung zu Stande kamen. Sie hielten Vorträge, in denen sie sich ebenso eingehend mit den Erfolgen des Naturheilverfahrens als mit den Mißerfolgen der Allopathen befaßten. Durch Demonstration einzelner Fälle in Wort und Photographie suchten sie zu beweisen, wie schädlich für die Menschheit die medikamentöse Behandlung sei. Wo sich schädliche Folgen der Vaccination, der Jod-, Brom- oder Hg-Behandlung zeigten, da griffen die Naturärzte und ihre Anhänger rasch zu und führten die konkreten Fälle in den Kampf gegen die Ärzte und die Allopathie.

Es war ein Leichtes, durch ein solches Vorgehen beim Laienpublikum Anhänger zu gewinnen. Und die Anhänger wurden zu Aposteln, die alle Unzufriedenen um sich schaarten, und zu Hunderten wurden in Deutschland die Naturheilvereine gegründet, mit vielen Tausenden von Mitgliedern.

Das Vertrauen, welches die Apostel zu gewinnen vermochten, nützten sie auch entsprechend aus. Der Zutritt zu ihren Vorträgen mußte bezahlt werden; die dicken „Lehrbücher" wurden gut verkauft, ja sie verkündeten sogar eigene Heilmethoden, um ihre Person mehr vorzuschieben. Die Werke von Kneipp, Bilz und Kuhne wurden in vielen Hunderttausenden von Exemplaren gekauft, was den Verfassern ein großes Einkommen und ihrem Namen riesige Reklame verschaffte.

Wie wir sehen, war demnach das Aposteltum kein schlechtes Geschäft, aber auch die Lage des „Naturarztes" war nicht zu verachten. Wo sich ein solcher niedergelassen, büßte der approbierte Arzt rasch einen Teil seines Einkommens ein. Erfolge konnten die Naturärzte ja in vielen Fällen aufweisen, und dies genügte vollkommen zu ihrem Fortkommen und Gedeihen . . . . .

Nur das Sinken der ärztlichen Autorität und des Einkommens waren im Stande, die Feindseligkeit des ärztlichen Standes gegen die Physiatrie zu bekämpfen. Die Ärzte begannen ernster um sich zu blicken, und da fielen ihnen einige hervorragende Kollegen auf, deren Werke selbst von der Ärztewelt bisher nicht beachtet und gewürdigt worden waren, weil sich die Aufmerksamkeit dieser Forscher auf ein Gebiet erstreckt hatte, weil diese Ärzte ihre Kraft, ihr Wissen einer Heilmethode zugewandt hatten, welche wegen des gewaltsamen Kampfes ihrer Apostel der ärztlichen Welt verhaßt war.

Welchen Eifers, welcher Hingebung und unermüdlicher Ausdauer be-

durften diese wenigen Forscher, die sich nicht scheuten, jene Heilmethode zum Ziele ihres Studiums zu wählen, welche einen Prießnitz, einen Schroth, einen Ling, einen Thure-Brandt — lauter Laien — als ihre Apostel bekannten! Wie oft mußte zum Beispiel ein Winternitz Martyrium erdulden, bis er endlich nach dem Kampfe eines Menschenalters die Palme der Anerkennung errang!

Nur in den letzten Jahren begannen endlich die Ärzte einzusehen, daß sie falsch gehandelt; sie legten ein regeres Interesse für die physikalischen Heilmethoden an den Tag und sahen, daß die wenigen herzhaften Forscher — welche liberal genug waren, um das Gute dort zu nehmen, wo es zu finden war — diese verdammten Lehren der Laien eingehend beobachtet, studiert und zum Wohle der Menschheit weiter entwickelt hatten. Sie begannen jene Erfahrungen zu würdigen, welche Winternitz und seine Schule in der Hydrotherapie — Eulenburg, Senator, Oertel, E. du Bois Reymond in der Bewegungstherapie — Leyden, Rubner, Noorden u. A. in der Diätetik — Reibmayr, Metzger in der Massage — Brehmer und Dettweiler über die Heilerfolge der Luft gesammelt und beschrieben hatten.

Die Ärzte sahen ein, daß diese einfachen Heilmethoden starke und mächtige Waffen im Kampfe gegen die Krankheiten sind; sie sahen ein, daß durch das bisherige Wirken dieser herzhaften Forscher eine solche Fülle der physiatrischen Errungenschaften nunmehr zu Gebote steht, daß durch deren Aneignung und gewissenhaftes Studium die Ärzte nicht nur leichter den Kampf gegen die „Naturärzte" aufnehmen, sondern auch beim Krankenbette sieghaft Stand halten können. Sie sahen ein, wie irrig ihr Vorgehen war, als sie in ihrem Heilverfahren sich kaum über die Grenze des Rezeptschreibens erhoben, höchstens noch — ohne eingehendere Erklärung — die Bemerkung hinwarfen: „Der Kranke möge diät leben und sich Umschläge machen." Was verstand das Publikum unter dieser unerörterten „Diät", wenn nicht das Hungern? Und wie sollte der Umschlag wirken, von dem nicht gesagt wurde, ob er ein- oder mehrschichtig, kalt oder warm, frei oder bedeckt appliziert werde?!

Jene Ärzte, welche den Fehler ihres störrigen Vorgehens einsahen und sich dem Studium der physikalisch-diätetischen Heilmethode widmeten, überzeugten sich in Bälde auch davon, daß einerseits diese Heilmethode im Kampfe gegen die meisten Krankheiten eine mächtigere Waffe biete als das einsame Rezept; andererseits überzeugten sie sich jedoch auch davon, daß auch der Physiater sehr mannigfaltig an dem Krankenbette beschäftigt sei, daß man sein ganzes ärztliches Wissen benötige, um sich dieses Heilverfahren anzueignen und es mit Erfolg anwenden zu können, daß der Arzt also sein Einkommen nicht schmälere und das ethische Niveau seines Standes nicht herabsetze, indem er sich der Physiatrie widmet.

Im Bewußtsein all' dieser Thatsachen bedienen sich die deutschen Ärzte

nun recht gern dieser Heilmethode im Kreise ihres ärztlichen Wirkens. Die Fälle, welche mittelst Luft, Wasser, Diät, Bewegungstherapie oder Massage erfolgreich behandelt werden können, behandeln sie mittelst dieser Heilbehelfe, und so gewinnen sie, — wenn auch nur Schritt für Schritt — das ihnen entrungene Terrain von den Kurpfuschern zurück. Jener Teil des deutschen Publikums, welcher der Fahne des Naturheilverfahrens zugeschworen, nahm die approbierten Ärzte gern in das Lager der Physiatrie auf und nimmt auch ihre Hilfe mit Vorliebe in Anspruch. Jetzt werden auch die von Laien gegründeten Naturheilanstalten von approbierten Ärzten geleitet und auch die Naturheilvereine bieten, wenn sie die Stelle eines Naturarztes besetzen wollen, dem geschulten Physiater die größten Vorteile.

Aber in einer Sache hat sich die Ärztewelt (wenn auch nur scheinbar) geschadet, als sie nur zaudernd in's Lager der Physiatrie überging, indem jetzt das Publikum der Naturheilvereine durch die Verwilderung der Verhältnisse beim Arzte gar kein Medikament mehr dulden will. Entweder — oder! Zwar schadet dieser Umstand der ärztlichen Wissenschaft nicht, denn durch diesen Zwang erweitert sich nur der Raum des ärztlichen Forschens. Bei dem jetzigen Stande der physikalisch-diätetischen Heilmethode, wo die Forscher in diesem Fache diesen Zweig der Heilwissenschaft auf physiologischer Grundlage weiter entwickeln, können wir auch diesen scheinbaren Zwang nur mit Freuden begrüßen.*) Mögen die Vorkämpfer des physikalisch-diätetischen Heilverfahrens nur weiter forschen, ihre Erfolge werden der Menschheit nur heilsam sein; andererseits mögen die Koryphäen der Pharmakopoe, der Antitoxintheorie, der Organotherapie ihre Forschungen fortsetzen! Dieser ideale Kampf wird nur berufen sein, um die Heilwissenschaft vorwärts zu tragen. Es komme der Kampf und es siege das Bessere!

II.

Indem ich in diesem engen Rahmen die Entwicklung der Naturheilmethode im Auslande zu skizzieren suchte, that ich dies, um die künftige Lage des praktischen Arztes in Ungarn gegenüber der Naturheilmethode, die nun auch an unsere Thüre pocht, um so leichter überblicken zu lassen. Uns vor dieser Bewegung einfach verschließen — das dürfen und können wir nicht. Wir dürfen es nicht, denn es ist unsere Pflicht, in die Schatzkammer der Heilkunst jeden Fortschritt aufzunehmen, komme er woher er wolle; und wir können es nicht, denn sonst haben wir selbst die Folgen davon zu tragen. Im verflossenen Jahre pilgerten aus unserer Heimat circa 12000 Patienten in das Ausland, um ihre Gesundheit mittelst der physiatrischen Heilmethoden zurückzuerlangen; die Fluth wächst, und im nächsten Jahre werden schon vielleicht zweimal so viele das Ausland mit ihrem Gelde und

*) Vor kurzem ist ein Fachblatt in der Redaktion von Leyden und Goldscheider erschienen, welches die physikalisch-diätetische Heilmethode als Devise auf seine Fahne geschrieben; das Blatt wird all' die Forschungen und Fortschritte aufnehmen, welche in der Heilwissenschaft mit Ausschluß der Pharmakopoe erzielt werden.

Vertrauen beschenken, wenn wir indolent bleiben und uns vor dieser Heilmethode verschließen, welche in ihrem heutigen Stande ihre Lebensfähigkeit und positive Existenzberechtigung reichlich bewiesen hat.

Daß wir gar so lange zauderten und zurückblieben, findet seinen Grund im Mangel an der Konkurrenz. Unsere Gesetze verbieten das Kurpfuschen, daher hatten sich ausschließlich nur Ärzte — ohne jeden Zwang, nur aus eigenem Antriebe — die eine oder andere Art der Physiatrie angeeignet. Und aus diesem Grunde ist bei uns diese Heilmethode nur dezentralisiert aufzufinden: Hier die Hydrotherapie, dort die Mechano-, besser Kynetotherapie, anderswo nur die Massage oder höchstens die beiden letzteren vereint. In unserer Heimath weiß ich nur von zwei Anstalten, welche der physikalisch-diätetischen Devise ziemlich entsprechen; die eine ist die in Tátra-Lomnitz, welche auf ärarische Kosten luxuriös eingerichtet wurde und überwiegend von Magnaten besucht wird; die andere Naturheilanstalt ist in Feketehegy, welche, wie ich auf privatem Wege erfahre, schöne Erfolge (trotz ihrer kärglichen Einrichtung) aufzuweisen vermag: Schade ist nur, daß beide Anstalten infolge ihrer natürlichen Lage nur temporär geöffnet sind; aber noch mehr zu bedauern ist es, daß uns keine ärztliche Kasuistik aus diesen Anstalten zu Gebote steht.

Werfen wir einen kurzen Blick auf die einzelnen Zweige der Physiatrie, wie sie bei uns sich verbreiten und ausgeübt werden, bestehen und beschaffen sind.

Ich beginne mit der Diätetik. Bei uns wird dieses Heilverfahren recht stiefmütterlich behandelt. Im Allgemeinen weiß der praktische Arzt nur so viel davon, daß dem Fiebernden die festen Nährmittel nicht gut thun, daß Mehlspeisen, papricierte Gerichte, Kartoffeln, trockene Gemüse dem katarrhalischen Magen schädlich sind, oder daß sie die rezeptartigen Vorschriften der Weir-Mitchel'schen Mastkur oder der Schroth-Banting'schen Abmagerungskur kennen. Weder bei uns noch anderswo kann man ja von dem praktischen Arzte verlangen, daß er die Nahrung in Kalorien bemesse, wie dies schon an manchen deutschen Kliniken geschieht. Doch „die Kenntnis der Nahrungsmittel und ihres Werthes, sowie die Kenntnis einer zweckmäßigen Ernährung unter den verschiedenen individuellen Verschiedenheiten der Jetztzeit ist für jeden Arzt unentbehrlich", sagt Leyden in seinem Werke über Ernährungstherapie.

„Der Mensch ist, was er ißt", so lautet ein deutsches Sprichwort, welches ebenfalls beachtenswert ist. Wir gehen besser und zweckmäßiger vor, wenn wir z. B. aus der gewohnten Kost eines nervösen Patienten jede reizbare Speise eliminieren und ihn sogar auf eine Weile auf vegetabilische Diät verweisen, als wenn wir die Sorge der Behandlung von uns schieben, indem wir ihm irgend ein Brompräparat verschreiben. Selbstverständlich ist die Mode, welche von manchen Laien mit der unbegründeten, ja unvernünftigen Aufnahme der exklusiv vegetarischen Diät auch schon bei uns getrieben wird, ebenso schädlich. Die Ernährung muß immer dem Individuum angepaßt werden; in dem Maße, wie der Organismus in dem einen oder dem an-

deren Nährstoffe ärmer ist, müssen Speisen bevorzugt und angeordnet werden, welche die fehlenden Nährstoffe in reichlicher Menge innehaben. Es ist ein gleicher Fehler, wenn wir die eiweißhaltigen Nährmittel oder die Nährsalze oder andere Nährstoffe in ungebührender Weise bevorzugen.

Am schädlichsten sind noch die schablonenmäßigen diätetischen Rezepte; denn während sie einerseits den Arzt um das Überlegen der kasuellen Verordnung bringen, berücksichtigen sie andererseits die gewohnte Lebensweise und materielle Lage des Patienten nicht. Beim diesjährigen Kongresse der ungarischen Balneologen hat ein Kollege schon seine Stimme gegen die schablonenhaften diätetischen Rezepte erhoben. Möchte doch diesem Zweige des Heilverfahrens je rascher und in jedem Falle von der Gesamtheit der praktischen Ärzte die gebührende Beachtung widerfahren! Bei uns ist leider zu diesem Zwecke noch sehr wenig geschehen; unsere Universitäten haben keinen Lehrstuhl für Diätetik und daher ermangeln wir auch eines größeren, eingehenden Lehrbuches für diese Heilwissenschaft. Es ist aber zu hoffen, daß auch diesem Mangel rasch abgeholfen wird, und dann wollen wir Alle mit Freuden die Gelegenheit benützen, um dem Auslande auch in dieser Richtung gleichzukommen.

Der zweite, bei uns besser bekannte, aber nicht im gleichen Maße anerkannte Zug der Physiatrie ist die Hydrotherapie. Trotzdem diese Heilmethode schon vor Jahrzehnten ihren Einzug bei uns gehalten hat und — was sich nicht läugnen läßt — unsere Wasserheilanstalten in Zahl und Umsatz im Wachstum begriffen sind, können wir doch nicht behaupten, daß sich diese Heilmethode der Anerkennung zu rühmen vermag. In der Privatpraxis erstreckt sie sich nicht über den Prießnitz-Umschlag und den Eisbeutel, trotzdem die Hydrotherapie sehr viele andere Anwendungsarten besitzt, welche der praktische Arzt mit Vorteil am Krankenbette anwenden könnte. Wie ich es schon bei den Antipyreticis erwähnt habe, besitzen wir bei den fieberhaften Erkrankungen eben in der Hydrotherapie das mächtigste Hilfsmittel. Das Erhöhen der Oxydation — welches als ein wahres Spezifikum gegen die akuten Infektionskrankheiten zu betrachten ist — können wir am besten durch die Wasseranwendung erreichen. Sowohl das kalte, wie das warme Wasser erhöhen die Oxydation in großem Maße; doch hat die Anwendung des kalten Wassers noch den Vorteil, daß sich bei der zu Stande kommenden Oxydation der Eiweißzerfall vermindert, wodurch die Lebenskräfte nicht so rasch dahinsinken.

Diese Erkenntnis, welche wir den Forschungen Strasser's zu verdanken haben, hat sich nicht nur in der Behandlung des Typhus, sondern auch bei Scarlatina, Variola, Morbilli u. s. w. prächtig bewährt, und dennoch wird sie bei uns in der Praxis nicht gehörig gewürdigt. Auch dafür finde ich zwar einen Milderungsgrund: denn während einerseits der hydriatische Eingriff in der Privatpraxis unvergleichlich schwerer auszuüben ist als die Rezeptschreiberei, so stellt sich uns andererseits das Publikum selbst hin-

dernd in den Weg, wenn wir bei akuten Exanthemen Wasser anwenden wollen. Dieses Hindernis habe ich selbst öfter zu sehen bekommen, und doch ist es meine Ansicht, daß es unsere Pflicht ist, gegen dieses Vorurteil eifrig anzukämpfen; wir werden uns dann Alle überzeugen, wie auffallend gute Erfolge mit der kausalen Anwendung der Hydrotherapie bei akuten infektiösen Krankheiten zu erreichen sind.

Was die hydriatische Behandlung in den Anstalten betrifft, finden wir in denselben kaum andere als neurasthenische oder mit diesen verwandte Erkrankungen. Und doch gebührt der Hydrotherapie auch in der Behandlung sehr viel anderer Erkrankungen eine große Rolle. Durch hydriatische Einwirkungen beherrschen wir die Blutverteilung des menschlichen Körpers beinahe mit physikalischer Sicherheit. Die Entlastung von hyperämischen Körperteilen, die Erweiterung oder die Verengung des Blutgefäßsystems liegt in der Gewalt des fachkundigen Hydropathen, während sich der exklusive Allopath dessen gar nicht rühmen kann. Die Funktion des atonischen Magens, der trägen Gedärme können wir mit Medikamenten nie so gut regeln als durch zweckmäßige hydriatische Prozeduren, hauptsächlich wenn wir diese mit Massage und Heilgymnastik verbinden.

In sehr vielen anderen Fällen könnten wir auch schöne Erfolge mit dieser Art der physikalischen Heilmethoden in den Anstalten erzielen, doch kann die Aufzählung und Behandlung jener Fälle nicht den Stoff dieses Vortrages bilden; nur ein Umstand ist es, auf welchen ich Ihre geschätzte Aufmerksamkeit noch lenken möchte: wie sehr nämlich das Vorgehen des Hydropathen dadurch erschwert wird, daß der Patient von seinem Hausarzte zumeist schon die Kurvorschrift mit in die Wasserheilanstalt bringt. Es ist ja natürlich, daß der Hausarzt oder der Spezialist weiß, welche Behandlung der Patient benöthigt; andererseits kommt es aber sehr häufig vor, daß durch eine interimistische Indisposition oder in Anbetracht einer inzwischen auftretenden Komplikation die Veränderung der Kurprozeduren sich als notwendig erweist. Und in diesem Falle verliert der Patient das Zutrauen zu seinem Arzte oder zum Hydropathen. Solche Fälle habe ich in meiner hydriatischen Praxis leider allzu oft zu beobachten. Wer also seinen Patienten zur hydriatischen Behandlung in eine Anstalt schickt, thut wohl daran, wenn er seine gemachten Erfahrungen oder seine Diagnose dem Hydropathen kurz mitteilt; doch erschwert er die Behandlung sehr, wenn der Patient gleich auf Wochen hinaus mit gebundener Marschroute den Weg vom Arzte in die Wasserheilanstalt nimmt.

Bei der Besprechung des Standes der Hydrotherapie in Ungarn muß ich noch eines sehr bedauerlichen Mangels erwähnen. Wir müssen es bekennen, daß die hydriatischen Einwirkungen auch dann hauptsächlich in Anstalten vorzunehmen sein werden, wenn diese Heilwissenschaft Gemeingut eines jeden Arztes sein wird. Um so schwerer wird der Standpunkt des praktischen Arztes sein, wenn er Patienten begegnet, welche mittelst hydriatischer

Prozeduren geheilt werden könnten, die aber nicht im Stande sind, für die Kosten der Anstaltsbehandlung aufzukommen, daher den Segen dieser Heilmethode entbehren müssen. In Wien steht dem unbemittelten Patienten die hydriatische Abteilung der Poliklinik unentgeltlich zur Verfügung, während bei uns ein solches, für den Gemeingebrauch Unbemittelter bestimmtes Institut nicht existiert. Die erste humanitäre Institution, welche den Segen der Hydrotherapie anerkannt, war die allgemeine Arbeiter-Krankenkasse, die mit einem Kostenaufwande von 12000 fl. — blos für ihre Mitglieder — eine komplete, auf der höchsten Stufe der hydriatischen Technik stehende Wasserheilanstalt eingerichtet hat. Wenn nur alle übrigen humanitären Vereine dieses schöne Beispiel befolgen möchten! Wenn sich nur die Gesellschaft — welche ihre Beihilfe auch so vielen anderen (vielleicht weniger gemeinnützigen) Institutionen nicht versagt hat — auch in dieser Richtung aufraffen möchte! Ich glaube und hoffe, daß diese Idee ihre eifrigsten Apostel unter den Ärzten finden wird, wenn diese sich von der Nützlichkeit der Hydrotherapie in ihrer Praxis durch eigene Erfahrung überzeugt haben werden.

Der dritte, ebenso wichtige als wissenschaftlich erprobte Zweig der Physiatrie ist die Kynetotherapie mit ihren zwei wichtigsten Methoden: der Massage und Heilgymnastik. Die erstere, die Massage, ist auch bei uns schon, sowohl bei Ärzten als bei Laien, Gemeingut geworden. Früher hatten sich mit der Ausübung dieser Heilmethode nur Laien befaßt; jetzt aber, wo die Ärzte einsehen, daß zur erfolgreichen Ausübung der Massage ärztliches Wissen notwendig ist, wenden sich dieser Heilmethode immer mehr Ärzte zu. Doch geschah dies ebenso zaghaft als mit der Zahnheilkunde; anfangs hielten es die Ärzte ihres Standes unwürdig, sich mit einer technischen Arbeit zu befassen. Jetzt aber, wo man schon einzusehen beginnt, daß das Studium und die Ausübung dieser Heilmethode der Mühe wert ist, fällt den Ärzten die Konkurrenz der Laien gar zu schwer.

Was die Heilgymnastik anbelangt, so ist diese bei uns ausschließlich in Händen der Ärzte. Dieses Fach könnten daher die Laien nicht mehr erobern.

Den fünften Zweig der physikalisch-diätetischen Heilmethoden bildet die Anwendung der Luft zu Heilzwecken. Wie wichtig dieser Faktor der Heilwissenschaft ist, brauche ich hier nicht noch zu erörtern, weiß dies ja jedermann auch aus der Hygieine genügend zu würdigen. Die Würdigung dieses Heilfaktors ist aber um so aktueller, als auch endlich bei uns die Bewegung für die Sanatorienbehandlung von Lungenkranken in Gang gekommen ist, und bei dieser Behandlung spielt bekanntlich die Luft die Hauptrolle. Auch an dieser Stelle kann ich nur der allgemeinen Arbeiter-Krankenkasse rühmlichst gedenken, denn diese war die Erste, welche für ihre Mitglieder, fern von der Hauptstadt, in guter Luft ein Sanatorium für Lungenkranke errichtet hat und mit bestem Erfolge aufrecht erhält.

In Verbindung mit der Luft benützt man auch in der Naturheilmethode

die Heilwirkung der Sonnenwärme und des Sonnenlichtes. Diese sind bei uns noch allzu wenig bekannt, können aber in der Privatpraxis auch wenig in Anwendung kommen. Die Art der Anwendung will ich hier nicht schildern, da ich selbe schon im vergangenen Jahre in unseren Fachblättern beschrieben. Auch ist deren Zweck einem jeden Arzte einleuchtend.

* * *

In dem Bisherigen habe ich die Entwicklung der Physiatrie, deren Mittel und den wissenschaftlichen Stand derselben in Ungarn kurz besprochen. Dies zu thun hielt ich für nötig, denn wir müssen uns auf die Invasion dieser Heilmethode vorbereiten.

Nach meiner Ansicht sollen wir dort beginnen, wo die deutschen Kollegen erst nach Kampf und Erniedrigung gelangt sind: daß sie die Vorteile dieser Heilmethode anerkennen und sie in ihrer Praxis zur Anwendung bringen. Wenn wir nicht erst nach solchen Kalamitäten zum gleichen Ziele gelangen sollen, wie die deutschen Ärzte, dann beeilen wir uns mit der Aneignung dieser Heilwissenschaft, bevor noch Jene ihr böses Ziel erreichen können, die aus Habsucht schon den Kampf gegen die „allopathischen Mordgesellen" begonnen haben!

Ueber Gesundheitsgefahren in den Bergen und ihre Vermeidung.*)

In dem prächtigen Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs findet sich jeweilen auch ein fatales Kapitel über die zahlreichen schweren, auf Bergtouren vorgekommenen Unglücksfälle in der betreffenden Berichtszeit, aus welchem zu ersehen ist, daß man hinsichtlich Gefahren für Gesundheit und Leben auf den Bergen ebensowenig ungestraft wandert wie unter Palmen. Aber freilich hier wie dort, wie eigentlich überall im Leben, spielen eigene Verschuldung und die Vernachlässigung von Vorsichtsmaßregeln eine große Rolle. In dem jährlichen Verzeichnis der Verunglückung von Wanderern in den Alpen sind in der Chronik des obenerwähnten Buches die jedenfalls sehr zahlreichen Unfälle gar nicht rubriziert, welche beim Bergsteigen vorkommen, ohne einen tötlichen Ausgang zu nehmen; auch die ganz vermeidbaren Todesfälle beim Edelweißsuchen oder Blumenpflücken, die jedes Jahr sich ereignen, findet der Berichterstatter jeweilen zu zählen gar nicht einmal der Mühe wert. Aber ohnedies sind die Todesfälle unter Touristen und Führern bei der Berggängerei noch in jeder Saison häufig genug, um dringend vor Übertreibung und Waghalsigkeit bei jenem sonst bei gehöriger Vorsicht mit Recht so beliebt gewordenen Sport zu warnen.

---

*) Schweizerische Blätter für Gesundheitspflege. Redaktion: Dr. med. Gustav Custer, prakt. Arzt in Zürich. XIII; Jahrg., Nr. 14.

Im Jahre 1897 kamen 37 tötlich verlaufene Unglücksfälle in den Alpen unter Bergsteigern und Bergführern vor. 16 Opfer fielen auf das Hochgebirge, 21 auf das Mittelgebirge. Wenn man zusammenzählen würde, wie viel Tote nur in den letzten 10 Jahren die bei manchen zur tollen Leidenschaft ausgeartete Bergeroberungssucht gefordert hat, so gewänne der Spruch des Berner Dichters Kuhn ein gar düsteres Licht: „Wohr isch, mänge fallt da abe“.

Angesichts der wieder begonnenen Zeit der Bergsteigerei, die auch dieses Jahr voraussichtlich hohe Wellen treiben wird, sind einzelne erfahrene Warnungsstimmen vor gesundheits- und lebensgefährlichen Ausschreitungen in jenem sonst so herrlichen Vergnügen und leibesstärkenden Sport gewiß am Platz. Pfarrer Hoffmann in St. Moritz, ein begeisterter Alpenklubist, hat über den Alpinismus, dieses moderne Kind menschlicher Bewegungslust, in seinem Verhältnis zur Sittlichkeit und Religion folgende kräftige Worte geschrieben (in der „Alpina“, Organ des Schweizer Alpenklubs):

„Wohl — mir scheint, Sittlichkeit und Religion des Menschen können nur Förderung erfahren bei dem edlen Sport der Fahrt ins Hochgebirg, und manchem Schweizer hat in weiter Ferne, jenseits der Meere, im Wüstensand und Prairienbrand, im Sturm und Kampf auf fremder Erde das „stille, große Leuchten“ seiner heimatlichen Berge, das sich vor seinem innern Aug' erhob, beides wieder gegeben, zu seiner Rettung und zu seinem Glück!“

Es ist nun freilich wahr, es giebt auch einen Cynismus beim Bergsteigen. Wo drängt sich im Leben das Ekle nicht herzu? Jene blöden Renommierhuber, die als einzigen, treibenden Reiz des Berggehens die prahlerische Aussage kennen: „Ich habe diese Spitze, jenen Grad gemacht“, jene armseligen, seichten Breinaturen, die sich mit verbundenen Augen am Seil von ihren Führern von Spitze zu Spitze schleppen lassen und dann womöglich nachher noch alpine Bücher schreiben, jene frivolen Bergfexen, die, ohne irgend eine Ahnung ihres zartesten Leistungsvermögens zu haben, sich und das Leben ihrer Führer gewissenlos riskieren, jene rohen Führerseelen, die keine leiseste Empfindung für die Schönheit und Größe der Natur, dafür aber eine um so mächtigere für das Goldstück und die vollen Weinflaschen haben, jene Berggigerl, die kaum an den Rand der Moräne sich getrauen, dafür mit riesiger alpiner Ausrüstung, mit Kurzhosen und Gletscherbeil auf dem Straßenpflaster Berlins herumrenommieren — das alles sind armselige, verkümmerte Abarten, für die der echte Bergsohn nicht verantwortlich gemacht werden kann.

Es ist im höchsten Grade leichtsinnig, also unsittlich (wir fügen hinzu, auch ungesund), an größere alpine Unternehmungen zu schreiten, ohne sich irgendwie Rechenschaft über den Umfang seiner Kräfte vorher gegeben zu haben, mit einem Wort, ohne das sittliche Moment gediegener Selbsterkenntnis. Es ist unverzeihlicher Leichtsinn, Gefahren mutwillig zu ignorieren. Der Bergführer Melchior Anderegg aus Meiringen, dessen Thaten mit seinem Ruhm gleichen Schritt gehalten haben, machte einmal zu mir die Bemerkung: „Wenn ich überall gegangen wäre, wohin meine Herren mit mir gehen wollten, so wäre ich längst tot.“ Man trachte, es ebensoweit in der Erkenntnis und Geschicklichkeit zu bringen und hüte sich vor leichtsinnig verschuldeten Katastrophen. „Dinge zu unternehmen, denen wir nicht gewachsen sind, ist eine Karakterlosigkeit, ja, wenn wir andere dadurch zu Schaden kommen lassen, so ist es ein Verbrechen.“

Leichtsinn und Tollkühnheit sind schlimme Brüder. Der edlere Teil

der Tapferkeit ist die kluge, berechnende Besonnenheit. Wir sehen, wie die ethischen Begriffe direkt gefordert werden. Denken wir an das feige Zurückhalten im Augenblick, wo es gilt, einer größeren Gefahr durch Bestehen einer kleineren zu begegnen, an das feige sich Drücken, wo ein Unglücksfall sich ereignet, an die herzlos grausame Art, die Leute in größter Gefahr ohne Rettungsversuch ihrem Schicksal zu überlassen, so müssen wir einsehen, wie sehr gerade dieser Sport die sittlichen Begriffe für sich in Anspruch nimmt — und auch die religiösen. Wo Hilfe dringend not, wo der Schrei nach Rettung schaurig durch die Eiswüsten gellt, da zeigt sich erst recht in seiner Größe und Tüchtigkeit das aus dem Grund des Glaubens erwachsene Verantwortungsgefühl für das Wohl unserer Mitmenschen. Es ist außer Frage: Kein edler, wahrer Alpinismus ohne ein kräftiges, gesundes sittlich-religiöses Gemüt! Dabei braucht man beileibe nicht an irgendwelche Frömmelei zu denken."

In seiner trefflichen Preisschrift über die Gefahren des Bergsteigens*) predigt der verstorbene Pfarrer Baumgartner auch besonders das Maßhalten in der Ausübung und Pflege von Gebirgsreisen. So unentbehrlich der Mut ist, so sehr sind Übermut und Tollkühnheit vom argen. Woher aber die vielen übertriebenen Wagestücke, zu denen die Bergsteigerei unleugbar schon so oft geführt hat? Sie rühren alle im letzten Grunde von jenem falschen Sportgeist her, dem es beim Bergsteigen nur um Ruhm, Ehre, Bewunderung zu thun ist. Wir halten dafür, daß es für jeden Freund der Bergwelt eine große Gefahr sei, von diesem Geiste erfaßt zu werden. Gegen denselben helfen nämlich alle Räte nichts, weil er eben in der Mißachtung seine Größe sucht. Umgekehrt ist es aber für jedermann von vornherein der beste Schutz, wenn er nach lichten Höhen strebt, getrieben von jenem besseren Geiste, der droben nicht Befriedigung des Ehrgeizes, sondern edlen Naturgenuß, Hebung von Mut und Thatkraft, Stärkung für Leib und Seele oder Lösung wissenschaftlicher Fragen sucht. In der That, dieser Geist edelt das Bergsteigen an und für sich, während es jener von vornherein herabwürdigt. Zudem schützt diese Gesinnung vor aller gefährlichen und verwerflichen Übertreibung.

Weitaus die meisten Unglücksfälle im Gebirge sind auch wirklich dadurch entstanden, daß sich schwache Anfänger in der Bergsteigerkunst in thörichter Selbstüberhebung an Unternehmungen wagten, die nur für Geübte und Erfahrene passen. —

Um nun Störungen der Gesundheit bei Gebirgswanderungen, auch bei leichteren, möglichst vorzubeugen, empfehlen wir folgende Grundsätze. Die Zahl der dafür geltenden Regeln ist damit natürlich lange nicht erschöpft.

1. Jeder sonst Gesunde prüfe sich zuvor, ob er zum Bergsteigen — es sind hier natürlich nicht nur ganz geringe Erhebungen von der Thalsohle aus und kleine Sonntagstouren gemeint — die nötigen körperlichen und seelischen Eigenschaften besitze. Genügende Muskelkraft, namentlich auch des Herzens, gehörige Elastizität und Zuverlässigkeit in den Gelenken, zumal der Beine und Füße (sogen. Gangsicherheit), für gefährliche Partien absolute Schwindelfreiheit, Zähigkeit und Ausdauer im Ertragen von Anstrengungen und Mühseligkeiten beim Begehen oft sehr steiler und steiniger Bergpfade sind durchaus nötige Erfordernisse. Sonst treten vorzeitige Erschöpfungen mit oft bedrohlichen Schwächezuständen ein. Leute mit schwachen Fußgelenken

*) Zürich. Verlag von Fr Schultheß.

können namentlich beim Absteigen auf holprigen Wegen leicht Verstauchungen des Fußes erleiden (durch das sog. Übertreten desselben).

2. Man hüte sich vor Überanstrengungen im Gehen, d. h. vermeide Übermüdung des Körpers durch zu forciertes oder zu langes Wandern hintereinander. Das gilt namentlich im Anfang, für Ungeübte und Unerfahrene, für solche, welche im Bergsteigen nicht genügend trainirt sind. Als tägliche durchschnittliche Leistung der Beine darf man nur 8—10 Stunden Gehezeit rechnen. Auch solche, welche jedes Jahr in den Bergen herumsteigen, wenn auch nur für kurze Zeit in den Ferien, müssen, bevor sie schwierigere und gefährlichere Partien ausführen, jeweilen sich durch mehrere kleinere, allmählich anstrengendere, mit mehrtägigen Ruhepausen wieder gehörig „einlaufen.“ Dadurch werden Muskeln und Gelenke wieder bergfest und die Betreffenden sind viel sicherer, auch böseren Bergen ohne Schädigung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit auf den Leib zu rücken, als wenn sie keinen solchen Vorkurs, wie man ihn nennen könnte, genommen hätten.

3. Für die Schonung von Lungen und Herz, auch der Füße und Schenkel, ist es absolut nötig, sich an ein gleichmäßiges, langsames Schritttempo beim Ansteigen auf einen Berg, und sei es auch nur ein ganz niedriger, strenge zu gewöhnen. Daran erkennt man am besten den routinierten Berggänger und den unerfahrenen Bergstürmer. Der ABC-Schütze des Sportes rennt, der Erfahrene wiegt und hebelt sich piano in die Höhe. Der letztere, kaltblütig vorgehend, macht nur wenige, dafür etwas längere Pausen (alle 2—3 Stunden ca. 30 Minuten); der hitzige Neuling steht atemlos keuchend und herzklopfend jeden Augenblick still, um zu verschnaufen. Um die Beinmuskulatur zu schonen und deren nachherige Schmerzhaftigkeit möglichst zu verhüten, ist auch bedächtiges Absteigen nötig. Wer, ohne große Übung zu haben, wie die Älpler, auf steileren und steinigen Wegen allzu rasch und längere Zeit hinunterrennt, wird besonders auch in den Kniegelenken die nachteiligen Folgen verspüren und riskiert leicht seine Knochen durch Ausgleiten oder Stolpern. Den guten Berggänger kann man an der Weise, wie er von der Höhe ins Thal absteigt, noch mehr von einem schlechten und ungestümen unterscheiden, als an der Methode des Aufstieges.

4. Außer zweckmäßiger Kleidung, namentlich Tragen von soliden, fußgerechten Schuhen, guten Strümpfen und Hemden aus Wolle oder Flanell ist die größte **Vorsicht im Essen und Trinken** besonders nötig, um sich den Appetit nicht zu stören und die Gesundheit der Verdauungswerkzeuge zu erhalten, die sonst auf Bergtouren leichter empfindlich sind. **Mäßigkeit!** heißt auch hier die goldene Regel, namentlich hinsichtlich des Durstlöschens. Vor dem unsinnigen schädlichen und häufigen „Stärken“ durch größere Mengen geistiger Getränke z. B. Schnaps, hüte man sich besonders. Ein tüchtiger Schluck guten alten Rotweins paßt höchstens bei längeren Ruhepausen oder im Quartier, **während der Wanderung ist aber nicht Alkohol**, sondern Thee oder schwarzer Kaffee ohne Kirsch oder Kognac aus der Feldflasche das Beste. Mit Recht gewinnt die „Abstinenz“ auf Bergtouren immer mehr Anhänger. Baumgartner rät, besonders im Steigen es nie zum eigentlichen Hungergefühl kommen zu lassen, sondern man solle essen, bevor der Hunger schwäche. Vor Rahm und kalter Milch, die in Sennhütten angeboten werden und bei großem Durst sehr verführerisch sind, muß man sich in acht nehmen und jedenfalls nur ganz wenig davon genießen.

5. Für jede schwierige Bergreise nehme derjenige, welcher sie zum ersten Male macht, mindestens einen zuverlässigen, ortskundigen Führer mit.

Für manche halsbrecherische Touren sind von den Behörden deren mehrere vorgeschrieben. Es ist kein Zufall, daß das 1897er Jahrbuch des Schweizer Alpenklubs 11 Todesfälle unter Alleingängern, also Führerlosen verzeichnet. So erfahrene Bergsteiger, wie z. B. Baumgartner, verwerfen auf das entschiedenste die überhandnehmende Tollkühnheit, mit der sich Einzelne ohne alle Begleitung von Führern an Schneeriesen ersten Ranges wagen. Für alle Anfänger in Hochgebirgsreisen ist die Begleitung durch zuverlässige Führer unbedingte Notwendigkeit. Denselben muß ebenso unbedingter Gehorsam geleistet werden.

6. Kränkliche Personen mit organischen Fehlern, zu Vollblütige, Fettleibige, Herzleidende, die bei Wanderungen in den Bergen viel leichter Gesundheitsgefahren ausgesetzt sind, als kräftige, müssen Bergbesteigungen entweder ganz unterlassen oder dabei das größte Maß beobachten. Bevor sie erheblichere Anstrengungen unternehmen, sollen sie das Gutachten eines gewissenhaft erwägenden Arztes einholen. Dies gilt auch für solche, welche schwere Krankheiten mit Erschöpfung durchgemacht haben, da alsdann der Körper größeren Strapatzen wenig gewachsen ist. C.

Betrachtungen

über den

gesundheitlichen Einfluß der Alpenwanderungen und der Gebirgs-Ferien-Kolonien

auf die schulpflichtige Jugend *).

Im Anschlusse an den Bericht über die XIV. Kölner Schülerreise in die Vogesen, das Berner Oberland und das schweizer Rhonegebiet 1896

dargestellt von

G. Weidner, Köln,
städtischer Turnlehrer der Ober-Realschule,
Leiter der Kölner Hansafahrt nach Chicago.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

Köln, Turnhalle, 1. Juli 1897.

Sie hatten die Güte, mich zu beauftragen, für die „Lehrer-Zeitung“ eine Abhandlung über den gesundheitlichen Einfluß der Schülerreise und der Ferien-Gebirgs-Kolonien zu schreiben.

Die an die Spitze gestellten zwei Zuschriften, deren Originale bei mir eingesehen werden können, sprechen mit ihrer Beweiskraft allerdings so viel,

*) Nachfolgender Aufsatz, den uns Herr Weidner freundlichst zur Verfügung stellt, ist zwar schon vor Jahresfrist geschrieben worden, bietet jedoch für unsere Leser gewiß viel interessantes. Red. d. Hyg.

als ein ganzer Artikel ausführen könnte. Für mich persönlich ist der Inhalt beider Zuschriften nichts Neues, da ich bezüglich der Gewichtszunahmen alljährlich bei den meisten, ich könnte sagen, bei fast allen Schülern und den sich uns anschließenden Erwachsenen die gleichen Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte. — Selbst höher betagte Herren, die den verjüngenden Umgang mit munteren, jungen Leuten suchten, haben eine derartige körperliche und geistige Auffrischung mit nach Hause genommen, daß sie davon bis zur nächsten Reise zusetzen konnten, wie von einem Reservekonto. Herr Sanders von Köln, ein Großpapa in den 60er Jahren, im Kontor steifbeinig und unbeweglich geworden, sagte mir strahlend vor Freude, als wir uns 4 Wochen nach der Rückkehr einmal wiedersahen, daß er (trotz der für ihn eigentlich unzulänglichen Kilometer-Mengen, welche er, entgegen allen Abmahnungen, gelaufen) mehrere Pfund zugenommen. Ich bin unterwegs dem alten Herrn, da er gar nicht hören und immer laufen wollte, oft recht böse gewesen. Als Endresultat ist, wie wir aber gesehen haben, dennoch ein Erholungsplus heraus gekommen, und, wie ich den alten Herrn in seiner kräftig aufgefrischten Farbe und den äußerlichen Beweisen innerlichen Jubels ob der schönen Reise durch das Engadin, das Graubündner und Berner Oberland (1895), vor mir gesehen habe, habe ich eingewilligt, ihn auch 1896 zum zweiten Male mit seinem 13jährigen Enkel mitzunehmen. Er hat sich 1896 zwar von uns abdividiert, aber sein kleiner zierlicher Enkelsohn hat die 30tägige Reise durch die Vogesen, bis Zermatt und Genf wohlbehalten — nein, das ist nicht genug gesagt — also: so leistungsfähig wie der beste Primaner, mitgemacht. — Er leistete für seine Konstitutions-Verhältnisse fast Unglaubliches. (NB. Es hat dies stets auch für noch jüngere Knaben zugetroffen; die Erstarkung dieser Kinder, — ich habe 10- und 11jährige Knaben im Auge — geht bei den Alpenwanderungen in Proportionen vor sich, wovon man im Treibhaus-Schulleben der Großstädte kein Beispiel hat), zu Hause war er aber jahraus, jahrein die unaufhörliche Sorge der Mutter gewesen, denn er wollte zu keiner Mahlzeit essen. Bei unseren Reisen war dies anders. Bei seiner ersten Reise (1895) mag er wohl keine Gewichtszunahme gehabt haben, denn, wie gesagt erstens war der Betreffende sehr zierlich, und zweitens mußte der feine Körper dieses Knaben, durch seine geistige Regsamkeit zum Stubenleben bestimmt, sich erst an die für ihn gänzlich neuen Lebensverhältnisse gewöhnen. Aber die Anregung zu erhöhter physischer Funktion war doch nicht ausgeblieben, die Lebensthätigkeit war erhöht worden: — er hatte den weiteren Erfolg in der Nachkur im elterlichen Hause. Hier bin ich an einem Punkte angelangt, der mir die Gelegenheit giebt, ein Wort auszusprechen, welches als der Ausdruck meiner Wahrnehmungen mir erstanden ist, als ich nach dem rechten Ausdrucke suchte, nach einer zutreffenden Bezeichnung für das eigentliche Wesen unserer Schülerwanderungen. Ich fand das Wort „Wanderkur“. Ja, unsere Reisen sind im vollsten physischen und psychischen Sinne Wanderkuren, denen insofern auch die sogenannte Nachkur sich zugesellt, als nach der Rückkehr sich allemal ein Prozeß einstellt, vor dem die Eltern freudig staunend stehen. Dieser Prozeß besteht darin, daß die Zurückgekehrten eine nie dagewesene Eßlust zeigen, daß dieser Appetit monatelang vorhält, daß ein Wachstum in die Länge und Breite eintritt und eine Zunahme des Gesamtgewichts, wie man es nie zuvor beobachtet. Warum dies so kommt, ist wohl demjenigen bald klar, der die physiatrischen Einflüsse eines wochenlangen Aufenthalts in freier Berg- und Waldluft unter 16stündiger Bestrah-

lung durch die Sonne, einer gesteigerten Atmung, teils durch die in den Bergen gegebenen Steigungen der Wanderwege, teils durch die Tornisterbelastung des Rumpfes, sowie der zuletzt unausbleiblichen Ermüdung und dem tiefen, intensiven, erquickenden Schlafe, wo 6 Stunden ausreichender sind als 12 Stunden in den langen Monaten des Schulbesuchs, endlich der absoluten geistigen Ausspannung vollständig zu beurteilen und auf ihren Heil- und Regenerationswert zu schätzen vermag. Dieser Freilicht-Kur in einem vielstündigen Sonnen-Licht-Luft-Bade, welches bei der von uns beliebten, ausgiebigen Tageswanderung, den denkbar gesundesten Durst, den wir in der Regel mit einer einfachen Erfrischung stillen, und einen lebhaften, allezeit zu neuen (zulässigen) Tafelsünden bereiten Appetit erzeugt, verdanken wir unsere unfehlbaren Erfolge, wie wir sie seit vollen 15 Jahren mit der größten Befriedigung zu verzeichnen gehabt haben.

Wir verdanken diesen Umständen und unserer Methode, die darin besteht, daß wir auch in der Ferienzeit rationell arbeiten, aber im Gegensatz zum Schulleben vorwiegend mit den Gliedmaßen, mit dem Herzen und mit der Lunge, daß auch nicht ein Einziger je einmal erkrankt, wohl aber eine große Zahl teils kranker Schüler, nervöser und energieloser Knaben, kurzsichtiger und engbrüstiger Gymnasiasten, magen- und herzkranker, ärztlich vergeblich behandelter Individuen, gesund in das elterliche Haus zurückgekommen ist. — Gewöhnlich vergeht eine Zeit von ca. 8—10 Tagen, die zum Anpassen an die neuen Verhältnisse erforderlich ist. In dieser ersten Zeit beobachtete ich wohl bereits Besserungen bei solchen Schülern, die an Schulkopfweh, allgemeiner Schwäche infolge unzureichender Ernährung (nicht zu verwechseln mit Verpflegung; denn hierin wird zu Hause nur zu oft über das richtige Maß hinaus geschossen) und vorhandener Blutarmut litten, weniger aber Gewichtszunahmen. — Eins trat zwar sehr bald sichtlich zu Tage, nämlich die Veränderung des Kolorits und des Gesichtsausdruckes. Man sagt, ein Kind erholt sich schnell wieder. So war es auch bei uns. Die Lernrunzeln verschwanden im Nu unter dem Einflusse der belebenden Sonnenstrahlen und der abgeschüttelten Schulsorgen. Der Schlaf stärkt wie nie zuvor und zu Hause. Der Thatendrang fängt an zu entstehen und wird gefördert und gesteigert durch die „Garde“, die den Neulingen ein aufmunterndes Beispiel in der Bewältigung der Marsch-Pensa giebt. — Ja, unserer „Garde“ möchte ich wohl hier ein Denkmal einflechten. — Es sind erprobte, gebirgsfeste Jünglinge, deren einsichtsvolle Eltern unsere Schülerreisen ihren eigenen Badereisen vorziehen und die mir sagen: es taugt nicht, daß die heranwachsende Jungen mit nach Ostende, nach Scheveningen, nach den Schweizer Hôtels ersten Ranges, nach Norderney gehen und dort gelangweilt herum lungern. Im Sande wollen sie nicht mehr spielen, um 8 Uhr abends kann man sie nicht mehr zu Bett schicken, weil sie dafür zu alt sind, sie aber Abend für Abend mit in die Kneipen oder wohl gar in die Kur- und Tanzsäle mitzunehmen, das widerstrebt einem gesunden Erziehungsprinzipe, das ist schlimmer als das entnervende Großstadtleben. Wir selbst können leider nicht mit den Jungen loswandern und von Früh bis Abend Ausflüge machen, wir haben die Frau bei uns und die kleineren Kinder, sagen die Väter. Daher löst die „Schülerreise“ unter sachverständiger und pädagogischer Leitung eine schwerwiegende Frage mit der größten Einfachheit. Dies ist ihr indirekter pädagogischer Zweck und Erfolg. Der Leiter darf zwar nie daran denken, einmal Herr seiner selbst sein zu wollen. Er bindet sich an seine Schülerschar und fesselt diese in des Wortes

engster Bedeutung an sich. Ein Schwachmatikus darf er nicht sein, große persönliche Bedürfnisse müssen ihm ebenfalls unbekannt sein, den Gesetzen der Ermüdung muß er trotzen können, das Wohl der Schüler muß er über alles stellen. Wir verlangen, daß er genügend hygieinisch geschult ist, um den richtigen Einblick in die leiblichen Bedürfnisse der Jugend zu besitzen, daß ihm auch die physiatrischen Methoden zur Erreichung des Zweckes hinreichend bekannt sind; denn er muß jeden beteiligten Schüler mehr oder weniger als erholungsbedürftig ansehen, gleichviel ob es erwachsene Gymnasiasten sind, von denen anzunehmen, daß die gesteigerten Ansprüche an die Denkkraft ihre Entwicklung beeinträchtigt und zurückgehalten hat, oder ob es Kinder im Vorschulalter sind, die noch der Abwartung und Pflege bedürfen, oder Volksschüler, deren Ernährung in einer Ferien-Kolonie auf dem Lande nachgeholfen werden soll.

Der vornehmste Zweck der Schülerreisen ist und bleibt die Förderung der Gesundheit, neben der Auffassung, die der Schulrat Polack in Worbis seiner Zeit in den nachfolgenden Sätzen in der „Allgemeinen deutschen Lehrerzeitung“ ausgesprochen hat:

„Jedes Jahr sammelt Herr Weidner vor den großen Ferien unter Schülern „und Freunden Reisegenossen, mit denen er planvolle, billige, „gesunde und lehrreiche Schülerfahrten unternimmt. Diese „Reisen in den Ferien sollen den Teilnehmern die Augen „öffnen und schärfen, das Herz für alles Schöne erwärmen, „die Einsicht in das Welt- und Menschengetriebe vertiefen, „die Körperkräfte üben, den Wagenmut kräftigen und den „nationalen Sinn stärken.“ Dies ist die große ethische Seite unserer Reisen.

Wir sehen unsere Schülerreisen als eine Ergänzung des Schullebens und Familienlebens an, um den jungen Mann bei einfachen Ansprüchen und teilweiser Entsagung, während der Reisedauer zu derjenigen Selbständigkeit und physischen und moralischen Tüchtigkeit zu erziehen, die ihm nie die Schule und nur selten das Haus verschaffen kann.

Die Gewichtszunahmen darf man erst in der zweiten und dritten Woche erwarten. Verschieden wird dies immer sein, da bei dem Einen die Gewöhnung schneller geht und die Erholung früher eintritt, auch die Assimilation des Genossenen nicht immer die gleiche sein kann. Jedenfalls ist von der „Nachkur“ stets viel zu erwarten. Ich darf hier ganz eklatante Beispiele anführen, z. B. die Fälle, betreffend den Sohn des Herrn Hauptmann a. D. Charlier zu Aachen, die Söhne des verstorbenen Geheimrats Eugen Langen zu Köln, der Herren Lehmann zu Köln, des Herrn Paulus zu M.-Gladbach u. s. w., der eigenen Söhne des Leiters, an denen nach verschiedenen Reisen speziell auch eine Verringerung der Kurzsichtigkeit nachgewiesen werden konnte.

Um für unsere Jungen diese Schülerreisen immer nutzbringender zu gestalten, habe ich seit 4 Jahren den Gebirgs-Ferien-Kolonie-Aufenthalt als Einleitung einer Reise hinzugefügt. Ich sehe diese Neueinrichtung als eine ganz wesentliche Vervollkommnung an; denn einmal können diejenigen Eltern, die aus sonstigen Gründen selbst nicht in die Sommerfrische gehen können, auch ihren jüngeren Kindern die Wohlthaten eines kräftigenden Gebirgs-Ferien-Aufenthaltes zuteil werden lassen (in gewissen Fällen sogar mit einer erwachsenen Begleiterin, die sich Frau Weidner, der stell-

vertretenden All-Mutter der großen Familie anschließen kann) und zweitens werden in diesem Kolonie-Aufenthalt die halbwüchsigen und erwachsenen Schüler unter dem hier besser innezuhaltenden Wechsel von Ruhe und Bewegung müheloser für die eigentliche Gebirgswanderung vorbereitet (drainiert) werden können.

Im vergangenen Jahre verlegten wir unsern Kolonie-Aufenthalt nach Dagsburg in Lothringen. Das kleine, freundliche Dorf, leicht auf der Bahnlinie Straßburg--Zabern—Saarburg erreichbar, liegt inmitten unermeßlicher Wälder von ungeahnter Schönheit. Den Vogesenwald muß man gesehen und durchwandert haben, um ihn beurteilen und vergleichen zu können.

Wir wollen es gleich vorweg sagen, daß uns der Aufenthalt in Dagsburg außerordentlich befriedigt und die Aufnahme im Hotel Reibel sehr wohlgethan hat. Das Jahr vorher war unserer früherer Mitbürger, der jetzige Oberreichsanwalt Geheimrat Dr. Hamm in demselben Gasthofe auf mehrere Wochen mit seiner Familie abgestiegen. Im Jahre 1896 fand sich zu gleicher Zeit wie unsere Schülerreise-Gesellschaft der Herr Oberbürgermeister Becker mit seinen Kindern ein.

Die näheren und weiteren Wald-Ausflüge sind im höchsten Grade lohnend. In kaum 5 Minuten erreicht man vom Hotel aus den Wald; ganz Elsaß und Lothringen sind von einem Netz von Waldwegen durchzogen. Der Vogesenklub hat mit Hilfe der Forstbeamten durch die Vogesenwege eine neue deutsche Welt erschlossen, und wenn abermals 25 Jahre vergangen sein werden und wir die fünfzigjährige Wiedergewinnung feiern, dann wird der Strom der deutschen Reisenden und besonders der Sommerfrischler längst ganz Elsaß überflutet haben.

Hier will ich nur unsere 3 größeren Ausflüge, bezw. Waldwanderungen im Gebiete der Grafschaft Dagsburg erwähnen. Nr. 1. Bei unserer Zureise von der Station Lützelburg aus durch endlose Wälder an der Franktireur-Grotte vorüber nach Dagsburg. Sehr tapfer hielten sich die Damen. Nr. 2 nach der Wangenburg, (Luftkurort), 2 Stunden durch herrlichen, zerklüfteten Hochwald. Nr. 3 nach der Oberförsterei und der Burgruine Ochsenstein, überaus malerisch im tiefen Walde gelegen, zeugt sie von verschwundener Macht und Pracht. Vorüber an Burg Geroldseck, kommt man zuletzt nach der mächtigen Doppelburg Hohbarr und dem Bergstädtchen Zabern.

„In Zabern war's und auf Hohbarr,
Wo Rheinlands frohe Schülerschaar
In Deutschlands Jubiläumsjahr
Als erste eingezogen war.

Nun strömt herbei aus allen Gau'n,
Jünglinge, Männer, Mädchen, Frau'n,
Des Elsaß Burgen zu erschau'n,
Euch seinen Wäldern zu vertrau'n."

„Quel beau jardin!", rief Ludwig XIV., als er von Hohbarr aus das Land überschaute, dessen Herrscher er geworden war. — —

Das deutsche Jubiläumsjahr war mir gerade gelegen gekommen, um endlich einmal eine Reise nach Elsaß-Lothringen zu veranstalten. Es bedurfte trotzdem großer Anstrengungen, um das Interesse für das Reichsland zu erwecken. Danken muß ich Herrn David, Chefredakteur der „Straßburger Post", für sein Eingreifen durch die „Köln.-Ztg." — Er regte 1895 zuerst die Reise an, und am 16. August 1896 war ich glücklich so weit, Jung-Rheinland und Westfalen auf die Plattform des Münsters führen zu können.

Weit schweift von hier aus der Blick nach dem Schwarzwald sowohl

wie über die Vogesenkette und zum Jura hin, während zu Füßen die alt-ehrwürdige, „wunderschöne Stadt“ sich dehnt, dank der deutschen Thatkraft von einer großartigen, sich immer mehr auswachsenden Neustadt umkränzt.

Zur Nacht traten wir in militärische Verhältnisse. Die alten Kasernen aus franz. Zeit stehen leer und sind für Massenquartiere bei Landesfesten ausreichend „möbliert“ worden.

Unser Leit-Stern, der verhältnisse-kundige Turn-Inspektor Herr Nußhag, hatte uns von Herrn Direktor Hüter die Genehmigung zur Benutzung verschafft. So endete unser erstes Debut in Straßburg, von wo aus wir uns nach unserem bereits erwähnten Standquartier Dagsburg und später, in weiterer Abwicklung des Reiseplanes, in einem schneidigen Marsche nach Saarburg und ab hier mit der Bahn nach Metz begaben.

In Metz empfieng uns der Gymnasialprofessor Oberlehrer Dr. Albers. Wie wir im „Englischen Hof“ bestens untergebracht waren, so waren wir bei Herrn Dr. Albers in den besten Händen. Es war wieder ein herrlicher Sonntag, gerade wie in Straßburg, als wir, ausgeruhet von der nicht geringen Dauerwanderung über die Schlachtfelder von Gravelotte, St. Privat u. s. w. am Tage vorher, in der durch den Prinzen Friedrich Karl losgerungenen festen Stadt erwachten. Die Glocken von der nahen Kathedrale läuteten ein feierliches Geläut, und unsere Schüler begaben sich zur Messe in dieses schöne, hehre Gotteshaus. Ich ließ in dieser Stimmung noch einmal die Eindrücke vom Tage vorher aufleben.

Mit unseren jungen Herren hatte ich den Weg auf der alten Straße (aus französischer Zeit) nach den Schlachtfeldern eingeschlagen, während Herr Dr. Albers selbst mit den Damen und den jüngsten Schülern in einem Omnibus auf der neuen Straße dem Ziele zustrebten. — Die alte Straße ist ein breiter Hohlweg mit weit ausladender Böschung. Hier durch diese hohle Gasse mußten nach dem großen, letzten Entscheidungstreffen die Reste der geschlagenen und zerschmetterten französischen Armee wieder in die Stadt hinein zu kommen suchen, während die Deutschen wie ein fürchterlicher Keil hinterher drängten und die zu Tode gehetzten Franzosen zu Gefangenen machten oder — sprechen wir nicht von den Gräueln des Krieges, . . . besser ist der goldene Friede. Der auf dem Schlachtfelde von Gravelotte errichtete monumentale Aussichtsturm mit einer großen Gallerie gestattet einen weiten Ausblick über dieses und die angrenzenden Schlachtfelder. Es steht mir an dieser Stelle der Raum zu einer detaillierten Schilderung unserer Schlachtfeldwanderung nicht zu Gebote. — Wer aber mit eigenen Augen die endlose Hügelkette von Massengräbern, in denen soviel deutsche Helden zum letzten Schlafe nebeneinander gebettet sind, gesehen hat, wird davon ergriffen sein, wie wir alle ergriffen waren. Denkmäler, in großer Zahl, gestiftet von den deutschen Offizierkorps zur Erinnerung an die Thaten der einzelnen Regimenter, tragen neben den Massengräbern dazu bei, der ganzen weiten Umgegend den Karakter eines einsamen, stillen Friedhofes zu geben.

Der Verlauf unserer Reise war bisher ohne jeden Zwischenfall ganz nach dem Programm von statten gegangen. — Von unserem liebgewonnenen Führer Herrn Professor Dr. A. verabschiedeten wir uns unter Händedruck und herzlichem Dank für die erprobte Führung, die allerdings bei einem so anerkannt erfolgreichen Schlachtfeldforscher und Verfasser von „Metz und Umgegend“ ganz selbstverständlich war.

Von Metz fuhr die Gesellschaft noch am Sonntag Nachmittag nach Metzeral in den Südvogesen. Metzeral, wo wir uns in der „Sonne“

festgesetzt hatten, diente uns zum Ausgangspunkt für 2 größere und auch recht beschwerliche Ausflüge in die alpinen Regionen der Vogesen, 1. nach dem Fischbödle und 2. nach der Schlucht. Wir stiegen auf dem früheren alten Wege auf zur Spitze des Hoheneck. Entlang dem Grenzwege giengs dann nach Hotel Bellevue, einem französischen Gasthause, wo eine Anzahl Rothhosen auf den Bänken umher saß. Wir suchten und fanden dann den neuen deutschen Gasthof, in hervorragend schöner Lage, etwa 1 Kilometer weiter von der Grenze. Mehr Zeit als zum Einnehmen einer Suppe konnte indeß hier nicht zugestanden werden, und mit Geschwindschritt giengs zum letzten Abendzug nach Münster. — Der Regen am anderen Vormittag hatte sich zur passenden Zeit eingestellt. — Jung-Rheinland war von den Pedal-Arbeiten tags vorher ermüdet und benutzte den verregneten Vormittag sich gründlich auszuschlafen. — Unerwartet nahm unser Aufenthalt in Metzeral, der auf eine Woche angesetzt war, ein jähes Ende. Die dicke, protzige Wirtin in der „Sonne" wollte uns ausnutzen. Die Frau hielt die getroffenen Vereinbarungen nicht inne und wagte uns am 3. Mittage mit einer „aus lauter Liebe" in Rotwein gebadeten Schweinekeule zu beglücken, die sich aber aus weiter Ferne verriet. — Wir kehrten dem Weib den Rücken und traten die Schweizer Reise an. Bald waren wir in Basel. Der Eilzug führte uns einige Stunden später nach Luzern.

Wieder war ein köstlicher Tag. Der Regen, der 1896 Alles überall vertrieb, hatte uns bisher noch kein Leid angethan. Wir waren vom Reisewetter riesig begünstigt. Nun gieng es an den See zu einer Uferpromenade. Auf der See-Brücke fesselte uns sofort das große Gemälde von Luzern: der einzig schöne See mit seinen unvergleichlichen Ufern, amphitheatralisch umschlossen von niedrigen Höhen, die der Rigi und der Pilatus, sowie die schneebedeckten Urner und Engelberger Alpen überragen. Heute ist das große Rundgemälde ganz besonders großartig. Den Pilatus umhüllt ein duftiger Wolkenschleier, der seine berühmte zackige Contur nur ahnen läßt. Die benachbarten Bergzüge sind ebenfalls leicht eingehüllt, und von gegenüber wirft die Sonne ihre Strahlen auf diese „Luft"; am Rigi aber erscheint alles klar und hell. Hier müßte ein Achenbach zur Stelle sein.

Natürlich versäumen wir nicht, unsere jungen Reisenden nach dem Gletschergarten zu führen, damit ihnen die daselbst gebotene Anschauung der Gletschertöpfe und der Gletschermühle zuteil wird.

Am andern Morgen fahren wir zunächst ein Stück auf dem See und dann noch einige Kilometer mit der Brünigbahn. Wir verlassen den Zug alsdann wieder, und in einem Dorfe nehmen wir erst ein umfängliches Frühstück ein. Inzwischen ist Regen eingetreten, richtiger 1896er Regen. Einige möchten bis Meiringen fahren. Da gerade ein Zug einlaufen muß, gebe ich ihnen die Erlaubnis; wir andern trotzen dem tollen Wetter. Die „Garde" ist voran, sie hat sich nicht einmal an dem Frühstück beteiligt. Dafür entschädigt sie in Meiringen Frau Weidner. Für unsere „Garde" heißt es „Durch"! Einen kleineren Teil, die Jüngsten, sowie Frau Honigmann, Frau Weidner, Fräulein Schellenberg lassen wir in Meiringen, während die Größeren in Innertkirchen in's Quartier gehen. Müde, wie alle von dem Brünigübergange sind, kommt uns am folgenden Morgen der Regen durchaus gelegen. Ich lasse ausschlafen. — Nach Tisch ist das Wetter freundlich. Bald sind wir bei den Anderen in Meiringen und nehmen die Aareschlucht in Augenschein. Inzwischen hat der Telegraph nach Grindelwald die Anfrage geblitzt, ob wir in unserem Gletscherhôtel bereits Platz finden können. Die Antwort lautet bejahend.

Wir begeben uns also am andern Tage auf den Marsch in das Reichenbachthal. Das Wetter ist entzückend. Staunend machen wir zunächst Halt an den oberen Reichenbachfällen, einem Wunder der Natur. — Je weiter wir im Thale aufwärts steigen, desto wohler wird es uns in diesem herrlichen Stück Gotteswelt. Aber noch einmal machen wir Halt! An unser Ohr klingen die Klänge eines Alphorns: die ergreifendste, süßeste Musik, die man sich nur denken kann.

Schier wonnetrunken laben wir uns im Weitermarsche an den über einem dunklen Tannenwald sich überaus malerisch erhebenden Gebirgsbilde, welches die kühnen Formen des Well- und Wetterhorns und des Rosenhorns uns präsentiert und zwar im Zustande des frischesten, reinsten, jungfräulichen Schneeschmuckes. Die große Scheidegg überwinden wir ohne Mühe.

Nach Grindelwald laufen wir einfach hinunter. Sofort am anderen Morgen — das Wetter ist wiederum schön — treten wir die Kletterei auf die „Bäregg" an. Es ist immer ein steiler Aufstieg, so oft man ihn auch wiederholen mag. — Hier Atzung.

Und nun hinunter auf steilen Treppen in die Moräne des Eismeers. In einem großen Rundgang klettern wir über den ausgedehnten Gletscher. — Ist es auch nicht schwierig, so wird es doch zuletzt im vereisten Schnee etwas mühsam mit dem Weiterkommen. Die ersten haben aber bereits eine lustige Schneeballschlacht angefangen und bewerfen von gesicherter Höhe die Nachfolgenden.

Abends sitzen wir wieder im Hôtel gesellig bei Tisch und thuen uns nach der großen Anstrengung an dem Aufgetragenen bene. Einige musizieren hinterher, andere schmökern, mehrere knüpfen mit dem Töchterlein des Wirtes eine Unterhaltung an. — Die Wetteraussichten am andern Morgen sind indeß wenig verheißungsvoll und siehe da — noch ehe es zum Aufbruche kommt, etabliert sich der erste richtige Regentag: Marke 1896. Am nächstfolgenden Tage setzen wir es durch, auf die Wengeralb zu Fuß hinaufzusteigen. Der Weg durch den Wald war bodenlos, aber — die „Garde" ist voraus und wir müssen „durch"! — Das beschwerlichste kommt indeß erst oben auf der Scheidegg. Auf dem Weg zum Eigergletscher ist kaum vorwärts zu kommen. Endlich haben wir Schnee unter den Füßen und es geht nun wenigstens einigermaßen. Wir passieren die abgesteckte Linie der Jungfraubahn. Zuletzt betreten wir die Eishöhle neben dem Eigergletscher. Auf dem Rückwege bieten sich noch größere Schwierigkeiten, aber was gemacht werden muß, wird gemacht.

Mehrere Teller guter Suppe und ein paar Glas Wein stärken uns, und nicht lange währt es, so sind wir, bei unserer selbstverständlichen Geschwindigkeit, wenn's zur Abendtafel geht, wieder im Hôtel. — Es ist der Vorabend von Sedan. Herr S., unser Großpapa, hält nach dem vorzüglichen „Festessen" eine Ansprache, inauguriert einen Festkommers zur Vorfeier und stiftet ein Faß.

Am andern Tage ist für unsere 3-Wochen-Teilnehmer die Trennungsstunde gekommen, für die übrigen aber die Weiterreise fest beschlossen. Gemeinschaftlich fahren wir noch nach Interlaken. Wie gestaltet sich das Wetter auf einmal so „aussichtsvoll" in des Wortes buchstäblicher Bedeutung. „Auf nach der Schynigen-Platte!" ermuntere ich die Zurückbleibenden. Sie bereuten es nicht.

Geführt von Weidner jr. fährt die eine Gruppe der Heimat zu, die andere kleinere über den Brienzer See wieder nach Meiringen. Als wir

nach einem vorzüglichen Schlafe die Augen aufschlagen, hängt uns der Himmel voller Baßgeigen. Zu den uns noch bevorstehenden Märschen über die Grimsel und durch das Rhone- und Vispthal nach Zermatt, sind uns die besten Läufer geblieben, die „Garde“: Bastin, Charlier, Müller, Hammel, Hogen, Remmets, Hotes, dazu unsere Damen, das bessere Element der Gesellschaft. Aber während wir, die Herren der Schöpfung, von der Grimsel aus das große Siddelhorn bestiegen und dieses noch am späteren Nachmittage mit einer Geschwindigkeit von 0, Nix nehmen, machen sich unsere Damen kouragiert auf und rücken auf eigene Faust gen Oberwald, wo sie in der Post ein gar behagliches Quartier zurecht machen lassen. — Der Abstieg vom Siddelhorn hatte uns über weite Schneefelder geführt, auf denen wir zum größten Teile abfahren konnten — ein herrliches Vergnügen für alle Beteiligten. — Flott gieng es nun in den nächsten Tagen über Brieg nach Visp und Zermatt. — Wunderbar ist das Thal der Zermatter Visp. Vor Randa erblickt man schon das Weißhorn, und hinter Randa tritt plötzlich das gewaltige, kolossale Matterhorn hervor nebst dem Gornergletscher, dem Breithorn und dem kleinen Matterhorn. In kürzester Frist ist Zermatt, das Eldorado aller Alpen-Enthusiasten, erreicht, wohin auch in diesem Jahre die 15. Kölner Schülerreise wieder steuern wird. — In Zermatt fanden wir eine ganz vorzügliche Aufnahme und das tadelloseste Wetter. Im strahlendsten Sonnenglanze genossen wir vom Gornergrat ein Hochgebirgsbild, wie es idealer nicht geboten werden kann. Das hoheitsvolle Matterhorn bekommen wir vielleicht nie wieder in solcher Majestät zu sehen.

Die wirklich großartige Reise näherte sich jetzt ihrem Ende. Nach einem flotten Rückmarsche hielten wir unterwegs inne zu einer gemütlichen Rast vor dem einladenden Hôtel in Stalden und genossen einige Liter herrlich mundenden Weins. —

Tags darauf führte uns der Schnellzug an die lieblichen Gestade des Genfer See's, über dessen blauen Spiegel hinweg uns ein Dampfer nach der Ausstellungsstadt brachte. Das schöne Genf mit dem unschönen Denkmal für den in Deutschland überflüssig gewordenen Braunschweiger Herzog haben wir uns gründlich angesehen, nicht minder die Ausstellung. Als die Herrlichkeit zu Ende war, vertrauten wir uns dem Schnellzuge nach Basel an und fuhren heim.

So, geehrter Herr Redakteur! Das beste dürfte sein, Sie giengen selbst mal mit. Willkommen werden Sie allemal sein.

Mit freundlichen Grüßen bin ich
Ihr Weidner.

Kritik.

Rapmund, Dr. O., Regierungs- und Geheimer Medizinalrat in Minden und Dr. **E. Dietrich**, Kreisphysikus in Merseburg. **Aerztliche Rechts- und Gesetzeskunde.** Unter Mitwirkung von Dr. **J. Schwalbe** in Berlin. 1. Lieferung. Leipzig. Verlag von Georg Thieme. 1898. 8⁰, 296 Seiten. Preis Mk. 3.50.

Das Werk, dessen erste Lieferung vorliegt, verdankt seinen Ursprung der Anregung des verdienten Mitredakteurs der „Deutschen medizinischen

Wochenschrift, Dr. J. Schwalbe. Es will ein tunlichst kurz gefaßtes Vademecum für den praktischen Arzt sein und durch seine eingehende Berücksichtigung der Rechtsprechung auch für den Medizinalbeamten, sowie für Verwaltungs- und Justizbehörden brauchbar sein. Die ungemein übersichtliche Anordnung des Stoffes, die bei aller Knappheit lichtvolle Darstellung und trefflichen Erläuterungen zu den angeführten gesetzlichen Bestimmungen lassen schon in dieser ersten Lieferung erkennen, daß die Absicht der Herausgeber wohl gelungen ist. Wir sehen den weiteren Lieferungen mit Interesse entgegen. G.

Froehlich, Dr. J., ärztl. Leiter der Wasserheilanstalt „Ostseebad Brösen", **Heilserum, Immunität und Disposition.** München. Verlagsbuchhandlung Seitz & Schauer. 1898. 44 Seiten.

Der Verfasser unterzieht die leitenden Ideen der Heilserum-Männer Behring und Ehrlich einer scharfen Kritik, deckt die Widersprüche und Widersinnigkeiten auf, in die man sich bei Verfechtung jener Ideen notwendig verwickeln muß, — es fehlt eben an einer wissenschaftlich haltbaren Grundlage für die Heilserumtherapie. Froehlich erblickt das Wesen der Immunität in der ungestörten Einheit und Kohäsionskraft der normalen Zelle und die Disposition im Verlust der natürlichen Einheit und der in dieser beruhenden Gärfestigkeit der Zelle; die Art der Disposition wird allein durch die Art der Zelle bestimmt. In den Antitoxinen sieht Froehlich die auch im Normalzustande erzeugten Selbstgifte gewisser antagonistischer Zellen oder Organe, welche auch in gesunden Tagen bestimmt sind, die Toxine der jetzt erkrankten Zellen zu neutralisieren oder zu binden.

Die Schlußsätze der interessanten Schrift Froehlich's, welche die hygienische Denkweise des Autors charakterisieren und der vollen Zustimmung aller nicht von bakteriologischen Scheuklappen Eingeengten sicher sein dürfen, lauten:

„Es giebt nur eine Art wirklicher Immunisierung, allmähliger Tilgung der inneren Disposition, das ist der innigste Anschluß an die Natur und ihre Lebensgesetze, ein Anschluß, der sich zwar nicht mit den hohlen Genüssen, wohl aber mit den echten edlen Früchten einer höheren Kultur vereinigen läßt. In der einseitigen bakteriologischen Richtung mit ihrer vollständigen Vernachlässigung des individuellen Faktors liegt eine ungemeine Erniedrigung der Heilkunde, welche es nicht mehr mit kranken Individuen, sondern nur noch mit Bakterien und ihren Produkten zu thun hat und, wenn möglich, die ganze Krankenbehandlung zu einem einfachen bakteriologischen Rechenexempel machen möchte. Der bakteriologische Standpunkt aber muß — unter Steigerung des wirklichen Wertes seiner Ergebnisse — durch den individuellen ersetzt werden und an Stelle jener kleinlichen bakteriologischen inneren und äußeren Schutzmittel muß die wahre Hygiene treten mit großen, freien und frei machenden Grundsätzen, in denen Gesundheitspflege, Lebensfreude und Lebensbethätigung mit den Forderungen der Ethik in ein harmonisches Ganze verschmelzen." G.

Lahmann, Dr. med., Heinrich, **Die Reform der Kleidung.** Dritte, vermehrte Auflage mit 51 Abbildungen im Text und 1 Titelbild. Stuttgart. A. Zimmer's Verlag (Ernst Mohrmann) 1898.

In der „Einleitung" erörtert Verfasser die Notwendigkeit hygieinischer Belehrung, er will den Frauen, die zur Herbeiführung einer durch den Sport bereits angebahnten Kleiderreform nötigen ärztlichen Winke geben. Es folgt zunächst eine Kritik der Dr. Gustav Jäger'schen Wollbekleidungslehre

und sodann eingehende Darlegung der für die Reform der Männer-, Frauen- und Kinderkleidung wichtigen Gesichtspunkte. Im „Anhang" werden die Jäger'sche Seelenlehre und Heiltheorie kritisiert.

Das vom Verleger vorzüglich ausgestattete Büchlein dürfte einem allseitigen Bedürfnis entsprechen und darum weitester Verbreitung sicher sein. Es ist für Jedermann verständlich geschrieben und man kann dem Verfasser in sehr Vielem beistimmen; er hätte vielleicht das Individualisieren noch mehr betonen dürfen. K.

Kalle, Fritz, Stadtrat in Wiesbaden, **Kleine Nahrungsmittel-Tafel für Schulen.** Verlag von J. F. Bergmann in Wiesbaden. Preis 20 Pfennige pro Exemplar.

„Die Art der Ernährung ist für die körperliche Kraft und Gesund- „heit des Einzelnen wie ganzer Völker von der allerhöchsten Bedeutung und „da Geist und Charakter wesentlich von dem körperlichen Zustande bedingt „werden, muß die Frage der Volksernährung als eine Kulturfrage ersten „Ranges, als für die Wohlfahrt, den Fortschritt, ja die Machtstellung eines „Volkes hochwichtig bezeichnet werden."

Dieser Satz steht an der Spitze eines Schriftchens, welches einer bereits in dritter Auflage von dem Sozialpolitiker Fritz Kalle veröffentlichten Nahrungsmitteltafel für den Schulgebrauch als Anweisung der Lehrer für die Verwendung der letzteren beigefügt ist. Jene Wandtafel giebt in Farbendruck ein Bild des Nährstoffbedürfnisses des Menschen und des Nährstoffgehaltes der für die Volksernährung wichtigsten Nahrungsmittel aus dem Tier- und Pflanzenreiche. Die Königlich Preußische, Großherzoglich Hessische und andere deutsche, sowie die K. K. Österreichische höchste Schulbehörde haben s. Z. die Tafel für den Unterricht in Lehrer-Seminarien und anderen Bildungsanstalten angekauft oder empfohlen, und sie ist inzwischen in dritter Auflage erschienen.

Aus den Kreisen derjenigen Volksschullehrer, welche das Lehrmittel bei dem Unterricht in der Naturkunde benutzen, wurde nun vor kurzem der Wunsch laut, es möchte zur Erleichterung der Unterrichtserteilung von der graphischen Darstellung eine kleine, billige Ausgabe für die Hand der Schüler veranstaltet werden. Diesem wohlberechtigten Verlangen ist Fritz Kalle nachgekommen, indem er seine Nahrungsmitteltafel in der Form eines kleinen Heftchens erscheinen ließ, welches die verlegende Firma (J. F. Bergmann in Wiesbaden) zum Preise von 20 Mk. für das Hundert zu liefern sich bereit erklärt hat. Auf den nicht von der Farbentafel eingenommenen Seiten des Heftchens hat der Verfasser neben den zum Verständnis der Tafel nötigen Erläuterungen Anhaltspunkte für die Ernährung insbesondere der Minderbemittelten gegeben, welche den praktischen Wert der Tafel wesentlich erhöhen.

Wir glauben, daß alle mit Verständnis für die Sache ausgerüsteteten Lehrer und Lehrerinnen an Volksschulen, sowie an hauswirtschaftlichen Fortbildungsschulen diese Ergänzung der früher schon mit Erfolg verwendeten Wandtafel willkommen heißen werden.

Endriß, Dr. Karl. **Die Steinsalzformation im Mittleren Muschelkalk Württemberg's.** Mit 5 Tafeln und 1 Karte. Stuttgart. A. Zimmer's Verlag (Ernst Mohrmann) 1898. 8°, 106 Seiten.

Verfasser hat sich zur Aufgabe gestellt, die Art und Weise der Lagerung der Steinsalzformation, ihr Verhältnis zu den jüngeren und älteren geologischen Schichten und die Frage der Auflösungsvorgänge an den Steinsalzmassen darzulegen und zu klären. Er schildert zunächst den Kgl. Grubenbau

„Wilhelmsglück“ und die verschiedenen Steinsalzgebiete, sodann die Lagerungsverhältnisse des Mittleren Muschelkalkes derjenigen Teile Württembergs, in denen bis jetzt Salz erbohrt wurde und reiht hieran eine Betrachtung über die gegenwärtig am Salzlager vorhandenen geo-hydrographischen Verhältnisse. Eine instruktive Kartenskizze und 5 Profiltafeln sind beigefügt.

Das Werkchen ist für jeden Geologen von Interesse und wird zweifellos besonders in Württemberg, wo Dank den trefflichen Arbeiten eines Quenstedt, Fraas u. A. allgemeines Interesse an Geologie besteht, beste Aufnahme finden. Die verlegerische Ausstattung ist tadellos. G.

Kleiner Lesetisch.

Therapeutische Täuschungen und deren Ursachen. Von Prof. Dr. S. Purjes in Klausenburg. (Pester med.-chir. Presse, 1898, Nr. 6 u. 7). Während jede andere, auch medizinische Wissenschaft sozusagen Selbstzweck ist, bei deren Erforschung uns nur das Ziel, die Wahrheit zu erforschen, leitet, begnügt sich die Therapie mit diesem Ziele nicht; sie legt sich bei jeder neuen Errungenschaft die Frage vor, wie kann diese Errungenschaft für den kranken Menschen nutzbar gemacht werden? Ferner ist das Experiment schon wegen der Verschiedenheit und Kompliziertheit in der Therapie nicht in dem für andere Disziplinen gewohnten Maßstabe anzuwenden möglich. Die Therapie war indes immer bestrebt, mit den exakten Zweigen der Medizin in Fühlung zu bleiben, der herrschenden Richtung der pathologischen Anatomie entsprach so die exspektative Methode (auf diese Weise wurde es möglich, den natürlichen Verlauf der Krankheiten kennen zu lernen); mit dem Auftauchen der Symptomatologie gelangte die symptomatologische Therapie zur Herrschaft, welche jetzt durch die ätiologische, teils kausale, teils prophylaktische Therapie verdrängt wird. In den Besitz einer verläßlichen Therapie können wir aber immer nur dann gelangen, wenn derselben die unverfälschte Induktion zum Ausgangspunkt dient und wenn deren Resultate mittelst Zahlen schätzbar, abwägbar sind; letzteres wird bis zu einem gewissen Grade mit Hilfe der Statistik erreicht; natürlich müssen die zum Vergleich herangezogenen Fälle, von der angewandten Therapie abgesehen, sich nach ihren Haupteigenschaften ähnlich sein, d. h. allen jenen Umständen, welche auf den Verlauf der Krankheit von Einfluß sein können. Die therapeutische Statistik muß daher neben den einfachen Zahlen noch mit so vielen Umständen rechnen, daß die Beschaffung einer verläßlichen Statistik zu den schwer erfüllbaren Aufgaben gehört. Bedeutende Täuschungen machte die Therapie noch erst in jüngster Zeit blos deshalb durch, weil sie den streng induktiven Weg verließ, weil man von einem einzigen Symptome ohne jede Berechtigung allgemeine Schlußfolgerungen ableitete. In der Annahme, daß die erhöhte Temperatur das pathogonomische Zeichen des Fiebers sei, alle Gefahren des Fiebers also von diesem Symptom stammen, entstand die heute noch so sehr verbreitete antipyretische Therapie; mit Hilfe der Statistik wurde klar bewiesen, um wie viel Menschen weniger heute an Typhus starben als in früheren Jahren; dies alles hatte das eifrige Suchen nach antipyretischen Mitteln zur Folge. Und was sehen wir

nun? Auch heute verwenden wir bei fiebernden Kranken Bäder, Chinin rc., doch zu ganz anderen Indikationen, in ganz anderen Dosen, mit ganz anderen Zwecken, da wir uns überzeugt haben, daß es mit alleiniger Temperaturherabsetzung kaum gelingt, alle jenen funktionellen Störungen und Gewebsläsionen fernzuhalten, die man ursprünglich der erhöhten Temperatur zuschrieb. Die ausschließliche Ursache dieses Schiffbruches finden wir darin, daß diese Lehre nicht der Wahrheit entsprach; der Ausgangspunkt dieser so sehr verbreiteten und doch so ärmlich geendeten Therapie, daß die Ursache des ganzen Fiebers die erhöhte Temperatur sei, entbehrt jeder objektiven Basis und war nichts als eine aprioristische Annahme. Denn alle jene Symptome und pathologischen Veränderungen waren auch bei mäßigem Fieber zu beobachten und konnten auch dann nicht hintangehalten werden, als uns weit über ein halbes Hundert antipyretischer Mittel zur Verfügung stand. Ferner dürfte der wesentlichste Anteil an der Besserung der Mortalität (z. B. in der Typhusstatistik) der heutigen besseren Diagnostik zufallen. Infolge der Thermometrie, der Perkussion rc. halten wir weniger oft als früher jeden Fall mit status typhosus wirklich für Typhus; wir erkennen heute die miliare Tuberkulose, Pneumonie (asthenische Form), Pyämie, Endocarditis (ulcerosa), Urämie besser als früher; hierin gehören viele gewöhnlich letal verlaufende Fälle. Andererseits rechnen wir heute zum Typhus viele Fälle, besonders die leichten, die früher, nur weil der status typhosus fehlte, unter andere Krankheiten rubriziert wurden. Ein noch bedeutenderes Aufsehen als die antipyretische, verursachte eine neue Therapie, die Anwendung des von Koch empfohlenen Tuberkulins. Keine Nachricht hat die ganze Menschheit in solche Spannung versetzt, wie jener Vortrag, in dem Koch die Entdeckung des Tuberkulins mitteilte. Schon nach wenigen Wochen sah man, daß das Tuberkulin der Tuberkulose nicht gewachsen ist; es heilte nicht nur keinen einzigen Kranken, sondern fügte sogar vielen Kranken direkt Schaden zu. Der Fehler Koch's war, daß er im Gegensatz zu seinen sonstigen großen Arbeiten den ausschließlich sicheren Weg der Induktion, der nichts zu behaupten gestattet, was nicht durch die zwingende Macht der Thatsachen gestützt ist, verlassen hatte und auf das Terrain der aprioristischen Spekulation geriet, sobald es sich um die Therapie handelte. Daß aber unter uns Ärzten sich keiner fand, der sich nicht von der Autorität, sondern nur von den unerbittlichen Thatsachen leiten ließ — das ist ein recht trauriger Beweis dafür, wie sehr entfernt wir noch davon sind, immer und immer nur induktiv, naturwissenschaftlich zu denken. Die neueste Richtung unserer Therapie ist die Serumbehandlung; von den vielen Sera, die empfohlen wurden, fanden zwei, das Diphtherie- und das Tetanusserum allgemeine Anwendung. Bei der Beurteilung der Vertrauenswürdigkeit auch des ersteren wurde gegen die oben erwähnten Punkte viel gefehlt; was das zweite anlangt, so haben Behring und Knorr in ihrer Empfehlung mit keinem Worte erwähnt, daß dieses Präparat beim Menschen einer eingehenden Prüfung unterzogen wurde, sehen sich aber doch veranlaßt, zu erklären, daß es sich auch beim Menschen wirksam erweisen wird. Ja, sie können sogar — ohne an den Menschen angestellte Versuche — bestimmen, wie groß die Heildosis beim Menschen ist, zu welcher Zeit angewendet das Präparat nützen wird. Ein derartiges Vorgehen einer Kritik zu unterziehen ist überflüssig; denn von hervorragender Stelle wurde sobald kein Heilmittel mit weniger Begründung dem ärztlichen Publikum zu allgemeiner Anwendung empfohlen, als dies mit dem Tetanusantitoxin geschehen. Resultate, die an Meerschweinchen und Mäusen gewonnen wurden, sind nicht einfach auf den Menschen zu über-

tragen; auch die „an Einzelbeobachtungen" von Menschen gewonnenen Resultate berechtigen durchaus nicht, ein solches Präparat zur allgemeinen Verwendung zu empfehlen. Tadelt man derlei Schwächen und wilde Triebe unserer Therapie, so ist zu bedenken, daß hier nicht der unser bester Freund ist, der uns immer nur mit Lob überhäuft, sondern der, welcher auch mit dem verdienten Tadel nicht zurückhält. Trachten wir also dahin zu gelangen, daß in der Therapie die induktive Denkungsweise die Stelle der aprioristischen Spekulation einnehme; den Autoritätsglauben möge die strenge Kritik verdrängen: nur so kann die rationelle Therapie zum Siege gelangen.

(Allgem. med. Centralzeitung Nr. 58, 1898.)

Über **Alkoholersatzgetränke** schreibt Dornblüth (Ärztl. Monatsschrift 4/98): Im Kampfe gegen den Alkoholmißbrauch, dessen Wichtigkeit und Ernst in den letzten Jahren in ärztlichen Kreisen mehr und mehr anerkannt wird, besteht ein besonderes Bedürfnis nach unschädlichen wohlschmeckenden und durstlöschenden Ersatzgetränken. Die Erfahrung hat seit langer Zeit bewiesen, daß man auch bei harter Arbeit während der heißen Jahreszeit ohne Alkoholika auskommen kann. Es giebt Landgüter genug, wo einsichtige Herrschaften ihre Erntearbeiter mit gutem Kaffee versorgen und dadurch jedes Bedürfnis nach dem trügerischen Stärkungsmittel Schnaps beseitigt haben. Die Arbeiter lächeln gewöhnlich zunächst etwas mißtrauisch über die neue Mode, aber sie überzeugen sich bald, wie viel besser die dadurch gewährte Anregung vorhält und wie viel mehr sie auf diese Weise leisten können. Man kann aber nicht immer Kaffee trinken, teils weil man nicht immer warmes Getränk beschaffen kann, der kalte Kaffee aber weniger gut schmeckt, teils weil seine erregenden Eigenschaften ihn nicht zu mehrmaligem Genuß im Laufe weniger Stunden oder zum Getränk während der Erholungszeit geeignet machen. Die kohlensauren Wässer, die ja sonst manches für sich haben, werden ebenfalls auf die Dauer dem Durstigen über, man verliert den Geschmack daran. Mit Recht hat man sich deshalb daran gemacht, die wohlschmeckenden und wegen ihrer anregenden Wirkungen auf die Verdauungsorgane doppelt schätzenswerten Eigenschaften der Fruchtsäfte in dieser Richtung auszunützen. Die häusliche Bereitung von Fruchtsäften wird ja sehr vielfach geübt, aber erstens werden die Fruchtsäfte auf diese Art so teuer, daß meist nur ein recht sparsamer Gebrauch davon gemacht wird, daß sie als besonderes Genußmittel, nicht als tägliches Getränk angesehen werden, und zweitens sind gerade die Kreise, die den alkoholfreien Ersatz besonders nötig haben, zu der häuslichen Bereitung vielfach nicht imstande. Wir betrachten es in der That als einen großen Gewinn, daß der moderne Fabrikbetrieb sich dieser Sache jetzt gründlich annimmt, und besprechen im folgenden einige uns als wohlschmeckend, preiswert und bekömmlich bekannte Erzeugnisse. 1. Die Fruchtsäfte von Dr. Adolf Pfannenstiel in Regenstauf in Bayern. Die Fabrik liefert zunächst Präparate mit und ohne Rohrzucker. A. Präparate mit Rohrzucker: Heidelbeer-Limonade-Essenz, in 3/4 Literflaschen zu Mk. 1.30, in Glasballons offen von 3 Liter an das kg zu Mk. 1.30. Heidelbeer-Zitronen-Limonade-Essenz ebenso zu Mk. 1.80. Berberitzen-Limonade ebenso zu Mk. 1.20. Reinen Zitronensirup ebenso zu Mk. 1.— Reinen Apfelsirup ebenso zu Mk. 2.— B. Präparate ohne Zucker: Saccharinierter, rohrzuckerfreier pasteurisierter Heidelbeersaft (also für Diabetiker, Fettleibige u. s. w. geeignet) 3/4 Literflasche und offen in Glasballon das Liter zu 75 Pfg. Pasteurisierter Zitronensaft, rein aus der Frucht und haltbar, ebenso zu Mk. 2.— Pasteurisierter Apfelsinensaft, zu demselben Preise. Da man von

diesen konzentrierten Säften nur etwa einen Theelöffel voll auf ein Glas Wasser gebraucht, um ein wohlschmeckendes Getränk zu erzielen, würde ein Liter etwa 200 Portionen ergeben. Man sieht, daß das Getränk auch dann noch sehr billig ist, wenn man wesentlich mehr verbraucht. Bei dem Heidelbeersaft kann man neben dem Wohlgeschmack auch noch die namentlich von Professor Winternitz in Wien hervorgehobene günstige Wirkung der Heidelbeerpräparate auf die Schleimhäute des Verdauungskanals heranziehen, die wohl nicht als einfach adstringierende und stopfende, sondern als tonisierende zu bezeichnen wären. Wenigstens wird von ärztlicher Seite ihr Gebrauch nicht nur bei Neigung zu Durchfall, sondern auch (morgens nüchtern) bei chronischer Verstopfung empfohlen. Wo Alkohol angezeigt ist, mag man sich auch der Pfannenstiel'schen Heidelbeerweine bedienen, die wenigstens den Vorzug der bei den Weinen so schwer erreichbaren Reinheit haben. Der Geschmack ist auch bei diesen gut. Man darf sich natürlich nicht einbilden, daß der Alkohol der Fruchtweine an sich anders sei als der der Traubenweine, wie man dies in Laien- und Naturheilkünstlerkreisen nicht selten betont findet. 2. Die unvergorenen und alkoholfreien Trauben und Obstweine der ersten Deutschen Gesellschaft zur Herstellung unvergorener und alkoholfreier Trauben- und Obstweine in Worms. Diese Fabrik ist eine deutsche Lizenzfabrik der gleichnamigen schweizerischen Aktiengesellschaft in Bern, die das Verfahren von Professor Dr. Müller-Thurgau, Direktor in Wädensweil, ausnutzt. Es wird dafür garantiert, daß die Säfte wirklich naturrein, ohne jeglichen Zusatz und ohne Verwendung von gärungshemmenden Mitteln wie Salicylsäure, Borsäure u. s. w. bereitet sind. Die Sterilisierung findet bei niedrigen Temperaturgraden und bei Luftabschluß statt, und dadurch bleibt das natürliche Fruchtaroma tadellos erhalten. Auch die alkoholfreien Rotweine erhalten keinerlei Zusatz, der Farbstoff der Trauben und ihr Gerbstoff gehen unverändert in den Saft über und bleiben darin enthalten. Der Preis beträgt etwa Mk. 1.— für die Flasche; zum Genuß wird das wohlschmeckende Getränk am besten mit der gleichen Menge Wasser verdünnt. 3. Apfelextrakt von Dr. Bockner und Schleich, Friedrichshafen am Bodensee. Unvergorener, alkoholfreier, reiner konzentrierter Apfelsaft, ohne Zusatz von Zucker, Farbstoff und Konservierungsmittel. Das Extrakt wird zum Gebrauch mit der 8—10fachen Menge Wasser verdünnt und gibt dann ein Getränk, das nicht wie die gewöhnlichen Apfelsäfte nach gekochten Äpfeln schmeckt, sondern durchaus das Aroma und den Wohlgeschmack frischer Äpfel aufweist. Durch den Wegfall des sonst zur Konservierung der Fruchtsäfte benutzten Zuckers sind die mit Apfelextrakt bereiteten Getränke auch für den zur abnormen Säurebildung neigenden Magen geeignet. Eine Flasche Apfelextrakt, die für 5 Liter Getränk ausreicht, kostet im Einzelverkauf bei den Niederlagen Mk. 2.20. 4. Frada. Als Frada bezeichnet Dr. Nägeli, Konservenfabrik in Mainz, seine nach besonderem Verfahren aus frischen Früchten hergestellten leicht moussierenden Obstsäfte, aus Äpfeln, Heidelbeeren, Johannisbeeren, Kirschen, Preiselbeeren, Pflaumen, Erdbeeren, Orangen, Himbeeren, Ananas und anderen Früchten. Sie werden unverdünnt genossen und sind unserer Meinung nach von unübertrefflichem Geschmack. Leider ist der Preis für den Volksgebrauch zu hoch, Mk. 7.80 bis Mk. 10.80 für ein Dutzend Flaschen, aber wo es auf die Kosten nicht so genau ankommt, wird das vortreffliche Genußmittel sehr gut imstande sein, die viel teureren und der Gesundheit so oft nicht zuträglichen Weine zu ersetzen. Zu den Alkoholersatzgetränken gehören außer den Fruchtsäften noch die sehr wichtigen alkoholfreien Biere. Als zuverläßig und wohlschmeckend ist davon besonders das alkohol-

freie Bier von Valentin Lapp in Lindenau-Leipzig erprobt. Der Geschmack ist durchaus bierähnlich, ein wenig mehr als gewöhnliches Bier an Malz erinnernd, er wird aber den meisten mit der Zeit noch angenehmer. Der Preis ist kaum höher als bei gewöhnlichem Bier, der Nährwert höher. Deshalb ist das Lapp'sche alkoholfreie Bier auch ein sehr empfehlenswertes Getränk für Kinder. Jeder Arzt sollte darauf dringen, daß Kindern nur ein solches wirklich alkoholfreies Bier verordnet werde, nicht aber ein alkoholhaltiges Malzbier, wenn es auch nur geringen Alkoholgehalt haben mag. Ich kann mich nicht damit einverstanden erklären, wenn Dr. Rode, Direktor des Seehospitzes Kaiserin Friedrich in Norderney, das Niederrheinische Malzextrakt von C. Schröder in Lackhausen bei Wesel als ein vorzügliches Getränk für Kinder bezeichnet (Sonderabdruck aus dem Zentralblatt für Kinderheilkunde von Dr. Eugen Grätzer, 1897, Nr. 4). Der Gehalt von 1,87% Alkohol ist bei einem Getränk, wovon täglich ein viertel Liter und mehr getrunken werden soll, doch durchaus nicht zu vernachlässigen. Ich schätze das wohlschmeckende Getränk für Erwachsene als ein vorzügliches Stärkungsmittel in der Rekonvaleszenz nach Infektionskrankheiten, nach Influenza, bei Tuberkulose, bei anämischen Männern und Frauen u. s. w. und verordne es gern und oft, aber wenn man sich der unbestreitbaren Wahrheit nicht verschließt, daß der Alkoholgenuß im Kindesalter überhaupt ein für allemal im Interesse der geistigen und nervösen Gesundheit ausgeschlossen werden muß, dann darf man auch nicht Kompromisse schließen und den Teufel „in kleinen Dosen" hereinlassen. Die vortrefflichsten Dinge können schädlich werden, wenn man sie am verkehrten Orte anwendet. —

Bezüglich der Alkoholersatzgetränke haben wir in der Hygieia stets die Meinung vertreten, daß es nicht so sehr darauf ankommt, sich über alle möglichen „Ersatzgetränke" den Kopf zu zerbrechen, sondern vielmehr darauf, die Nahrung so einzurichten, daß das viele Trinken überflüssig wird. Das allerbeste, einfachste und billigste „Ersatzgetränk" ist und bleibt — das Wasser! —

Die Zeitschrift für diätetische und physikalische Therapie, redigiert von E. v. Leyden und A. Goldscheider in Berlin (Leipzig, Verlag von Georg Thieme), enthält im 2. Heft von Originalarbeiten: Die Übung in ihren therapeutischen Beziehungen von Prof. Dr. J. Gad. — Über kineto-therapeutische Bäder von Geh. Med.-Rat Dr. E. von Leyden und Prof. Dr. A. Goldscheider. — Untersuchungen über die Diät bei Hyperacidität von Privatdozent Dr. H. Strauß und Dr. Ludwig Aldor. — Über den Einfluß des Alkohols auf den menschlichen Stoffwechsel von Privatdozent Dr. Rudolf Rosemann. — Die diätetische Behandlung bei nervösen Sprachstörungen von Dr. Hermann Gutzmann. Ferner: Kritische Umschau, eine Reihe von Referaten, über Bücher und Aufsätze, sowie kleinere Mitteilungen und Verschiedenes.

Diät beim Bergsteigen. Über die beim Bergsteigen einzuhaltende Diät finden wir in „The Badminton Library" interessante Mittheilungen. Es ist zweifellos, daß für Jeden ein gewisser Zeitraum nötig ist, um sich an den Wechsel der Diät und einer Umgebung zu gewöhnen. Was die Diät beim Bergsteigen betrifft, so könnte man dieselbe in dem einen Rat zusammenfassen: Iß so gut Du kannst und so viel Du willst. Es ist namentlich viel darüber gestritten worden, ob der Alkohol beim Bergsteigen zuträglich sei oder nicht. Im Großen und Ganzen wird man zweifellos sagen können, daß je weniger Alkohol man genießt, desto besser ist dies, namentlich beim Bergsteigen. Manche haben ein Vorurteil

gegen das Trinken von Gletscherwasser, und es ist natürlich unvorsichtig, viel kaltes Wasser zu trinken, wenn man erhitzt ist, und sich ausruhen will; aber wenn man weitergeht, schadet Wasser, mäßig genossen, nicht im Geringsten. Die beim Bergsteigen verbrauchte Kraft muß auf zweierlei Weise ersetzt werden. Erstens durch das Atmen und zweitens durch das Essen. Der Ermüdete möchte natürlich am liebsten Spirituosen oder wenigstens Getränke haben, da Flüssigkeiten schnell verzehrt werden, und so die gewünschte Erleichterung schnell eintritt. Doch ist diese Wohlthat nur vorübergehend Die Hauptsache für einen Ermüdeten ist Essen. Am besten ist es natürlich. rechtzeitig zu essen, so lange man noch nicht übermüdet ist. Wenn Jemand gänzlich erschöpft ist, thut man am Besten, ihm so lange Ruhe zu gönnen, bis er eine Kleinigkeit essen kann. Sehr ungünstig ist es, einem Erschöpften Branntwein zu geben, dagegen wird etwas Sekt ihm sehr zuträglich sein und Appetit machen. Sehr große Anstrengungen wirken natürlich auch schädigend auf die Verdauung, weshalb ein Tourist, der Abends müde Rast macht, sehr leichte Speisen und gar keinen Wein zu sich nehmen soll. Wenn vor allem der Körper ausruhen soll, ist es schädlich, ihm noch die Verdauung einer schweren Mahlzeit aufzubürden, andererseits wird aber, im Falle, daß gar nichts gegessen wird, das beste Heilmittel, der Schlaf, ausbleiben. Schwacher Thee für diejenigen, die ihn vertragen, und leichte Suppe werden den Schlaf mehr begünstigen als Fleischgenuß, auch heißes Brod und Milch ist ein ausgezeichnetes leichtes Abendessen. Zu warnen ist übrigens auch davor, früh Morgens ganz nüchtern aufzubrechen. Am besten ist warme Speise; sehr gut geeignet zum Frühstück sind auch Chocolade und Milch. Wer früh Morgens keine festen Speisen zu essen vermag, wird sich durch Milch sehr lange widerstandsfähig erhalten. Endlich wird den Touristen empfohlen, stets Chocolade bei sich zu tragen, die ziemlich nahrhaft ist, wenn sie auch selbst nur in kleinen Quantitäten genossen wird, leicht vor dem Überhungern schützt.

Verschiedene Nachtlager. Die Begriffe über gute Nachtruhen gehen bei den verschiedenen Völkern sehr aus einander. Die Europäer und Amerikaner brauchen, um gut zu schlafen, ein weiches Kissen unter dem Kopf. Die Japaner aber legen sich einfach auf eine Matte am Boden und schieben einen Holzblock unter das Haupt. Der Chinese macht mit seiner Bettstelle viel Umstände. Sie muß künstlich geschnitzt sein, ganz niedrig und aus möglichst kostbarem Holze. Aber es fällt ihm nie ein, etwas Bequemes zum Lager hinein zu legen als eine Strohmatte. Im Abendlande verlangt man reichlich Platz zum Schlafen, um sich auszustrecken. Im Morgenlande schläft man meist zum Knäuel zusammengewickelt in der Ecke einer Hängematte. Der rüstige Amerikaner deckt sich mit einem Laken zu und sperrt die Fenster Winter und Sommer weit auf. Es stört ihn nicht, wenn selbst eine leichte Schneedecke auf ihm liegt. Der Russe liebt seine Lagerstätte am liebsten auf dem großen Kachelhofen, der behagliche Wärme ausstrahlt, taucht aber gleich nach dem Erwachen in eiskaltem Wasser unter, ja selbst in zugefrorenen Flüssen nimmt er sein Bad. Der Lappländer kriecht Abends mit dem Kopfe zuerst in einen Sack von Renntierfell und schläft herrlich darin. In Ostindien hat jeder Eingeborene einen Sack, um darin zu schlafen, nur ist er von durchsichtigem Stoff und dient als Schutz gegen die Mosquitofliegen. Der Deutsche liebt ein Federbett über und unter sich. Nur behaupten die Ausländer, in einem deutschen Bett stets an den Füßen zu frieren, weil das Deckbett immer zu kurz sei. So ist es mit dem Schlaf

wie auch mit vielen andern Sachen. Was dem einen unentbehrlich ist zu seiner Behaglichkeit, würde einen andern in seinem Schlaf stören.

„Das Rothe Kreuz", 13.

Neuer Tabak. Es ist unsern Lesern bekannt, daß Herm. Otto Wendt in Bremen Cigarren herstellt, deren Nikotingehalt durch ein von Prof Gerold angegebenes Verfahren chemisch gebunden und dadurch unschädlich gemacht wird. Nun wird nach diesem Verfahren auch Rauchtabak präpariert, über den unser verehrter Mitarbeiter O. J. Bierbaum schreibt:

„Wie lange ist es schon her, daß Sie mich aufgefordert haben, wieder etwas für die Hygieia zu schreiben, und ich habe es nicht gethan. Sie wissen wohl, daß ich es mir immer zur besonderen Ehre schätzen werde, wie an anderen Kunstblättern, so an der Hygieia mitzuarbeiten, diesem Blatt, das sich eigentlich ein Organ für Lebenskunst nennen könnte, aber, um es nur ganz offen zu sagen: es fiel mir nichts Rechtes ein, das für Sie und Ihre Leser gepaßt hätte. Heute habe ich nun wenigstens eine Mitteilung für Sie, die Sie vielleicht an Ihre Leser weitergeben wollen. Es handelt sich um nichts Literarisches und betrifft auch kein neues Impfgift; ich habe weder eine neue künstlerische Richtung, noch einen neuen Bazillus entdeckt, — aber Hermann Otto Wendt in Bremen bringt jetzt auch nikotinunschädlich gemachten Pfeifentabak in den Handel, und ich erfreue mich der stimmungmachenden Pfeife. Das ist ein weiterer Sieg im Kampfe gegen den Teufel Nikotin, dem Hofrat Gerold mit seiner unbezahlbaren Entdeckung die Klauen abgeschnitten hat. Wir armen Nervenkrüppel dürfen nun außer guten unschädlichen Zigarren auch wieder guten unschädlichen Pfeifentabak rauchen und dazu sagen.

Knaster den gelben
Hat uns Wendt-Gerold präpariert.

Mir wird ganz burschikos dabei zu Mute, und ich wünschte blos, es käme auch ein Gerold, dem Teufel Alkohol die gefährlichen Nägel zu beschneiden.

Zoologische Gedächtnißstrophen. Unter diesem Titel finden wir in der in Asuncion erscheinenden „Paraguay-Rundschau", einem Blatte, das sich um die Erhaltung des Deutschtums in Paraguay sehr verdient macht, folgende Verse, die den „Heldinnen der Mode" gewidmet sind:

Der Indier sieht den Kakadu
Auf hohen Bäumeu brüten,
Er kommt auf den Antillen vor,
Sowie auf Damenhüten.

Der Kolibri umflattert gern
Die bunten Wiesenblüthen;
Man trifft ihn in Brasilien an,
Sowie auf Damenhüten.

Die Eidergans dringt südlich vor
Bis in das Land der Jüten,
Sie nistet oft am Kattegatt,
Sowie auf Damenhüten.

Im Nest des Haselhuhnes soll
Der Fuchs bisweilen wüten,
Es hält sich in Gebüschen auf,
Sowie auf Damenhüten.

Auf Ebnen hockt der Pfefferfraß,
Zumal auf sonndurchglüten,
Er zeiget sich in Paraguay,
Sowie auf Damenhüten.

Die Haubenlerche war bekannt
Schon bei den alten Skythen,
Quartiert sich nah den Dörfern ein,
Sowie auf Damenhüten.

Das Krächzen läßt der Arara
Von Keinem sich verbieten,
Man findet ihn in Borneo,
Sowie auf Damenhüten.

Vom Dronte vogel melden uns
Die Forscher blos noch Mythen,
Aus diesem Grunde sieht man ihn
Auch nicht auf Damenhüten.

Personen- und Sachregister

zu

Hygieia, XI. Jahrgang.

